This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

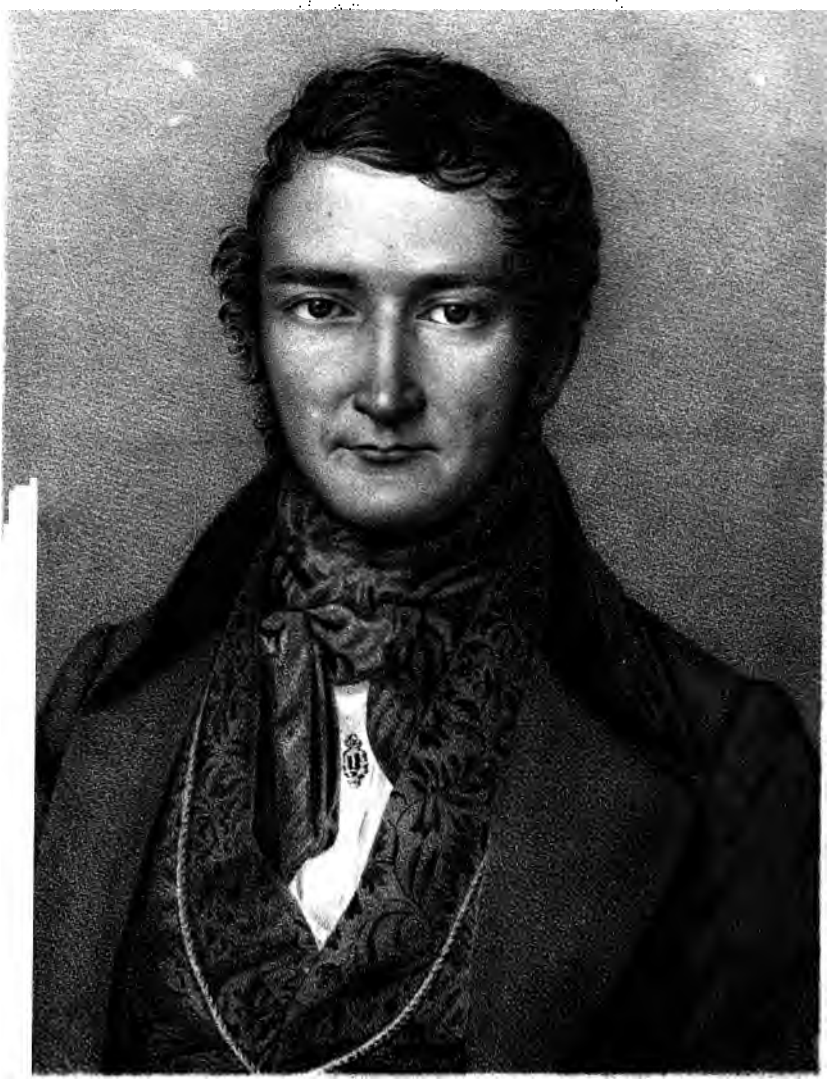
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 477581

1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

6037/L



ANT: GROSS-HOFFINGER.

Lebens-

und

Regierungsgeſchichte

Joſephs des Zweiten

und

Gemälde ſeiner Zeit

von

Dr. A. J. Groß-Hoffinger.

Dritter Band

Geſchichte der Alleinregierung.

Mit dem Portrait des Verfaſſers.

Stuttgart und Leipzig,
Druck und Verlag von L. F. Rieger & Comp.

1836.

DB
74
.G88
V.3

693534-020

Lebens-

und

Regierungsgeſchichte

Joſephs II.

Dritter Band.

☞ Das Portrait des Verfaſſers folgt mit der 2ten Lieferung.

Drittes Buch.

Josephs des Zweiten

Alleinregierung.

Zweite Abtheilung.

I.

Reaction der Kirche.

1781 — 1790.

Erſtes Kapitel.

Widerſtand der höheren Geiſtlichkeit.

Wenn man Joſephs II. großartige Reformen in ihrer impoſanten Geſammtheit würdigt, wie es hier geſchehen iſt, ſo gewahrt man eine ſo vollkommene Einheit, ein ſo geordnetes zuſammenhängendes Ganze, und obgleich die verſchiedenen Theile ſeiner Geſetzgebung das Werk von Mehreren ſind, allen inwohnend eine ſo vollkommene Klarheit eines und deſſelben Grundgedanken, daß man ſich nur mit Mühe überreden kann, dieſe Geſetzgebung ſey durch gewaltige Kämpfe mit widerſtrebenden Elementen dem Zeitalter aufgedrungen worden. Joſephs große Idee der Reform erſcheint hier ſo leicht und vollkommen verwirklicht, als wäre ſie nur ein kühn gezeichnetes Schriftſtellerprojekt in ein leicht verfaßtes Buch auf dem Papiere allein realiſirt, und kein wirkliches in Kraft lebendes Geſetz, dem zwanzig Nationen ihre Kräfte leihen mußten. Prüft man die Idee dieſes Werkes in ihrer mächtigen Bedeutung und das Werk ſelbſt in ſeiner Gelungenheit, ſo weiß man nicht, was mehr zu bewundern iſt: die künſtleriſche Kühnheit des Gedankens, die Erhabenheit und Schönheit deſſelben,

oder die Götterkraft des Werkmeisters, mit welcher er alle Schwierigkeiten besiegte, allen Gefahren trozte, und welche ihn nicht eher verließ als bis auf dem Schlußstein seines Gebäudes seine menschliche Natur erlag.

Wir haben das Werk in seiner Vollendung völlig ausgebaut vor unseren Augen gesehen, und die Verdienste der Anlage gewürdigt, wir wollen nun die Geschichte der Arbeit selbst liefern, um zu ermessen, in wiefern die kräftige Ausführung dem kräftigen Plane entsprach. Wir haben den Riß des Bauwerks gesehen; wir wollen nun den Werkmeister selbst erblicken, wie er gleich Romulus mit dem Schwert in der Hand selbst Hand anlegte, einen Stein an den andern fügte und das Werk der Civilisation gegen die ihn allseits umgebenden Gräuel der Wildniß vertheidigte. Wir wollen die Feinde sehen, welche den großen Mann, mit allen Waffen des Hasses bewehrt, umgaben und ihn an seinem Werke zu hindern strebten. Und wenn wir gerecht seyn wollen, werden wir unter diesem eben so viele Edle finden, welchen das Gemeinwohl eben so theuer war, wie dem strengen Reformator, und eben so viele böswillige Egoisten, deren es in jedem Zeitalter stets eine große Anzahl gibt, die bereitwillig sind, um dem kleinsten persönlichen Vortheil das Glück ihrer Zeitgenossen freventlich in die Schanze zu schlagen.

Die gewaltigsten Gegner, welche Josephs II. Reformen den ersten und kräftigsten Widerstand leisteten, waren die Mitglieder der hohen Geistlichkeit, meist treue Anhänger des römischen Hofes. Ihr Chorführer war der Kardinal

Graf Migazzi, der schon bei Lebzeiten Maria Theresiens dem Neuerungsgeiste ihres Sohnes entgegenwirkte, und obgleich anfangs ein Feind der Jesuiten und thätig bei ihrer Aufhebung, dennoch später durch veränderte Interessen gleich dem Oberhaupte der Kirche selbst zur Einsicht gebracht wurde, daß sowohl dieses, als die ganze Geistlichkeit durch ihren Sturz eine mächtige Stütze des Ansehens vor dem Volke verloren hatte. Sie hatten sich gleich unmündigen, nach Freiheit strebenden, aber noch unbehilflichen Kindern mit Eifersucht eines verhaßten Hofmeisters entledigt, dessen Anleitung sie nun, von der Brandung stürmischer Zeitwogen ergriffen, schmerzlich vermißten; die gemeinsame Gefahr bewog sie nun instinktmäßig an einander zu halten, und wie der Papst den Erzbischof von Wien Graf Migazzi durch Verleihung der Kardinalswürde verpflichtete, so dankte der Geehrte durch Beschützung des päpstlichen Ansehens in der Monarchie und durch Beängstigung des zarten Gewissens der Kaiserin, wenn sie Miene machte, den Rathschlägen jener aufgeklärten großherzigen Männer zu folgen, welche das Heil der Monarchie nur in völliger Umstaltung seiner kirchlichen und legislativen Verhältnisse erblickten und später Josephs intimen Rath bildeten.

Allein trotz seiner eifrigen Bemühungen, griff selbst schon unter der Regierung der Kaiserin ein gefährlicher Geist um sich, dem bei Antritt der Regierung Josephs neue gewaltige Schwingen aus der Herrscherkraft und den persönlichen Gesinnungen des Kaisers erwuchsen. Der Graf Migazzi, gereizt von seiner Faktion, glaubte daher nun seine Anstrengungen verdoppeln zu müssen, und that dieß mit so vieler Unumwundenheit, daß er gleich anfangs mit dem Monarchen

in lebhaften Streit gerieth. Die erſte Gelegenheit zu deſſen ernſtlichem Ausbruch gaben die Unruhen, welche zu Brünn aus Anlaß der Lehren des Janſeniſten Melchior Blaarer, Direktor des dortigen Seminariums, ausbrachen, welchen ſchon die Kaiſerin begünſtigt hatte. Nachdem ſich gegen dieſen Feind der Jeſuiten vergeblich heimliche Anklagen erhoben hatten, erkühnte ſich der Exjeſuite Schubik ſeinen Feind von der Kanzel herab öffentlich anzugreifen und gegen den Geiſt ſeiner Lehren und ſeine Schmeichelei der weltlichen Macht, die ſelbſt im Argen liege, zu eifern. Der Beichtſtuhl, deſſen man ſich zugleich zur Anfeindung des Janſenism bediente, vollendete das Werk der Aufregung unter einem leicht bethörten Volk. So kam es bis zu einer förmlichen Inquiſition gegen die Lehrer des Seminariums und zu der bedenklichſten Bewegung der Gemüther. Der Erzbiſchof von Wien ſelbſt nahm den thätigſten Antheil an dieſem Vorfall zu Gunſten der aufwiegelnden Jeſuiten, allein Kaiſer Joſeph hatte nicht ſo bald Nachricht davon erhalten, als er eine ſtrenge Unterſuchung einleiten ließ, welche die ganze Schuld des Erzbiſchofs aufdeckte und den Kaiſer bewog in einem Dekret vom 5. Mai 1781 ihm einen Verweis zu geben, worin er ihn »einen Unruhſtifter unter den Biſchöfen, einen Verfolger redlicher Prieſter, und einen Feind guter Grundſätze« nannte. Um den kühnen Erzbiſchof noch mehr zu demüthigen, verlangte der Kaiſer von ihm Rechenſchaft über die Verwaltung ſeines eigenen Prieſterhauſes, welche nicht in der beſten Verfaſſung geweſen ſeyn mag, da man die redliche Verwendung einiger bedeutenden Vermächtniſſe in Zweifel ziehen durfte [1]). Zugleich wurde

[1]) Nouvelles ecclesiastiques p. l'année 1781. p. 189. Nach denſelben hatte der Kardinal ein Vermächtniß der Fürſtin von

derſelbe Blaarer, den Migazzi ſo eifrig verfolgte, nach Wien berufen, um die Oberaufſicht über dieſes Prieſterhaus zu übernehmen [1]).

Von dem Augenblick an war offener Krieg zwiſchen dem Kaiſer und dem Erzbiſchof, und auf beiden Seiten verfolgte man ſich mit einer Animoſität, die der Welt ein ärgerliches Beiſpiel der unangemeſſenſten Zwietracht gab. Der Kaiſer begünſtigte die Verbreitung der nachtheiligſten Gerüchte über den Charakter und das perſönliche Leben des Kardinalerzbiſchofs; der Kardinalerzbiſchof rächte ſich dafür dadurch, daß er die Kirche und Religion in Gefahr erklärte, und wie in Tagen der äußerſten Bedrängniß eine »geiſtliche Retraite« zum Behuf frommer Uebungen für die Prieſterſchaft ſeiner Diözeſe ausſchrieb. Sie verſammelte ſich auf ſeinem Gute St. Veit bei Wien, wo er ſie ziemlich ſchlecht logirte und dadurch einigen Mitgliedern Anlaß gab zu üblen Nachreden, welche Sr. Eminenz die eigene Gemächlichkeit in den weitläufigen Apartements ſeines Schloſſes und die Beſuche von Damen ſehr zum Vorwurfe machten. Hier empfingen die Landpfarrer und Vikare von Exjeſuiten Unterricht über ihre Pflicht des Gehorſams gegen die Kirche, und der Erzbiſchof legte ihnen Fragen vor, die eben ſo verfänglich als beleidigend für den Kaiſer waren. So ſoll er die Frage aufgeworfen haben, »ob es erlaubt ſey, für den Kaiſer zu beten und ſeiner im Meßkanon zu gedenken?« — welche Erlaubniß — da der

---

Lichtenſtein von 24,000 fl. und ein anderes des Weihbiſchofs Marxen im Betrag von mehreren hundert Dukaten dem Seminarium entzogen.

[1]) Ibid. den 27. Nov. p. 189.

Kaiſer nicht gekrönt ſey, nur darum gegeben wurde, weil er der Sohn Maria Thereſiens ſey [1]).

Noch auffallender zeigte der Kardinal ſeinen Unmuth bei Gelegenheit einer Proceſſion, der er zu Fuße beiwohnte, indem er mit einem Roſenkranz verſehen, dem Volke ſeinen Segen austheilte und laut äußerte, daß die Kirche verfolgt werde und gegen die weltliche Macht nur der Beiſtand des Himmels übrig ſeye [2]).

---

[1]) Die Nouvelles ecclesiastiques, welche vielleicht etwas partheilich ſind, berichten hierüber folgendes: Il demande s'il est permis de prier pour l'empereur et de le nommer dans le Canon de la messe. Sans attendre la reponse il ajouta: J'avois procuré à feue l'imperatrice un privilége papal á ce sujet et par condescendance j'ai bien voulu que son epouse en profitat; mais Joseph n'etant pas couronné, n'ya aucun droit; je permets néans moins qu'on le nomme comme fils de celle pour qui j'avois obtenu cet privilége. Ibid. p. 190.

[2]) Cette scéne fut suivie d'une seconde qui tendoit également à jetter de la poudre aux yeux des ignorans et des superstitieux par une vaine ostentation de devotion et a se dedommager ainsi du mepris qui sèst attiré de la part de tous les gens sensés et eclairés tant du clergé qui du grand monde et de la cour. M. Migazzi suivit à pied la procession qui se fait à une demie lieue de la ville, un grand chapelét à la main, donnant de la droite d'amples bénédictions et disant à tout le monde que l'eglise etoit persecutée et en grand danger, que les puissances temporelles mettoient la main à l'encensoir, quil ne lui restoit dautre fonction que de bénir son peuple, de prier Dieu, et d'élever ses mains vers le ciel. Ibid. l. c. p. c.

P. Wolf macht hierüber in ſeiner Geſchichte der kirchlichen Veränderungen, S. 256 folgenden Ausfall: Als in Frankreich unter Heinrich IV. die Liguiſten raſeten, hatte der berüchtigte Biſchof von Senlis, Wilhelm Roſe, die nämliche Rolle geſpielt. Heuchler und Fanatiker führen immer die Religion im Munde, ſo wenig ſich auch im Uebrigen ihr Wandel mit wahrer Frömmigkeit vereinigen läßt. So mußte z. B. ſehr auffallen, den Erzprieſter von Oeſtreich mit Roſenkränzen öffentlich vor dem

So sehr indessen der Sekten-Haß und die Verläumdung müßiger Köpfe den Kardinal der Heuchelei und niedriger Denkungsart beschuldigten, so geht doch aus seinen Handlungen hervor, daß er vielen wahren Eifer besessen und wenn auch nicht frei von menschlichen Schwachheiten, dennoch mehr von wahrer Anhänglichkeit an die kirchliche Gemeinsache als von Privatrücksichten sich leiten ließ. Selbst der kleine Grad von Geduld, welchen ihm gegenüber der Kaiser bewies, zeugt davon, daß der leidenschaftliche Tadel, der ihn traf, weit weniger gerecht war, als es scheinen mochte, und daß man an dem Kardinal eher einen schwärmerischen Eiferer für die Hierarchie, als einen leicht zu befriedigenden Egoisten zu fürchten hatte. Immer waren es Angriffe auf die Rechte der Kirche, welche sein heftiges oft unbesonnenes Gegenwirken hervorriefen. Das Gerücht von der Absicht des Kaisers, alle Verbindung der erbländischen Mönche mit ihren ausländischen Oberen aufzuheben, wodurch aller Einfluß des römischen Hofes und der Jesuiten aufhöre, erregte seinen Eifer zu einer kühnen leidenschaftlichen Vorstellung an den Kaiser, die dieser eben so gereizt, wie es hieß, in einer von ihm verfaßten, durch

---

Volke erscheinen zu sehen, da es von der andern Seite kein Geheimniß war, daß er die Freuden der großen Welt in ihrer ganzen Fülle genoß. Man lachte über ihn, wenn er an den kostbaren Gastereien, die er in seinem Pallaste in Wien, oder auf seinen Landhäusern anstellte, den Gästen von den Fatiken erzählte, die er um der Religion willen ausstände, und man fand es wenigstens sehr übertrieben, daß er sich, wenn er einer halbständigen Procession zu Fuße beiwohnte, an der Station in den Staatswagen heben, in seine Residenz zurückführen, und die Besuche aus dem Grunde abschlagen ließ, weil er sich zu stark angegriffen hätte."

einen hohen Beamten herausgegebenen Schrift beantwortete [1]). Die Fruchtloſigkeit dieſer Vorſtellung, ſchreckte ihn jedoch nicht ab, jede Gelegenheit zur Vertheidigung des Mönchthums, gegen welches der Kaiſer täglich feindſeligere Geſinnungen zeigte, zu ergreifen, was er mit beſonderer oratoriſcher Kunſtfertigkeit und lebhaftem Eifer that, als man mit Bewilligung der Cenſur eine Schrift des Hofraths Born öffentlich verkaufte, worin dieſer eine Naturgeſchichte der Mönche in der Art lieferte, wie die Gelehrten jene der Inſekten zu ſchreiben pflegen [2]). Der gelehrte Kardinal bemühte ſich in ſeinem Geſuch [3]) um das Verbot dieſes Libells das Anſehen und den Nutzen der Mönche hiſtoriſch und theologiſch um ſo nachdrücklicher zu beweiſen, da der Kaiſer damals damit umging, verſchiedene Mönchsorden bloß aus dem Grunde aufzuheben, weil ſie wegen ihres bloß beſchaulichen Lebens zum Beſten des Nächſten und der bürgerlichen Geſellſchaft nichts Sichtbarliches beitrügen [4]). Er fing ſeine abentheuerliche Argumentation in einer Weiſe an, die auf den Kaiſer einen von jenem ganz verſchiedenen Eindruck gemacht haben muß, welchen der Kardinal beabſichtigte:

»Allergnädigſter Herr! Ich müßte zu weitläufig ſeyn, »wenn ich Ew. Majeſtät alle die Lobſprüche anführen wollte,

---

[1]) S. das Archiv der Urkunden ꝛc.

[2]) Specimen Monachologiae secundum methodum Linnaeanum Teutſch unter dem Titel: Naturgeſchichte des Mönchthums.

[3]) S. dieſes in P. Wolfs Geſchichte der kirchlichen Veränderungen unter Joſeph II. S. 270 — 278.

[4]) S. Samml. der k. k. Geſ. ꝛc. Th I.

»womit erlauchte und fromme Väter zu allen Zeiten die »Regularorden beehrten und anempfohlen haben. Ciprian »nennt die heiligen Jungfrauen eine Blüthe der kirchlichen »Pflanzen, eine Zierde der Gnade des heiligſten Geiſtes, »und den edlen Theil der chriſtlichen Heerde. Gregor von »Nazianz, wenn er für Mönche redet, gibt ihnen das Zeug»niß, daß ſie mit dem Eifer ihres Gebots, und mit dem »Verdienſte ihrer Tugenden, dem Chriſtenvolke zur Ehre, »der Kirche zur Grundveſte und Säule, dem Glauben zur »Krone, und allen zur Stütze des Ganzen ſind. Hieroni»mus ſchreibt: Die Chöre der Mönche und geiſtlichen Jung»frauen ſind gleich ſeiner Blüthe, gleich dem köſtlichen Steine »unter den Kirchenzierden. Fleury ſchreibt: Der vernünf»tige Leſer wird ſich nie zu viel wider die unſeligen Mei»nungen der Proteſtanten und der böſen Katholiken bewah»ren können. Der Name Mönch iſt ihnen ein Schandname, »wie es den Heiden der Name Chriſt war. Man ſagte: »Dieſer redliche Mann! o wenn er nur kein Chriſt wäre! »Man hält die Mönche für ungelehrt, ſchilt ſie abergläubiſch »gleisneriſch, geizig; wagt es, vermeſſen genug, von den »größten Männern nicht anders zu reden, und ſtellt ihre »ruhmwürdigſten Handlungen aus einem verächtlichen Geſichts»punkte auf. Aber ihr, die ihr in dieſer Geſchichte die »Lehren derſelben, und ihren Wandel geſehen habet, ver»geſſet nicht, daß Baſilius und Chriſoſtomus das »Mönchsleben nicht nur geprieſen, ſondern ſelbſt ergriffen »haben. Urtheilet nun ſelbſt, ob dieſe ſchwache Geiſter waren.«

Ohne ſich auf Beantwortung dieſer ſcharfſinnigen Beweisgründe einzulaſſen, fand es Joſeph für gut der von

ihm geſtatteten größeren Preßfreiheit zu Gunſten der Mönche keine Schranken zu ſetzen, da er ſelbſt das Ungemach derſelben unbefangen erduldete.

Die Abneigung des Kardinals, welche er gegen die Reformen Joſephs fühlte, erhielt nicht geringen Zuwachs, als dieſe ſich ſchmälernd auf ſeine eigenen Glücksgüter erſtreckten und das Geſetz, daß kein Biſchof mehr als Eine Pfründe beſitzen ſollte, ihn des reichen Bisthumes Weizen beraubte. Vergebens unterſtützte die ungariſche Hofkammer [1]) ſeine dringenden Gegenvorſtellungen an den Kaiſer; dieſer blieb unerſchütterlich bei ſeiner neuen Regel, von der er keine Ausnahme geſtattete, und beantwortete das Geſuch mit lakoniſcher Kürze durch eine motivirte Abweiſung [2]), welche um ſo beleidigender für den Biſchof war, da man es ihm freigeſtellt hatte, die Pfründe in Wien, oder jene von Weizen aufzugeben. Nach ſolchen Vorfällen wuchs die Unzufriedenheit des Kardinals ſo ſehr, daß er ſich am Ende weigerte, bei Hofe zu erſcheinen, unter dem Vorwande, von ſeinem geſchmälerten Einkommen den Aufwand der Etikette nicht beſtreiten zu können, was der Kaiſer ihm auch nicht zur Pflicht machte.

Zweites Kapitel.

Widerſetzlichkeit der ungariſchen Biſchöfe. — Des Kurfürſt von Trier Vorſtellungen.

Dieſelben Urſachen brachten bei den Biſchöfen der Provinz dieſelben Wirkungen hervor; das Beiſpiel Migazzis

[1]) S. Archiv der Urkunden.

[2]) S. d. teuſch. Zuſchauer ꝛc. Band III. Heft VII. S. 3 u. f.

unterſtüzte dieſelben. Ungarn, vermöge ſeiner abſurden Landesverfaſſung, am wenigſten unter allen Provinzen für die Reformen empfänglich, lehnte ſich zuerſt gegen die kirchlichen Veränderungen auf. Die dortigen Biſchöfe beriefen ſich, als Stände des Reiches, auf ihnen zukommende Prärogative und Freiheiten, welche Joſeph II. nicht anerkannte, da er die Konſtitution des Landes zu beſchwören ſich wohl gehütet hatte. Graf Bathyany, Kardinal und Erzbiſchof von Gran, ſtellte ſich an die Spitze der unzufriedenen geiſtlichen Magnaten und trug kein Bedenken, die Publikation der kaiſerlichen Verordnungen in Kirchenſachen als »ſeinem Gewiſſen« — wie Andere hingegen wohl mit Unrecht verſicherten ſeinem Vortheil — widerſtreitend, zu verbieten und ihre Vollziehung zu hindern[1]). In ſeiner ſtolzen Vorſtellung brachte er dem freidenkenden Kaiſer das Beiſpiel des heiligen Stephan in Erinnerung, ſuchte das, durch ein mehrhundertjähriges Herkommen geheiligte Recht der Biſchöfe, in Kirchenſachen Alles zu entſcheiden, zu beweiſen, berief ſich auf eine Kirchenverſammlung, beſtritt die Rechte des Kaiſers, ſeine Regierungsgewalt über das Politiſche hinaus auszudehnen[2]), tadelte mit gründlicher Gelehrſamkeit die Beſchlüſſe des Kaiſers und überhäufte die Räthe deſſelben mit Schmähungen. Da ſich Bathyany beſonders gegen die anbefohlene Unterdrückung der bulla unigenitus auflehnte, ſo ward er wegen dieſer Vorſtellung, die man durch den Druck zu verbreiten ſuchte, beſchuldigt, ein blindes

---

[1]) Nouvelles ecclesiastique. p. l'année 1782. p. 93.

[2]) Ein Auszug aus dieſer Vorſtellung befindet ſich in Wolfs Geſchichte der kirchl. Ver. S. 284.

Werkzeug der Jesuiten zu seyn, welche seine Protestation abgefaßt hätten. Den meisten Widerstand fanden Josephs Toleranzgesetze in Ungarn, wo sich der Bischof von Stuhlweissenburg erdreistete, eine äußerst vehemente, ganz von Fanatismus durchdrungene Vorstellung gegen dieselben an die königliche Statthalterei in Preßburg zu richten [1]). Allein alle diese Vorstellungen hatten keinen andern Erfolg, als daß der Kaiser sich in Beantwortung derselben in Erörterungen einließ, die keineswegs den Gesinnungen seiner Gegner entsprachen. Die unfruchtbarsten Streitigkeiten wurden von Seiten Josephs auf dem Boden der gesunden Vernunft, von Seiten der Bischöfe auf dem theologischer Gelehrsamkeit und des herkömmlichen Glaubens geführt, ohne daß dadurch die Absichten dieser, noch die Werke des Kaisers sonderlich gefördert worden wären. Das Schlachtfeld blieb streitig bis ans Ende des Kampfes, den eine höhere Macht entscheiden sollte [2]).

Der allgemeinen Opposition der höheren Geistlichkeit schloß sich auch der Kurfürst von Trier an, der sich in der febronianischen Streitigkeit durch Unterstützung der Parthei der Kurialisten, einen seiner neuen Unternehmung würdigen Ruf erworben hatte. Ein Exjesuite, Namens Beck, leitete durch seinen Rath alle seine Handlungen und unterstützte ihn bei Abfassung jener merkwürdigen Briefe, durch welche der Kurfürst, mit den Belohnungen und Strafen der Ewigkeit

---

[1]) S. Archiv der Urkunden ꝛc.
Schlözers Staatsanzeigen d. B. III. Heft XII. S. 441—479.

[2]) In welcher Weise der Kaiser die Vorstellungen, welche man ihm machte, zu widerlegen pflegte, wird aus seinen Briefen ersichtlich. Vergl. d. im Archiv der Urkunden ꝛc.

ermunternd und drohend, ſo leicht zu bekehren hoffte wie einen ſeiner, vom Geiſte der Zeit angeſteckten Weihbiſchof, den er zum Widerruf vermocht hatte [1]). Seine Vorſtellungen waren beſonders gegen das placitum regium gerichtet, das er als einen Eingriff in die Rechte der Kirche darzuſtellen bemüht, da dieſes doch nur beſtimmt war, Eingriffen in die Rechte des Landesfürſten vorzubeugen. Die Verfügungen wegen der Bullen Unigenitus und in coena Domini wurden ebenfalls, doch mit Schonung angegriffen, und das ganze Aktenſtück unter Begleitung eines Billets, worin es hieß, daß der Erzbiſchof weſentlich beſorgt ſey, hinſichtlich der großen Gefahren, welcher die Seele des Monarchen ausgeſezt ſey — an den Kaiſer geſchickt (2. Juni 1781). Dieſer antwortete mit vieler Bonhomie, die ihm gemachten Vorwürfe gründlich widerlegend; als aber der Kurfürſt durch den ſchalkhaften Ton des kaiſerlichen Schreibens wenig erbaut, ſich nicht zufrieden geben wollte, beendigte der Monarch den Streit mit einem lakoniſchen Billet vom 1. Nov. 1781. »Ihre Briefe, ſchrieb er unter Anderem, »ſind ganz tragiſch, die meinigen ganz komiſch und obſchon Thalia und Melpomone als Schweſtern auf dem Parnaſſe nicht immer gut zuſammengehen, ſo erlauben Sie mir doch den Zeitpunkt zu erwarten, wo unſere Schweſtern ſich näher verbinden [2]).«

---

[1]) S. dieſen Briefwechſel im Archiv der Urkunden ꝛc.; vergl. Acta historico-ecclesiastica nostri temporis.

Wolf, Geſch. der k. V. S. 304.

[2]) S. Archiv der Urkunden und die Observations philosophiques sur les principes adoptés par l'empereur dans les matières ecclesiastiques p. 149., welche dieſe Korreſpondenz näher beleuchten.

Außer jener Parthei der höheren Geistlichkeit, deren Widerspenstigkeit so eben gewürdigt worden, gab es jedoch noch eine andere, welche den Kaiser in seinen Werken unterstüzte und den Intriguen der anderen Parthei entgegenarbeitete. So wie diese, sandte sie Hirtenbriefe an ihre Untergebenen aus, welche sie über ihre Pflichten belehrten. Während ihre Gegner kirchlichen Gehorsam und treue Anhänglichkeit an den Papst empfahlen, bemühten sich diese, den Pfarrern ihre Pflichten gegen das Vaterland und ihren Kaiser einzuprägen und die geläuterten Religionsansichten desselben unter ihnen zu verbreiten. Unter diesen Bischöfen erwarben sich den besondern Beifall des Monarchen die Bischöfe von Königgrätz und Laibach, welche die Toleranz zu befördern strebten. Der Hirtenbrief [1]) des ersteren wurde auf Befehl des Kaisers im ganzen Lande bekannt gemacht, weil er vollkommen übereinstimmte mit seinem religiösen Duldungssysteme. Es wurde darin den Pfarrern verboten, Kontroverspredigten zu halten, Büchernachsuchungen in den Häusern anzustellen, die Sterbenden mit Bekehrungsversuchen zu beunruhigen, in Umtriebe sich einzulassen, oder in irgend einer Weise die Freiheit des Gewissens zu beschränken. Der Hirtenbrief des Bischofs von Laibach war noch wichtiger, denn er schlug die Gegner des Kaisers mit ihren eigenen Waffen, widerlegte ihre theologischen Beweisgründe, und rechtfertigte die Reformen des Kaisers historisch und kirchenrechtlich, indem er nachwies, wie in allen Zeiten und mit vollem Rechte die

[1]) S. Archiv der Urkunden. — Wolf, Gesch. Acta hist. eccles. nost. temp. Th. LVII. S. 117.

landesfürſtliche geſetzgebende Gewalt gegen die Anmaßungen der Päpſte wahrgenommen worden ſey. Dieſen beiden eifrigen Freunden des Kaiſers, ſchloß ſich auch der Erzbiſchof von Salzburg Hieronymus an, der gleich ihnen, einen Hirtenbrief, in demſelben Geiſte verfaßt [1]), an die Untergebenen ſeines Sprengels erließ. Er eiferte gegen unnütze Verſchwendung der Kirchengewalt, welcher Joſeph Schranken ſezte, und andere Uebelſtände, die der Kaiſer abgeſtellt wiſſen wollte, verſah ſeine Behauptungen mit Citaten aus den Schriften heiliger Autoren und empfahl jene geläuterte, von abgeſchmacktem Prunke und heuchleriſcher Förmlichkeit entfernte Religioſität, zu der ſich die Beſſeren des Zeitalters ſchon zu bekennen ſchienen. Der Kaiſer fand ſo großes Wohlgefallen an dieſem Hirtenbrief, daß er ihn in mehrern tauſend Abdrücken verbreiten ließ, denn wenn auch die Sprache dieſer Produkte geiſtlicher Beredtſamkeit ſich nicht immer durch geſchmackvollen Styl und klare Einfachheit empfahl, ſo übte ſie doch, durch die theologiſche Beweiskraft der darin enthaltenen Citate, auf die Vorurtheile des Klerus einen weſentlichen Einfluß aus.

So wirkten die Häupter der öſterreichiſchen Kirche verſchiedenartig auf Volk und Prieſterſchaft und vermehrten beiderſeits die Unruhe und Zweifelſucht der aufgeregten Gemüther.

---

[1]) S. Archiv der Urkunden. — Schlözers Staatsanzeigen Band II. Heft V. S. 56 u. f.; Acta historico-eccles. nostri temporis Th. LXII. S. 697. u. f. Th. LXIII. S. 939. u. f.

Drittes Kapitel.

Unzufriedenheit des römischen Hofes. — Vorbereitungen zur Reise nach Wien.

Es war leicht vorauszusehen, daß die Zwistigkeiten des Kaisers mit seinen Bischöfen zu Mißhelligkeiten mit dem römischen Hofe führen mußten, besonders da die beiderseitige Verstimmung seit Jahren andauerte. Josephs kirchliche Reformen hatten die Haupttendenz: die kirchliche Oberherrlichkeit des Papstes in seinen Ländern zu stürzen und bewerkstelligte dieß durch Einführung des placiti regii, das Verbot des Rekurses nach Rom in Ehedispensen, die erwähnten Verbote der bulla in coena domini und der Unigenitus Constitution, die Befreiung der Büchercensur aus den Händen der Geistlichkeit und Entfernung der hildebrandischen Legenden aus den Brevieren und Ritualien. Diese Maßregeln verbreiteten in Rom die äußerste Bestürzung, denn sie waren nicht so sehr dem Christenthume gefährlich als den Finanzen des römischen Hofes, der wohl einsah, daß er trotz seiner himmlischen Bestallung hauptsächlich nur durch die gewöhnlichste aller Regierungskräfte, das Geld, die Christenheit beherrsche. Die Beschränkung der weltlichen Macht des kirchlichen Oberhaupts war eine Todesgefahr für seine Existenz, denn wenn die Maßregeln Josephs Nachahmung fanden, so würde schwerlich der alsdann verarmte Bischof von Rom, jenes hohe Ansehen und jene Macht über die

Gemüther haben behaupten können, welche zu verschiedenen Zeiten Könige und Kaiser seinem Pantoffel unterwarf. Zugleich schien das Prinzip der Unfehlbarkeit der Kirche so unzertrennlich von der katholischen Religion, daß es ausgemacht schien, die Reformen Josephs würden ein neues Schisma provoziren. Ein panischer Schrecken ergriff daher zu Rom alle Gemüther und brachte alle Kabalen der am dortigen Hofe herrschenden Partheien in Bewegung. Der fromme treuherzige Bischof, persönlich unfähig seine kirchliche Gewalt zu politischen Machinationen zu mißbrauchen und festiglich an seine eigene Unfehlbarkeit glaubend, ward durch die nachgiebige sanfte Beschaffenheit seines harmlosen Gemüthes um so sicherer ein Werkzeug der Umtriebe geheimer und öffentlicher Partheien an seinem Hofe, worunter die der Jesuiten sich der besondern Ergebenheit des, ihre Aufhebung bereuenden Papstes versichert hatten. Von allen Seiten wurde seine Langmuth nun bestürmt, sich den Reformen des kühnen Kaisers zu widersetzen, von allen Seiten liefen Klagen ein über seine angeblichen Willkürlichkeiten und ketzerischen Grundsätze, die meisten aus des Kaisers eigenen Staaten. Die österreichischen Mönche verlangten hinsichtlich der unterbrochenen Ordensverbindung mit ihren auswärtigen Oberen Verhaltungsregeln und man brachte den Papst dahin, ihnen zu antworten: »Seyd eurer Pflichten eingedenk!« — eine verständliche Ermahnung zur Auflehnung gegen die kaiserlichen Verordnungen. Allein der gegen den Kaiser feindselig gesinnte Parthei genügte dieß nicht; sie wollte kräftigeren Widerstand. Es entstand unter den Kanzleibedienten der apostolischen Kammer, die sich in ihren Einkünften verkürzt

ſahen, eine außerordentliche Bewegung; die erſchrockenen Ordensgenerale warfen ſich dem Papſte zu Füßen und flehten ihn um ſeinen Beiſtand an. Pius verſprach ihnen mit vieler Hoffnung die kräftigſte Verwendung und ſchrieb dem Kaiſer ein weitläufiges Breve [1]), in welchem er ihn mit eben ſo vieler Beredtſamkeit als Emphaſe beſchwor, Alles beim Alten zu laſſen; allein Kaiſer Joſeph antwortete, daß er keines Rathes in Sachen ſeiner eigenen Staaten und Unterthanen bedürfe. Nun erneuerten ſich die Klagen und Beſchwerden der Klöſter, deren Unterthanspflicht mit dem Ordensgelübde in Konflikt gerathen war, und welche nun in den Papſt drangen, entweder die Sache bei dem Kaiſer zu vermitteln oder ſie ihrer Gehorſamseide zu entbinden. Während Pius noch ſchwankte und überlegte, was nun zu thun ſey, langte jedoch in Rom ein Kurier an, welcher die Nachricht brachte, daß der Kaiſer um das zärtliche Gewiſſen der Mönche zu beruhigen, bereits allen Biſchöfen befohlen habe, die Regulargeiſtlichkeit ihrer Diözeſen von dem Gehorſamsgelübde gegen ihre Oberen zu entbinden. Bald darauf verlangte Hrzan im Namen des Kaiſers die Beſtätigung aller bisherigen Verordnungen in Kirchenſachen, was den Pabſt nicht wenig beängſtigte. Die Unſchlüſſigkeit deſſelben wuchs bis zur äußerſten Verlegenheit, als der Kaiſer endlich gar ein päpſtliches Indult oder Ermächtigung zur Wahl der lombardiſchen Biſchöfe verlangte. Zögernd und ſcheinbar nachgiebig ſuchte er nun den Kaiſer hinzuhalten, während der Nuntius,

[1]) Dieſes Breve, deſſen Wolf und der Verf. der Lebens- und Regierungsgeſchichte Pius VI. erwähnen, iſt nie öffentlich bekannt geworden.

Graf von Garampi sein Interesse am Wiener Hofe vertrat. Dieser überreichte am 12. Dezbr. 1781 dem Staatskanzler Fürsten Kaunitz eine Note[1]), worin er dem Kaiser in Bezug auf seine Verordnungen, hinsichtlich der Klöster, sehr unehrerbiethige Vorstellungen machte. Diese fingen mit der Bemerkung an, daß die Macht eines Souveräns in Kirchensachen beschränkt und er nicht berechtigt sey, Ordensvorschriften aufzuheben. Der Kaiser zögerte nicht, diese Note durch eine später zum Gesetz erhobene genaue Bestimmung der Grenze zwischen der geistlichen und weltlichen Macht zu beantworten[2]). In demselben wurde erkannt, daß die Abstellung der Mißbräuche in der Kirchenzucht dem Landesfürsten zukäme, was von den Anhängern Roms heftig bestritten wurde, da nur die Kirche beurtheilen könne, was Mißbrauch und der Kirche und Religion schädlich sey[3]). Die Autorität des Fürsten sey, sagte diese Parthei, vollkommen null und nichtig, in kirchlichen und religiösen Angelegenheiten, in jedweder Meinungssache, kurz, in allen Dingen, welche nicht dem Naturrecht widerstreiten. Dagegen hieß es in jener Note, daß sich die oberherrliche Gewalt des Kaisers über Alles in der Kirche erstrecke, was in derselben nicht von göttlicher, sondern nur von menschlicher Erfindung und Einsetzung sey. Was die Gewissensdespotie beträfe, deren man den Kaiser beschuldige, so versicherte Kaunitz im Namen des Kaisers allerdings etwas

---

[1]) S. das Archiv der Urkunden.

[2]) S. das Archiv der Urkunden u. d. 2ten B. der Gesch.

[3]) Cést au Pape et à l'eglise à juger de ce qui peut interesser le dogme et la discipline V. Observations philos. sur les principes observés par l'empereur dans les matiéres ecclesiast. p. 142.

naiv, daß es Jedermann, der die Befolgung der kaiſerlichen Verordnung für unerträglich mit ſeinem Gewiſſen halte, frei ſtehen ſolle, ſich aus dem Lande zu entfernen. Im Uebrigen ſey der Rekurs der Biſchöfe an den Papſt nichts als ein alter Mißbrauch, da ihnen von jeher das Recht zugeſtanden, über jene Angelegenheiten, welche die kaiſerlichen Verordnungen berührten (Ehedispenſen) ſelbſt zu entſcheiden. Auf die Gegenantwort des Nuntius bemerkte endlich Kaunitz, daß er ſich künftighin in keine Unterſuchung der Materien einlaſſen könne, worüber der Kaiſer bereits ſeine unabänderliche Willensmeinung geäußert habe.

Als der Papſt ſo alle ſeine Bemühungen, den Kaiſer auf andere Wege zu bringen, ſcheitern ſah, gab er doch noch nicht alle Hoffnung auf, mit gütlichen Vorſtellungen den harten Sinn des Reformators zu erweichen. Es fehlte ihm der Muth eines Hildebrand und Klemens XIII., welche nun unbedenklich ein Verbannungsurtheil über die kaiſerlichen Regierungsprinzipe ausgeſprochen haben würden, auch mochte er, der ein zarteres Empfindungsvermögen beſaß, als ſeine Rathgeber, die Nähe einer Zeit gefühlt haben, da ein päpſtlicher Bannſtrahl ſeine Schrecken verlieren werde. Auch ließ ſein mildgeſinnter Miniſter Pallavicini keinen Gewaltſtreich zu und unterſtützte des Papſtes angeborne Neigung zur Güte, die noch immer auf den Kaiſer vertraute, von dem er irrthümlich wähnte, er ſey von ſeinen Miniſtern mehr als billig beherrſcht. Er ließ ſich daher, um kein Mittel unverſucht zu laſſen, das den Kaiſer bekehren könnte, in eine eigenhändige Korreſpondenz mit ihm ein [1]).

[1]) Acta hist. eccles. nostri temporis. Th. LXIII. S. 840 u. f. — Lebens- und Regierungsgeſch. Pius VI. Th. III. S. 92 u. f.

Neuerdings wurden die herrſchenden Streitfragen erörtert, allein Joſeph II. antwortete ſogleich in ſeinem erſten Schreiben, »daß es nicht möglich ſey, etwas auszuſinnen, oder beizubringen, was ihn eines Anderen bereden oder von ſeinen Unternehmungen abhalten könnte.« Als Pius VI. auch dieſes Mittel fehlſchlagen ſah, faßte er in der Verzweiflung ſeines bekümmerten Herzens einen Entſchluß, der weniger von ſeinen Einſichten als von ſeinem eitlen unerſchöpflichen Selbſtvertrauen Zeugniß gibt. Er beſchloß nämlich, im Vertrauen auf ſeine Beredtſamkeit und den perſönlichen Eindruck ſeiner Erſcheinung den Kaiſer ſelbſt in Wien zu beſuchen [1]). Einigermaßen wurde dieſes unkluge Unternehmen durch die falſchen Gerüchte gerechtfertigt, welche die, dem Kaiſer feindſelige Parthei, über die ketzeriſchen Grundſätze des Kaiſers zu verbreiten ſuchten. Man hatte dem leichtgläubigen Pius ſogar Beſorgniſſe für die Aufrechthaltung des Chriſtenthums einzuflößen gewußt, was den Pabſt natürlich auf den Gedanken bringen mußte, auszuziehen zur Bekehrung eines ſo mächtigen Heiden.

Vergebens ſuchten ihn ſeine Freunde von dem abentheuerlichen Entſchluß abzubringen, er beharrte feſt bei ſeiner

— Politiſches Journal, Jahrg. 1782 St. II. S. 144. — Bauers Geſch. der Reiſe des Papſtes. Th. I. S. 28. — Wolf, Geſch. d. k. V. S. 443. — Archiv der Urk.

[1]) „Die Sache war, daß er viel auf ſeine Beredtſamkeit und auf andere verführeriſche Mittel rechnete, ſich geſchmeichelt hatte, der Kaiſer werde ihm ins Geſicht nicht geradezu etwas abſchlagen, ſeine Gegenwart werde den Eifer der teutſchen Biſchöfe wecken und er unfehlbar triumphiren.“ Memoires historiques et philosophiques sur Pié VI. et son Pontificat chez Buisson, an 7 de la republ. Teutſch: „Pius der Sechste und ſein Pontifikat.“ Hamburg, Ernſt Bohn. 1800. S. 196.

Zuverſicht auf die Gewalt ſeines perſönlichen Eindruckes, während Kaiſer Joſeph offen geſtand: »Kommt der Papſt bloß in der Hoffnung, von mir auch nur die geringſte Abänderung meines, in Abſicht der kirchlichen Geſchäfte angenommenen Syſtems zu erhalten, ſo könnte er ſich die Mühe einer ſo weiten Reiſe erſparen [1].« Indeß beantwortete er das Anerbieten des Papſtes in der freundlichſten Weiſe und traf alle Vorkehrungen zu einem würdigen Empfang. Gleichzeitig ſezten die Kardinale Borromeo, Bernis und andere Freunde des Papſtes ihre Bemühungen fort, die Ausführung ſeines Vorhabens zu hintertreiben, allein ſie brachten es nur dahin, daß er einen Rath von ſieben Cardinälen zuſammenberief, welche ſämmtlich ihn in ſeinem Vorhaben beſtärkten, eine Uebereinſtimmung, welche Pius für göttliche Schickung hielt. Die Hoffnungen dieſer Rathgeber und der Anhänger Roms im öſterreichiſchen Staate beruhte wohl hauptſächlich auf der Erwartung einer gewaltigen Aufregung der Gemüther durch das unerhörte Schauſpiel, welches die Reiſe des Statthalters Chriſti hervorbringen würde. Man hoffte die gläubigen Gemüther dem Kaiſer zu entfremden und zur Auflehnung gegen ſeine Verordnungen in Kirchenſachen zu bewegen. Mindeſtens, erwartete man, werde der Kaiſer durch den Eindruck dieſes Schauſpiels überzeugt werden, daß die Kirche noch eine Macht ſey und von ihm ſelbſt wider Neigung reſpektirt werden müſſe. Dieſe Bedeutung hatten auch die Beſorgniſſe der Freunde des Kaiſers, der unter Allen von dem ihm zugedachten Beſuch um ſo weniger beſorgte, da er ihm Gelegenheit gab, der

[1] Daſelbſt S. 197.

Welt zu zeigen, wie man chriſtliche Devotion und Rechtgläubigkeit mit Bewahrung ſeiner Rechte und der geſunden Vernunft vereinigen könne.

Viertes Kapitel.

Reiſe des Papſtes nach Wien. — Empfang des Kaiſers. — Feierlichkeiten. — Beſuch bei Kaunitz. —

Am 27ten Januar des Jahres 1782 ſah das beſtürzte Rom den heiligen Vater aus ſeinen Mauern ziehen. Das Volk begleitete ihn mit heißen Segenswünſchen und Gebeten bis vor die Thore hinaus, und erfüllte die Lüfte mit ſchwärmeriſchem Geſchrei. Man rief laut, der Kaiſer werde blind werden, wenn er den Vorſtellungen des heiligen Vaters kein Gehör gebe, eine Prophezeihung welche einzutreffen ſchien, als Joſeph II. während der Anweſenheit des Papſtes in Wien von einer Augenentzündung befallen wurde, wovon ihn jedoch ſeine Aerzte bald wieder befreiten. Laut äußerten die Freunde Pius VI., er werde zum Geſpötte der Miniſter in Wien werden, aber der unerſchütterliche Papſt antwortete auf ſolche Einwendungen mit heiterer Ergebung: „gleichviel, man kennt die Denkungsart dieſer Menſchen, wiſſen wir nicht, daß wir um Chriſti willen zu Thoren werden müſſen?“ So wurde denn die Reiſe angetreten, welche der ganzen Chriſtenheit Stoff zu den verſchiedenartigſten Betrachtungen gab. Seine Begleiter waren der Patriarch von Konſtantinopel und Viceregent von Rom, Franz Anton Matcucci und der Biſchof von Athen, Joſeph

Conteſſini, welche beide wegen ihrer Liſt bekannt waren, und der Abt Ponzetti, Beichtvater des Papſtes, und vertrauteſter Rathgeber deſſelben, ſammt einem anſehnlichen Gefolge. Die koſtbarſten Ornate und Kleider, die dreifache Krone, zwei reiche Tafeln, goldene Becher, eine Anzahl von Kardinalshüten und tauſend Stück goldene Medaillen waren das weſentlichſte Prunkgeräthe, das der Papſt mit ſich führte [1]).

Kaiſer Joſeph empfing den heiligen Wanderer mit der größten Auszeichnung und ehrerbiethigſten Aufmerkſamkeit auf dem erbländiſchen Boden, doch ſtets mit einer Beimiſchung, welche einer Art Vorbehalts ſeiner eigenen großen Herrlichkeit gleich kam und den Papſt oft unangenehm an ſeine Unmacht, gegenüber einer ſo feſten und ſtolzen Geſinnung, erinnerte. Schon bei ſeiner Ankunft zu Ferrara begegnete ihm ein vom Kaiſer abgeſandter ungariſcher Gardiſt, welcher Sr. Heiligkeit die Nachricht brachte, daß ſein Abſteigquartier in der kaiſerlichen Hofburg, und zwar in den Zimmern der höchſt ſeligen Kaiſerin, bereitet ſey, allein als Se. Heiligkeit, erfreut über dieſe Aufmerkſamkeit, dem Boten ſeinen Dank durch das Geſchenk eines Roſenkranzes zu erkennen gab, ſtellte es ſich hieraus, daß der ſo Beſchenkte proteſtantiſcher Religion ſey [2]). Nach Anderen wären die Leibgarden, welche mit dem Grafen von Cobenzl zu Görz den Papſt auf öſterreichiſchem Boden begrüßten, vom Kaiſer den drei

---

[1]) S. Wolf Geſch. d. k. k. S. 448.

[2]) Bauer, Geſchichte der Reiſe des Papſtes Pius VI. ꝛc. Wien 1782 bei Tomicy. S. 19.

verſchiedenen in den Erbländern geduldeten Konfeſſionen ungehörig geweſen, welche Auswahl abſichtlich geſchehen ſeyn ſoll, um die Grundſätze des Kaiſers anzudeuten. Eine andere empfindliche Demüthigung erfuhr Pius hier, als er befremdet über das Ausbleiben des Beſuches eines ihm ergebenen Biſchofs, des Baron von Edling, über die Urſachen dieſer Ermangelung ſich erkundigte. Der Kaiſer hatte an dieſem Ungehorſamen, der ſich erkühnte, gegen die kaiſerliche Toleranzedikte nach Rom zu appelliren, ein Exempel der Strenge ſtatuirt und ihn nach Wien zur Verantwortung ſeines Ungehorſams berufen [1]). Doch alles dieß vermochte nicht die

---

[1]) „Dieſer Erzbiſchof kam am 20 März, alſo zwei Tage früher als der Papſt, in Wien an. Gleich beim Ausſteigen aus ſeinem Reiſewagen wurde ihm mittels eines Billets bedeutet, andern Tages in der Hofkanzlei bei dem Oberſtkanzler, dem Grafen von Blümegen, zu erſcheinen. Derſelbe forderte ihm vor der in Pleno verſammelten Kommiſſion ſeine nach Rom geführte Korreſpondenz ab, und legte ihm zwei Schriften vor, deren eine davon er unterſchreiben ſollte. Der Inhalt der erſten beſtand in einer Verpflichtung, ſich inskünftig jeder landesherrlichen Verordnung unterwerfen zu wollen. Als der Erzbiſchof betheuerte, daß es ſein Gewiſſen nicht erlaube, ſich zu einem ſolchen Gehorſam zu verpflichten, legte ihm der Oberſtkanzler die zweite Schrift vor, welche eine Reſignation ſeines Erzbisthums enthielt. Bei Anſicht derſelben war das Gewiſſen des Prälaten augenblicklich beruhiget. Er unterzeichnete den Gehorſamseid, um die einträgliche Pfründe noch ferner genießen zu können, und verſprach jezt weit mehr Unterwerfung, als man von ihm gefordert hatte. Dieſer eines Biſchofs höchſt unwürdige Auftritt wurde endlich mit einer ſcharfen Strafpredigt beſchloſſen, die ihm der Graf Blümegen in Gegenwart aller kaiſerlichen Räthe hielt, und worin es unter anderm hieß: „Der Kaiſer hat „mir befohlen, Ihnen zu ſagen, daß er Ihnen dießmal Ihr Ver„gehen aus kaiſerlicher Langmuth nachſehen wolle; in Zukunft „aber würden Sie bei einem ähnlichen Falle nicht nur ihres Hir„tenamtes entſezt werden, ſondern auch allen den Ahndungen ſich

»dem Volke in dieſer Kaiſerſtadt den Segen gab. Ich bin »nicht von der katholiſchen Religion, und gehöre auch nicht »zu den weinerlichen Leuten; aber ich verſichere, ich wurde »heftig erſchüttert, und bis zu Thränen gerührt. Sie können »es nicht glauben, wie ſehr es intereſſirt, über 50,000 Men»ſchen auf einem Platze verſammelt zu ſehen. Ich erblickte »dieſe große Menge in einer Minute: wo die frömmſten »Gefühle auf allen Geſichtern gemalt ſind, und wo der »Wunſch, den Segen für dieſes und jenes Leben zu empfangen, »ihnen eine Andacht, faſt möchte ich ſagen einen Enthuſias»mus einflößte, der ſie ſämmtlich unaufmerkſam auf die un»beſchreiblichen Beſchwerden machte, die ſie in dieſem Gedränge, »das den Odem wegnahm, ausſtunden. Man denke ſich »mit einem empfindungsvollen Herzen, den Papſt ankommen »zu ſehen, mit dem ganzen Pomp, der dieſen Vater der »Chriſtenheit umringet, die dreifache Krone auf dem Haupte, »in ſeinem heiligen Ornate, mit den Kardinälen und hohen »Geiſtlichen umgeben, wie er ſich gegen die Erde neigt, dann »ſeine Arme gegen den Himmel ausbreitet, in einer Stellung »die ſo völlig die Inbrunſt einer Perſon ausdrückt, die der »Gottheit das Gebet eines ganzen Volkes darbringt, und »mit ihrem Blick, ſo zu ſagen, um die Erhörung des Ge»bets flehet. Man ſtelle ſich vor, daß dieſe Handlung durch »einen Greis geſchehe, deſſen einnehmende Geſtalt und ange»nehme Phyſiognomie unſere lebhafteſte Theilnahme erregt — »und wie nun die ganze unzählbare Menge in dem Augen»blicke, wo er ihr den Segen ertheilet, auf ihre Kniee ſtürzet »und von gleicher Inbrunſt mit dem Betenden ergriffen »wird.«

Der Engländer Moore, der den Papſt kurz vor ſeiner Abreiſe in Rom ſah, gibt über den Zauber, den ſein Benehmen überhaupt während ſeiner Anweſenheit im katholiſchen Deutſchlande über das Volk ausübte, folgenden Aufſchluß [1]). »Pius VI.,« ſagte er, »ein wohlgewachſener »Mann, von ſchlanker Leibeslänge, 64 Jahre alt, hat noch »das friſche Anſehen eines viel jüngeren Mannes. Für das »Ceremoniel ſeiner Religion hat er weit mehr Achtung, als »ſein Vorgänger, unter welchem, wie es heißt, dieſer Theil »des äußern Gottesdienſtes ſehr in Verfall gekommen iſt. »Der lezтverſtorbene Papſt (Klemens XIV.) war ein »Mann von Mäßigung, guter Beurtheilungskraft, und ge»rade in ſeinen Sitten. Nicht ohne Widerwillen und Ekel »konnte er alle diejenige Pracht zur Schau aufſtellen, welche »ſein Stand erforderte. Er ſah ein, daß ſeit der Zeit, da »dieſe Ceremonien zuerſt eingeführt wurden, die Denkungsart »des menſchlichen Geſchlechts ſich ſehr verändert hatte, und »daß viele der anſehnlichſten Zuſchauer dieſelben Ceremonien für »ungereimt hielten, welche ehedem als heilig angebetet wurden. »Den jetzigen Papſt hielt man ſchon vorher, ehe er zu dieſer »Würde gelangte, für einen Mann, der alle Artikel der »römiſchen Religion feſtiglich glaubte, und alle ihre Gebote »und Ceremonien ſtreng beobachtete. Da er von geringeren »Familien, Vermögens- und Glücks-Umſtänden war, als ſeine »Mitkompetenten, die übrigen Kardinäle, ſo iſt wahrſchein»lich, daß er ſeine Erhebung zu dieſer Würde ſeinem vor»bemeldeten Charakter zu verdanken hat, welcher dazu

[1]) Wolf. und a. a. O. S. 466.

»geſchaffen zu ſeyn ſchien, die unter dem vorigen Papſte »eingeriſſene Mißbräuche abzuſtellen, unter deſſen Regierung, »wie man klagte, die Freidenkerei und der Proteſtantismus »zu ſehr geduldet wurden. Pius VI. verrichtete alle ihm »obliegenden geiſtlichen Handlungen auf die allerfeierlichſte Weiſe, »nicht allein bei öffentlichen und außerordentlichen Gelegenhei»ten, ſondern auch die gewöhnlichſten Handlungen der Andacht. »Neulich war ich in der Peterskirche faſt ganz allein, ſchlich »von Altar zu Altar, und beſah die Bildhauerei und Ge»mälde, als der Papſt mit wenigen Bedienten hereinkam. »Bei der Statue des heil. Petrus begnügte er ſich nicht »allein daran, ſich vor derſelben zu beugen, welches die ge»wöhnliche Ehrenbezeugung iſt, oder vor ihr nieder zu knieen, »welches ſchon einen höhern Grad der Religioſität anzeigt, oder »ſeinen Fuß zu küſſen, welches als die höchſte Andacht ange»ſehen werden kann; ſondern er that Alles, beugte ſich, »knieete, küßte den Fuß, und rieb ſeine Stirne und Haupt »an dem heiligen Steine, mit allen möglichen Zeichen der »Erniedrigung, Andacht und Eifer. Schon die Hälfte dieſes »Fußes iſt von andächtigen Lippen hinweggelekt. Wofern »das Beiſpiel des Papſtes durchgängig befolgt werden ſollte, ſo »müßte ein Wunder verhindern, daß nicht ſeine Lenden, Hüften »und übrigen Theile ſeines Leibes ein gleiches Schickſal er»litten. Dieſe ungewöhnliche Bezeugung eines heiligen Eifers »ſchreibt man bei dem Papſte keiner Politik oder Scheinhei»ligkeit zu, ſondern man glaubt, ſie rühre aus einer wahren »Ueberzeugung von der heilſamen Wirkung einer ſolchen hei»ligen Reibung her, welches freilich einen großen Begriff »von einem ſtarken Glauben gibt. — Die regelmäßigen

»Gesichtszüge, die leichten und angenehmen Bewegungen, und »das schöne Ansehen des Papstes Pius VI. haben seiner »Person so viele Lobsprüche erworben, daß er mehr als »Mensch seyn müßte, wenn er davon nicht selbst etwas fühlen »sollte. Die Eitelkeit hat eine so allgemeine Kraft über das »menschliche Geschlecht, daß man nicht bloß an der Jugend, »sondern auch an ältern Personen Spuren eines solchen Ge»fühls wahrnehmen könnte. Auch sind Se. Heiligkeit gegen »die Schönheit ihrer Person nicht unempfindlich, und für »deren möglichste Zierde nicht sorglos. Seine wohlgebauten »Beine und Füße sind stets mit den schönsten seidenen Strümpfen »und rothen Pantoffeln von der feinsten Arbeit gezieret. »Obgleich die päpstliche Tracht nicht so beschaffen ist, daß »sie eine Mannsperson gut kleiden könnte; so bietet dennoch »die ungemeine Zierlichkeit, womit sie dem heiligen Vater an»gelegt ist, und die feine Verarbeitung derselben in den klein»sten Theilen, viele Schönheiten dar. — Ich sah den Papst am »heiligen Christtage dem Volke den Segen ertheilen. Sobald er »auf dem Balkon an der Peterskirche von seinem prächtigen Ses»sel aufstand, erfolgte eine ehrfurchtsvolle Stille; das Volk »fiel auf die Kniee nieder, und erhob seine Augen und Hände »gegen den Papst, wie gegen eine wohlthätige Gottheit. »Nach einer feierlichen Pause sprach er den Segen; mit großer »Inbrunst streckte er seine Arme, so weit er konnte in die »Höhe, dann schlug er sie zusammen, zog sie in geschwin»der Bewegung auf die Brust, gleichsam als wenn er den »Segen in der Höhe gefaßt, und ihn vom Himmel her»unter gezogen hätte. Endlich spreitete er seine Arme aus, »schüttelte und schwenkte sie eine zeitlang, gleichsam als wenn

»er den Segen in voller Masse über das Volk ausschüttete. »Keine Ceremonie kann besser ausgedacht werden, als diese »Segenssprechung. Für meine Person, wenn ich nicht schon »in meiner frühern Jugend sehr widrige Begriffe davon be»kommen hätte, so würde ich gleichfalls in Gefahr gerathen »seyn, ihm eine Ehrfurcht zu weihen, welche mit den Grund»sätzen der Religion, in der ich erzogen bin, nicht überein»stimmet.«

Was den Eindruck dieser Scenen auf das Volk noch vermehrte, war die Zeit, in welcher sie sich ereigneten. Es war nämlich eben Ostern und die heilige Woche, während welcher die römische Kirche all' ihr heiliges Gepränge zur Schau stellt, und die Gemüther durch Erweckung der Andacht und fromme Uebungen ohnehin für jede eingreifende Rührung vorbereitet sind. Kaiser Joseph selbst gab ihm mehrfache Gelegenheit mit dem imposantesten Pomp sich zu zeigen, und überließ die feierliche Fußwaschung, die gewöhnlich von den teutschen Kaisern, zum Andenken an Christus, an 12 Armen vorgenommen wurde, dießmal dem Papste.

Das Gedränge von Menschen, welche den Papst sehen wollten, war so groß, daß es ungeachtet der Vorkehrung der Polizei, alle bei solchen Volksversammlungen unvermeidlichen Vorfälle zu verhindern, bei diesen ehrwürdigen Feierlichkeiten Quetschungen und Armbrüche in Menge gab. Mehr wie einmal sah man den großen Marktplatz mit verlorenen Hüten und Schuhen übersäet; alles aber ward durch das Glück, den Papst zu betrachten und seinen Segen zu empfangen, ersezt. Dieser Eifer gränzte an Wahnsinn. Der Strom der Donau war oft

von der Menge auf und abfahrender, mit Neugierigen beladener Böte verstopft. Bei 20 bis 30,000 Menschen drängten sich, um mit großem Geschrei den Segen zu fordern, in den zur Residenz des Kaisers führenden Gassen. Alle Zugänge waren verrennt, und der Papst mußte des Tages einigemal auf seinem Balkon erscheinen, um der ungeduldigen Menge die ihm so leichte und heiß erflehte Wohlthat zu gewähren. Kaum war dieser Haufen entlassen, so ersezte ihn, nach eben dem Glück trachtend, schon wieder ein anderer. Der Zulauf war in Wien so groß, daß man einige Tage Mangel an Lebensmittel fürchtete. Aus den entferntesten Theilen der Erbstaaten eilte man herbei.

Fast nicht minder begierig, als des Papstes Segen zu empfangen, war man, seinem Pantoffel die übliche Huldigungen darzubringen. Er stand auf einem Kissen im Audienzsaal und erhielt zahlreichen Besuch von den vornehmsten Einwohnern der Hauptstadt. In den Häusern der Großen wurde er herumgeschickt. Der Fischerring ward unzählige Male geküßt.

Der Kaiser allein ließ sich nicht imponiren und störte die reinen Freuden des heiligen Vaters einigermaßen durch Fortsetzung seiner Maßregeln. Als man ihm zumuthete der pompösen Pontifikalmesse anzuwohnen, bei welcher er einen Thron einnehmen sollte, der um Etwas niedriger war, als der des Papstes, ließ er sich mit seinem Augenübel entschuldigen, und das für ihn bestimmte Gerüste wegnehmen [1]). Schon das tiefe Geheimniß seiner Konferenzen mit dem Papste, verrieth deren

[1]) Hübners Lebensgesch. Jos. II. Th. I. S. 196.

Erfolglosigkeit. Als Pius VI. ihn in Gegenwart des Fürsten Kaunitz, des Kardinals Migazzi und Kardinals Hrzan durch eine pathetische Rede zu rühren versuchte, wobei er viele Argumente aus dem kanonischen Rechte entnahm, antwortete Joseph: »Ich bin kein Theolog, verstehe zu wenig vom kanonischen Recht, um mündlich darin etwas zu verhandeln. Beliebe Euere Heiligkeit die Vorstellungen niederzuschreiben, die sie mir zugedacht, damit ich sie meinen Theologen zur Untersuchung vorlegen kann. Sie kennen schon durch den Kardinal Hrzan die von mir, in Absicht der Kirchen und Klöster meiner Staaten genommenen Entschlüsse. Alles was bis jezt geschah, alles was noch künftig geschehen wird, beabsichtigt das Wohl meiner Unterthanen. Unumgänglich nothwendig waren die beschlossenen neuen Einrichtungen; mit desto mehr Standhaftigkeit werde ich sie aufrecht halten, da keine derselben die kirchliche Lehre, auch nur im Geringsten beeinträchtigt. — Verlangen Ihro Heiligkeit eine ausführlichere Erklärung: so bitte ich, mir ihre Einwürfe schriftlich vorzulegen; ministeriell und bis ins kleinste Einzelne soll mein Kanzler dann darauf antworten; ich will sie, zur Belehrung meiner Unterthanen selbst drucken lassen. —«

Allein dieser große Staatsmann war der Hierarchie noch mehr abgeneigt, als der Kaiser selbst, und eine Anweisung an ihn daher voll übler Vorbedeutung. Vergeblich erwartete der Papst den ersten Besuch dieses Staatsmannes, er mußte sich selbst herablassen, ihn zu besuchen, und als er es endlich um der Kirche willen that, ward er mit vielem Gepränge aber mit wenig Ehrfurcht empfangen. Während die Dienerschaft des Fürsten in reicher Galla ihm aufwartete, empfing

ihn Kaunitz selbst in seinen Hauskleidern, mit vieler Vertraulichkeit. Als ihm seine Heiligkeit die Hand zum Kusse reichte, schüttelte er sie auf gut englisch, mit vieler Inbrunst, indem er ausrief: „de tout mon coeur, de tout mon coeur!“ Ja es wird sogar erzählt, daß dieser stolze Minister sich der äußersten Unhöflichkeit gegen den Papst schuldig gemacht und einen muthwilligen Hochmuth gegen ihn gezeigt habe, was jedoch wenig mit seiner Stellung und seinem übrigen Charakter vereinbar wäre [1]):

»Kaunitz hatte die Gewohnheit, wie ich in seinen Abendgesellschaften, wozu mich sein Liebling, der podagrische General Burghausen einführte, oft sah, auch im Zimmer, wenn es nicht sehr warm war, den Hut auf dem Kopf zu behalten. Man hat mir, als ich einige Monate nach des Papstes Abreise nach Wien kam, erzählt: Kaunitz habe, als Pius in das Zimmer trat, wo er, wie in Gedanken vertieft, am Kamin stand, und sich mit zurückgeschlagenen Rockschößen wärmte, den Hut auf dem Kopf gehabt, ihn zwar einige Augenblicke abgenommen, aber sogleich mit einer schlankweg gesagten Entschuldigung, er habe einen schwachen Kopf, wieder aufgestülpt. Er läßt ihn seine Gemälde besehen; um ihm vor jedem Gemälde den rechten Standpunkt zu geben, läßt er ihn bald vor, bald rückwärts treten,

[1]) Pius VI. und sein Pontifikat. S. 225. Die nachfolgende Stelle ist daraus entnommen, doch kann die Wahrheit der darin erzählten Thatsache nicht gut verbürgt werden. Jedenfalls kommt ein guter Theil des unangemessenen Betragens dieses Ministers auf Rechnung seiner Sonderlingsmanieren, welche man einem Mann von so ausgezeichneten Gesinnungen und Fähigkeit wohl hingehen lassen konnte.

sich bald rechts bald links wenden. — Zum ersten Mal fühlte sich Pius von einer profanen Hand gezerrt, gestoßen, — er, dem man sich sonst nur mit einem ehrerbietungsvollen Anstand näherte, den man nur, um ihm zu huldigen, berührte. Nicht ohne einige Anstrengung behielt er seine Fassung während dieses Auftritts, die Alle, außer dem Hauptacteur befremdete: und um die erlittene Kränkung nicht dadurch zu vermehren, daß er sie zu bemerken schien, mußte er sich noch sehr dankbar gegen den Fürsten Kaunitz für seine übergroße Gefälligkeit bezeugen. Die ehrlichen Wiener meinten denn doch, diese ganz eben so unurbane als kränkende Begegnung des Papstes sey eine Art von Beleidigung der Hospitalität gewesen, wozu Kaunitz eben so wenig von Joseph den Auftrag gehabt habe, als er selbst dazu berechtigt gewesen sey. — Und mich däucht, die Wiener hatten hierin Recht.«

Jedenfalls aber hatte sich Pius eine solche Behandlung selbst zugezogen, da er in keinem seiner Breven ermangelte, die Rathgeber des Kaisers, worunter Kaunitz die erste Stelle einnahm, ja selbst ausdrücklich diesen Minister aufs Schonungsloseste zu beleidigen; hätte der heilige Vater eben so viele Klugheit als Frömmigkeit besessen, so würde er diesen unpassenden Besuch gewiß unterlassen haben. Aber sein Eifer riß ihn fort zu den unüberlegtesten Handlungen, welche sein Ansehen noch mehr erniedrigten, als die Unternehmungen seiner Gegner, welche ihn niemals verfolgten, sondern nur seiner Oberherrschaft sich zu entledigen suchten.

Während dieser merkwürdigen Zusammenkunft vermied auch Kaunitz alles Gespräch über Staatsangelegenheiten und beschränkte sich darauf über Gegenstände der Kunst sich mit

ſeinem Gaſt zu unterhalten. So blieben denn alle Bemühungen des Papſtes, eine Zurücknahme der kaiſerlichen Maßregeln zu bewirken, nicht nur fruchtlos, ſondern der Kaiſer fuhr ſogar während ſeiner Anweſenheit mit ſeinen kirchlichen Reformen fort, und zog den Kardinal Erzbiſchof zur Verantwortung, daß er einen vom Papſte verliehenen Ablaß ungefragt durch den Druck ankündigte; auch durfte das Breve, wodurch der Papſt einen Altar der Barnabiten privilegirte, nur mit Bewilligung der Cenſur gedruckt werden [1]). Alle dieſe Vorfälle ſtörten indeſſen das gute Einvernehmen zwiſchen dem Papſte und dem Kaiſer nicht, denn der Erſtere war zu ſehr erfreut über die ihm geleiſtete Huldigungen, als daß er hätte ernſtlich zürnen können. Was dem Triumph des Kaiſers noch mehr Glanz verlieh, war, daß der Papſt der ausgegangen war, den Kaiſer zu bekehren, ſelbſt faſt von ihm bekehrt wurde, und nicht umhin konnte, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Man hatte ihm ſo viele falſche Schilderungen von dem Charakter und den Abſichten des Kaiſers gemacht, daß er höchlich erfreut war, in ihm einen Freund der Religion zu finden. Die Parthei, welche ihn zu ihrem Werkzeug machen wollte, hatte ſich in ihm verrechnet, denn ſeine Redlichkeit war ſo groß, daß ſie die Fehler ſeiner Ueberlegungskraft ſtets zu Gunſten der guten Sache ausglich. Joſeph hatte ihn gefragt, ob er in irgend einer ſeiner neuen Verordnungen eine einzige Stelle gefunden habe, welche die Glaubenslehre anginge, und ob Se. Heiligkeit nicht ſelbſt geſtehen müſſe, ſie beträfen alle nur die

[1]) Wolf Geſch. ꝛc. 477. — Lebensgeſch. Pius VI. S. 284.

Kirchenzucht? Pius zu bieder, um die Religion zur Politik herabzuwürdigen, bekannte offen, daß es so sey. »Nun denn, erwiederte der Kaiser, so bin ich doch kein Ketzer wie man in Rom behauptet, und der Papst selbst beeilte sich mit Wärme, eine Entschuldigung wegen einer ähnlichen Beschuldigung in den Noten Garampis vorzubringen. So gerecht ward Pius VI. gegen Joseph gestimmt, daß er bei Gelegenheit der Zusammenberufung eines Konsistoriums unter dem Vorwand den beiden Kardinälen Firmian und Bathyany den Hut zu überreichen, nicht umhin konnte, in das Lob des kaiserlichen Wirthes auszubrechen. »Wir sind, rief er enthusiastisch aus, wir sind oft um und bei ihm gewesen, und Alles fordert uns zu seiner Bewunderung auf; nicht bloß die unbegrenzte Leutseligkeit, mit der er uns in seiner kaiserlichen Residenz aufgenommen hat, mit der er uns täglich entgegengekommen ist, und auf das prächtigste bewirthet hat, sondern auch seine besondere Devotion, seine außerordentlichen Talente, seine unglaubliche Geschäftsthätigkeit. Welch' eine Beruhigung für unser väterliches Herz zu finden, daß Gottesfurcht und Religion nicht allein in dieser glänzenden Hauptstadt, sondern auch eben so sehr bei allen Völkern der kaiserlichen Staaten, die wir auf der Reise sahen, sich ohne die geringste Beeinträchtigung aufrecht erhalten! Nie werden wir aufhören seine Tugenden zu erheben und sie mit unserem heißen Gebet zu unterstützen; inbrünstig flehen wir zu dem allmächtigen Gott, er wolle den nicht verlassen, der ihn sucht, er wolle Se. kaiserliche Majestät stärken in ihren heiligen Vorsätzen, ihn überschütten mit dem fruchtbaren Thau seines himmlischen Segens.«

Man hat ſich zwar bemüht, dieſe Lobpreiſung als einen Ausdruck des ſchwachen, eitlen Charakters Sr. Heiligkeit zu bezeichnen, allein näher liegt die Vermuthung, daß ſie ein Merkmal ſeiner gerechten, wiewohl vorübergehenden und durch die Vorwürfe der Zeloten und Jeſuiten bald beſeitigten Stimmung geweſen. Indeſſen waren die übel geſinnten Biſchöfe der Monarchie eifrigſt bemüht, dem Papſte ſeine angebliche Pflicht ins Gedächtniß zu rufen, und faſt unwillkührlich ward er von der Nothwendigkeit fortgeriſſen, zur Aufrechthaltung ſeiner Würde den Reformen Joſephs nach ſeiner Art entgegen zu wirken. Man beſchuldigt ihn, daß er während ſeines Aufenthalts die Gaſtfreundſchaft zu Umtrieben mißbraucht habe, welche mehr ſeinem Eifer, als den Begriffen von Erkenntlichkeit entſprochen hätten, doch läßt ſich hierüber nichts nachweiſen. Gewiß iſt jedoch, daß die ungariſchen Biſchöfe bei Sr. Heiligkeit anfragten, in wie fern ſie den Befehlen des Kaiſers Folge zu leiſten hätten. Sie erbaten ſich vorzüglich Verhaltungsregeln über die Ehedispenſen, über die Befreiung von Ordensgelübden, über die Bulla in Coena Domini und Unigenitus [1]) und Pius VI. ertheilte hierauf Antworten, welche theils das Unvermeidliche ſanktionirten, theils mit Vorbehalt ein leidendes Verfahren anordneten, und auf den Hirtenbrief des Papſtes an den Biſchof zu Brünn verwieſen. In dieſem Breve, das man dem Papſte ſehr zum Vorwurf machte, und welches derſelbe in Folge einer an ihn gelangten Anfrage jenes Biſchofs, vom 3ten April erließ, wurde der Biſchof ſehr getadelt, daß er dem Willen des Kaiſers gemäß

[1]) V. Archiv der Urkunden ꝛc.

Kirchenzucht? Pius zu bieder, um die Religion zur Politik herabzuwürdigen, bekannte offen, daß es so sey. »Nun denn, erwiederte der Kaiser, so bin ich doch kein Ketzer wie man in Rom behauptet, und der Papst selbst beeilte sich mit Wärme, eine Entschuldigung wegen einer ähnlichen Beschuldigung in den Noten Garampis vorzubringen. So gerecht ward Pius VI. gegen Joseph gestimmt, daß er bei Gelegenheit der Zusammenberufung eines Konsistoriums unter dem Vorwand den beiden Kardinälen Firmian und Bathyany den Hut zu überreichen, nicht umhin konnte, in das Lob des kaiserlichen Wirthes auszubrechen. »Wir sind, rief er enthusiastisch aus, wir sind oft um und bei ihm gewesen, und Alles fordert uns zu seiner Bewunderung auf; nicht bloß die unbegrenzte Leutseligkeit, mit der er uns in seiner kaiserlichen Residenz aufgenommen hat, mit der er uns täglich entgegengekommen ist, und auf das prächtigste bewirthet hat, sondern auch seine besondere Devotion, seine außerordentlichen Talente, seine unglaubliche Geschäftsthätigkeit. Welch' eine Beruhigung für unser väterliches Herz zu finden, daß Gottesfurcht und Religion nicht allein in dieser glänzenden Hauptstadt, sondern auch eben so sehr bei allen Völkern der kaiserlichen Staaten, die wir auf der Reise sahen, sich ohne die geringste Beeinträchtigung aufrecht erhalten! Nie werden wir aufhören seine Tugenden zu erheben und sie mit unserem heißen Gebet zu unterstützen; inbrünstig flehen wir zu dem allmächtigen Gott, er wolle den nicht verlassen, der ihn sucht, er wolle Se. kaiserliche Majestät stärken in ihren heiligen Vorsätzen, ihn überschütten mit dem fruchtbaren Thau seines himmlischen Segens.«

Man hat sich zwar bemüht, diese Lobpreisung als einen Ausdruck des schwachen, eitlen Charakters Sr. Heiligkeit zu bezeichnen, allein näher liegt die Vermuthung, daß sie ein Merkmal seiner gerechten, wiewohl vorübergehenden und durch die Vorwürfe der Zeloten und Jesuiten bald beseitigten Stimmung gewesen. Indessen waren die übel gesinnten Bischöfe der Monarchie eifrigst bemüht, dem Papste seine angebliche Pflicht ins Gedächtniß zu rufen, und fast unwillkührlich ward er von der Nothwendigkeit fortgerissen, zur Aufrechthaltung seiner Würde den Reformen Josephs nach seiner Art entgegen zu wirken. Man beschuldigt ihn, daß er während seines Aufenthalts die Gastfreundschaft zu Umtrieben mißbraucht habe, welche mehr seinem Eifer, als den Begriffen von Erkenntlichkeit entsprochen hätten, doch läßt sich hierüber nichts nachweisen. Gewiß ist jedoch, daß die ungarischen Bischöfe bei Sr. Heiligkeit anfragten, in wie fern sie den Befehlen des Kaisers Folge zu leisten hätten. Sie erbaten sich vorzüglich Verhaltungsregeln über die Ehedispensen, über die Befreiung von Ordensgelübden, über die Bulla in Coena Domini und Unigenitus [1]) und Pius VI. ertheilte hierauf Antworten, welche theils das Unvermeidliche sanktionirten, theils mit Vorbehalt ein leidendes Verfahren anordneten, und auf den Hirtenbrief des Papstes an den Bischof zu Brünn verwiesen. In diesem Breve, das man dem Papste sehr zum Vorwurf machte, und welches derselbe in Folge einer an ihn gelangten Anfrage jenes Bischofs, vom 3ten April erließ, wurde der Bischof sehr getadelt, daß er dem Willen des Kaisers gemäß

[1]) V. Archiv der Urkunden ꝛc.

Bestätigung aller seiner kirchl. Verordnungen enthielt[1]). Doch war diese mit vieler Schonung gegeben und trug einen leichten Anstrich von Nachgiebigkeit gegen den Papst in unwesentlichen Dingen. So wurde Jenen, deren Gewissen dieß erforderte, der Rekurs nach Rom in Ehesachen unter Vorbehalt der kaiserlichen Genehmigung nicht verwehrt, doch selbst diese Genehmigung konnte nur in den wichtigsten Fällen nachgesucht werden. Eben so unwesentlich war die besondere Erklärung des Kaisers, daß er das Besetzungsrecht der Bisthümer in der Lombardei dem heiligen Vater auf Lebenszeit gestatten wolle. Demungeachtet wollte sich Pius VI. lange nicht gestehen, daß seine Reise fruchtlos gewesen sey[2]). Der ganzen

---

[1]) V. 2ten B. d. Gesch. — Sammlung der k. k. Ges. Th. II. S. 169. — Schlözers Staatsanzeigen B. III. Heft IX. S. 3. — Der Freimüthige B. III. S. 44 u. f. — Wolf, Gesch. d. k. V. S. 496.

[2]) „Ehe Pius Augsburg verließ, hatten die Reichsprälaten von Ochsenhausen, Zwiefalten, Elchingen und Neresheim eine Audienz bei Sr. Heiligkeit. In derselben geschahen von Seite des Papstes mehrere Fragen an sie. Eine davon beantwortete der Abt von Ochsenhausen mit folgenden Worten: Undecem Monasteria sub me habeo, sed sex de his in Austria sunt posita. (Ich habe eilf Klöster unter mir, aber sechs davon liegen in Oesterreich). Bei diesen lezten Worten sah der Papst gegen Himmel, schlug die Hände zusammen und sagte: „O filii mei dilectissimi, omnia tentavi, ut in antiquo remaneant, vel in antiquum reducantur omnia, sed —— Verum nondum res est ad finem perducta; oremus et confideamus.“ (O meine geliebtesten Söhne, ich habe Alles versucht, daß die Sachen auf altem Fuße bleiben, oder wieder dahin gebracht werden möchten; allein — doch die Sache ist noch nicht zu Ende; laßt uns beten und hoffen!“ Politisches Journal Jahrgang II. Stück VI. S. 575. — Lebens- und Regierungsgeschichte Pius VI. Theil III. §. 97. S. 347 u. f. — Hübners Lebensgeschichte Josephs II. Theil I. S. 129.

übrigen Welt blieb es kein Geheimniß, daß er von dem Kaiſer durchaus nichts habe erreichen können, denn während Pius noch hoffte, ihn zu Rückſichten zu bewegen, betrachtete Joſeph ſich erſt am Anfange ſeines Reformationswerkes angelangt [1]). Pius hingegen berichtete nach ſeiner Rückkunft ſeinem Konſiſtorium mit ziemlicher Verlegenheit Folgendes: [2])

»Sie werden, verehrungswürdige Brüder, beſonders begierig ſeyn, zu vernehmen, was zwiſchen uns und des Kaiſers Majeſtät in Beziehung auf unſere und der Kirche wichtigſte Angelegenheiten verhandelt worden iſt. Wir wollen Ihnen demnach, in ſo weit es uns jezt möglich iſt, willfahren. Faſt täglich kamen wir mit dem Monarchen zuſammen, und in dieſen Zuſammenkünften wurden jene Angelegenheiten zwar vertraulich und auf eine freundſchaftliche Art, aber doch immer mit der größten Sorgfalt in Erwägung gezogen. Alles, was wir frei und offenherzig vortrugen, Alles, was wir von den Rechten der Kirche und der Religion zu ſagen durch Unſer apoſtoliſches Amt verpflichtet waren, wurde gefällig und aufmerkſam angehört. Der große Geiſt Joſephs, des Kaiſers, von deſſen beſonderer Zuneigung zu uns wir ſo viele Beweiſe haben, ſeine Leutſeligkeit und Menſchenliebe, ſchienen auch

---

[1]) Ein Wiener machte in Bezug auf dieß ſeltſame Verhältniß das Bonmot: der Papſt ſey nach Wien gekommen, um zwei Meſſen zu leſen; die eine für den Kaiſer sine Credo, die andere für ſich ſelbſt cum Credo. Pius VI. und ſ. Pontif. S. 237.

[2]) Allocutio in consistorio secreto die XXIII. Septembrio habita — Acta a sanctissimo Patre et Domino nostro Pio, divina providentia Papa Sexto, causa itineris sui Vindobonensis. pag. 38. — Acta historico-eccles. Th. LXVII. S. 315. — Wolfs Geſchichte S. 524.

den meiſten Unſerer Gründe beizupflichten, und wir dürfen geſtehen, daß Unſer Vertrauen hierin, nicht getäuſcht wurde. Einige und zwar wichtige Forderungen haben wir von deſſen Gerechtigkeitsliebe wirklich erhalten, wie dieſes aus neu kund gemachten Verordnungen deſſelben erhellet; und zur Erhaltung einiger andern Vortheile wurde Uns die beſte Hoffnung gemacht.«

So ſehr ſich nun der Pabſt durch die Triumphe, welche ihm die Frömmigkeit des Volks in Wien, München, Augsburg, Venedig, getröſtet fühlen mochte, ſo wenig fand ſich das Konſiſtorium durch ſeinen Bericht befriedigt. Das römiſche Volk ziſchte ihn auf öffentlicher Straße aus. Immer ſuchte Pius ſeine Freunde zu überreden, daß ſeine Reiſe nicht erfolglos geweſen ſey.

Unbefangen ſagte er ſeinen nächſten Freunden gleich in der erſten Unterredung: »Dieſer Fürſt hat einen großen Fond von Religion. Er hat mich verſichert, und hat es mir auch bewieſen, daß er der beſte Katholik auf Erden ſey. Seine Rathgeber haben nach dem Tode ſeiner ehrwürdigen Mutter ihn irre geleitet.« — Der ſtrenge, aber immer weiſe Geſandte von Spanien gab zu, daß die Reiſe ihm Ehre mache: »aber,« ſagte er, »ich zweifle an ihrem Nutzen für die Religion und für den römiſchen Stuhl!« — »Laſſen Sie mir nur Zeit,« verſezte der heilige Vater, »und Sie ſollen ſehen, daß ich von dem Kaiſer viel mehr, als man glauben mag, erhalten werde [1]).«

---

[1]) Pius und ſ. Pontif. S. 255.

Als die Parthei der Zeloten die Mißhandlung des ehrwürdigen Greisen so weit trieb, auf ein Betpult seiner Kapelle ein Blatt mit Injurien zu legen, das unter Anderem die Worte enthielt: »Was Gregorius VII. der größte Priester gestiftet hat, das hat Pius VI., der kleinste aller Priester, wieder zerstört« — schrieb Pius mit Bleistift darunter: »Christi Reich ist nicht von dieser Welt, er, der himmlische Kronen austheilt, raubt die irdischen nicht. Laßt uns dem Kaiser geben, was dem Kaiser und Gott was Gott gebührt.« Dieß charakterisirt seine wahre Gesinnung, allein die Quälereien, welche er von allen Seiten erdulden mußte, während Joseph in seinen Reformen fortfuhr, reizten ihn bald wieder zur Feindseligkeit gegen ihn. Als es verlautete, der Kaiser wolle den Kirchen ihre Grundstücke nehmen, schrieb er an ihn: »Wie, Eure Majestät wollte also beweisen, daß Sie auch nicht die geringste Rücksicht auf meinen Rath nehmen, oder wenigstens daß sie ihn nur zu bald vergessen haben! Wo sind jene Versicherungen von Anhänglichkeit an die Reinheit der Religion, jene von Euer Majestät bekannten Grundsätze der Rechtgläubigkeit [1])?« Joseph erwiederte, daß die Besorgnisse seiner Heiligkeit ungegründet seyen und eine innere Stimme ihn den rechten Weg nie verfehlen lasse. Leicht beruhigt, gab sich Pius wieder neuen Hoffnungen hin und äußerte mehrere Male, daß der »unvergleichliche Kaiser« ihn nicht täuschen und nur durch seine Minister übel angeleitet werden könne. Aber je größer dieses fast kindliche Vertrauen war, desto stärker war der Eindruck, welchen die

[1]) Pius VI. und s. Pontif. S. 264.

Fortschritte der josephinischen Reformen auf sein, von dessen Feinden bestürmtes Gemüth machten. Er, der sonst so sanft war, wurde endlich durch die Aufhetzung der Zeloten auffahrend, übellaunig und am Ende stumpfsinnig. Er ließ es willenlos geschehen, als Joseph die Bettelorden in seinen Staaten abschaffte, die Mönchsorden den Bischöfen unterwarf, die Ernennung der Bisthümer im Mailändischen und Mantuanischen dem Stuhl entzog und sich öffentlich zum Obervormund der Kirche und Verwalter ihrer weltlichen Güter ernannte. Immer eingeschränkter wurde die Macht des Papstes in den Erbstaaten, aber er ließ es geschehen, so lange die Dogmen nicht angegriffen wurden. Joseph dagegen suchte ihn hinsichtlich der Wirkungen des Toleranzediktes zu trösten und unterhielt mit ihm einen lebhaften und vertraulichen Briefwechsel, welchen die übrigen Gesandten am römischen Hofe sehr tadelten, weil er zu nichts führte. Vergebens suchte man den Papst zu überreden, daß Joseph nur sein Spiel mit ihm treibe. »Thäte er dieß,« sagte er zu den Gesandten von Frankreich und Spanien, »so würde ihm dieß selbst am übelsten bekommen. Wir müssen ihm doch, was wir denken, zu wissen thun, um vor Gott und Menschen vorwurfsfrei zu seyn. Wir sind vollkommen überzeugt, daß Vorwürfe ihn nicht aufbringen können, denn mit vieler Gelassenheit hört er Alles an, was man ihm auch sagen mag und thut hinterher was er will[1].« Diese Aeußerung schien den Gesandten sehr komisch und man muß gestehen, daß sie es war; allein offenbar that man dem Kaiser unrecht, wenn man glaubte, er wolle den Papst

[1] Pius VI. u. s. Pontif. S. 265.

täuschen, wenn er eingenommen für dessen Persönlichkeit ihn so schonend als möglich behandelte. Allein die Freundschaft zwischen ihm und dem Papste war nicht nach dem Geschmack der orthodoxen Parthei, welche in ihrem Eifer das reizbare Gemüth des Papstes so weit brachten, daß er dem Kaiser endlich in einem schonungslosen drohenden Tone einen Brief schrieb, den ihm der Kaiser unbeantwortet zurücksandte. Das Schreiben soll indeß wirklich in solchen Ausdrücken abgefaßt gewesen seyn, daß der Kaiser es unmöglich auf eine unmittelbare Weise hätten beantworten können. Er schickte es also erbrochen dem heiligen Vater mit dem Beisatze zurück: »Daß dieser angebliche Brief Sr. Heiligkeit nothwendig von einem Menschen herrühren müßte, der die, zum wechselseitigen Vortheile abzielende Eintracht zu stören trachte, und daß Sie sich von der Gerechtigkeitsliebe des Papstes versähen, Se. Heiligkeit würden alsogleich nach dem Urheber dieser beleidigenden Schrift forschen, und ihm die verdiente Strafe zukommen lassen.« — Dem Monarchen soll darin der Bann angedroht und überhaupt auch auf den berüchtigten Brief des Kurfürsten von Trier an Joseph II. gezielt worden seyn. Der Abbé Beck, der der Verfasser eben dieses Briefes im Namen des Kurfürsten war, nun aber dessen Dienste verlassen hatte, befand sich eben zu der Zeit in Rom, wo er seiner Verbindungen und Bekanntschaften in Teutschland wegen, am päpstlichen Hofe sehr willkommen war, dürfte vielleicht zu diesem päpstlichen Schreiben nicht wenig beigetragen haben. — Der Bruch schien vollkommen; Pius war in Verzweiflung. Den Anlaß hatte die kaiserl. Ernennung Visconti's zum Erzbischof von Mailand gegeben, welche der Papst sich zu bestätigen weigerte. Der

Kaiſer war erbittert, noch mehr der Staatskanzler Fürſt Kaunitz, welcher laut ſagte, daß er, falls der Papſt ſich weigere, den Erzbiſchof zu prekoniſiren, er die Biſchöfe der Lombardei verſammeln werde, um von ihnen, nach dem Gebrauch der erſten Kirche, die kanoniſche Einſetzung jenen geben zu laſſen, die der Kaiſer dazu ernennen würde. Der Kardinal Herzan, kaiſ. Geſandte in Rom, erſchrack über den Sinn der Aufträge, welche er erhielt; allgemein war die Beſtürzung, als Joſeph, in dieſem Augenblicke der Beleidigte, durch ſeine Perſönlichkeit den Streit zu ſchlichten beſchloß.

Sechstes Kapitel.

Reiſe des Kaiſers nach Rom.

Unvermuthet war Joſeph II. den 6. Dezbr. von Wien abgereist, nachdem er dem Fürſt Kaunitz die Staatsgeſchäfte übertragen hatte. Wie ſehr auch ein irreligiöſer Geiſt unter ſeinen eifrigſten Anhängern um ſich gegriffen hatte, ſo wünſchte doch er ſelbſt aufrichtigſt nicht nur Aufrechthaltung der Religion, ſondern auch ein gutes Einvernehmen mit dem Oberhaupte der Kirche, das er perſönlich hochſchäzte. Allein eben ſo wohl geſinnt war er als feſt entſchloſſen, die Anmaßungen des römiſchen Hofes nicht zu dulden und der hochmüthigen und herrſchſüchtigen Parthei, welche den beſcheidenen Pius zu einer Rolle zwinge, die ihm nicht natürlich ſey, Trotz zu bieten. Er wollte ſich mitten in das Triebwerk ihrer Machinationen begeben, theils um ihnen ſeine Geringſchätzung zu

zeigen, theils um aus Prüfung ihres Einflusses auf die Curie einen Entschluß zu fassen, der entweder die Freundschaft mit Rom befestige, oder seine Macht auf immer breche.

Schon am 18. langte der Kaiser zu Florenz an und eilte nun dem König von Schweden voraus, der sich so eben nach Rom begeben wollte. Ein Kurier, welcher diesem von Rom entgegengeschickt wurde, ward in dem Wahn gelassen, daß er dem König von Schweden begegne und so kam der Kaiser unerkannt plötzlich im Hotel des österreichischen Gesandten an, dessen Herz durch die Ankunft seines Souverains in diesem kritischen Moment nicht wenig erleichtert ward. Noch denselben Abend (des 23.) bat der Monarch den Ritter Azara, spanischen Agenten am römischen Hofe, dessen ausgezeichneter Charakter und große Gaben längst die Aufmerksamkeit des Kaisers erregt hatten, um eine Konferenz in einem der römischen Theater. Die Nachricht von seiner plötzlichen Ankunft war kaum im Vatikan angelangt, wo man eiligst in der höchsten Ueberraschung sich anschickte, einen so hohen Gast würdig zu empfangen, als der Kaiser schon in seiner Uniform in das Zimmer des Papstes trat. Pius empfing ihn herzlich, und Joseph beobachtete gegen ihn jene zartsinnige Ehrerbietung, welche er ihm in Wien gezeigt hatte. Als ihm Pius in der Peterskirche einen Platz in seinem Betschemel anbot, schlug er diese Ehre aus und kniete einige Schritte hinter ihm nieder. In seinem übrigen Betragen offenbarte Joseph jene unbefangene Leichtigkeit, welche niemals ahnen ließ, welche ernste gewaltige Dinge sein Geist bewegte. In der Loge des Ritters Azara angelangt, empfing er mit Anmuth die herbeiströmenden Besuche, begrüßte

oberflächlich den Grafen von Waſa und bezeugte hierauf einigen römiſchen Damen ſeine Aufmerkſamkeit. Unter dieſem ſchicklichen Vorwand fand er Gelegenheit zu der geheimen Konferenz mit Azara, die er eifrig zu ſuchen ſchien. Der Gegenſtand derſelben war nach der Behauptung Bourgoings [1]), ein Plan, der Europa in Staunen ſetzen ſollte.

»Es betraf nichts geringeres, als einen gänzlichen Bruch mit dem päpſtlichen Hofe. Joſeph hatte alles vorausgeſehen, alles geordnet; er war der Zuſtimmung und Beitritts von ſechs und dreißig Biſchöfen ſeiner Staaten gewiß. Unangetaſtet ſollten Dogmen und die kirchliche Hierarchie bleiben; aber ſeine Unterthanen wollte er dieſer päpſtlichen Obergewalt in Kirchenſachen, die mit dem Weſen der Religion nichts gemein haben, und nur geeignet ſey, bürgerliche Unruhen zu ſtiften und vielleicht alle Schreckniſſe des Fanatismus zurückzubringen, entziehen. Nach ſeinem Grundſatz ſey die Kirche in dem Staat; und es komme dem Souverän zu, ſie den weltlichen Geſetzen zu unterordnen, und ihre Diener in derſelben Abhängigkeit wie die übrigen Unterthanen zu erhalten. Länger könne er die Oberherrſchaft Roms nicht anerkennen; er mache ſich nichts aus den Blitzſtrahlen des Vatikans, die vordem die Welt umſtürzten, jezt aber nur Kinder und alte Weiber noch erſchrecken könnten. Die päpſtlich Geſinnten würden ihn einen Schismatiker nennen; das gälte ihm gleich. Weniger reich würden die Kirchen, dafür aber die Prieſter exemplariſcher und der Mönche weniger ſeyn. Alles werde dabei gewinnen: die öffentliche Ruhe, die

[1]) Pius VI. und ſein Pontif. S. 272.

Moral, ja die Religion selbst. — Nie, sagt man, sey Joseph beredter gewesen, nie habe er sich so entschlossen, und nie die Kraft seines Genies, und den Reichthum seiner Einsichten, mehr, als in diesem Gespräch gezeigt [1]).«

— Die Folge lehrte, daß dieser Vorschlag keineswegs sehr ernstlich gemeint war, sondern nur Berathungen über eines der verschiedenen Mittel, die Streitigkeiten mit Rom auf immer beizulegen, in Erwägung zog, von welchen eines oder das andere angewendet werden mußte. Der Ritter Azara, der diese Eingebung der üblen Stimmung des Monarchen, in welche ihn des Papstes neuerliches Betragen versezt haben mußte, mit Aufmerksamkeit anhörte, erwog nun mit ihm die möglichen Folgen eines so wichtigen Schrittes, und sowohl die Rathschläge dieses Staatsmannes, auf welche Joseph ein großes Gewicht legte, als auch die eigene Neigung des Monarchen, bewogen ihn zu einem milderen Verfahren, welches hauptsächlich auf einer Verbesserung der schlechten Umgebung Sr. Heiligkeit abzielte. Diese Unterredung war von den wichtigsten Folgen für den Papst, denn sie stimmte die entschlossene Seele des Reformators so verträglich, daß Niemand eine Ahnung davon hatte, mit welchen Gesinnungen er nach Rom gekommen war.

Die Sprache, welche er gegen den Kardinal Bernis führte, war ernst und männlich, doch nicht herausfordernd. »Haben Sie,« fragte er ihn, »sich über meine unerwartete Ankunft in Rom nicht sehr gewundert?« — »Recht sehr,« antwortete der Kardinal. — »Ich wollte nicht, daß die Römer

[1]) Pius VI. und sein Pontifikat. S. 272.

glaubten, ich fürchte sie, und sey wegen einer Antwort auf Argumente verlegen, die in einem neulichen Briefe des Papstes an mich enthalten sind. Ich habe ihn zurückgeschickt, weil er Unanständigkeiten enthielt, und mich von meinem Entschluß nicht abbringen konnte; denn ich ändere nie einen mit Ueberlegung genommenen Vorsatz. Eine andere Ursache meiner Reise nach Rom ist, um dem Papst seinen langen, mir in Wien gemachten Besuch zu erwiedern. Ich halte etwas auf Pius, es ist ein guter Mann (c'est un *bon* homme). Sie würden lachen, wenn Sie Zeuge unserer Conferenzen seyn könnten. Er wird oft hitzig, manchmal gar böse; ich lasse ihn machen, behalte mein kaltes Blut und meinen Entschluß. Ich weiß gar wohl, daß er mir in diesem Augenblicke das verweigerte Indult geben würde, um zu dem Erzbisthum zu Mailand und zu allen Beneficien der Lombardei zu ernennen; aber als Geschenk will ich nicht annehmen, was mir als Hoheitsrecht gehört. Meine Schuld ist es nicht, daß meine Vorfahren nachläßig oder zu furchtsam gewesen sind. Aus Achtung für den Papst, aber nicht als eine Gnade erbat ich das Indult von ihm. Er schlug es mir ab, weil man ihm übel gerathen hatte, und doch ward Ludwig XV. wegen Korsika, ein ähnliches Indult, unweigerlich zugestanden.«

Als der Kardinal versuchte einige Einwendungen zu machen und Pius VI. [1]) entschuldigen wollte, bedeutete ihm Joseph II. kurz und bestimmt: »Meine Parthei ist genommen, und leid würde es mir seyn, wenn der Papst mich zwänge, gewisse Mittel zu ergreifen . . . . .«

[1]) Pius VI. und sein Pontifikat. S. 274.

»Wie gesagt, im Grunde ist der Papst ein sehr guter Mann, er hat Verstand aber er weiß nicht, daß sich die Zeiten geändert haben. Uebereilen werde ich nichts, aber noch weniger zurückweichen.« In diesem Sinne äußerte er sich wiederholt, während seiner Anwesenheit in Rom sowohl gegen Bernis als gegen Azara und den Papst. Bei den Unterhandlungen mit den lezteren, zeigte Joseph stets seine geistige Ueberlegenheit, aber auch stets die Gemüthsneigung, keinen Mißbrauch davon zu machen. Dem Kardinal Bernis und Ritter Azara ward daher das Mittlergeschäft nicht schwer gemacht. Joseph der mit dem Entschluß gekommen war, das päpstliche Indult nun gar nicht mehr anzunehmen, ward durch die Vorstellungen dieser beiden ausgezeichneten Männer endlich dazu vermocht. »Wohlan,« sagte er vor seiner Abreise nach Neapel, »ich will mich nicht sträuben das Indult anzunehmen, nur sey es unwiederruflich und so gefaßt, daß man sehe, die Annahme sey von mir bloß aus Freundschaft für den Papst geschehen.« So brachte es Josephs durch seine Charakterfestigkeit dahin, daß man ihm das nun aufdrang, was man ihm vor Kurzem verweigert hatte. Der Kardinal Hrzan erhielt nun Vollmacht zum Abschluß einer Konvention, worin dem Kaiser die Ernennung, als der Souverainität zukommend, zugestanden wurde.

Joseph II. zeigte durch seine Versöhnlichkeit die Großmuth eines schönen Charakters, indem er selbst freiwillig dem Papste zugestand, was diese durch Drohungen nicht erlangen konnte. Von seinem guten Einvernehmen zeigten sich der aufmerksamen Welt bald deutliche Spuren; die Hoffnungen lebten auf beiden Seiten wieder auf. In Wien, wo der

kaiserliche Befehl anlangte, daß mit allem ferneren Einschränkungs-, oder Aufhebungsgeschäfte gegen die Klostergeistlichkeit eingehalten werden sollte, empfing man die Zeichen der wiederhergestellten Eintracht mit vieler Freude. Eine andere kaiserliche Resolution [1]), wo noch die in Beschlag genommenen italienischen Güter des Stiftes Salzburg, wieder herausgegegeben werden sollten, schien das herrschende Gerücht zu bestätigen. Auch die Römer wurden für den Kaiser durch die Leutseligkeit, mit welcher er Jedermann begegnete, eingenommen, und weissagten aus seinen heiteren Mienen viel Gutes. Selbst die Exjesuiten schöpften Hoffnung, als sie vernahmen, daß der Kaiser bei der Prinzessin Doria Vieles zum Lobe ihres Ordens gesagt habe.

Zwar erneuerten sich bei Josephs Rückkunft von Neapel die Streitigkeiten über die Form der verabredeten Konvention, und es fanden einige heftige Auftritte mit dem Papste statt, da lezterer in dem Aufsatze des Kaisers die Ehre des heiligen Stuhls nicht hinlänglich geschont sah. Die Rathgeber suchten die Kleinigkeiten zu benuzen, um des Papstes Hartnäckigkeit zu vermehren, und brachten es auch dahin, daß Joseph eine Konferenz mit offenbarem Verdruß plötzlich abbrach, und die Papiere zu sich nahm. »Wozu,« rief er aus, »sind noch Konventionen nöthig? wir sind Freunde und wollen es immer bleiben, Jeder thue in seinen Staaten, was ihm gut deucht.« Pius antwortete entschlossen: »Nun denn, wenn Eure Majestät den Erzbischof von Mailand ohne kanonische Einsetzung weihen lassen, so wird alle Verbindung

[1]) Leben und Geschichte Jos. II. 2ter Th. S. 60.

mit dieſem Prälaten gebrochen, und ſeine Kirche wie die von Utrecht behandelt werden.« Allein Joſeph ließ ſich nicht von einem augenblicklichen Affekt den Moment der Kriſis entreißen, nahm den Streit wieder auf, und beiderſeitige Nachgiebigkeit brachte die Sache ſo weit, daß die beiden Unterhändler ſelbſt das Konkordat gemeinſchaftlich ausarbeiteten [1]).

Ein anderer Streit ſoll ſich entſponnen haben, als der Kaiſer gegen den Papſt ſeinen Wunſch erwähnte, einige General-Vikare in ſeinen Staaten zu haben, die er von dem Zehenten und anderen Einkünften, die von benachbarten Biſchöfen aus Oeſterreich gezogen wurden, zu dotiren Willens ſeit. Als der Papſt einwendete, daß ſie ſich weigern würden, einer ſolchen Einrichtung beizuſtimmen, verſicherte Joſeph, daß er wiſſen werde, ſie zu zwingen.

Dieſe kleinen Mißhelligkeiten abgerechnet waren beide Theile äußerſt zufrieden mit einander. Pius blieb ſehr eingenommen für den Kaiſer, und erzählte mit Wohlgefallen die kleinſten Umſtände ſeiner Unterredungen, ohne im Geringſten die Ueberlegenheit zu verbergen, welche der Kaiſer in ihren Konferenzen zu behaupten gewußt hatte. Er habe ihm, ſagte Pius, das größte Zutrauen erwieſen, und ihm über die erſten Kabinete und über das Perſönliche der europäiſchen Souveräns die zarteſten Eröffnungen gemacht. Beredter und geiſtvoller als er ſey Niemand. »Mit einem Wort,« ſezte er gutmüthig hinzu, »der Kaiſer ſagt Alles, was er ſagen will,

---

[1]) Es geſchah dieß in lateiniſcher Sprache, welche beiden Theilen nicht ſo geläufig war, daß ſich in ihre Arbeit nicht hätten einige weſentliche Sprachſchnitzer einſchleichen können, die der Kanzlei viel zu lachen gaben. (Pius VI. u. ſ. P. S. 278.)

aber nicht immer Alles, was er denkt.« Dieß Vertrauen zu vergelten, ſuchte Pius Alles hervor, was dem Kaiſer den Aufenthalt in Rom angenehm machen konnte. Er lud ihn allen Ernſtes ein, ihn noch einmal zu beſuchen und einer Heiligſprechung beizuwohnen, wodurch der launige Kaiſer ſich etwas beluſtigt zeigte. Der Eindruck, welchen er auf ganz Rom machte, ſtimmte alle Gemüther ganz zu ſeinen Gunſten. Sein einfacher, leutſeliger Charakter, ſein abſichtliches Vermeiden aller Ceremonien und Huldigungen, und die Religiöſität, welche er bei ſeinem Beſuch der Kirchen offenbarte, zerſtreute alle ungünſtigen Vorurtheile, welche das Gerücht erweckt hatte. Seine Großmuth gewann ihm das Volk. An 30,000 Gulden vertheilte er bloß in Hospitälern und unter das Volk. Der Enthuſiasmus, den er erregte, war ſo groß, daß er ſeinen Gegnern neuen Stoff zum Argwohn gab. Oefters, wenn er durch die Straßen ging, ſagt man, habe das Volk gerufen: Viva il *nostro* Imperadore! Als er am 21. Jänner endlich Rom verließ, und ſo die ängſtlichen Beſorgniſſe, welche Viele von den Wirkungen ſeiner Popularität hegten, beſeitigte, waren Alle mit ihm höchlich zufrieden, und mehr als irgend Jemand war es der Papſt [1]).

Siebentes Kapitel.

Neue Mißhelligkeiten. — Der Nuntienſtreit.

Allein Joſeph hatte ein feſtes Ziel vor ſich, das aus den Augen zu laſſen keine Privatrückſicht ihn veranlaſſen konnte. So ſehr er zur Schonung des Papſtes geneigt war, ſo gern

[1]) Pius VI. u. k. K. S. 281.

er seiner Autorität Vorschub leistete, so lange es ohne Beeinträchtigung der vaterländischen Güter und der eigenen Würde geschehen konnte, so wenig konnten ihn die wahre Freundschaft und Achtung, welche er gegen die persönlichen Verdienste des heiligen Vaters hegte, abhalten, seinen Weg fortzusetzen. Hätte Pius weniger die einzelnen Unternehmungen des Kaisers als seinen Hauptplan im Auge gehabt, so wäre der Streit großartiger aber einfacher und mit einem Male beendigt gewesen, allein Pius gab sich einer Selbsttäuschung hin, die den Streit bei der kleinsten Gelegenheit wieder aufnahm, ohne daß jemals ein Erfolg für ihn zu hoffen gewesen wäre. Er sah bei allen seinen Zugeständnissen nur den Vortheil seiner Vorbehalte, auf welche er dann ein übermäßiges Gewicht legte. Als die Ernennung des Erzbischofs von Mailand zur Vollziehung kam, entstanden deßhalb neue kleinliche Hindernisse, zu deren Beseitigung fast vier Monate erforderlich waren, obgleich es sich kaum um mehr als die Form handelte, nach welcher der neue Prälat dem Konsistorium angekündigt werden sollte. Endlich wurde man darüber einig, dem Konsistorium zu melden, daß »der Erzbischof von Mailand von dem Kaiser kraft der freundschaftlichen, zwischen Sr. Heiligkeit und diesem Monarchen abgeschlossenen Konvention ernannt sey.« So endigte das Jahr 1784 ohne weiteren Sturm.

Allein schon im nächsten Jahre versuchte die päpstliche Hierarchie über das teutsche Reich seine Macht wieder auszubreiten, und beunruhigte den kaum versöhnten Kaiser mit neuen Anmaßungen. Pius errichtete nämlich in München eine neue Nuntiatur, und schmälerte so die geistliche Autorität der teutschen Prälaten, wogegen der Kurfürst von Mainz

und der Erzbiſchof von Salzburg ſofort beim Kaiſer Beſchwerde führten.

Joſeph, der ſich über dieſen Gegenſtand ſchon einmal nachdrücklich erklärt hatte, antwortete den beiden Erzbiſchöfen, daß die Nuntien künftig als nichts mehr denn Geſandte eines weltlichen Regenten zu betrachten ſeyen, und daß er nie zugeben werde, daß ſie irgend eine Jurisdiktion in Kirchenſachen weder im Reich noch an ſeinem Hofe ausübten; wovon der Papſt ſelbſt durch den Kardinal Hrzan in Kenntniß geſezt wurde [1]). Und dieſe Erklärung, welche den päpſtlichen Staatsrath nicht wenig erſchreckte, erhielt noch mehr Gewicht durch die kaiſerliche Verordnung (im Oktober 1785), die den Nuntien in Teutſchland alle Arten von Gerichtsbarkeit nahm, und den Biſchöfen alle ihre alten Rechte wieder gab. Der Kurfürſt von Kölln ſäumte nicht, ſie in ſeinen Staaten zu

---

[1]) „Damals war in Rom ein gewiſſer Marcheſe Antici, ein ſchlauer Italiener, der durch ſeine Geſchmeidigkeit und Intriguen eine große Wichtigkeit erlangt hatte. Er war bei dem heiligen Stuhl als Miniſter der beiden Kurfürſten von Bayern und von Kölln angeſtellt. Bei dem Münchner Hof wollte ſich dieſer das Verdienſt erwerben, ihm einen Nuntius zu verſchaffen; denn für die katholiſchen Mächte vom zweiten Range war das ein Vorzug von nicht geringer Wichtigkeit. In welche Verlegenheit gerieth nun der Marcheſe Antici, als einer von ſeinen Befehlsgebern, der Churfürſt von Kölln, eben ſo ſehr als ſein Bruder den Kaiſer gegen die Vorrechte der Nuntiaturen eingenommen, ihm befahl, ſich mit allen Kräften der Neuerung zu widerſetzen, — die er ſelbſt hervorgerufen hatte! Der Papſt konnte, wenn auch über dieſe doppelte Widerwärtigkeit ſehr betrübt, ſich doch des Lachens über den doppelten Geſchäftsträger nicht erwehren, der nun zwei ſich ſo widerſprechende Rollen zugleich zu ſpielen hatte. — Denn, wie Joſeph auch ſagte, im Grunde war Pius ein guter Mann.“

publiziren; auch der Kurfürſt von Mainz traf die nöthigen Vorkehrungen, um ſich den Abſichten des Kaiſers gemäß zu halten. So ward der römiſche Stuhl nach und nach aller ſeiner Vorrechte und Einkünfte in Teutſchland beraubt, und alle katholiſchen Fürſten beeilten ſich, dem gegebenen Beiſpiele nachzuahmen. Während der Kurfürſt von Bayern die Ankunft des neuen Nuntius mit vielem Pomp ankündigte, hielten die teutſchen Erzbiſchöfe von Mainz, Kölln, Trier, Salzburg, einen Kongreß zu Ems, und berathſchlagten über die Punkte, deren Entſcheidung Joſeph in ſeinen Staaten der päpſtlichen Gewalt entriſſen hatte [1]). Die Grundſätze des Kaiſers in Kirchenſachen wurden hier als untadelhaft anerkannt und förmlich adoptirt. In der energiſchen Sprache des Kaiſers

[1]) „Ein ſehr merkwürdiger Zug zur Geſchichte dieſes kühnen teutſchen Kongreſſes, der dem päpſtlichen Stuhl offene Fehde bot, war der, daß der Kurfürſt von Kölln ſelbſt von einem proteſtantiſchen, öffentlichen Lehrer des kanoniſchen Rechts, Georg Ludwig Böhmer in Göttingen, im Jahr 1787 ein Gutachten über die Reſultate (Punktationen) des Emſer Kongreſſes forderte; welcher dahin entſchied, „daß das Reſultat des Emſer Kongreſſes dem katholiſchen Kirchenſtaatsrecht von Teutſchland gemäß ſey.“ — Die Original-Handſchrift dieſes trefflich ausgeführten rechtlichen Bedenkens liegt vor mir, und ich würde mich nicht enthalten können, ob hier gleich dazu nicht der ganz geeignete Ort iſt, wenigſtens einen koncentrirten Auszug davon zu liefern, wenn mir nicht gerade des jüngern Böhmers Magazin für das Kirchenrecht, die Kirchen- und Gelehrten-Geſchichte, in die Hände gefallen wäre, wo das Gutachten im erſten Stück des zweiten Bandes ganz abgedruckt iſt. — Die volle Wirkung des Reſultats dieſes ſo wichtigen Kongreſſes, ward durch die Eiferſucht der Biſchöfe gegen die Erzbiſchöfe, durch Joſephs Tod und durch die franzöſiſche Revolution zwar geſchwächt; doch aber haben es die Erzbiſchöfe in ihren Sprengeln geltend gemacht, und es iſt in den Kompendien des katholiſchen Kirchenrechts zum Grund gelegt worden.“ (Pius VI. u. ſ. P.)

wurden Verordnungen erlaſſen, worin den Unterthanen dieſer geiſtlichen Fürſten ſtreng verboten wurde, ſich in irgend einer Angelegenheit an die Nuntien zu wenden. Demmungeachtet fuhren die Nuntien Zoglio und Pacca mit ihren Anmaßungen fort, und lezterer ließ ſich einfallen ein Manifeſt an die Prälaten und Pfarrer des Kurfürſtenthums Kölln zu richten, worin er ihnen befahl, in gewiſſen ſchon erlaubten Graden keine Heirathsdiſpenſation ohne Indult des Papſtes anzuerkennen. Allein dieſe Verordnung wurde mit Unwillen zurückgewieſen und die Unpopularität der Nuntien griff täglich mehr um ſich, als ſie ſich ſo weit vergaßen, Gährungen im Volke zu erregen. Der Papſt verhielt ſich bei allen dieſen gefährlichen Umtrieben ſehr unthätig, und billigte das Betragen ſeiner Abgeſandten, das die Macht der römiſchen Kurie völlig untergrub. Es war ſchon ſo weit gekommen, daß ſie ſich Schriftſteller dingen mußten [1]), welche ihre Anſprüche vertheidigten, allein je mehr geſchrieben, geſprochen und beleuchtet wurde, je mehr ſank das Anſehen des Oberhaupts der Kirche, je mehr gab es der Abtrünnigen, welche ſich nun zu ſeinen Gegnern aufwarfen.

So beſchwor die Unklugheit des päpſtlichen Hofes ein Gewitter herauf, deſſen Blitze ihn vernichtet hätten, wäre

---

[1]) „Pius VI. Hauptſchriftſteller war damals der Exjeſuit Zaccaria, deſſen ſchon mehrmals erwähnt iſt; ein Fanatiker, der gewiſſe Fähigkeiten, oder wenigſtens die Gelehrſamkeit hatte, welche ihn zu dieſem Geſchäfte eignete. Eine gelehrte Deduktion ward von ihm ausgearbeitet. Hätte man ihn nur machen laſſen, ſie würde ganz unwiderſprechlich dargethan haben, daß zu allen Zeiten der heilige Stuhl im Beſitz geweſen ſey, nach Belieben und allenthalben hin, mit Vollmachten begabte Nuntien zu ſenden, ohne ſich an die Biſchöfe und Erzbiſchöfe der Sprengel zu kehren.“

nicht Joſeph II. Mäßigung, ihm als Rettungsengel erſchienen. Der Kurfürſt von Mainz ging in ſeiner Unzufriedenheit ſo weit, dem Kaiſer Vorſchläge zu machen, die Rom zittern machten. Es hieß in dieſen Vorſchlägen: die berüchtigten Dekretalen Iſidor's, deren Unächtheit nicht mehr zweifelhaft ſey, wären die einzige Baſis, worauf die Immunitäten des römiſchen Hofes beruheten. Weiter ward darin auf die Zuſammenberufung des neuen, ſeit mehr als zweihundert Jahren von dem römiſchen Hofe verſprochenen Concils gedrungen, welches die Quelle ſeiner uſurpirten Reichthümer verſtopfen ſollte. Unaufhörlich verdrehe er ſeine Verſprechungen, vereitle die Hoffnungen des teutſchen Reichs, und fahre fort, die mit den teutſchen Fürſten errichteten vorläufigen Konkordate zu verletzen. Die teutſche Nation ſey nunmehr aller ihrer Verbindlichkeiten gegen ihn entledigt. Es ſey endlich einmal Zeit, daß ſie von den Summen, welche für das Pallium ihrer Erzbiſchöfe nach Rom geſchickt worden, einen andern Gebrauch mache, und ſie ihrer eigenen Beglückung und der Unterſtützung der Unglücklichen widmen, u ſ. w. —

Es fehlte nur die Beiſtimmung Joſephs zur Ausführung dieſer Pläne; allein der Monarch zeigte bei dieſer wie bei ſo vielen anderen Gelegenheiten, daß eine Demüthigung und Herabſetzung der päpſtlichen Würde nicht in ſeinem Sinne lag. Er unterſtützte die Pläne der geiſtlichen Fürſten Teutſchlands anfangs nicht und begnügte ſich in ſeinen Staaten mit den kirchlichen Reformen fortzufahren, Klöſter aufzuheben, ihre Güter der Religionskaſſe einzuverleiben. Lange Zeit ertrug Pius dieſe Anordnungen mit leidlicher Geduld, allein

als Joseph das Bisthum Laibach zum Erzbisthum erhob und gemäß der geschlossenen Uebereinkunft die Ernennung des Grafen Karl v. Herberstein dem Papste zur Bestätigung vorlegte, weigerte sich dieser den Verfasser jener vom Kaiser so gebilligten Hirtenbriefe, worin der Bischof die Religionswahl Jedermann freigestellt hatte, in seiner neuen Würde zu bestätigen. Er verlangte als Bedingung seiner Anerkennung den Widerruf jener Maximen. Diese Zumuthung beantwortete Kaunitz im Namen des Kaisers mit den ernsten Worten:

»Der Widerstand des Papstes werde eine unübersteigliche Scheidewand zwischen dem römischen Stuhl und den Staaten Sr. kaiserlichen Majestät veranlassen, und aller bisher aus Achtung für den Papst beobachteten Schonung für immer ein Ziel setzen. Nichts werde ihn mehr abhalten, künftig aus eigener kaiserlicher Autorität, alle kirchlichen Einrichtungen zu treffen, so wie in den ersten Jahrhunderten des Priesterthums Gebrauch gewesen.«

Hartnäckiger als gewöhnlich beharrte indeß der Papst auf seiner Weigerung, die er dadurch zu motiviren suchte, daß er diesen Prälaten der Ketzerei beschuldigte, eine Behauptung, welche er mit Stellen aus seinem Hirtenbrief belegte. Joseph II., der die Dogmen der Kirche stets unangefochten ließ, erlaubte dem Prälaten diese Beschuldigungen, dogmatisch zu beantworten, verbot ihm aber seine Maximen zu widerrufen. Zwar beseitigte der Tod des Grafen von Herberstein bald diesen Gegenstand des Streits; aber dieser hinterließ in dem Gemüthe des Kaisers einen Eindruck, der den persönlichen Rücksichten für den Papst in der Folge

großen Abbruch that. Er verweigerte nicht länger dem Betragen der vier Erzbischöfe in Teutschland seine Zustimmung, gestattete die Herausgabe einer Schrift zur Aufmunterung der Bischöfe, sich den Erzbischöfen anzuschließen. Vergeblich beklagte sich Pius über diese öffentlichen Schritte gegen ihn, er konnte selbst nicht hindern, daß der Reichshofrath sich gegen die von dem Nuntius Pacca gethanen Schritte erklärte, und dem Kurfürsten von Bayern seine Nachgiebigkeit verwies. Bis an sein Ende verharrte Joseph auf der Bahn der Reformation. Er ließ seine Grundsätze über Staat und Kirche durch Schriften verbreiten, gestattete, daß in einem Theil seiner Staaten die Sakramente in der Landessprache verabreicht würden, gab dem Toleranzedikte in Ungarn eine weitere Ausdehnung, und ließ in Konstanz eine reformirte Kirche bauen [1]).

Lebhafter als in irgend einem Theile der Monarchie tobte der Streit mit der Kirche in den Niederlanden, wo der Widerstand, den die kaiserlichen Reformen fanden, zugleich nationaler Natur war [2]); hier vertheidigten der Erzbischof von Mecheln, Kardinal Frankenberg, und der päpstliche Nuntius Zondadari die Interessen des heiligen Stuhles im Vereine mit dem abergläubischen Volk, das sich gegen die kaiserlichen Verfügungen, hinsichtlich der Klöster, Brüderschaften,

---

[1]) Pius VI. und sein Pontif. S. 300.

[2]) S. die Geschichte desselben in dem nächstfolgenden Abschnitt „die Reaction der Völker des Staatenbundes", wohin sie mir besser zu passen schien, da hier die Geistlichkeit mit dem Volke wirkte, während sie in den übrigen Provinzen ihre Opposition gegen das Volk richteten.

Seminare, Prozeſſionen, Pilgrimſchaften heftig auflehnte. Der fanatiſche Eifer des Nuntius verſchmähte hier nicht die auffallendſten und gefährlichſten Mittel der Sache ſeines Souveräns den Sieg zu verſchaffen. Er ſuchte das Volk aufzuwiegeln, ſezte durch die thätigſten Intriguen alle feindſeligen Elemente in den Niederlanden in Bewegung, und zwang den Kaiſer, die dem heiligen Stuhl ſchuldige Ehrfurcht bei Seite zu ſetzen, und ſeinen Bevollmächtigten von Brüſſel fortzujagen. Allein von Lüttich aus ſezte dieſer ſeine Intriguen fort. Wir werden ſpäter Gelegenheit haben, den Verlauf der Ereigniſſe in den Niederlanden genauer zu würdigen.

Dieſelbe Beharrlichkeit hatte in Teutſchland 1788 denſelben Erfolg. Der Streit der Erzbiſchöfe mit den Nuntien gedieh bis zu einem bedenklichen Ernſt. Ohne Rückhalt erklärte Joſeph als römiſch-teutſcher Kaiſer, daß die gewaltſame Art des Widerſtandes von Seiten Roms gegen ſeine Vorſchläge und Erinnerungen ihn zu den ernſthafteſten Maßregeln berechtige, um die unbeſtreitbaren Grundſätze ſeiner älteſten Vorfahren geltend zu machen, und berief zu dem Ende die Reichsverſammlung ein. Zwar konnte dieſer Staatskörper wegen ſeiner geſchwächten Kraft und ſeines geringen Anſehens die Beſorgniſſe Roms nicht vermehren, allein die vier Erzbiſchöfe von Salzburg, Trier, Kölln und Mainz zeigten ſich nur zu geneigt, in allen Dingen die päpſtliche Autorität zu ſchmälern. Aus eigener Machtvollkommenheit entband Trier die Mönche ihres Gelübdes, geſtattete ihnen Kölln ſogar ſich zu verheirathen. Auf der andern Seite handelte der Papſt mit gleicher Anmaßung und Willkür, indem er von allen urbar gemachten Ländern den Zehnten

im Kurfürstenthum Kölln einfordern ließ, und ihn sogar an Unterthanen desselben verpachtete [1]). Der Streit dauerte fort bis zum Ende Josephs, ohne zur Entscheidung zu kommen.

Inzwischen gestalteten sich die niederländischen Angelegenheiten schlimmer, als selbst der römischen Curie angenehm war. Es schien der Fluch dieses Zeitraums zu seyn, daß Prinzipien, welche sich gegenseitig zu unterstützen bestimmt waren, sich bekämpfen und aufreiben sollten zu Gunsten der Revolution, die sie Beide zu vernichten drohte. So wüthete in den Niederlanden die päpstliche Autorität gegen die Souveränität des Kaisers und dieser gegen die Kirche, die sein Ansehen erhielt. Aber das Ziel des leztern war nicht Befestigung seiner Macht; er erreichte seine heilige Bestimmung im Tode. Anders verhielt es sich mit der Unternehmung der römischen Kirche. Sie verfehlte ihren Zweck, beraubte Oesterreich um eine Krone, ein Volk um seinen Frieden, und gewann keinen Zuwachs an Macht. Man bediente sich ihrer Kräfte zu Rebellion und Mord; besudelte ihr heiliges Gewand mit Blut, entwürdigte ihre geweihten Mauern durch elende Ränke, und machte ihren Boden zum Tummelplatz der niedrigsten Leidenschaften. Dieß waren die Früchte des scholastischen Streits, welchen Rom mit so vielem Eifer entflammt und geschürt hatte. Händeringend sah Pius in die schreckliche Feuersbrunst, welche er entzündet hatte. Als Kardinal Hrzan (1790), der Gesandte des Kaisers, ihn im

[1]) Pius VI. und s. Pontif. S. 304.

Vatikan beſuchte, um wegen der aufs höchſte geſtiegenen niederländiſchen Unruhen ſich mit ihm zu berathen, fand er den frommen, ſanften Greis in heißem Gebet und in Thränen [1]). Kurz vorher war in der franzöſiſchen Nationalverſammlung der Saame aufgegangen, den ſeine Emiſſäre durch ihre Kontroverſen geſät hatten. Der Kaiſer, im Innerſten betrübt über das Unglück des niederländiſchen Volkes, bat den Urheber deſſelben um ſeine Vermittlung. Es war zu ſpät. Willig gehorchte Pius dem Anſinnen [2]), indem er die Biſchöfe in den Niederlanden aufforderte, ihre Pfarrkinder zum Gehorſam gegen den Kaiſer zurück zu bringen. Allein in ihrer Antwort erklärten dieſe Aufwiegler des Volkes die nationale Unabhängigkeit Belgiens, und forderten den Papſt ſelbſt auf ſie zu unterſtützen. Der Todesengel bewahrte Joſephs ergriffene Seele vor der ſchmerzlichen Erfahrung, wie die allmächtige römiſche Kirche, welche ein Volk gegen ihn zu bewaffnen vermochte, außer Stand war, demſelben das Schwerdt der Empörung zu entreißen. So endigte der Kampf Joſephs mit der Kirche nach zehnjähriger Dauer zum Unglück für beide Partheien. Wahrſcheinlich hätte ihn Joſephs entſchiedener Wille zu einem anderen Ende geleitet, wäre nicht ſeine vom Schickſal ihm gegebene Aufgabe gelöst, ſeine Laufbahn geſchloſſen geweſen.

Gleich Joſeph war Pius VI. beſtimmt, ein Märtyrer ſeiner Grundſätze und der ſchönen Eigenſchaften ſeines

---

[1]) Daſelbſt S. 304.

[2]) Archiv der Urkunden.

Charakters zu werden. Seine größten Tugenden gereichten ihm zum Verderben, und seine offenbarsten Fehler dienten ihm gegen die Stürme der Zeit zu einiger Schutzwehr. Wir beschließen diesen Abschnitt mit einer scizzirten Charakteristik seiner Persönlichkeit und seines Hofes, welche nicht wenig zur Aufhellung seiner Verhältnisse zu Joseph II. beitragen wird. Nach dem übereinstimmenden Urtheile aller glaubwürdigen Schriftsteller, welche Pius VI. aus näherem Umgange kannten, besaß er glänzende Eigenschaften. Ein beweglicher, anmuthiger Geist, verbunden mit einem gebildeten Kunstgeschmack, ziemlich hellen Ansichten und einer blühenden Sprache, machten auf Alle, die ihn näher kannten, den angenehmsten Eindruck. Dabei aber war sein Gemüth so schwach, daß er sich leicht von Andern leiten ließ, was ihn zuweilen in Verlegenheiten stürzte, häufiger aber noch ihn aus manchen Gefahren errettete. Er war ungeduldig, leicht zum Zorn gereizt, starrsinnig, für Vorurtheile empfänglich, doch weder beharrlich im Haß noch bösartig. Seine Herzensgüte hatte keine Grenzen, hervorstechend war seine ausschweifende Liebe zum Ruhme, die oft in kindische Eitelkeit und prunkende Koketterie ausartete. Aus einer Familie vom niedrigsten Adel entsprossen, brüstete er sich gerne mit der Erhebung seines Stammes, und wandte alle seine Wappenkunde dazu an, sein Familienwappen auf eine Weise zusammenzusetzen, die vielen Stoff zum Lachen gab. Der Abbildung des Windes, das sein ganzes Familienwappen bildete, fügte er einen Adler, Lilien und Sterne bei, was dem Witz der Römer Gelegenheit zu folgendem Distichon gab:

dieſes Bemühen, und Bernis Fall war deſſen Folge. Indeß wurde er zum Kardinal ernannt, und 1769 nach Rom als Botſchafter geſandt, wo er, dem Leichtſinne der Jugend entſagend, mit edler Würde, großen Aufwand und mächtigen Einfluß in alle Geſchäfte, allgemein geachtet lebte. Sein Haus war der Mittelpunkt aller intereſſanten Menſchen, beſonders der Fremden. Durch die Revolution verlor er ſeinen Poſten, und da ſein Vermögen verſchwendet war, brachte er ſeine lezten Jahre in verlaſſener Dürftigkeit zu, und ſtarb 1794 [1]).

Dieſer Kardinal Bernis war es, durch deſſen vertraulichen Umgang der Papſt ſich geehrt fühlte, und deſſen Rathſchläge er faſt immer befolgte. Man kann jedoch nicht ſagen, daß Bernis jemals dieſe Gewalt mißbraucht hätte, vielmehr ſchlug es immer zum Nachtheil des römiſchen Hofes aus, wenn man ſeine Rathſchläge hintanſezte. So war Bernis auch gegen die erfolgloſe Reiſe des Papſtes nach Wien.

Die wichtigſten Staatsämter waren von Männern beſezt, welche die Geſandten der Höfe von Wien und Paris begünſtigt hatten, unter ihnen der Staatsſekretair Pallavicini. Allein die geheimen Rathgeber des Papſtes waren oft mächtiger als ſeine öffentliche.

Nächſt Bernis hatte den meiſten Einfluß, der ſpaniſche Geſandte, der ausgezeichnete Ritter Azara. Dieſer genoß zu Rom des höchſten Anſehens und des entſchiedenſten Einfluſſes; er übertraf hierin ſelbſt den Kardinal Bernis, mit dem er aber immer das vertraulichſte Einver-

[1]) Dohms Denkwürdigkeiten. S. 346 — 347.

ſtändniß unterhielt. Man ſagte von Azara, daß er ſchlechterdings alles durchſetze, was er nur wolle. Er verdankte dieſes zum Theil dem Gewicht ſeines Hofes, das zu allen Zeiten in Rom das größte war, noch mehr aber ſeinem Geiſt und ſeiner tiefen Kenntniß der Menſchen und Geſchäfte. Er liebte ſehr die Wiſſenſchaften und Künſte, und war genauer Freund des großen Maler Mengs [1].

Der Ritter Azara verwandte keinen Blick vom römiſchen Stuhl. Seine Wachſamkeit und Feſtigkeit waren dieſem zwar oft läſtig; er wußte aber mit ſeinen ernſten Erinnerungen Beweiſe der Theilnahme zu verbinden, die ihm bei dem Papſt zugleich Wohlwollen und Zutrauen erwarben, und man darf behaupten, daß ſein Einfluß, und der ſeines Freundes Bernis, Pius viele Fehltritte erſpart und den Umſturz des päpſtlichen Stuhles für einige Zeit noch aufgehalten haben [2].

Der Herzog von Grimaldi, eigentlicher Repräſentant Spaniens, ein gutmüthiger wohlmeinender Mann, und Verwandter Pallowiainis, überließ Azara faſt alle Geſchäfte und war faſt immer von Rom abweſend.

Kardinal Herzan, kaiſerl. Geſandter am römiſchen Hofe, unterſtüzte dieſe beiden wahren Freunde des von Joſeph angenommenen Syſtems aufs Thätigſte. Er ſelbſt war ſeinem Kaiſer ſehr zugethan, und ſeine Anſichten mußten mit jenen Joſephs, ſehr ſympathiſiren, denn Kaiſer Joſeph ſprach gegen

---

[1] Dohms Denkwürdigkeiten S. 347.

[2] Pius VI. u. ſ. Pont. S. 33.

ihn unverhohlener und energiſcher von ſeinen Abſichten, als er ſonſt gegen Prieſter zu thun gewohnt war. Herzan gerieth dadurch oft in nicht geringe Verlegenheit, da er ſich zwiſchen zwei Pflichten geſtellt ſah, wovon die eine der anderen widerſprach. Seine Stellung am römiſchen Hofe war daher eine höchſt ſchwierige und völlig unhaltbare, wenn ihm Joſeph nicht in den kritiſchſten Augenblicken zu Hülfe gekommen wäre.

Allen dieſen Männern ſtanden viele Feinde in Rom und auswärts gegenüber. Der Vertreter des päpſtlichen Stuhles in Wien war Garampi, (geb. 1725) ein ſehr gelehrter Prälat, der viele Jahre den päpſtlichen Archiven vorgeſtanden hatte. Er war nachher unter ſchwierigen Umſtänden Nuntius in Warſchau geweſen, ſeit 1775 aber in Wien, wo er das beſondere Vertrauen von Maria Thereſia erworben hatte [1]). Er ging in ſeinem apoſtoliſchen Eifer oft zu weit, und erſchwerte nicht wenig das gute Einvernehmen zwiſchen dem Kaiſer und dem heiligen Stuhle. Doch fehlte es ſpäter ſelbſt in der Nuntiatur nicht an Freunden des Kaiſers [2]).

Weit gefährlicher waren die meiſt in geſchloſſene Partheien vereinigten Feinde Oeſtreichs und der Tendenzen der kaiſerlichen Reformen in Rom ſelbſt. An der Spitze der Jeſuiten ſtand

[1]) Dohms Denkwürdigkeiten.

[2]) Ein Sekretair der Nuntiatur in Wien ſoll die geheime Korreſpondenz des Papſtes mit mehrern Geiſtlichen der Regierung entdeckt haben. Wie er deßhalb bei ſeinen Obern in Verdacht kam, wurde er vom Papſt als Courier nach Rom geſandt, aber der Sekretair, welcher den Inhalt der ihm anvertrauten Depeſchen ahnen mochte, erbrach dieſelben, fand wirklich, daß ſeine Gefangennehmung befohlen ſey, kehrte nach Wien zurück, und fand bei der Regierung Schutz.

der kön. preußiſche Agent Abbé Ciofani, der Repräſentant der intriguanten Politik Friedrich II., deſſen größtes Talent darin beſtand, die Feinde ſeiner Feinde oder Nebenbuhler für ſich zu gewinnen. Weil Joſeph II. ſich den mächtigen Orden der Jeſuiten zum Feind gemacht hatte, bemühte Friedrich ſich eifrig um deſſen Freundſchaft, obgleich ſeine Grundſätze, als proteſtantiſcher Fürſt, dieſem Benehmen geradezu widerſprachen. Nachdem die Jeſuiten faſt im ganzen übrigen Europa verbannt worden waren, erklärte er ſich unter dem nichtigen Vorwand, daß man ihn bei ihrer Aufhebung nicht um Rath gefragt habe, für ihren Beſchützer, indem er ſie in Schleſien zur Erziehung der Jugend unbedenklich zuließ und vor dem Papſte, der insgeheim ein Freund des Ordens war, trotz der Gegenvorſtellungen der anderen Höfe das Verſprechen erzwang, daß er die Geſellſchaft, welche ſich in Preußen bilde, niemals für unregelmäßig erklären werde [1]).

Es iſt höchſt ſeltſam den königlichen Freund der franzöſiſchen Atheiſten mit einem Orden verbündet zu ſehen, der

[1]) Der König von Preußen wollte, unter welchem Titel es ſeyn mögte, die Jeſuiten in ſeinen Staaten behalten. „Ich werde ſie beſchützen„ ſagte er 1775 in Breslau zu Einem von dieſer Geſellſchaft; „weder der Pabſt noch ſonſt Jemand hat das Recht, mir vorzuſchreiben; ich habe in dem lezten Friedensſchluſſe dem kaiſerlichen Hof verſprochen, die katholiſche Geiſtlichkeit in dem Zuſtand, wie ich ſie gefunden, zu laſſen. Ich werde Wort halten; und wenn jeder thun zu können glaubt, was ihm gut dünkt, ſo werde ich das ganze Pfaffengeſchmeiß fortjagen, und nur euch behalten.“ Eben damals ſchrieb er an d'Alembert, nach einer ſchweren Krankheit? „ich habe in meinem Leben viel geſehen. Die Soldaten des Papſtes ſah ich meine Uniform tragen, die Jeſuiten mich zu ihrem General erwählen, und Voltaire wie ein altes Weib ſchreiben.“

in Rom kein Mittel verſchmähte, neuen Einfluß zu gewinnen. Papſt Pius war ihm ſtets im Herzen zugethan, und ſo hatten die Anhänger deſſelben ein leichtes Spiel, gegen den Einfluß der Höfe von Spanien und Oeſterreich, die Pius kaum ſo ſehr fürchtete, als den Haß der Jeſuiten. Sie benützten wie zur Zeit ihrer Macht ohne Bedenken alle Umſtände. Aſcetiſche Schriften, Pasquille, Wundergaukelei und ſelbſt die ſkeptiſche Philoſophie waren die Waffen, mit welchen ſie ſich vertheidigten. Ungemeines Aufſehen erregte das durch ſie 1783 verbreitete Gerücht von der Heiligkeit des damals mit Tod abgegangenen Bettlers Labre, deſſen Leichnam drei Tage lang zur Schau geſtellt blieb, weil er wunderbarer Weiſe die Biegſamkeit ſeiner Gliedmaſſen behielt, ohne in Fäulniß überzugehen [1]). Man erzählte ſich von ihm die ſeltſamſten Wunder, und der Papſt ſelbſt wagte es nicht, ihm den Glauben zu verſagen, ſondern ließ ſich ſein Bett holen, um darin zu ſchlafen. Durch dieſe und ähnliche Mittel ſuchten

---

[1]) „Wenige Tage, nachdem der Bettler Labre, von Ungeziefer gefreſſen, und von Ausſatz bedeckt, faſt auf offner Straße geſtorben war, kam ich nach Rom. Augenzeugen konnten mir die ganze Scheußlichkeit des Anblicks dieſes kaum noch athmenden, an der Straße liegenden menſchlichen Kadavers nicht abſchreckend genug ſchildern. Er lag knieend, unbeweglich, mit ſtarrem Blick, und in der Stellung eines Gekreuzigten, mit von beiden Seiten ausgeſpreizten Armen, Gebete murmelnd an der Straße oder auf Kirchentreppen. Sein borſtiges Haar und ſein Bart waren Neſter der Ungezieferbrut. Faſt die einzige Bewegung die er machte, war, wenn er eine von den herabfallenden Läuſen u. ſ. w. ſorgſamſt aufnahm und ſie ſich mit den Worten Salomons: „der Gerechte erbarmt ſich ſeines Viehes,“ wieder anſezte, um ihr die gewohnte Nahrung nicht zu entziehen.“ (Pius VI. u. ſ. P.)

die Jesuiten jene Stimmung unter dem Volke neu zu beleben, welche sie fast zu Herren der Welt gemacht hatte.

Zur Hauptopposition gegen die Höfe von Frankreich, Spanien und Oesterreich gehörten, nebst den Jesuiten, die Zelanti (Eiferer) von allen Nüancen. Einige von ihnen waren blinde Fanatiker und bis zur Ausschweifung streng und wüthend, Andere schloßen sich dieser mächtigen Parthei an, aus kalter Ueberlegung; der größte Theil aus Stolz und Eigennutz. Als Theilnehmer an der, dem päpstlichen Stuhl aus den geistlichen Immunitäten entstehenden Macht und Glanzes, traten sie als deren eifrige Vertheidiger auf, denn die Aufrechthaltung dieser Freiheiten erwarben den apostolischen Kassen Schätze, deren Mitbesitzer sie selbst waren. Das Interesse fesselte sie daher mit unzerreißbarer Gewalt an die Sache, die sie aufs Aeußerste vertheidigten. Die Gewalt, welche diese furchtbare Parthei über den Papst hatte, war um so größer, da sie zu seiner Wahl, im Vertrauen auf seine Lenksamkeit, viel beigetragen hatte, und er ihr wesentliche Versprechungen gemacht zu haben scheint.

Allen diesen verschiedenartigen Einwirkungen preisgegeben, konnte das Pontifikat Pius VI. nur durch einen kräftigen selbstständigen Charakter seine Würde behaupten, allein dieß war es eben, was Pius VI. in so hohem Grade mangelte. Sein nachgiebiges furchtsames Gemüth gab nach allen Seiten hin nach und sein ganzes Wirken als Papst war dem entsprechend, wankend, unbestimmt, oft thöricht, gefährlich und fast immer inkonsequent. Wenn er Jemand Widerstand leistete, so war es nur, weil eine größere Macht auf ihn einwirkte als jene, der er widerstrebte. Als die Zelanti

von ihm die Freilassung des Generals der Jesuiten Ricci, der in der Engelsburg gefangen saß, verlangten und er dieß verweigerte, so waren es nur des spanischen Gesandten Vorstellungen, welche ihm diesen Muth einflößten. Dagegen zeigte sich offenbar der Einfluß der Zelanti und Jesuiten bei seinem Widerstand gegen Josephs II. Reformen. Bei aller Veränderlichkeit war Pius geehrt von allen Theilen, denn allen gegenüber behauptete er eine ächt christliche Einfalt des Gemüths, tiefgewurzelte Frömmigkeit und den tugendhaftesten Willen [1]).

---

[1]) Ueber das Pontifikat Pius VI. geben außer den angeführten folgende Schriften umständlichere Nachrichten:

I. Lebens- und Regierungsgeschichte des Papstes Pius VI, aus ächten und bewährten Quellen zusammengetragen. Cesena, (Ulm) 1781—1796, 6 Bde.

Der ungenannte Verfasser hat zwar mit etwas Weitläufigkeit, doch in guter chronologischer Ordnung und unpartheiisch Alles gesammelt, was über die merkwürdigen Begebenheiten dieser päpstlichen Regierung in Teutschland öffentlich bekannt geworden. Andere Quellen, als gedruckte Schriften, scheinen ihm nicht zugänglich gewesen zu seyn. Für seine Unpartheilichkeit beweiset, daß man ihn für einen Katholiken gehalten hat, obgleich er ein protestantischer Prediger im Würtembergischen war, Namens Abe, der im Jahr 1800 gestorben ist.

Sein Werk geht nur bis 1790, reicht also nicht bis zum Tode Pius VI.

II. Memoires historiques et philosophiques sur Pie VI. II. Voll. à Paris l'an, huit (1801). Teusch: Pius VI. und sein Pontif. ꝛc., s. die Citat.

Der ungenannte Verfasser ist Bourgoing, ein Mann von mannigfachen Kenntnissen. Nachdem er von früher Jugend an in der diplomatischen Laufbahn seinem Vaterlande nützliche Dienste geleistet, war er zuletzt französischer Gesandter am Königl. Sächs. Hofe, und starb als solcher 1811 zu Karlsbad. In der gelehrten

Welt ist er durch ein ausführliches statistisches Werk über Spanien rühmlichst bekannt. Diese Memoires über Pius VI. haben aber doch wohl vielleicht noch einen eigenthümlichern Werth. Die merkwürdigsten Vorgänge sind mit Geist und Ordnung erzählt, der Verf. hat aus guten Quellen geschöpft, und sehr wahrscheinlich von dem Kardinal Bernis, französischen Bothschafter zu Rom, der mit Pius VI. vertraut und von allen Verhältnissen unter dessen Regierung vollkommen unterrichtet war, Nachrichten mitgetheilt erhalten, vielleicht durch die officielle Korrespondenz dieses Staatsmanns benutzen können. Deshalb bringt Bourgoing tiefer in den innern Zusammenhang der Begebenheiten ein; stellt dieselbe mit mehr lebendiger Anschaulichkeit dar, als die vorangeführten teutschen Schriftsteller. — Die Memoires secrets et critiques de Cours de l'Italie par Joseph Gorani. à Paris 1794 3 Vol. enthalten auch im 3ten Bande über den römischen Hof während der Regierung Pius VI. merkwürdige Nachrichten, und machen, mit dem Privatcharakter dieses Papstes, viele Personen von Einfluß bekannt. Doch hat der wüthende revolutionäre Eifer gegen Könige, Adel und Geistlichkeit den Verfasser unstreitig partheiisch gemacht und ihn zu manchen Uebertreibungen verleitet. (Dohms Denkwürdigkeiten II. B.)

III. Geschichte der römisch-katholischen Kirche unter der Regierung Papst Pius VI., von Peter Philipp Wolf. Zürich, 1793—1802. 7 Bde. Ein in jeder Hinsicht vollständiges trefflich ausgearbeitetes Quellenwerk, wenn auch voll von partheiischen und leidenschaftlichen Urtheilen.

Endlich enthalten Rolands Briefe über Italien und Meyers Darstellungen aus Italien schätzenswerthe Beiträge zur Geschichte Pius VI.

Ueber den febronianischen Streit, der in dieser Darstellung öfter erwähnt dient zur Erläuterung folgende Notiz:

Unter dem Namen Justus Febronius war eine höchst merkwürdige Schrift: de statu ecclesiae et legitima potestate summi pontificis. Francofurti 1763 erschienen, deren freimüthige und durch ächte Gelehrsamkeit unterstützte Grundsätze auf die allgemeine Meinung und die Handlungen der Regenten in und außer Teutschland ungemein gewirkt hatten. Der römische Hof hielt diesen Schriftsteller für seinen gefährlichsten Gegner, und wie er erforscht hatte, daß unter dem Namen Febronius ein sehr ehrwürdiger und vornehmer Geistlicher, Herr von Hontheim,

Weihbiſchof zu Trier, verborgen ſey, ruhete er nicht eher, bis der Kurfürſt einen von Rom vorgeſchriebenen, förmlichen Widerruf ſeines Weihbiſchofs bewirkte. Dies geſchah im Jahr 1778. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hat der 80jährige Hontheim den Widerruf nur unterſchrieben, um ſich ein ruhiges Alter zu ſichern, und weil er überzeugt ſeyn konnte, daß die nur widerrufenen, aber nicht widerlegten Grundſätze ſeines gelehrten Werks deshalb nicht minder wirken würden. Aber von Pabſt Pius VI. wurde der Widerruf als der glänzendſte Triumph der Kirche mit großem Aufſehen bekannt gemacht, und das Verdienſt des Kurfürſten, ihn bewirkt zu haben, hoch geprieſen. Lezterer hat ſogar durch ſeinen Eifer ſich hinreißen laſſen, dem Kaiſer Joſeph II. über ſeine kirchlichen Reformen im J. 1781 ſehr ernſtliche und dringende Vorſtellungen, die bis zu Androhung der ewigen Verdammniß gingen, zu machen, die aber dieſer Monarch (wie aus dem Archiv der Urkunden erſichtlich) mit bittrer Laune erwiederte, und dieſe Korreſpondenz durch öffentliche Bekanntmachung dem Spott des Publikums Preis gab.

II.

Reaction der Völker des Staatenbundes.

Einleitung.

Begriff der Reaction. — Nothwendigkeit derſelben.

Nichts iſt dem großen Joſeph mit größerem Unrechte jemals zum Vorwurfe gemacht worden, als der Widerſtand den er erfahren mußte und das daraus erfolgte unglückliche Ende ſeiner Laufbahn, und doch wird kein Vorwurf ihm häufiger gemacht als dieſer, aus einem Inſtinkt entſprungene, der die Vernunft irre leitet. Wer nach ſeinen Eingebungen das göttliche Regierungsgeſchäft als ein Handwerk, nach dem Produkte von Selbſtbeglückung beurtheilt, verwechſelt den ſchöpferiſchen Bildner mit dem Steinmetz, der mit unermüdlichem Fleiß und Verſtand ſein eigenes Wohl aus dem Felſen meißelt, während jener eine göttliche Idee verſinnlicht und auf ſeiner Schöpfung verſchmachtet. Der Zweck der Regierung kann ein zweifacher ſeyn: das Regierungsgeſchäft kann als göttliche Kunſt und als Handwerk betrieben werden. Hier liegt

der Unterſchied zwiſchen dem regierenden Schöpfer und dem Wirthſchafter, zwiſchen dem Reformator und Geſetzgeber und dem umſichtsvollen Autokraten. Jener Prometheus entreißt dem Himmel einen Funken, der einen neuen Jahrhunderttag entzündet, durch einen Blitz, der vielleicht ihn ſelbſt vernichtet. Dieſer regiert nur, indem er ſich von ſeiner Zeit, den Umſtänden und der Nothwendigkeit regieren läßt. Und hier dringt ſich wieder der Unterſchied auf zwiſchen Joſeph II. und Friedrich II. Jener war ein Schöpfer, dieſer ein Herrſcher, jener wollte ſie beſſern und durch Beſſerung zum Glück führen, jener ſie durch ihre eigene Thorheit beherrſchen, jenem waren die Unterthanen Kinder, dieſem ſein Volk eine Macht. Daher die Verſchiedenartigkeit ihrer Beſtrebungen und die Verſchiedenartigkeit ihrer Würdigung.

Des Menſchen beſſerer Theil, das Herz, war das Palladium der Regierungskunſt Joſephs, der kalte, aber wehrhafte Verſtand Friedrichs einzige Gottheit. Dieſe Parallele ſoll nicht tadeln, nur bezeichnen. Löſte doch Jeder der Beiden ſeine Aufgabe in ſeiner Zeit und Lage! das öſterreichiſche, in ſich uneinige Volk Oeſterreichs, in ſeinem trägen Reichthum, mit ſeiner verſchiedenen Bildung und Geſetzgebung, mit ſeinen regen Leidenſchaften und dem Gemiſch von Barbarei und Frömmigkeit in ſeiner Civiliſation, bedurfte der Einigung, Aufklärung, Geſittung; das preußiſche, in ſeiner thätigen Dürftigkeit, in ſeinem unzureichenden Beſitz, ſeinem froſtigen Klima, bedurfte nur der Bewehrung, der Steigerung ſeiner Fähigkeiten und Kräfte, um den Kampf mit Nachbarn und der heimathlichen Sterilität, zu dem es ſeiner Lage nach beſtimmt iſt, mit Glück zu unternehmen. Joſeph erzog

ſeine theils in fruchtbarer Wildniß aufgewachſenen Völker zu der Glückſeligkeit eines civiliſirten Zuſtandes, Friedrich leitete bloß die Kräfte der ſeinigen an und überließ es ihnen ſelbſt, nach ihrer Weiſe ſich glücklich zu machen. Joſeph, der oft augenblicklichen Schmerz verurſachen mußte, um das Gefühl für das reinere Glück der Bildung empfänglich zu machen, mußte Widerſtand finden, Friedrich, die Macht die ihm dienſtbar, vermehrend, fand Bewunderung. Beide groß in ihrer Art können nicht mit demſelben Maßſtab gemeſſen werden.

Keine Schöpfung ohne Reaction. Bei Betrachtung der Schöpfungen Joſephs bieten ſich viele tadelnswerthe Seiten, wie an jedem Erzeugniß menſchlicher Kraft — ſie müſſen von der Geſchichte gewürdigt werden. Aber die Widerſtandserregung ſeines Wirkens iſt es nicht, worauf der gerechte Tadel haftet, ſelbſt wenn der Widerſtand den Schöpfer beſiegt hätte. Wo der Geiſt auf die Materie trifft, widerſteht ihm die Trägheit derſelben. Kommt das Unglück hinzu, ſo wirft ſie ihn nieder.

Joſeph II. hatte den Widerſtreit der verſchiedenartigſten und widerſprechendſten Verfaſſungen und Geſetze zu ſchlichten, um die Einheit des Staates herzuſtellen, ſeine Kräfte zu vermehren. Aber auf die alten Verfaſſungen und Geſetze ſteifte ſich eine große Anzahl von mächtigen Magnaten und bevorrechteten Familien, welche darin ihre Macht und ihren Beſitz verbürgt ſahen. Der Stolz und Eigennutz, die Herrſchſucht und die Gewohnheit bildeten von hieraus eine mächtige Reaction. Joſeph hatte die verdunkelten Seelen, vieler in Unwiſſenheit und Barbarei verſunkener Völkerſchaften

aufzuhellen und hier verſchworen ſich die finſtere Schwärmerei des Aberglaubens, die Starrſinnigkeit des Unverſtandes, die Habſucht und der Eigennutz Jener, die dem herrſchenden Glauben Vorurtheile ernährten, gegen ihn. Joſeph hatte das fehlerhafte Gleichgewicht des Rechtszuſtandes herzuſtellen, aber hier bedrohten ihn die Bevorrechteten durch die eigene Gewalt ihrer Rechte, und die Beeinträchtigten durch lange Knechtſchaft erlahmt, konnten die von Feſſeln befreiten Hände nicht brauchen, ihren Befreier zu unterſtützen. Joſeph hatte die Unwirthſchaft im Staate zu heben, aber dieſe war eine Quelle des Wohlſtands für Vornehme und Geringe, und ſie ließen ſich den gewohnten Genuß nur mit Gewalt entreißen. Joſeph hatte den Nationalfleiß zu beleben, aber das ſchlaftrunkene Volk murrte gegen den Störer ſeiner ſüßen Trägheit. Von allen dieſen Seiten her war der Widerſtand ein nothwendiger, der nur in ſeinen vereinzelten Erſcheinungen vermeidlich und umgänglich ſchien und die Gemüther oft unangenehm erfaßte. Wie Joſeph mit ihm kämpfte, zeigt die Reihe der Thatſachen, die aus dem Volke hervorgingen, und welche hier mit ſteter Hinweiſung auf die Geſammtheit ſeines Wirkens gewürdigt werden ſoll. Aus dieſem Vergleich ergibt ſich dann die ſtetige Einheit der unwandelbaren Richtung, die das Werk der Reformation in allen ſeinen Stadien anzeigt.

Erſtes Kapitel.

1781.

Aberglaube des Volkes. — Unruhen in Tyrol wegen des Abbrechens der Altäre. — Fortdauernder Bilderkram. — Widerſtand der niedern Geiſtlichkeit.

Die Volksbildung hatte in den verſchiedenen Staaten der Monarchie ſehr verſchiedene Grade erreicht, aber in allen war unter der Mehrzahl des Volks die Anhänglichkeit an den, durch Alter und Mißbrauch verwilderten Katholicismus, ziemlich allgemein. Der Kultus des Volks hatte namentlich zwei Gegenſtände der Verehrung, die Symbole, die Prieſter. Der ganze Mechanismus des Gottesdienſtes drehte ſich um ſo leichter in dieſen Angeln, da der Vortheil der Prieſter es erheiſchte, ihr Anſehen aufrecht zu halten. Es waren daher weniger die reinen ſinnvollen Lehren der katholiſchen Religion, welche in den Seelen der Einwohner lebten, ſondern ein inſtinktmäßiges Religionsgefühl, das ſich bei allen Ungebildeten im unmittelbaren oder ſymboliſchen Götzendienſt äußert. Die religiöſen Handlungen, welche nach des Volkes Glauben zur Seeligkeit führen mußten, beſtanden in Kirchgang, Opfern, Bußhandlungen, Beichten und in Verehrung der Reliquien, Bilder und Prieſter, und dieſer rein ſinnliche Kirchendienſt war es, gegen welchen Joſephs II. erſte Reformen anſtürmten, dieſe Heiligthümer des Volkswahnes waren es, die er profanirte. Da die herrſchende Kirchendisciplin mit den herrſchenden Religionsbegriffen ſo innig verwebt war, daß ſie nicht verändert werden konnte, ohne die religiöſe Gedankenreihe

der Bekenner des katholiſchen Glaubens völlig zu zerrütten, ſo erregten alle Verfügungen des Kaiſers den Unwillen der Gläubigen in hohem Grade. Während die kleine Zahl der Gebildeten ihm Beifall zurief, ſchrie die Maſſe des Volkes über Kirchenraub, Bilderſtürmen, Gottesläſterung! Nur wer den magiſchen Eindruck dieſer entſetzlichen Greuel auf katholiſche Gemüther kennt, vermag die gefährliche fanatiſche Stimmung der unaufgeklärtern Völker des Staatenbundes zu ermeſſen, welche des Kaiſers Verordnungen gegen Bildertand und Wallfahrten, gegen Reliquien und Ablaßhandel, gegen Klöſter und Bettelmönche erregte. Ketzerei war das Geringſte, was man ihm vorwarf: Eifrige ſchalten ihn einen Gottesläſterer, einen Gottesläugner und Werkzeug des Satans. Viele prophezeihten ſchreckliches Unheil von den Regierungsjahren des ketzeriſchen Reformators, den der Zorn des Himmels auf den Thron geſezt habe, damit er eine Geißel ſeines Volkes ſey.

In den teutſchen Hauptſtädten zwar hatten ſchon ſo geläuterte Religionsbegriffe um ſich gegriffen, daß man das Heil der kirchlichen Reformen nicht verkannte, aber auf dem Lande und im tiefen Gebirge der Alpen wohnte ein wilder finſterer Aberglaube. Leichter wäre hier das Werk der Reinigung des Gottesdienſtes vollbracht worden, hätten aufgeklärte Prieſter die falſchen Begriffe des Volkes durch eindringliche Lehren berichtigt, allein es gab hier Prieſter, die ſo unwiſſend waren, wie das Volk ſelbſt, und noch mehr deren, die beſſer unterrichtet, das Volk nicht belehren wollten. Das Uebel wurde vermehrt durch die Nothwendigkeit, welche aus der Aufhebung der Klöſter erwuchs, allen unthätigen

Mönchen einen Wirkungskreis als Seelsorger einzuräumen. Der Erzbischof Hieronymus von Salzburg klagt hierüber in einem Hirtenbrief an den Bischof von Gräz [1]).

»Ich finde höchst bedauerlich, daß bei den neu zu errich»tenden Pfarr- und Lokalkaplaneien größtentheils aber jene »Mendikanten, deren verkehrte Denkungsart und Handlungs»weise, auf die Erziehung der Jugend, auf die Gewissens»und Religionsbegriffe, auf die bürgerliche und moralische »Gesinnung der minder aufgeklärten Christen, bisher so nach»theiligen Einfluß hatten, und vielleicht vorzüglich dadurch »den Monarchen zur Auflösung ihrer Klöster berechtigt hatten, »nunmehr werden mehr angestellt werden müssen, und hiemit »zur Ausübung ihres durch frühe eingesogene Grundsätze, und »durch lange Gewohnheit mit ihrem Charakter innigst ver»flochtenen Gewerbes, ein nur desto weiteres Feld, und desto »ausgebreitetern Wirkungskreis erhalten, mithin zur abergläu»bigen, vorurtheilvollen und eigennützigen Fortsetzung ihres »alten Unfugs von nun an weit größere Freiheit gewinnen »werden. Dieß glaube ich, wird das bange Besorgniß eines »jeden für das Wohl seiner Heerde väterlich bekümmerten »Oberhirten, und auch das Ihrige seyn. Unsere Aussichten »in die Zukunft werden dabei nicht heiterer, unsere Hoffnungen »für Aufklärung und Moralität werden um so viel unsicherer, »und schwerlich wird ein Menschenalter hinreichend seyn, das »wieder gut zu machen, was diese Gattung von Leuten in »den Religions- und Seelsorggeschäften verschlimmern werden.«

---

[1]) S. teutsch Zuschauer ꝛc. B. II. Heft. VI. S. 344 u. f. — Wolf, Gesch. der kirchl. Ver. S. 531.

Diese Besorgnisse wurden leider auffallend gerechtfertigt, durch die Verschlimmerung der Volksstimmung gegen Joseph, welche die Mönche zu erregen wußten, um sich an dem Kaiser wegen der ihnen widerfahrenen Unbill zu rächen. Kanzel und Beichtstuhl wurden gleich sehr mißbraucht, zur Aufhetzung der Gemüther, und die strengsten Verordnungen vermochten nichts über den fanatischen Starrsinn der erbitterten Mönche und Priester.

In einigen Provinzen kam die herrschende Unzufriedenheit zum offenen Ausbruch, und wenn auch nicht überall zur Rebellion, doch zu so ernstlichen Auftritten, daß die ganze Wachsamkeit und Strenge des josephinischen Gouvernements dazu gehörte, das Umsichgreifen wilden Revolutionsgeistes zu verhindern. Die Mönche wußten namentlich in Tyrol durch religiöse Spektakel, geistliche Komödien, Mirakelwesen und Teufelaustreibung [1]) die gesunde Vernunft des Volkes so niederzuhalten, daß dieses die Reformen des Monarchen mit der gehässigsten Feindseligkeit ansah. Die Intriguen der Exjesuiten und Mönche scheinen diese Bewegung nicht wenig unterstützt zu haben, denn so oft Unordnungen vorfielen, fand man angesehene Personen mitten unter den thörichten Pöbelhaufen, die sich mit offener Gewalt zuweilen der Vollziehung kaiserlicher Befehle widersezten. Ein solcher Vorfall ereignete sich im J. 1786 zu Insbruk.

Zu Anfang des Jahres 1788 sollten zwei, an Mittelpfeilern in der Pfarrkirche ziemlich unschicklich angebrachte Seitenaltäre auf höhere Verordnung abgebrochen werden.

---

[1]) S. Archiv der Urkunden.

Zum Unglück wurde eben ein Tag gewählt, an welchem wegen ausgesezter Kreuzpartikel eine ungewöhnliche Menge Volks in der Kirche versammelt war. Kaum hatten die Arbeiter das Abbrechen begonnen, so fiel ein Haufen Leute über sie her, und würde sie gemißhandelt haben, wenn diese nicht, nach vielen Bitten um Verschonung, versprochen hätten, daß keiner von ihnen sich mehr zu dieser unheiligen Arbeit wolle brauchen lassen. Der Pöbel ging aber, vom Einfluß reicher Honoratioren aufgehezt, noch weiter. Es wurde in das Glockenhaus eingestiegen, und überall angedeutet, wenn noch ein Versuch, die Altäre abzubrechen, geschehen sollte, so würde die Sturmglocke geläutet werden, und Jedermann solle dann zur Gegenwehr sich einfinden. Seitdem befanden sich täglich gegen zwanzig Weiber mit Messern und Hacken bewaffnet, in und in der Umgegend der Kirche, um, wie sie sagten, die Bilderstürmerei und den Umsturz der Religion zu verhindern [1]).

Die niedere Geistlichkeit und des Volkes kindischer Wahn wirkten zusammen dem Reformationswerk entgegen, um so mehr, da die Vermehrung des, für die Pläne des Kaisers so wichtigen Weltpriesterstandes mit tauglichen Individuen von gutem Geiste, sehr langsam von statten ging. Trotz der vielen Verordnungen, um diesem Mangel abzuhelfen, war dieser noch im Jahr 1788 so fühlbar, daß die Regierung allen Ordinarien auftragen mußte, ihr Gutachten über den zunehmenden Mangel an Weltpriestern und die besten Mittel zur Abhilfe abzugeben. Allein sowohl diese, als auch die Hofstellen, welche um Rath gefragt wurden, scheinen der

[1]) Leben und Gesch. Jos. II. B. II. S. 162.

Meinung gewesen zu seyn, daß dieses Uebel selbst von dem Geiste des Zeitalters herrühre, und darum demselben nur durch Abschaffung des Cölibates zu steuern wäre, weil das Gelübde der Keuschheit die meisten jungen Leute abhalte, sich dem Priesterstande zu widmen. Daher dauerten die Uebelstände, die der Priestermangel erzeugte, ununterbrochen bis zum Ende Josephs fort. Die alte Schule des Priesterstandes dagegen behielt die Hände zu ihren Gehässigkeiten gegen die Regierung vollkommen frei. Der Haß, den sie selbst gegen die Person des Kaisers nährten, kannte keine Grenzen und äußerte sich nicht selten auf eine ärgerliche Weise. Kaum konnte sich der Kaiser persönlich der lebhaftesten Aeußerungen ihres Mißfallens erwehren. Ein Minoritenmönch, der den Kaiser auf einer Reise nach Lemberg persönlich zu sprechen, das ungeduldigste Verlangen zeigte, aber daran gehindert ward, gestand in wilder Wuth seine Absicht, den Kaiser zu tödten [1]). Bei einer andern Gelegenheit äußerte im J. 1787 eine der französischen Sakramentsnonnen, welche man von Paris hatte kommen lassen, ihren orthodoxen Eifer dadurch, daß sie den Kaiser bei einem Besuche des Klosters am Rock faßte und ihm in einer Fensterbrüstung mit der größten Hitze die bittersten Vorwürfe über seine Reformen machte.

Bei dieser Stimmung der Ordensgeistlichen, welche sich oft auch unter den Weltpriestern zeigte, machten die Anstalten des Kaisers nur äußerst langsame Fortschritte.

---

[1]) Leben und Geschichte Josephs II. S. 27. Der Unglückliche ward festgenommen und im Narrenhospital zu Wien mit Nachsicht und Menschlichkeit behandelt.

»Trotz so vieler christlichen Verordnungen des Hofes,« so drückt sich im Jahr 1784 ein in Wien öffentlich gedrucktes Journal aus [1]), »werden die alten Mißbräuche der Re»ligion ungescheut fortgetrieben. Ihre Angreifer: werden »als unruhige Köpfe verfolget und unterdrückt, die sie aber »mitmachen, und das Volk in andächtige Kontribution setzen, »werden als würdige Geistliche belobet, und oft im kaiserlichen »Namen befördert. Schlechte Bischöfe sind der Reformation »ohnedem feind, und die guten werden von Leuten, die sie »von Amtswegen unterstützen sollten, unaufhörlich geneckt, »verschrieen und auf allen Schritten gehindert. So müssen »freilich alle Verbesserungen, welchen unordentliche Leiden»schaften ohnehin schon einen so starken Damm entgegensetzen, »natürlich ins Stocken gerathen.«

Wolf erzählt in seiner derben Weise: Unter allen neuen Anstalten habe jene, welche zunächst den Volksaberglauben ausrotten sollten, den meisten Widerstand gefunden. Noch im Jahr 1784 konnte man, ungeachtet der kaiserlichen Verbote, in der Pfarrkirche der Dominikaner in Wien, ober dem Tabernakel ein großes ausgeschmücktes Marienbild sehen, in welchem sieben Schwerdter steckten [2]). Im nämlichen Jahre, und in der Residenz des Kaisers, der alle geistlichen Brüderschaftsposſen abschaffte, feierten die Mönche zu den Schotten das Fest ihres Bruderschaftspatrons, des heil. Sebastian, gerade auf eine Art, als wäre keine Verordnung, die dergleichen Afterandachten verbot, vorhanden. Im darauf

---

[1]) Wiener Kirchen-Zeitung. Jahrg. I. S. 158.
[2]) Daselbst a. a. O. S. 159.

folgenden Jahre trieben dieſelben Mönche ihren Unfug noch weiter. Nicht nur wurde an dieſem Tag ihr ſchönſter Kirchenornat, der mit goldgeſtickte rothſammtene Baldachin, die großen ſilbernen Leuchter und das ſilberne Kruzifix gebraucht, ſondern auch durch die ganze Oktave dieſes Bruderſchafts-heiligen Vor- und Nachmittags mit der großen Glocke geläutet, und das Hochamt ſelbſt vom Prälaten, wie es nur an den höchſten Kirchenfeſten zu geſchehen pflegt, gehalten [1]).

In der Kathedralkirche zu Wien, die allen übrigen zum Muſter dienen ſollte, konnte man immerfort Gegenſtände des Aergerniſſes ſehen. Vor dem Aloyſius-Bilde, und auf dem Altar des Herzens Jeſu brannten ſtets mehr Kerzen, als vor dem Tabernakel, worin das Allerheiligſte aufbewahrt wurde. Joſeph hatte befohlen, daß man die heiligen Bilder nicht zieren ſoll. Dieſes gefiel dem Kardinalerzbiſchof nicht. Er ließ den Muttergottesbildern metallene Kronen aufſetzen, und konnte auf die Frage, warum dieſes geſchehe? nichts beſſers antworten, als daß Maria die Königin des Himmels ſey, und folglich gekrönt ſeyn müſſe [2]). Mehrere Marienbilder hatten ſogar zwei Kronen auf dem Haupte. Einem andern Bilde floß im Jahr 1785 noch Waſſer aus beiden Brüſten, und zu Mundenfing im Innviertel, erblickte man neben einem Altarblatte ein hängendes Bild, wo die Milch einer Frauensperſon, mit dem aus einem Kruzifix quellenden Blute, in einer in der Mitte befindlichen Monſtranze zuſammenfließt [3]). In einer Mönchskirche des Cilliarkreiſes,

[1]) Daſelbſt, Jahrgang II. S. 294.
[2]) Daſelbſt a. a. O. S. 335.
[3]) Daſelbſt a. a. O. S. 420.

fand man im Jahr 1787 noch eine Wappentafel, worauf das Leiden Christi vorgestellt war. Unten dem Rande war in großen Frakturbuchstaben folgende Aufschrift zu lesen: »Dem allermächtigst-allerheiligst- und unüberwindlichsten Herrn Herrn Jesu Christo, von Ewigkeit gekrönter Kaiser der himmlischen Heerschaaren, erwählten unsterblichen König des Erdbodens, des heiligen römischen Reichs einzigen Hohenpriester, Erzbischofe der Seelen, Kurfürsten der Wahrheit, Erzherzog der Tugend, einziger und gnädiger König der Juden, Herzog von Bethlehem, Landesfürsten in Galliläa, gefürsteten Grafen zu Jerusalem, Freiherr von Nazareth, Ritter der hölliſchen Pforten, Herrn der Heiligkeit, Selig- und Gerechtigkeit, Pfleger der Wittwen und Waisen, Richter der Lebendigen und Todten, unserm allerheiligsten Herrn Herrn, und herablassend-gnädigsten Erlöser ꝛc. [1].« Zu Eisenstadt in Ungarn konnte man noch im Jahr 1788 in einer Kirche vorgestellt sehen, wie Gott-Vater aus der Seitenwunde Christi Blut ausdrückt, das in den von einem Engel gehaltenen Kelch fällt. Der Kelch läuft über, und das Blut rinnt ins Fegefeuer hinab, wo die Seelen mit heißester Begierde darnach schnappen [2]. Am nämlichen Orte befand sich im nämlichen Jahre noch ein sogenannter, von Pius IV. mit Ablaß versehener Kalvariberg, bei dessen Eingange man verschiedene sehr ärgerliche Vorstellungen erblickt. Hier bläst ein Gerichtsdiener dem gefangenen Jesu mit einem Ochsenhorne ins linke Ohr. Dort wurde Maria von sechs

[1] Daselbst, Jahrg. IV. S. 589.

[2] Daselbst, Jahrg. V. S. 638.

Aposteln zur Erde bestattet, und Johann, der Evangelist, verrichtete bei diesem Begräbniß das Amt eines Pfarrers. An einem andern Orte bläst der Teufel dem linken Schächer mit einem Posthorn ins Ohr, während den rechten ein Engel umflattert. In allen Stationen dieses Kalvariberges war das Kreuz Christi allenthalben zerschnitten, weil der Pöbel jeden Splitter davon für eine Reliquie mit sich nach Hause nahm. Die Juden und Gerichtsdiener sahen jämmerlich verstümmelt aus. Diesem fehlte ein Arm, jenem ein Fuß, und einem andern die Nase. Das Volk glaubte Jesu zu ehren, wenn es die Bilder der Juden, die ihn kreuzigten, zerstümmelte [1]).«

So ungerne man den landesherrlichen Befehlen, in Ansehung des Bildertandes gehorchte, eben so wenig wollte man sich jene gefallen lassen, wodurch das Wallfahrten nach sogenannten Mirakelorten eingestellt wurde. Man zog mit Kreuz und Fahne von einer Kirche in die andere, und stellte noch im Jahre 1788 und 1789 weite Pilgerreisen nach Mariazell, nach Maria-Taferl, nach Schloßberg, nach Lanzendorf, und sogar noch nach Einsiedeln in die Schweiz an, von woher die Pilgrime ganze Säcke Malefizpulver, womit verhexten und vom Teufel besessenen Menschen und Viehe geholfen werden soll, mit sich nach Hause schleppten. Solche Verletzungen der bestehenden Landesgesetze geschahen nicht nur auf dem Lande in einzelnen Dörfern, sondern auch in Städten, wo Länderstellen waren, und sogar in der Kaiserstadt, und unter den Augen des Monarchen. Wurde hier oder dort ein solcher Frevel geahndet, so wurde er an einem dritten

[1]) Daselbst a. a. O. S. 641.

Orte nur noch mit mehr Aufsehen und Zelebrität wiederholt. Zog die Regierung einen Pfarrer, welcher dergleichen Unfug gestattete, zur Verantwortung, so hatte ein solcher in der erzbischöflichen Kur wieder eine Menge Freunde, von welchen er sich Schutz zu versprechen hatte. Ueberhaupt konnte der gute Kaiser leicht gewahr werden, daß der Widerstand, den er als Reformator gefunden, meistens von Seite der Geistlichkeit herrührte, der es eben so sehr an gutem Willen, als an Einsichten fehlte, seine Anstalten durch ihren weit ausgebreiteten Einfluß zu begünstigen. Was einzelne wohldenkende Seelsorger bezweckten, hatte fürs ganze noch immer jene Folgen nicht, mit denen man sich geschmeichelt hatte, und es war sogar zu besorgen, daß bei der Verschiedenheit der Denkungsart, die zwischen Seelsorgern und Gemeinden herrschte, am Ende ein fanatischer Geist der Intoleranz die Gemüther in Empörung bringen könnte [1]).

Zweites Kapitel.

Intoleranz der Geistlichkeit und des Volks. — Intoleranz der Protestanten. — Beschwerde der akatholischen Gemeinden im Fürstenthum Teschen.

Bei solcher Aufnahme der neuen kirchlichen Disziplinarvorschriften, konnte den wesentlicheren Reformen im Kirchlichen kein besseres Schicksal bevorstehen. Die Toleranzedikte des Kaisers, jene unvergänglichen Denkmale seiner Weisheit und Menschenliebe, wodurch er das Andenken der unrühmlichen Handlungen seiner Vorfahren gegen Andersgläubige,

[1]) Wolfs Gesch. der kirchlichen Veränderung. S. 534.

völlig aus den Herzen ſeiner Unterthanen getilgt hat, wurden mit beiſpielloſem Haß von einem großen Theil der Bevölkerung aufgenommen.

Mehr jedoch, als durch den offenen Widerſtand andersgläubiger und eigennütziger auf ihre Vorrechte ſich ſteifender Unterhanen, hatte Joſeph II. von Jenen zu leiden, welche ſeine Abſichten übel verſtanden, oder die ihnen willkommnen Freiheiten über die Maßen willkürlich ausdehnend, unter der Aegide ſeiner Duldſamkeit und Menſchenliebe unzeitgemäße Einrichtungen heiſchten, oder willkürliche Ausſchweifungen begingen. Indem Joſeph die Mißbräuche des Gottesdienſtes abſchaffte und Toleranz verkündigte, folgte er nur der beſſeren, wiewohl noch nicht Allen bemerkbaren Neigung des Zeitalters, und reinigte die Religion von jenen Abnormitäten des wahren Chriſtenthumes, die ihr ſtets zum Vorwurf gemacht wurden, und die das Anſehen der heiligen Lehre herabwürdigten. Der Geiſt der Humanität erheiſchte Duldung und Erhebung der Confeſſionen, welche eben ſo viele Elemente des wahren Chriſtenthums in ſich trugen, als der Katholizismus; er erheiſchte endlich Menſchlichkeit gegen die Kinder Iſraels, deren altteſtamentariſcher Glaube auch mit den beſtehenden bürgerlichen und Staatseinrichtungen verträglich war, allein die gegenüber dieſer Religionen beobachtete Duldung machten nun auch voreilig ſolche für ſich geltend, welche ſich im Geiſte zu einer Glaubenslehre bekannten, welche weder der Bildung des Zeitalters, noch dem Staate und ſeinen ſittlichen Gewohnheiten angemeſſen war. Um den Wünſchen dieſes Theils der Bevölkerung genüge zu leiſten, hätte Joſeph II. einen neuen Religionskrieg in ſeinen Staaten hervorrufen

müſſen, deſſen Greuel ſeinen Ruhm mehr befleckt hätten, als die ſtrengen, vielleicht mit dem Grundprinzip ſeines Syſtems im Widerſpruch ſtehenden Maßregeln, den Ausbruch religiöſer Unruhen zu verhüten, welchen wenigſtens die Nothwendigkeit zur Entſchädigung dient.

Die Toleranzgeſetze des Kaiſers erregten bei den Katholiken eine übermäßigen Freudentaumel, der ſie zu den größten Unbeſonnenheiten und unbeſcheidenſten Handlungen gegen die Katholiken verleitete. Die Staatsreligion, oder die der Mehrzahl, wurde von ihnen aufs Unanſtändigſte beleidigt, ihre Prieſter verſpottet, und ſo Thätlichkeiten und ärgerliche Auftritte beiderſeitiger Intoleranz hervorgerufen, die den Kaiſer zwangen ſeinen menſchenfreundlichen Edikten viele ſtrenge Weiſungen und verſtändliche Erläuterungen ſeiner Abſichten nachfolgen zu laſſen. Eine ſolche nachträgliche Verordnung erſchien am 16. Januar 1782 [1]), und verbot darin den übermüthigen Proteſtanten ſich aufzuſuchen und zu verſammeln, wie ſie verlangten, wegen Anmeldung ihrer Geſinnungen an die Wirthſchaftsämter und Magiſtrate, verbot ihnen ferner, wie auch den Katholiken, alle Proſelitenmacherei und Beleidigung anderer Konfeſſionen, ſie mochte in Reden, Thätlichkeiten gegen ihre Bekenner, oder Schändung der äußeren Religionszeichen (Bilder, Statuen ꝛc.) beſtehen, nicht minder alle Religionsgeſpräche an öffentlichen Orten. Daſſelbe wurde auch den Katholiken eingeſchärft. Falls wegen Thätlichkeiten

[1]) S. Wolfs Geſch. der kirchl. Veränd. S. 198. — Samml. k. k. Geſ. Th. II. S. 38. — Schlözers Staatsanzeigen Bd. I. S. 134. — Walchs Religionsgeſch. Th. IX. S. 90 und dieſes Werkes 2ten Band. S. 150—163. Anhang. S. 409.

oder Schmähungen Strafen nöthig wären, sey den Protestanten deutlich zu erklären, daß dieses keineswegs wegen ihres Glaubens geschehe; eben so müßten auch die Katholiken in ähnlichen Fällen unnachsichtlich bestraft werden. Die Geistlichkeit beiderseits habe sich aller Kontroversen auf der Kanzel zu enthalten. Die Kälte und Unzufriedenheit, mit der man auf beiden Seiten diese Vorschriften aufnahm, zeigte wie wenig die Grundsätze der Toleranz von beiden Theilen verstanden wurden. Die Katholiken murrten darüber, daß sie den Ketzern gleich gestellt werden sollten, die Protestanten eiferten gegen die Ausdrücke »alleinseligmachende Religion,« »irrgläubige Brüder,« welche in den kaiserlichen Verordnungen wohl nur darum enthalten waren, um an den Tag zu legen, daß die kaiserliche Duldsamkeit keineswegs eine Verleugnung der katholischen Dogmen sey. Bei so intoleranten Gesinnungen mußte der Sinn häufig verloren gehen, und häufig hatten sich die Protestanten mit Recht zu beklagen, daß selbst die Disziplinarvorschriften der kaiserlichen Edikte ein Werkzeug der katholischen Intoleranz wurden. Bei der vorherrschenden Mehrzahl der Katholiken und der Orthodoxie aller Behörden und Richter, war eine gleichmäßige Vollstreckung der kaiserlichen Vorschriften gegen alle Konfessionen nicht ausführbar, und wenn auch alle Strenge des Gesetzes gegen Anmaßungen der Protestanten geltend gemacht wurde, so geschah dieses doch stets in minderem Grade gegen die Rechtgläubigen [1]).

1) In einem andern Hofdekrete vom 25. Jenner 1782 wird noch ausdrücklich beigesetzt, daß derlei Unterthanen, die sich zu keiner von den dreien geduldeten Religionen bekennen, nicht nur

Eine gefährliche Wirkung der Toleranzedikte war es, daß ſie alle im Glauben Wankenden oft zu muthwilligem Religionswechſel veranlaßten. Ganze Gemeinden fielen vom Glauben ab, und nahmen die Toleranzgeſetze für ſich in Anſpruch, auch wollte der abſolute Unglaube tolerirt ſeyn. Als der Kaiſer, um dem Umſichgreifen dieſes drohenden Uebels vorzubeugen, zweckmäßige Verfügungen erließ, tadelte man ihn mit Bitterkeit von allen Seiten, und da dieſe Maßregeln nicht von ſeinen Grundſätzen, ſondern von nothwendiger Vorſicht geboten waren, auch mit ſo vielem Grund, daß ſein Anſehen darunter leiden mußte. Man hieß es unnütze Neckerei, daß die geiſtlichen Kommiſſäre angewieſen wurden, die zum Uebertritt in eine andere Konfeſſion ſich Anmeldenden in ihren geiſtlichen Unterricht zu nehmen, um Bekehrungsverſuche mit ihren Seelen zu machen; man fand es abgeſchmackt, daß diejenigen, welche ſich zu keiner der geduldeten Konfeſſionen bekennen wollten, für Katholiken angeſehen werden ſollten — obgleich es, wenn man nicht neuerdings unzählige Sekten hervorrufen wollte, kein anderes Mittel gab dieß zu verhüten —;

---

als Katholiken betrachtet, ſondern auch mit Ausſchluſſe der heiligen Beichte und Kommunion, zur Beobachtung der katholiſchen Religions-Disziplin angehalten werden ſollen. Jemand ſtellt hierüber die Frage: S'ils ne tenoient à aucune des Religions tolérées pourquoi les forcer à trahir leur conscience? Et s'ils etoient absolument incrédules, pourquoi les forcer à une dissimulation odieuse? Mais surtout, pourquoi, par une plaisante derision, regarder comme Catholiques ceux qui se déclareront n'être pas Catholiques? (Observation) — philosophiques sur le principes adoptées par l'Empereur dans les Matiers ecclesiastiques. pag. 106 et sq. — Sammlung K. K. Geſetze ꝛc. a. a. O. S. 63 u. f. — Schlözers Staatsanzeigen ꝛc. a. a. O. S. 138 u. f. — Walchs neueſte Religionsgeſchichte a. a. O. S. 177 u. f.

man tadelte, daß die Regierung noch nicht für eine zureichende Anzahl von Pastoren und Bethäusern gesorgt, und die Taufen und Trauungen der Protestanten einstweilen katholischen Priestern anvertraut habe, und fand es protestantischer Seits ganz unbillig, daß die Gesetze es als ein »Vorrecht« der katholischen Religion, den katholischen Priestern gestatteten, akatholischen Kranken ungerufen ihren Beistand anzubieten, obgleich es ihnen zugleich ernstlich streng untersagt war, sich aufzudringen. Wie widerspenstig und undankbar sich zum Theil die Protestanten und Katholiken betragen haben, beweist die Nothwendigkeit folgender Verordnung:

»Daß die Nichtkatholiken durch kein widriges Betragen »gegen die katholische Religion und Glaubensgenossen sich in»tolerant machen, folglich alles Herumschwärmen, Boten»ausschicken, Religionsstreite und alle geheimen Zusammenkünfte »von ganzen Gemeinden unterlassen sollen, weil die Ueberre»der zum Abfalle der katholischen Religion, wenn sie darin »überwiesen würden, als Störer der öffentlichen Ruhe von »der Landesstelle bestraft werden würden. Sollten aber gar »verdächtige Ausländer betreten werden, so sind solche Emis»sarien an die Landesstelle zu überliefern. Wenn endlich »Unruhen oder Tumulte über Religionsmaterien entstünden, »so soll keine Religionsparthei Gewalt mit Gewalt abtreiben, »sondern dem Ungestüme des Gegentheils nachgeben, und die »Sache der richterlichen Beurtheilung überlassen, nach welcher »die wider die Nichtkatholiken, oder ihren von der Landes»stelle konfirmirten Pastoren, oder ihren tolerirten Gottes»dienst sich vergehenden Katholiken, als Störer der allgemeinen »Ruhe zu bestrafen, um so mehr aber die Nichtkatholiken,

»welche die dominante Religion auf was immer für eine »Art angreifen, nach der Strenge der Geſetze zur Erhaltung »der öffentlichen Ruhe zu behandeln ſind. Ueberhaupt haben »die Kreisämter über die Erhaltung der Ruhe und über den »Fortgang in dem Einfluſſe, den die Toleranz auf den poli»tiſchen Zuſtand wirkt, ihre Wachſamkeit zu verwenden, und »bei vorkommenden Zweifeln über die Ausführung der Tole»ranzgeſetze und anderer einzelnen Umſtände ſich an die Lan»desſtelle zu verwenden.«

Welche Zudringlichkeiten von beiden Seiten ſtattgefunden haben, beweiſen verſchiedene Hofbefehle. So wurde den Kreisämtern unterm 19. Merz 1782 befohlen, in allen das Toleranzweſen betreffenden Vorfällen mit möglichſter Vorſicht und Beſcheidenheit zu Werke zu gehen, alles Geräuſch und Aufſehen zu vermindern, nicht gleich jede Kleinigkeit und unbedeutende Handlung zu erheben, und dadurch Gährungen zu erregen. Ein zweites, unterm 8. April ausgefertigtes Dekret verordnet, daß man die Leute zu Stellung und Abgebung ihrer Religionserklärung durch Militärgewalt nicht anhalten ſolle. Endlich wurde der Geiſtlichkeit, mittelſt einer Verordnung vom 15. April verboten, ſich mit Nichtkatholiken in Reden einzulaſſen, welche auf Bekehrung abzielen könnten [1]). Der Kaiſer wurde überdieß von der Geiſtlichkeit ſo arg bedrängt, daß er, um ihren Bekehrungseifer zu beſchwichtigen, erklärte, es ſey ihm bloß um die Zahl der Irrgläubigen zu thun; ihre Bekehrung könne einſtweilen verſchoben werden. Dagegen erhob ſich unter den Proteſtanten ein heftiges Geſchrei des Unwillens,

[1]) Sammlung k. k. Geſetze ꝛc. S. 100—136.

über den Zwang, den ihnen eine Verordnung vom 9. April 1782 [1]) auferlegte, worin befohlen wurde, jeden Einzelnen über seine Glaubenspunkte auszufragen, obgleich dieß in der wohlwollenden Absicht geschah, die aus Furcht oder Zwang sich als Nichtkatholiken erklärt, oder wider Wissen und Willen in die Verzeichnisse eingeschaltet worden, in Erfahrung zu bringen, um dieselben sodann gegen alle Zudringlichkeiten schützen zu können.

Die Widerspenstigkeit auf beiden Seiten machte eine neue Verordnung und Erklärung nöthig, worin auf geschehene Anfrage auch Jene, welche noch keinen katholischen Unterricht erhalten haben, als Nichtkatholiken, falls sie sich dafür erklären, anerkannt werden, und die Erklärungen der Eltern für ihre Kinder nicht angenommen werden sollten. Den zu dem Geschäft der Aufzeichnung der Protestanten bestellten Kommissionen wurde wiederholt Bescheidenheit und Nachsicht eingeschärft; allein demungeachtet betrugen sich geistliche und weltliche Beamten gegen die Protestanten mit einer unerträglichen Härte. Unter Anderen fanden sich die augsburgischen Konfessionsverwandten zu Teschen gezwungen, eine Vorstellung an den Kaiser zu richten, worin sie sich in folgender Weise beklagten [2]):

»Nachdem Ew. Majestät Allerhöchst Dero Toleranzver»ordnungen durch die hiesigen Aemter haben kund machen »lassen, und dieselben zu unserer Wissenschaft gekommen sind,

---

[1]) Sammlung K. K. Gesetze, S. 121.

[2]) Brets Magazin zum Gebrauch der Kirchen- und Staatengeschichte ꝛc. Th. VIII. S. 393 u. f. — Schlözers Staatsanzeigen Bd. II. S. 318. — Wolfs Gesch. der k. P. S. 214.

»ſo haben wir mit innigſter Dankbarkeit gegen Gott, und »mit der inbrünſtigſten Segenswünſchen für Ew. Majeſtät »höchſtes Wohl und langwierig glorreichſten Regierung, uns »der darin allermildeſte verſtatteten Gewiſſensfreiheit bedienet, »und uns ſchriftlich, in eigenen Perſonal- und Nominalver»zeichniſſen, als ſolche angemeldet, die ohne jemands Indu»tion oder Ueberredung, bloß nach dem Triebe ihres Gewiſ»ſens, ſich zur augsburgiſchen Konfeſſion bekennen, und bei »dieſem Bekenntniſſe als Gott und Ew. Majeſtät allerge»treueſte Unterthanen leben und ſterben wollen. Hierauf ſind »wir, wiewohl ſpät genug, ſucceſſive vor die Verhörungs»kommiſſion zu Teſchen vorgefordert worden, auch vor der»ſelben an den beſtimmten Tagen in der Hoffnung erſchienen, »daß wir auf die, von Ew. Majeſtät vorgeſchriebene Art »würden geprüft, mit unſrer mündlichen Ausſage in Güte »gehöret, und über unſere Zweifel und Bedenklichkeiten mit »Sanftmuth befraft werden. Aber wir haben von allen die»ſem das Gegentheil, leider, erfahren, und mit nicht gerin»gerer Aergerniß hören und ſehen müſſen, daß Ew. Majeſtät »landesväterliche und höchſtweiſe Verordnungen zur äußerſten »Kränkung unſrer Gewiſſen, und zur offenbaren Beſchimpfung »der von Allerhöchſtdenenſelben tolerirten Religion, gemiß»braucht worden. Denn 1) wird dem auf einen gewiſſen Tag »nach Teſchen, auf die Dechantei (den Ort der Kommiſſion) »beſtellten und erſcheinenden Haufen, von 20, 30 und meh»reren Perſonen, verſchiedenen Alters und Geſchlechtes, ein »Vortrag oder ſogenannte Predigt gehalten, in welcher die »Religion, zu der wir uns bekennen, aufs äußerſte ge»mißhandelt, als ein aus alten Lumpen zuſammengeſeztes

»Lehrgebäude geläſtert, und als das Werk eines laſter=
»haften Mönchs beſchrieben wird. Dieſen Vortrag hält ge=
»meiniglich der eine geiſtliche Mitkommiſſarius, Pater Jacob
»Schwienteck, Pfarrer in Ober=Liſchna [1]), der bei dieſer
»Gelegenheit allen möglichen Haß, aus Galle gegen die
»evangeliſche Religion, auszulaſſen nicht ermangelte, dadurch
»aber, anſtatt die Gemüther zu gewinnen, dieſelben nur är=
»gert, und von ſich abgeneigt macht. 2) Wird jede Perſon
»nachher einzeln verhört, die bitterſten Reden gegen die evan=
»geliſche Religion und Geiſtlichkeit ausgeſtoßen, und jeder
»befragt: Ob, und bei welchem Prediger von der Gnaden=
»kirche er die Beichte abgelegt, und das heilige Abendmahl
»empfangen? Ob er zur evangeliſchen Religion geſchworen
»habe? und dergleichen; da es doch bei den Evangeliſchen gar
»nicht Herkommens iſt, daß jemand zur Religion eidlich ver=
»pflichtet werde, und die Zahl der Beichtenden und Kommu=
»nicirenden an manchen Sonn= und Feiertagen in der Gna=
»denkirche ſich auf tauſend, fünfzehnhundert, ja bis zweitauſend
»Seelen beläuft. Man legt uns ſpitzfindige und bedenkliche
»Fragen vor, die beſonders die Einfältigen verwirren, und
»zu ungereimten Antworten Gelegenheit geben. Man lieſt
»uns aus dem Protokoll unſere abgenöthigten Reden als
»Antwort vor, und verlegt die Unterzeichnung durch ein †

---

[1]) Schon dieſes iſt ganz gegen den Willen des Geſetzgebers, der bereits unterm 14. Hornung 1782 verordnet hat, daß bei dem Erklärungsgeſchäfte geiſtlicher Seits kein Seelſorger in ſeinem eigenen Sprengel als Kommiſſarius angeſtellt werden ſoll. Samml. K. K. Geſetze a. a. O. S. 77. Ober=Liſchna iſt eine Gemeinde, die zu Teſchen gehört.

»auf eine ungeſtüme Art. Man kündiget uns die ewige »Verdammniß an, und heißet uns zum Teufel und die »unterſte Hölle gehen. Ueberhaupt iſt das Betragen dieſer »geiſtlichen Kommiſſion gegen uns ſo ungeiſtlich, und Ew. »Majeſtät allergnädigſter Vorſchrift ſo ſchnurſtraks zuwider, »daß wir nach unſerm eigenen Bewußtſeyn zu behaupten uns »unterfangen: Ein katholiſcher Chriſt, wenn er auch in ſeiner »Religion keinen Zweifel hätte, kann dadurch eher wankend »gemacht, als ein Akatholiſcher gewonnen werden. Am aller»meiſten aber zeichnet ſich in dieſem geſetzwidrigen Verfahren »der obengenannte geiſtliche Mitkommiſſarius, Pater Schwien»teck, Pfarrer zu Ober-Liſchna, unter den Actuariis und »Schreibern aber der Protokolliſt Schubert aus. 3) Junge »Perſonen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, die noch »nicht das zwanzigſte Jahr erreicht haben, und im Verzeich»niß der Angemeldeten ſtehen, werden zwar verhört, aber »man erlaubet ihnen keineswegs, ihr Bekenntniß im Proto»koll zu unterzeichnen, ſondern ſie werden wider ihre ſchrift»liche und mündliche Erklärung zum katholiſchen Gottesdienſt »verwieſen, unter dem Vorwande, daß ſie zur Erwählung »einer Religion noch zu unmündig wären, und erſt zwanzig »Jahr erreichen müßten, obwohl Ew. Majeſtät in dieſem »Geſchäfte des Gewiſſens kein Annum aetatis determina»tivum vorzuſchreiben geruht haben. 4) Wenn Eltern ihre »noch unmündigen Kinder aus Irrthum, weil ſie es nicht beſſer »wußten, in die Anmeldungsverzeichniſſe haben eintragen »laſſen, ſo werden ſie deßhalb ſehr hart angefahren, und »man kündigt ihnen an, daß ſie dergleichen Kinder zum ka»tholiſchen Unterricht unausbleiblich ſtellen müßten. Wenn

»sie aber aus Furcht, und in Erinnerung des ehemaligen »Gewissenszwangs, sich solches zu thun weigern, so werden »sie zur Stelle mit Arrest belegt, ins Stockhaus gesteckt und »genöthigt, diesen ausgestandenen Arrest noch mit Gelde zu »bezahlen. Ja es haben wohl einigen solcher Leute, wie nicht »minder auch andere, de bei ungestümer Zudringlichkeit des »obengenannten Mitkommissärs, des Pfarrers Schwienteck, »sich mit Reden vertheidigten, vor der Kommission selbst »Maulschellen, auch sogar Stockstreiche, und andere schimpf»liche Behandlungen empfangen. 5) Scheuet man sich nicht, »es sogar zu läugnen, daß Ew. Majestät einem jeden die »Gewissensfreiheit zum Bekenntniß einer oder der andern to»lerirten Religion eingeräumet; ja man will uns überreden »und schrecken, daß diese von Ew. Majestät allergnädigst »verwilligte Toleranz auch nur eine kurze Zeit dauern, und »daß alle diejenigen, die sich zur augsburgischen Konfession »bekennen, mit der Zeit desto größere Drangsale würden »auszustehen haben, und zum Widerruf der nach ihrem Ge»wissen gewählten evangelischen Religion mit Gewalt gezwun»gen werden; eine Behauptung, die wir zwar für grundfalsch »achten, die aber doch, wenn sie im Publikum verbreitet, in »schwachen Gemüthern widrige Eindrücke machen, und beson»ders jene, welche ohnehin der Religion wegen emigrirt, »nun aber geneigt sind, wieder in ihr Vaterland umzukeh»ren, von der wirklichen Ausführung ihres Vorsatzes abwen»dig machen kann. Ungeachtet wird nun bei unsern Vor»ständen von der Verhörungskommission dergleichen angeführte »harte, Ew. Majst. allergnädigsten Verordnungen geradezu wi»dersprechende Behandlungen, die sie schon ausgestanden haben,

»und folglich sowohl im Stande, als bereit und willig sind, »die Wahrheit unsrer Beschwerden mit dem besten Gewissen, »wie Ew. M. allergnädigst befohlen, durch einen körperlichen »Eid zu bekräftigen, so haben wir uns doch unterwunden, »Allerhöchstdenenselben, als unserm allerhuldreichsten Landes»vater, die wahre Lage der Sache allerunterthänigst vor»zutragen, und um allergnädigste Remedur, allerfußfälligst »und zwar nun desto mehr zu bitten, da wir wissen, daß es »unsren Mitbrüdern nicht besser ergeht, als es uns bei dieser »Kommission ergangen ist. Gott kröne Ew. Majestät mit »ewigem Heil, Ruhm und Segen [1])!«

Diese Vorstellung gibt ein grelles Gemälde von dem, was mit mehr oder minderer Modifikation, fast allenthalben und besonders in entlegenen Provinzen geschah. Ueberall fand die Einführung der Toleranz fast unüberwindliche Hindernisse, oder war doch von Uebelständen begleitet, welche größer waren, als diejenigen, welchen abgeholfen werden sollte. An manchen Orten, wo schon eine faktische Duldung bestand, riefen die Edikte erst Unduldsamkeit hervor, erzeugten Prätensionen der Akatholiken, und Widerstand ihrer Gegner.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung. — Falsche Wirkungen der Reformen. — Deisten.

So entwickelte sich immer mehr die vom Volk ausgehende Reaktion der Gemüther. Der Fanatismus der Katholiken,

[1]) Unterzeichnet: Die zur augsburgischen Konfession getretenen und geprüften Gemeinden in den Dörfern Ober- und Nieder-Ustran, Weichsel, Goleschau, Ober-Lischna, Dzüngelau, Wandryn, Bydeck und Zaislawitz.

und der Undank der Proteſtanten beſtrebten ſich durch die verſchiedenſten Mittel, die reifen Anſtalten des wohlwollenden Monarchen zu zerſtören. Leztere ergoßen ſich in Deklamationen über die Ausdrücke: »Diſpenſation, Privilegien, Prärogativen und ſubſtituirten dieſen Begriffen die Bezeichnungen: Rechte, Anſprüche, Rechtsgewährung. Das Geſchenk, welches ihnen der Kaiſer gemacht hatte, war ihnen noch Vorenthalt, die Duldung ihrer Konfeſſion eine Anmaßung, da man ſie, »ohne ein Verbrechen zu begehen, nicht ihrer Rechte berauben könne [1]).« Dieß war die Sprache, welche ein Theil der Bevölkerung führte, für deren Menſchenrechte

---

[1]) On suppose ici que les Non-Catholiques ont besoin de dispense pour acquérir des biens, obtenir l'incolat, et jouir de tous lés autres avantages de la société. Cette supposition est absurde. Nul homme au monde n'a besoin de dispense pour être homme; c'est à dire pour jouir d'un droit dont on n'a pu le dépouiller sans le dégrader, sans le mettre au rang des bêtes. On devroit bien concevoir que ce fameux édit de tolérance est à cet égard aussi injurieux pour les Protestans que pour les Catholiques, pour les Prêtres et les Magistrats, que pour les autres citoyens. Ne diroit on pas, en voyant tous ces grands mots, *dispense*, *privilège*, *prérogative* et autres semblables, que les hommes n'ont de droits, que ce que les Princes leur en donnent? N'est-il pas ridicule de prétendre leur accorder, comme une grace, ce dont on ne peut les priver sans un crime? Tenons-nous donc notre vie du Prince, parcequ'il ne nous l'arrache pas? Il n'y a peut être rien de plus injurieux pour l'homme que cette affectation de lui donner ce qui lui appartient; de le gratifier de ses propres biens; de lui laisser la vie comme une concession; c'est annoncer assez clairement qu'on se croit en droit d'en disposer à son gré. Tous les peuples devroient sentir qu'un Prince ne peut disputer à ses sujets la moindre portion du droit naturel, sans insulter à tout le genre humain, sans donner l'exemple d'un crime contagieux, et sans compromettre la sureté publique. Observat. philos. p. 99.

der Kaiſer ſo viele Opfer gebracht, durch deren Begünſtigung er ſich den Unwillen der Hälfte ſeiner Unterthanen zugezogen hätte.

Unerſchöpflich waren die Fanatiker in Läſterungen gegen den Kaiſer. Der Pöbel erlaubte ſich die gröbſten Schmähungen. Eines Tages fand man an der neu erbauten evangeliſchen Kirche zu Wien, wo ehedem Nonnen ihre lateiniſchen Pſalmen geſungen hatten, folgende Schmähſchrift angeheftet [1]: »Dieſer Tempel war erſt zum Dienſte des allmächtigen Got»tes, von dem frömmſten Beherrſcher Oeſterreichs eingerichtet, »war die Wohnung heiliger Jungfrauen des unbefleckten Lam»mes; aber es plünderte darin die Kirchenſchätze, er zerſtreute »in alle Welt die Gott geheiligten Nonnen — jener Ver»führer der Braut Chriſti, und Schwächer reiner Jungfrauen, »des Martin Luthers treuer Anhänger und Nachfolger, »Joſeph II. Ein Lutheraner, uneingedenk der göttlichen »Barmherzigkeit, die ihn auf den Thron erhoben, ein berüch»tigter Verächter der heiligen Kirchengeſetze, begünſtigt und »befördert er ſelbſt alle Ketzereien, und iſt ſelbſt ein Mann von »keiner Religion. Nun hat er, ein ſeit Jahrhunderten un»erhörtes Beiſpiel, eben dieſen Tempel, unter der Maske der »Tugend, zum Sammelplatz der Greuel angewieſen und »verkauft!«

Der Kaiſer verachtete zwar dieſe Art der Oppoſition ſo ſehr, daß er dieſe Schmähſchrift drucken und öffentlich verkaufen ließ, zum Beſten der proteſtantiſchen Armen. Allein

[1]) Hübners Lebensgeſchichte Joſeph II. Theil I. S. 81 u. f. —

er verkannte auch nicht die ernstliche Bedeutung, welche so frevelhafte Beschuldigungen in ihrem Einfluß auf die öffentliche Meinung hatte, und versäumte nicht in nachdrücklichen Verordnungen [1]) sich für die Erhaltung des katholischen Glaubens, der das ganze Volksleben tief durchdrungen hatte, öffentlich und energisch auszusprechen. Um den Ernst dieses seines Willens zu bethätigen, verfügte er noch mehrere den Uebertritt zur protestantischen Religion erschwerende Beschränkungen der Toleranz, die dann in einem viel strengeren Sinne zur Ausübung gebracht wurden [2]). Wer nicht als Protestant angemeldet war, durfte zu den akatholischen Religionsübungen nicht zugelassen werden. Alle diejenigen, welche sich nach Ablauf eines gewissen Termins meldeten, mußten Zeugnisse über empfangenen sechswöchentlichen religiösen Unterricht beibringen. Dawider Handelnden wurden strenge Strafen angedroht, Proselitenmacherei wurde streng bestraft. Der Zweck aller dieser Einschränkungen war keineswegs ein verwerflicher, denn es hieß in der kaiserl. Verordnung: »daß der Kaiser zwar allen Protestanten die Ausübung ihrer Religion gestattet wissen, aber keineswegs geschehen lassen wolle, daß katholisch geborne und erzogene Unterthanen, nach freiem Willkür, oft aus Mangel des Unterrichtes, aus Leichtsinn, aus Verführung, oder durch Vorspieglung zeitlicher Vortheile, als Enthebung von Zahlung der Stollgebühre, Zehnten, ihre wahre Religion so oft es ihnen beliebte, verlassen können.« Allein es kann nicht geleugnet werden, daß diese nachträglichen Erläuterungen und Beschränkungen unheilvolle Verwirrung hervorgebracht

[1]) S. im 2ten Band.
[2]) Samml. d. k. k. Gesch. III. B. S. 149.

und dem Fanatismus neuen Vorwand zu Ungerechtigkeiten gegeben haben.

So wurde eine Dame in Siebenbürgen, die Baronin von Wesseleny, ob sie gleich schon bald nach Erscheinung des ersten Toleranzpatentes in Gegenwart mehrerer Zeugen als reformirte Christin das Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, gleichwohl von ihren kranken Kindern, und ihrem Gemahle getrennt, und nach Hermannstadt in ein Nonnenkloster gebracht, um dort sich die vorgeschriebene Zeit hindurch in der katholischen Glaubenslehre unterrichten zu lassen. Während dieser Zeit war es ihr nicht gestattet, dem Gottesdienste ihrer Kirche beizuwohnen, oder sich des Beistandes eines reformirten Predigers zu bedienen.

Da sich der Kaiser in favorem praedominantis religionis rom. cath. erklärt hatte, so glaubten sich die katholischen Geistlichen berechtigt, bei Ueberwachung ihres Kultus weiter zu gehen, als ihnen erlaubt war, und die Beamten wagten es nicht, die Protestanten zu sehr in Schutz zu nehmen. Obgleich die kaiserlichen Verbote dagegen in Kraft waren, ließ man es doch häufig geschehen, daß die protestantische Religion verspottet wurde. So stellte man 1783 in Villach eine pöbelhafte Farce dar, indem man das Bild M. Luthers auf einem Schubkarren durch die Stadt mit Faslnachtsgeschrei auf die Donaubrücke führte und dort in den Fluß stürzte. Schlimme Behandlung protestantischer Prediger war nicht selten, man warf sie mit Steinen und griff sie in ihren Häusern an. Nicht selten störten selbst Beamte den protestantischen Gottesdienst, um solche Leute ausfindig

zu machen, welche zum Beſuch deſſelben nicht berechtigt waren [1]). Der Eifer der katholiſchen Prieſter riß ſie zu den abentheuerlichſten und ärgerlichſten Unternehmungen hin, wovon die ſeltſamſten Anekdoten in Umlauf geſezt wurden [2]).

Minderes Aergerniß veranlaßte die Duldung der Juden, welche zwar nicht in derſelben Ausdehnung zum Geſetz erhoben, aber dennoch bis zu einem Grade geſtattet wurde, welcher der Bildung und dem Charakter dieſer Nation angemeſſen war. Dagegen verlangte eine neue Sekte in Böhmen, welche in mehreren Gegenden Nachahmer fanden, die Deiſten, Abrahamiten, Sicniſten, öffentliche Duldung. Wir haben die

---

[1]) Schlözers Staatsanzeigen. Bd. V. S. 224 — 240 — 244.

[2]) So predigte Einer: „Wenn die evangeliſche die wahre Religion iſt, ſo ſoll mich gleich auf der Stelle der Teufel holen.“ Er hielt eine Weile inne; und da der Teufel nicht kommen wollte, ſo fuhr er fort: „Vielleicht hat der Teufel an meinen Prieſterkleidern keine Gewalt. Ich will ſie alſo ablegen.“ Er entkleidete ſich wirklich, und ſchrie jezt mit brüllender Stimme: „Nun Teufel, komm, und hole mich!“ (Daſelbſt ꝛc. a. a. O. S. 439.) Ein anderer Geiſtlicher fragte ein Weib, welches in den Beichtſtuhl trat, ob ſie an Fegefeuer und Heilige glaube? Nein! erwiederte das Weib. So..... ſchrie der Raſende, packte ſie an und ſchleuderte ſie fort. (Daſelbſt ꝛc. a. a. O. S. 439.) Bei den Kommiſſionen, wo die Erklärungen der Proteſtanten aufgenommen wurden, erlaubte man ſich die pöbelhafteſten Flüche und Läſterungen: „Verdammt ſeyd ihr alle,“ heißt es dort; „zum „Teufel müßt ihr alle, ſo wie Eure Eltern, alſo auch eure Kin„der und alle Lutheraner in der Welt, fahren. Schon wachſen „euch Hörner und Schwänze, wie den Teufeln; nur ſeyd ihr „verblendet, daß ihr ſie nicht ſehet und fühlet. Der Kaiſer will „jezt nur die heimlichen Lutheraner durch öffentliche Erklärungen „ausfindig machen, um die bekannten alle, ſammt Weib und „Kind, binden, und an die türkiſche Gränze führen zu laſſen.“ Daſelbſt ꝛc. Bd. II. Heft VIII. S. 506.

traurige Strenge bereits gewürdigt, zu welcher Joſeph ſich genöthigt fand, um den umſichgreifenden Sektengeiſt niederzuhalten. Den Charakter und die Prinzipe dieſer in pſychologiſcher Hinſicht merkwürdigen Sekte zu ſchildern, ſey dem Gemälde der Fortſchritte der Geiſteskultur unter Joſeph II. vorbehalten [1]).

Viertes Kapitel.

Widerſtand der Beamten. — Widerſetzlichkeiten in Tyrol und Ungarn.

Die erſten Wirkungen der Geſetze waren ſchwach, oder gar ihren Zwecken entgegengeſetzt. Die Eiferer für die Aufklärung, welche Joſephs Werk allein unterſtützen konnten, verdarben durch Uebertreibung und Rückſichtsloſigkeit die beſten Anſtalten der Regierung; daher wurde dieſe ſtets mißverſtanden und verläumdet. Der gute Wille der Einen glich einem jungen Fohlen vom beſten Blut und großer Schnellkraft, das aber trotz des jugendlichen Muthes ſein Ziel verfehlte oder überſprang. Was der Kaiſer mit weiſer Beſonnenheit ausgeführt wiſſen wollte, wurde übereilt; anſtatt den natürlichen Widerſtand der Thörheit oder übelverſtandenen Pflichteifers zu beſänftigen, wurden dieſe gewaltigen Feinde allenthalben provozirt und aufgereizt. Daher man ſich allenthalben gegen die kaiſerlichen Anordnungen auflehnte. Nicht nur in einzelnen Dörfern, ſondern auch in den größten Städten und ganzen Provinzen erlaubte ſich die Geiſtlichkeit

[1]) Vergl. den Abſchnitt: Gemälde der Zeit.

Schritte, die den Absichten des Gesetzgebers streng entgegen waren. Selten wagte es hie und da ein hellsehender Kopf, im Geiste des Reformators zu wirken, aber dann mußte er ein entschlossener Mann seyn, der gegen eine Uebermacht von Eiferern und eigennützigen Intriguants anzukämpfen den Muth hatte. Im widrigen Falle ward seine Stimme betäubt, und da vielleicht seine Vorgesezten des Kaisers Gegner waren, durch diese nicht selten dem Gouvernement selbst verdächtigt. Die Gewalt war meist noch in den Händen Jener, die sie zum Uebel anzuwenden entschlossen waren, denn es war nicht möglich, alle Uebelgesinnten auf ein Mal zu entfernen. Zuweilen wagten es diese, das Volk aufzuwiegeln, um an dem künstlich erzeugten Widerstand einen schicklichen Vorwand zu haben, für Verzögerung oder gänzliche Unterlassung der Vollziehung höherer Verordnungen. Die damals in Wien erscheinende Kirchenzeitung enthielt fast auf jedem Blatt Thatsachen, welche den unglaublichen Eigensinn, die Unwissenheit und den tiefen Haß gegen alle Neuerungen der geistlichen Opposition und die träge Unvernunft des abergläubigen Volks kläglich darstellen [1]).

Großen Widerstand fanden die Toleranzedikte, welchen sich Alle widersezten, die ehedem der Religion wegen Prärogative genossen hatten. Aus den Zeiten der Protestanten-Verfolgung hatte sich in den meisten österreichischen Provinzen ein Geist der Unduldsamkeit gegen die Ketzer erhalten, welcher nicht so leicht ausgelöscht werden konnte.

Mehrere Reichsstädte widersezten sich entweder der Anwendung der Toleranzgesetze oder suchten ihre Publikation zu

[1]) Wolf Gesch. d. P. Verfass.

verhindern. Unzählig sind die Beispiele der Unduldsamkeit, welche zu geben die Geistlichkeit in allen Provinzen sich bereiferte [1]).

Es ist bereits dargestellt worden, wie wenig Joseph II. in seinem Wirken durch seine Beamten unterstützt worden [2]). Die Strenge, wozu ihn die Fahrlässigkeit derselben zwang, indem er auf geringere Vergehen derselben gleich Cassation setzte, die Nothwendigkeit einer strengen Wachsamkeit, welche Auflauerer und Angeber bestellen mußte, verschlimmerte die Stimmung noch viel mehr. Allein die fast despotische Gewalt, welche er in die Hände des Chefs gab, wurde überdieß noch oft mißbraucht, und erzeugte Ungerechtigkeiten, deren Vorwurf jedesmal den Kaiser traf. Trotz aller dieser Gewaltmittel hatte Joseph doch noch im J. 1788 Grund zu klagen: »Ich habe eine Menge Buchhalteristen [3]) und ein ganzes Regiment von Schreibern und doch geht nichts von der Stelle.«

Die Aristokratie versäumte ihrer Seits nicht, alle ihre Macht aufzubieten, um dem Kaiser allenthalben Hindernisse in den Weg zu legen. Die Gleichstellung ihrer Rechte vor dem Gesetz mit dem geringsten Bürger, die öffentliche schmachvolle Bestrafung verbrecherischer Mitglieder ihrer angesehensten Familien, welche nicht selten zu Zuchthaus-, Strafarbeiten,

---

[1]) Vergleiche den Abschnitt: Gemälde der Zeit, wo mehrere solche Beispiele erzählt werden.

[2]) S. dieses Werkes 2ten Band S. 393, wo in einem Handschreiben des Kaisers alle Klagen zusammengefaßt sind, wozu ihn die Fahrlässigkeit und der böse Wille seiner Beamten berechtigte.

[3]) Beamte vom Rechnungsfache.

zum Gaſſenkehren und Schiffziehen verurtheilt wurden[1]), die Einſchränkung ihrer Jurisdiktionen, die Schmälerung ihrer ungeſetzmäßigen Einkünfte, die Befreiung ihrer Leibeigenen — alle dieſe menſchenfreundlichen im Intereſſe des Staates und der Civiliſation unternommenen Maßregeln, welche freilich ihre herkömmlichen ſtolzen Begriffe von Würde verlezten, machten den größeren Theil derſelben zu unerbittlichen Feinden des neuen Syſtems.

Am feindſeligſten zeigte ſich die Ariſtokratie in Ungarn, wo ſich das neue Syſtem mit der alten Verfaſſung eben ſo wenig, als dieſe mit allen Grundſätzen von Recht, Billigkeit und Menſchlichkeit vereinbaren ließ. Ein Greuel war dieſer edlen aber in barbariſche Regelloſigkeit und Gewohnheit verſunkenen Nation — unter welcher Benennung bloß die Edelleute verſtanden werden — die bisher dort unerhörte Zählung der Menſchen und Häuſer. Als der Kaiſer im Jahre 1784 ernſtlich darauf drang, daß die Konſcription in Ungarn eingeführt werde, verbreitete ſich über das ganze Land ein abergläubiſcher Schrecken, denn man hatte die abentheuerlichſten Vorſtellungen von dieſer Maßregel der Civiliſation.

Unerachtet der Kaiſer den Nutzen und die Nothwendigkeit dieſer Einrichtung zeigte, ſo zitterte dennoch der Adel vor dem Phantome, weil es neu war. Nur wenige Edelleute ſahen das Wohlthätige dieſer Anſtalt ein, und beförderten ſie durch Liſt und Begütigung. Fürſt Niklas Eſterhazy, als Obergeſpann ſeines Komitats, lud den Adel deſſelben zu ſich. Nach der Tafel las er ihnen die Reſolution des Kaiſers vor,

[1]) S. den Abſchnitt: Gemälde der Zeit, und Th. II. S. 40.

dergliederte den Nutzen noch deutlicher und numerirte sein eignes Schloß mit eigener Hand, indem er sprach: »So muß man seinem Könige gehorchen.« Dieß Beispiel wirkte auf die Anwesenden, und Niemanden fiel es ein, diese Konscription zu verweigern. Fürst Graschalkowitz, der sich schon um die Toleranzedikte in seinem Komitate so verdient gemacht hatte, daß unter allen Komitaten das seinige allein keine Gegenremonstration wider die Toleranz einreichte, bewirkte durch sein Beispiel Folgsamkeit in Beziehung der Konscription. Unter den merkwürdigsten Phänomenen bei der Konscription in Ungarn steht das patriotische Verfahren des Kardinals Migazzi oben an. Durch seine Vermittlung lenkte er die meisten Komitate zur Folgsamkeit, und zeigte sich hierin als nützlicher Diener des Staats.

Allein diese Beispiele waren nicht im Stande den Widerwillen der Nation gegen diese Einrichtung völlig zu besiegen. Die Unzufriedenheit der Magnaten mit der Weigerung des Kaisers, sich als König von Ungarn krönen zu lassen, und mit der Wegführung der ungarischen Krone aus Preßburg, vereinigte sich mit dem Mißfallen über diese neue Einrichtung zu einer Protestation, welche viele Komitate an den Hof zu senden sich erkühnten. Die Vorstellungen des Trentschiner Komitates zeigen in ihrem verwegenen Ton und schwachsinnigen Argumenten ein Gemälde von dem Gemüths- und Bildungszustande in diesem unglücklichen Lande, welches Civilisation für Knechtschaft, despotische Adelswillkür für Nationalfreiheit auszugeben niemals ermüdete:

»Die sogenannte Volksconscription auch mit Einschluß der Magnaten und Edlen des Reichs, und die ohne Unterschied

nach der Reihe anzustellende Numerirung der Häuser, ist wider die beim Anfange der übernommenen Regierung uns gegebene und eigenhändig unterschriebene Erklärung Ew. geheiligten Majestät vom 30. November 1780; daß Ew. Königliche Majestät unsere Rechte und Freiheit heilig und unverlezt uns ertheilten, und dieselben uns auf keine Weise entziehen wollen. Obwohlen nun die Stände des Reichs sich durch Ihr Königliches Wort vollkommen gesichert glaubten, so müssen sie doch mit Betrübniß sehen, daß seit der Zeit so Vieles, das unsern klaren Gesetzen ganz entgegen, vorgefallen ist. Wir nähern uns daher Ew. Königlichen Majestät höchsten Thron, um über die uns bisher zugefügten Kränkungen uns empfindlich zu beklagen; in der Hoffnung, daß Sie unsere gerechte Klagen gegen Dero geheiligte Königliche Würde nicht frevelhaft finden werden. — Noch ist jene unsere gemeinschaftliche Wunde, welche uns die Hinwegführung der geheiligten ungarischen Krone aus dem Reiche in so großem Maße geschlagen hat, nicht geheilet; noch sind unsere Hoffnungen in Absicht ihrer Zurückgabe nicht erfüllt. Noch bis jezt haben wir in Absicht der Krönung [1]) zum Könige von Ungarn noch nichts erfahren, und die Eidesleistung wegen Erhaltung unserer Freiheiten ist unserm Gesetz gemäß bis jezt noch nicht erfolgt. Es ist uns die Erinnerung

---

[1]) Eigentlich erkannten die Ungarn nur den alsdann für ihren König, der wirklich zu Presburg mit den gewöhnlichen Ceremonien gekrönt worden, und den Eid geschworen hatte. Daher sollen zu Josephs Zeiten viele Priester in den Kirchen nicht pro Rege, sondern nur pro Imperatore gebetet haben.

des Vorhabens Ew. Königlichen Majestät, die Einführung der teutschen Sprache betreffend, die unserer Verfassung so ganz entgegen ist, in unsern Herzen nicht verloschen.

Da allem diesem noch nicht abgeholfen ist, so werden wir wieder von einer neuen Kränkung, die unsern väterlichen Rechten und Freiheiten bevorstehet, durch die erst ganz neu angekündigte Konscription liedwohet. — Es sey fern von uns, daß wir Ew. geheiligten Majestät daran erinnern, und die Heiligkeit Ihres heiligen und unverletzlichen Königlichen Worts vorhalten wollen; denn wir wissen, daß nicht nur Unterthanen, sondern selbst Feinden nach dem Völkerrecht die gegebene Königliche Treue gehalten werden muß. Wir bitten aber um die bis jezt verzögerte Erfüllung desselben, und um Hülfe, alle diese Wunden zu ertragen. — Die gegenwärtige Einrichtung der Konscription ist den Reichsconstitutionen entgegen; und die Art selbst, daß sie mit Zuziehung des Militärstandes unternommen werden soll, erregt sogleich Bedenken; und wir können über diese, mit unserm freien Volk und dem ungarischen Reiche ungewöhnliche, uns bis jezt nie erhörte Art zu verfahren, nicht genug erstaunen. Und das nicht mit Unrecht, durchl. Kaiser! denn wir wissen, daß bei jenen Dingen, die die politische Regierung des Reichs betrossen, aller und jeder Militäreinfluß durch unsere Gesetze Art. 30. 1741 ausdrücklich verboten worden; so daß wir diese Veranstaltung schon wegen dieser Werkzeuge, wodurch sie zur Ausführung gebracht werden soll, so widerrechtlich und ungesetzmäßig finden, daß auch dieser einzige Grund allerdings durchaus hinreichend wäre, die Konscription und

Numerirung der Häuſer zu verbitten; die Stände unterſuchen endlich die vom Kaiſer vorgegebenen Beweggründe, welche Glückſeligkeit des Reichs, freiwillige Stellung der Rekruten, Beförderung des Handels ꝛc. ſeyn ſollen. Dieß Alles will aber den Ungarn gar nicht einleuchten. Sie ſagen: »unſer Volk weiß gar wohl, welche Wirkung dieſe ungewöhnliche Konſcription in den benachbarten ſchleſiſchen, mähriſchen und böhmiſchen Landen hervorbringt; aus dieſem Grunde fühlt es mit uns auch bei dem bloßen Gerüchte derſelben einen Abſcheu. Unſer Volk kennt auch die Freiheiten dieſes ganzen Reichs, daß Niemand wider ſeinen Willen zu Kriegsdienſten gezwungen werden kann; und dieſes iſt ſeinen Gemüthern ſo feſt eingedrückt, daß wenn man es auch zum Gegentheil auf gewiſſe Weiſe überreden wollte, dieß doch ganz vergeblich ſeyn würde. — Wenn Reichsſtände und Gutsherrn mit ihren Unterthanen auf gleiche Weiſe konſcribirt werden ſollen; ſo würde dieſer den Vorrechten unſers Adels beſtimmte Schimpf, jedes adeliche und empfindliche Herz mit Recht verwunden. — Und wenn wir alle Bewegungsgründe und Folgen bei dieſer vorzunehmenden Konſcription genau unterſuchen und erwägen, ſo bleibt uns der deutlichſte Schluß übrig, daß auch wir, die wir in ſüßer Freiheit [1]) geboren wurden, in den traurigſten Zuſtand der Sklaverei gebracht, und auf dem Fuß der übrigen deutſchen

[1]) Ungarn war 1687 ein Wahlreich, obgleich ſchon 1526 dieß Königreich an das Erzhaus kam. Bei der Krönung Joſeph I. 1687 zu Presburg wurde die Erbfolge auf die männlichen Deſcendenten des Hauſes Oeſterreich feſtgeſtellt, und 1723 auf die weiblichen erweitert.

Provinzen regiert werden sollen, — und ehe wir uns diesen unterwerfen, so opfern wir lieber in unterthäniger Treue Blut und Leben auf; und wünschen vielmehr in süßer Freiheit zu sterben, als in verworfener Sklaverei zu leben ꝛc.« Am Schluß der Vorstellung sagen sie endlich: »Dieß Alles haben wir nun aufrichtig entdeckt, diese gemeinschaftliche Meinung aller unserer, vielleicht nie in größerer Anzahl versammelter Stände dieser Trentschiner Gespanschaft [1]) haben wir Ew. Majestät unterthänigst eröffnet, in der Hoffnung und dem festesten Vertrauen, Ew. Majestät werden aus diesen gesetzmäßig angeführten Gründen, die der uns angekündigten Konscription und Numerirung der Häuser ganz entgegen sind, gnädigst erkennen: daß wir diese uns offenbar nachtheilige Einrichtung weder annehmen, noch dieselbe auf irgend eine Weise thätig befördern, noch endlich unsern Eingebornen die unserem Beistande dienen sollen, aus dem Lande lassen können. So daß wir unterthänigst erklären: daß wir zum Nachtheil unserer Freiheit, die wir höher schätzen, als unser Leben, Glücksgüter und übrige Vortheile, nichts einwilligen werden; übrigens aber Ew. geheiligten Majestät zugleich mit uns unsere Treue und unverbrüchliche Ergebenheit weisen, und in tiefster Unterthänigkeit ersterben ꝛc.«

Das ganze Königreich Ungarn, besonders der Adel, war Anfangs Oktober 1783 in der größten Gährung. Fast alle Komitate Ungarns hatten dem Kaiser wiederholte Vorstellungen

[1]) Die Trentschiner Gespanschaft zählte damals 187,780 Menschen, und contribuirte 137,766 fl. S. Portof. 1782, 9tes St., S. 313.

gethan; wegen des Verlusts verschiedener Rechte und Privilegien; wegen Fortschaffung der Krone nach Wien; weil der Kaiser sich nicht krönen lassen; weil er die teutsche Sprache in den Tribunalien eingeführt, und verschiedene Personen, deren Namen der Nation schätzbar sind, ihre Aemter verloren, weil sie dieser Sprache nicht kundig waren, und ihre Stellen mit Teutschen besezt worden; weil man die Konscription eingeführt, und ihre Häuser und Felder ausmessen ließ, um sie mit Auflagen zu beschweren, die ihren Rechten und Freiheiten durchaus entgegen wären; weil man endlich durch Einführung der neuen Normalschulen bis auf die Sprache und den Namen, die ungarische Nation ausrotten wolle. Der ungarische und siebenbürgische Adel schickte im August Deputirte an den Kaiser, die den Auftrag hatten, ihn zu bitten, zu verwilligen: daß die ungarische Krone wieder nach Presburg zurückgesandt würde, daß er sich krönen lasse, und durch einen förmlichen Eid die Rechte der Nation bestätige; daß alle Proceduren bei den Tribunalien in ungarischer Sprache geführt würden, und Niemand zu einem Amt gelangen könne, wenn er dieser Sprache nicht vollkommen kundig; daß die Komitate wieder hergestellt werden, wie sie waren; und daß sie sich versammeln, auch in allen nöthigen Fällen ihrem Könige Vorstellung machen können. Es ward zwar versichert, daß der Kaiser einen Reichstag nach Ofen ausschreiben und sich krönen lassen wollte. Doch blieb dieß eine Sage, deren Erfüllung man eifrigst wünschte. Viele ungarische Bauern flüchteten sich, um dem Kriegsdienst zu entgehen, in das Gebirge, wo sie sich versteckt hielten.

In der Mitte des Oktobers 1788 ließ der Kaiser, durch den Vicepräsidenten des königlichen Statthaltereiraths zu Ofen, Grafen von Zichy, an die Stände von Ungarn die Requisition wegen außerordentlicher Subsidien bei dem gegenwärtigen Türkenkriege thun. Bei dieser Gelegenheit antworteten verschiedene Komitate sogleich: »daß sie bereit wären, ihren lezten Tropfen Bluts für Se. Majestät aufzuopfern, doch unter diesen Bedingungen: 1) Daß Se. Majestät den Ungarn ihre Krone, welche gegenwärtig zu Wien in der Schatzkammer aufbewahrt würde, wieder zurückstelle; 2) daß Höchstdieselben sich zum König von Ungarn sollten krönen lassen; 3) daß die Ungaru nicht sollten gezwungen seyn, Deutsch zu lernen, und diese Sprache in allen Schriften zu gebrauchen, weil solches immer noch unüberwindlichen Hindernissen unterworfen sey, und 4) daß auch die Militärkonscription aufgehoben werde.« — Der Kaiser antwortete sehr kurz darauf: »Ob man nur das und nichts mehr begehrte? und warum just bei jetziger Zeit?«

Fünftes Kapitel.

Schlechte Stimmung des Volks. — Falsche Wirkungen der Reformen. — Schlechter Geist des Heeres. — Unruhen.

Die üble Stimmung des Volkes wurde noch vermehrt, als man sich berechtigt glaubte, die Politik des Kaisers, welche ihn in den Türkenkrieg verwickelte, zu tadeln. Die ausgeschriebene Kriegssteuer half mit die aufgeregten, undankbaren oder bethörten Herzen vollends zu erbittern. Dieser unglückselige

Krieg belud das Haupt des unglücklichen Monarchen mit den empfindlichſten Vorwürfen. Die Wiener, ſonſt dem Kaiſer mehr zugethan als die Bewohner der Provinz, drückten ihre Mißſtimmung laut und mit ergreifendem Tone aus. Im Jahre 1789 verſammelte ſich ein Haufe Land- und Stadtvolk vor den Thoren der kaiſerlichen Hofburg, und bat um Nachlaſſung der Kriegsſteuer. »Ich kann nicht«, antwortete der Kaiſer mit trauriger Leutſeligkeit. »Wir ſind von allen Seiten gedrückt, wir gehen zu Grunde,« weheklagten die Unbefriedigten. »Mir thut es leid,« erwiederte Joſeph ergriffen, »aber ihr kennt nicht die dringende Noth. Friede! Friede! Friede! ſchrie das Volk, und verließ ſeinen Kaiſer in tiefſter Trauer [1]). Solche Scenen bewirkten vielleicht die ſtärkſte aller Reaktionen in dem eigenen Herzen des Kaiſers. Als Krankheit und Unglück ſeine Kraft gebrochen hatten, hinderte ihn dieſe Reaktion, ſein Werk mit eigenen Händen zu vollenden.

Die ſchlechte Gemüthsſtimmung des Volkes ergriff auch das Heer, das im tiefen Banat unter Sümpfen der tödtlichen Seuche einer verpeſteten Atmosphäre preisgegeben, von Kriegsbeſchwerden erſchöpft, über ſeine Beſtimmung zu murren anfing. Die Deſertionen vermehrten ſich, und die Ausreißer kamen ſelbſt in Folge der Verkündigung eines Generalpardons (1. Mai 1788) nicht wieder zu dem kaiſerlichen Heere zurück. Sie verbargen ſich in den Wäldern Ungarns, und beeinträchtigten die Sicherheit des Landes oder flüchteten ſelbſt zu den Türken. Die Disciplin gerieth immer

[1]) Leben und Geſchichte Joſephs II., S. 188., 4r Bd.

mehr und mehr in Verfall, und konnte selbst durch die strengsten Maßregeln nur unvollkommen wieder hergestellt werden.

In Tyrol fand die Konscription eben so wenig Beifall als in Ungarn. Im Kreise von Trient widersezte man sich der Numerirung der Häuser mit Gewalt, und nahm die kaiserlichen Adler in mehreren Orten hinweg, um sie zu verbrennen oder zu beschimpfen.

In Böhmen ward durch die kaiserlichen Verordnungen der wilde Geist des Hussitenkrieges wieder rege; Protestanten und Katholiken verfolgten sich mit der äußersten Erbitterung, welche nicht selten Ausschweifungen aller Art und blutige Thätlichkeiten erzeugte. Oefters mußte das Militär einschreiten, um die beiden streitenden Partheien, von welchen man nicht entscheiden kann, welche dem Reformator mehr geschadet hat, zu beruhigen. Während die Altgläubigen alle gegen den Kaiser waren, entfremdeten diese beunruhigenden Vorfälle auch alle Friedliebenden dem Urheber dieser Wirren. So war auch hier die Mehrzahl des Volks gegen den Kaiser gestimmt. War es nicht der Glaube, der sie zu seinen Gegnern machte, so war es der Eigennutz, den die Mönche geschickt zu reizen wußten, indem sie ausbreiteten, was hier und da augenscheinlich war, daß die Aufhebung der Klöster viele Familien brodlos gemacht und die Cirkulation des Geldes vermindert habe, was zum Theil auch durch Anhäufung der Schätze in Klöstern geschah. Obgleich nun die Regierung Sorge trug, daß die unbeschäftigten Hände durch öffentliche Bauten Arbeit erhielten, so machte doch die augenblickliche lokale Stockung im Gewerbsleben einen so schlimmen Eindruck, wie nur im-

mer ein unheilbares, anhaltendes Gemeinübel hätte bewirken können [1]).

Andererſeits brachte das Mißverſtehen des Zwecks aller kaiſerlichen Anſtalten ſo vieles Aergerniß und offenbare Widerſetzlichkeit hervor, als kaum der böſe Wille der Feinde des Kaiſers bewirken konnte; der Trieb des Zeitalters nach Umſtaltung, die Gährung der Gemüther, entſtanden aus dem alten Sauerteig abgenuzter Verhältniſſe, theilte ſich auch dem Volke mit und veranlaßte Unruhen und Unordnungen der kläglichſten Art. Und die moraliſche Wirkung, ſolcher Aeußerung eines revolutionären Geiſtes, war wiederum dem Kaiſer feindſelig und verderblich für ſeine Anſtalten, denn die weiſen Syſtematiker, welche über den unmittelbaren Zuſammenhang der Ereigniſſe ſtets ihre gemeinſchaftlichen Urſachen vergeſſen, behaupteten, dieſelben Prinzipien, welche die neue Regierung durch ihre Anſtalten offenbare, erzeugten im Gemüthsleben des ganzen Zeitalters jenen verderblichen Religionsſchwindel, der bald darauf Europa in Blut erſäufte. Während Joſeph in ſeinem Staate dem unvermeidlichen Uebel einer Revolution einen milderen Verlauf gab, indem er ihm vor der Zeit den gefährlichen Stoff, an dem nachher ſo viele Staaten tödtlich erkrankten, inoculirte, während ſein Volk in geringen Zuckungen die nachtheilige Wirkung der Zeitathmosphäre überwand, behauptete man von ihm, der in der That die öſterreichiſchen Erbſtaaten vor dem Ausbruch der gräßlichſten Bluthochzeiten bewahrte, er habe den Saamen der Unzufriedenheit in die Herzen ſeiner Unterthanen geſenkt, und ſeine Humanität habe Oeſterreich an den Rand des Verderbens gebracht. Wenige Jahre ſpäter wies man bedeutungsvoll auf die

[1]) Hiſtoriſches Portefeuille Jahrg. 1788, S. 106.

Grundsätze hin, welche der französische Nationalkonvent verkündigte, und welche den Regierungsmaximen Josephs wunderbar ähnelten. Und wirklich war dieses Beispiel so schlagend für den gemeinen Verstand, der nicht tiefer in den Geist der Ereignisse dringt, daß es die Meisten überzeugte, jene Gräuel und diese Reformen seyen aus einer und derselben Quelle entsprungen!

Genau derselbe Irrthum war es, der in manchen Theilen der Monarchie Unruhen verursachte, derselbe Irrthum, den im neunzehnten Jahrhundert hochgelahrte Publicisten als eine kunstvolle Entdeckung veroffenbarten, reizte in den Zeiten Josephs den Pöbel und das Landvolk in manchen Gegenden zu unsinnigen Handlungen, für welche sie die angeblichen Absichten des Kaisers zur Entschuldigung nahmen. In vielen Gegenden von Böhmen, Mähren, Ungarn ꝛc. lehnte sich das Volk gegen seine Gutsherren auf, weil ihm Dienstbarkeit und Steuern lästig zu werden anfingen, als es erfuhr, der Kaiser nehme den gemeinen Mann in seinen Schutz. Jeder meinte, ihm geschehe zu viel, und der Kaiser wisse und wolle es nicht. Selbst die menschenfreundliche Strenge, womit Kaiser Joseph das Publikum gegen Wucher zu schützen suchte, gab inmitten der Hauptstadt Anlaß zu einem Volkstumult, während dessen die Bäcker mißhandelt, ihre Vorräthe geplündert, ihre Familien insultirt wurden (1788).

Ernstlicher waren die 1784 ausgebrochenen Unruhen in Siebenbürgen. Dort hatte sich längst das Gerücht verbreitet, der Kaiser wünsche das Volk von der Tyrannei der Edelleute zu befreien, und die Anstalten, welche er im ganzen Lande machte, bestätigten dieß. Der Druck, der auf diesen Unglücklichen lastete, war wirklich so groß, daß es nur

eines Funkens bedurfte, um den Aufruhr gegen die verhaßten, jede grauſame Willkür ſich erlaubenden Edelleute zu entzünden. Des Kaiſers offenbare Abſicht, der Despotie des Adels zu ſteuern, hatte dieſen in Siebenbürgen nur noch mehr gegen die misera contribuens plebs aufgebracht, und die grauſamen Mißhandlungen derſelben vermehrt. Als endlich die Konſcription angeordnet wurde, ſah man dieſe Anſtalt für die Errichtung einer Grenzmiliz an, und folgerte daraus, daß es nun an der Zeit ſey, ſich der verhaßten Hofdienſte zu entledigen. Unter ſolchen Umſtänden ward es einem verſchmizten Aufwiegler Namens Nikolas Urſz, beſſer bekannt unter dem Namen Horjah, leicht, die Menge zum Aufruhr gegen die Edelleute zu bewegen. Er verſammelte durch ſeine Popularität eine Rotte von 500 Walachen im Hinyader Komitat, welchen er ſich als einen beſonders begünſtigten Abgeſandten des Kaiſers ankündigte. Bei der Unwiſſenheit des Volks gelang es ihm ohne Mühe, mit Hilfe einer ſogenannten Gnadenkette, woran ein Bildniß des Kaiſers hing, und einer mit goldenen Buchſtaben verſehenen Schrift, die er ein kaiſerliches Patent nannte *), ſeine Angabe glaubwürdig zu machen und ſich Gehorſam zu verſchaffen. Er behauptete, daß ihn der Kaiſer beauftragt habe, gegen die Edelleute das Volk in die Waffen zu rufen, und überredete den Haufen, ihm nach Karlsburg zu folgen, wo man das nöthige Kriegsgeräth zu holen hätte. Leicht entflammte ſich der lang verhaltene Grimm der Landleute zur größten Wuth, welche noch vermehrt wurde, als der Vicegeſpann (Kreisobrigkeit) Hollaki ihnen drei Stuhlrichter mit einer

*) Cornova, Geſchichte Joſ. II. S. 239.

unzulänglichen Zahl von Komitatsoldaten entgegen schickte, um sie auseinander zu treiben. Die Empörer siegten leicht über diesen Widerstand, ermordeten die Stuhlrichter, und übten auf den Schlössern der meist geflüchteten Edelleute unerhörte Greuel aus. In kurzer Zeit wuchs der Haufe der Empörer bis auf 5000 Walachen an, die nun in der drohendsten Verfassung vor dem befestigten Dewa erschienen (4 Nov.), wo ihnen 100 Husaren den Uebergang über die Maros nicht wehren konnten. Zwar wurden sie hier von den entschlossenen Einwohnern der Stadt empfindlich geschlagen, allein ihre Uebermacht sicherte ihnen die Möglichkeit der Fortsetzung ihrer Ausschweifungen. Mehr als 120 Edelleute wurden, in den ersten Tagen grausam ermordet und Ungarns benachbarte Grenzen bedroht. Das Räthselhafte und Plötzliche dieser Auftritte verzögerte das Einschreiten der bewaffneten Gewalt gegen die Aufrührer so lange, bis alle gütlichen Mittel zur Herstellung eines Vergleichs, zwischen den ungerechten Edelleuten und den Aufrührern erschöpft waren. Man erwartete überdieß Verhaltungsbefehle von dem Kaiser, dessen Ansehen man so sehr mißbrauchte. Diese kamen endlich an, und gaben den Generälen Fabris, Graf Pankowicz und General Papilla unumschränkte Vollmacht. Auf den Kopf Horjahs wurde ein Preis von 300 Dukaten gesezt; wogegen Horhah 600 demjenigen versprach, der einen Verräther anzeigen würde, gegen den verführten, durch den unerträglichsten Druck, grausam gestimmten Haufen, alle mögliche Schonung empfohlen. Auch erforderte es die Lage der Dinge, den zur Ordnung Zurückkehrenden eine vollkommene Amnestie zu versprechen — eine Schonung, die von den Edelleuten, welchen man 264 Sitze zerstört hatte, sehr getadelt wurde.

Indeſſen bewirkten dieſe Ordnungen doch eine baldige Unterdrückung des ganzen Aufſtandes, der ſchon einen Anhang von 15,000 Mann um Horjah verſammelt hatte. Die meiſten Rebellen kehrten in ihre Heimath zurück, und Horjah, welcher an Klotska eine große Stütze gefunden hatte, ſezte ſeine Bemühungen, das Land zu inſurgiren, nur mit geringen Kräften fort. Anfangs beharrte er hartnäckig auf ſeinem Vorgeben, der Kaiſer habe ihn zu ſeinem Werk beauftragt, indem er verſicherte: »der Kaiſer würde ſchon bei ihnen ſeyn, wenn ihn nicht die Ungarn mit einer im Lande graſſirenden Peſt belogen hätten; er würde aber in drei Wochen gewiß kommen, und ihnen befehlen, was ſie zur gänzlichen Vertilgung der Ungarn weiter zu unternehmen hätten.« Später indeſſen änderte er ſeine Ausſagen, und überließ ſich den abentheuerlichſten Plänen, welche ſich immer, gleich ſeinen Angaben, womit er das Volk täuſchte, widerſprachen. Dem Adel ſoll er, aus eigener Machtvollkommenheit oder im Namen des Kaiſers, Frieden angeboten haben, unter der Bedingung, daß er allem Geburtsrecht entſage, das Eigenthum mit den Walachen theile, bis zur Krönung eines Königs Horjah als Generalkapitain anerkenne, ihm Gehorſam gelobe, und zur griechiſchen Religion übertrete. Mit 2000 Mann, welche Horjah am Ende des Jahres bei Topanfalva noch beiſammen hatte, wollte er nicht nur Siebenbürgen erobern, ſondern vereinigt mit den türkiſchen Walachen das alte römiſche Reich wieder herſtellen. Dieſer elende Aufruhr, unter Anführung eines rohen unwiſſenden Menſchen, das iſolirte Unternehmen einer barbariſchen Rotte, deren grauſame Roheit nur eine Folge der Sklaverei war, in der ſie

die Edelleute unterdrückten, ward dennoch von den lezteren dem Kaiser zur Last geschrieben, weil er die Rechte der Menschen zu vertheidigen sich zum Hauptgeschäft seiner Regierung gemacht, und zur Unterdrückung des blutigen Aufruhrs sich gegen ein unglückliches, bethörtes Volk, nicht der landesüblichen Mittel bedient, und das Blut von Tausenden zu vergießen Anstand genommen hatte! So erzeugte Josephs großherzige Gesinnung seinem Wirken Hinderniß auf beiden Seiten; denn während die Bauern seinen Willen so sehr verkannten, in seinem Schutz Aufmunterung zur Rebellion zu erblicken, sahen die Edelleute, statt eines Freundes der Menschheit, nur einen Feind ihrer Vorrechte, und einen Beschützer ihrer Mörder in ihm.

Horjah nahm ein elendes Ende. Nachdem er sich zum Dux Chrysialis [1]), und nachher zum rex Daciae ernannt hatte, nachdem er den Generalpardon, welchen der griechische Bischof Niketitsch im Namen der Regierung anbot, verworfen hatte, war er durch die kaiserlichen Regimenter so in die Enge getrieben, daß er sich gezwungen sah, seine Rotte zu verlassen und sich flüchtig zu machen. Am 3ten Jenner wurden er und Klotsa von sechs Walachen eingebracht, und kurz darauf gerädert. Seine Unternehmung hatte unter dem edleren Theile der Nation keinen Anhang gefunden; sie war nichts als ein Verzweiflungsstreich mißhandelter Bauern. Als Theilnehmer an dem Aufstand werden nur noch ein gewisser Salins, der Horjah geleitet haben soll, und der griechische Mönch Krischan, der sich selbst entleibte, genannt.

[1]) Vom Fluß Körös.

Allein die moraliſche Wirkung jenes Aufruhres war mit den Anſtiftern der Empörung nicht getödtet.

Unter den falſchen Wirkungen, welche die Reformen Joſephs hervorbrachten, war eine der auffallendſten, die Reaction der Preſſe, oder die feindſelige Wirkung der geiſtigen Kräfte der Nation, welche Joſeph eigenhändig entfeſſelte. Wie aus Pandoras Büchſe ſtiegen aus dem geöffneten Schacht der Meinungen und Gedanken unheilvolle Mächte, die das Haupt ihres Befreiers bedrohten. Joſeph war der Erſte, welcher unter der vermehrten Freiheit der Preſſe leiden mußte, und es zeigte ſich ihre zweifache Schädlichkeit, während ſie nur wenig Nutzen verſprach. Ungeſchickte Wortführer einerſeits, und unbeſcheidene Tadler andererſeits, verbreiteten die ſchädlichſten Meinungen über des Kaiſers Plan und Wirken unter dem Publikum. Es bedienten ſich der Preſſe abwechſelnd fanatiſche Prieſter, Exjeſuiten, Schmeichler, Phantaſten, Pasquillanten und Thoren. Die Gelehrten, eine Klaſſe Menſchen, welche Joſeph nie ſonderlich geliebt hat, weil er von ihrem Charakter keine erfreulichen Proben erhielt, waren der Mehrzahl nach Gegner ſeiner Einrichtungen. In dieſem Zeitalter der Theorien gab es wenige Männer von praktiſcher Einſicht, welche den Kampf des großherzigen Willens Joſephs mit der Nothwendigkeit zu würdigen wußten. Was Joſeph unternahm, war Jenen, welche ſich für Freunde der Aufklärung ausgaben, zu wenig, der Gegenparthei aber zu viel. In dem einen oder anderen Sinne ſprachen ſich alle Beurtheiler ſeiner Werke aus. Jene, welche gegen den Aberglauben zu Felde zogen,

den Joſeph ausrotten wollte, verſpotteten auch die ſegensreichſten Anſtalten der Religion und den Kaiſer ſelbſt. Der ſchonungsloſeſte Tadel ergoß ſich über alle ſeine Neuerungen, welche ebendeßhalb, weil ſie Neuerungen waren, das Gepräge der Unvollkommenheit an ſich trugen. Ein Wiener Buchhändler mit dem ominöſen Namen Wucherer, betrieb eine einträgliche Spekulation mit Schmähſchriften gegen den Kaiſer. Das Publikum wurde mit einer ungeheuren Menge der abſcheulichſten Produkte von Schwachköpfen und feilen Zungendreſchern belagert; ein Heer müßiger Vagabunden wanderte aus Teutſchland ein, um hier ein Eldorado für dieſen ſchändlichen Zweig der Betriebſamkeit zu finden. In einen ſolchen Abgrund von Abſcheulichkeit und Gemeinheit verſank die damalige Tagesliteratur, daß viele der beſſeren Geiſter die Feder niederlegten, um nicht den geringſten Schein der Gemeinſchaft mit den improviſirten Schriftſtellern, welche die Preſſe damals ſchändeten, auf ſich fallen zu laſſen. Bis zu welchem Grad von Frechheit dieſe Rotte die Oppoſition gegen den Kaiſer betrieb, beweiſt ein Pomphlet von zweiundzwanzig Seiten, das bei Gelegenheit der Verurtheilung eines untreuen Kaſſebeamten, des Gardeobriſtlieutenant Szekely, erſchien. Der darin berührte Vorgang ſelbſt gibt vieles Licht über den enormen Grad, den Treuloſigkeit und Nachläßigkeit in der öſterreichiſchen Staatsverwaltung erreicht hatten. Bei der ſtrengen Kontrolle, welche Joſeph einführte, kamen ſo viele Kaſſendiebſtähle, Unterſchleiſe und Erpreſſungen an den Tag, daß der Kaiſer ſich zur äußerſten Strenge gegen die Schuldigen genöthigt ſah. Unter dieſen befand ſich auch der benannte Offizier, dem die Kaſſen der ungariſchen Garde anvertraut

worden waren. Nach dem Tode seines mitschuldigen Rechnungsführers, ließ Szekely, der von der damals grassirenden Leidenschaft zur Alchymie besessen war, einen Kassendefekt von 97,000 fl. an den Tag kommen, in der Hoffnung, alle Schuld von sich ab auf den Verstorbenen wälzen zu können. In Folge einer kriegsrechtlichen Untersuchung ward Szekely zu sechsjährigem Festungsarrest verurtheilt, allein der Kaiser änderte diesen Spruch durch nachstehende Resolution:

»Szekely ist ohne weiters zu kassiren, des Militärstandes unfähig zu erklären, und dem Civili zur Bestrafung »zu übergeben, wo er nachher in loco Delicti, nämlich in »Wien, drei Tage nach einander, alle Tage 2 Stunden auf »der Bühne auf dem hohen Markt, zum erspiegelnden Beispiel zu stehen hat.«

»Die ihm zuerkannte 8jährige Arreststrafe will ich ihm »aus Gnaden wegen seines Alters bis auf 4 Jahre vermindern, diese hat er in dem Civil-Strafort Szegedin, der »für Ungarn besteht, mit der gewöhnlichen Atzung, wie andere Delinquenten auszuhalten.«

»Ein jeder unrichtiger Kassebeamter kann, wie Szekely, »sagen, er wüßte nicht, wo das Geld hingekommen ist, wenn »er es auch gestohlen hätte. Sobald das Geld, besonders »eine so ansehnliche Summe, wie diese von 97,000 fl. in »der Kasse sich nicht befindet, so stehet es nicht mehr dem »Richter zu, ihm zu beweisen, daß er es entfremdet hat; »sondern ihm steht zu, zu beweisen, daß er es nicht entwendet »hat, und sobald er dieß nicht beweisen kann, so bleibt er ein »Dieb. Es ist also ohne weiters der Sentenz gegen ihn, so»bald er kassiret ist, folglich aufhöret Militair zu seyn, zu

»vollziehen, und ihm den Zettel als untreuer Beamter »anzuhängen.«

Ueber dieſe Reſolution, die man nicht anders als ſtreng gerecht nennen kann, und welche nur den Zweck hatte, ein warnendes Beiſpiel zu geben [1]), ergießt ſich der Verfaſſer in den abſurdeſten Tadel, deſſen Sprache die geringe Bildungsſtufe andeutet, welche dieſe Pomphletiſten in der Regel erreicht hatten. Die nachfolgende Stelle daraus iſt um ſo merkwürdiger, da die darin ausgeſprochenen Urtheile von einem Anhänger des Freimaurerordens auszugehen ſchien, deſſen mächtige Verzweigung dem Kaiſer anfing hinderlich zu werden, und ſeine Popularität zu untergraben:

»Vormals, und auch jezt, bei allen geſitteten Völkern pflegten die Fürſten, die von den Gerichtsſtellen über Verbrecher gefällte Urtheile in Gnaden zu mildern; — bei uns iſt es nunmehr zur Mode geworden — ſolche zu — verſchärfen vielleicht, um des entzückenden Vergnügens in vollem Maße zu genießen, daß man Beweiſe ſeines unumſchränkten Deſpotismus ablegen könne. Armer, bedauernswürdiger Szekely! daß es in der Kugel deines traurigen Schickſals aufgezeichnet ſeyn mußte, daß die Unterſuchung deines Verbrechens einem wetterwendiſchen Monarchen eben in dem Augenblick vorgelegt werde, wo ihn vielleicht eine Fliege an der Naſe neckte, und er im Zorn hierüber dein ſchändliches Urtheil fällte! — Unglücklicher Mann! du Opfer der Laune des

[1]) Szekely ward zwei Jahre ſpäter aus ſeiner Haft entlaſſen und in die Türkei geſchickt, unter dem Vorwand, daß er ein Mittel gegen die Peſt erfunden habe.

Monarchen! du grauſames Opfer eines unmenſchlichen, tyranniſchen Herzens! Sagt Männer vom Gefühl, ſagt, Männer der Gerechtigkeit! welcher Monarch kann Urtheile verſtrengen? — — — ein Tyrann! Welcher Monarch kann die Rechte der Menſchheit mit Füßen treten? — — — ein Tyrann!! Welcher Monarch kann Geſetze und Gerechtigkeit verlachen? — — — ein Tyrann!!! Welcher Monarch kann in Kriminal-Sachen nach eigener Willkür handeln? — — — ein Tyrann!!!! — — Gott! Gott! was biſt du armer Menſch! ſchwaches Geſchöpf, das dieſer launigte Kopf unverſchuldet im Staube tritt, daß du dich krümmeſt und unter ſiebentauſend Schmerzen von einer ſiebentauſendköpfigen Hydra erwürget wirſt? — —«

»Schreckliches, die Menſchheit entehrendes Bild, und doch wahr, aus Erfahrung wahr.«

»Aber ich glaube, Szekely würde nie zu der Schand-Bühne verdammet worden ſeyn, wenn er nicht Maurer oder Roſenkreuzer geweſen wäre, denn man will ſagen: der Monarch habe ganz deutlich zu erkennen gegeben, er wolle denen Kerln (Maurern) zeigen, daß ihre Protektion nichts helfe. Und nun beantworte mir jemand die Frage: Ob es nicht billig ſeye, daß der Monarch den Haß, den er wider eine ganze Geſellſchaft gefaßt hat, an einem Mitglied derſelben durch die Macht des Stärkern bezeige? — iſt es nicht ſehr poſſirlich, wenn der Bauer in der Finſterniß zu ſeinem Nachbar geht, und ihm unerkannt einen Knips verſezt, und dann fortlauft, und in ſeine Fauſt lacht, daß er demſelben ſo einen Streich geſpielt hat? — O

»vollziehen, und ihm den Zettel als untreuer Beamter »anzuhängen.«

Ueber dieſe Reſolution, die man nicht anders als ſtreng gerecht nennen kann, und welche nur den Zweck hatte, ein warnendes Beiſpiel zu geben [1]), ergießt ſich der Verfaſſer in den abſurdeſten Tadel, deſſen Sprache die geringe Bildungsſtufe andeutet, welche dieſe Pomphletiſten in der Regel erreicht hatten. Die nachfolgende Stelle daraus iſt um ſo merkwürdiger, da die darin ausgeſprochenen Urtheile von einem Anhänger des Freimaurerordens auszugehen ſchien, deſſen mächtige Verzweigung dem Kaiſer anfing hinderlich zu werden, und ſeine Popularität zu untergraben:

»Vormals, und auch jezt, bei allen geſitteten Völkern pflegten die Fürſten, die von den Gerichtsſtellen über Verbrecher gefällte Urtheile in Gnaden zu mildern; — bei uns iſt es nunmehr zur Mode geworden — ſolche zu — verſchärfen vielleicht, um des entzückenden Vergnügens in vollem Maße zu genießen, daß man Beweiſe ſeines unumſchränkten Deſpotismus ablegen könne. Armer, bedauernswürdiger Szekely! daß es in der Kugel deines traurigen Schickſals aufgezeichnet ſeyn mußte, daß die Unterſuchung deines Verbrechens einem wetterwendiſchen Monarchen eben in dem Augenblick vorgelegt werde, wo ihn vielleicht eine Fliege an der Naſe neckte, und er im Zorn hierüber dein ſchändliches Urtheil fällte! — Unglücklicher Mann! du Opfer der Laune des

[1]) Szekely ward zwei Jahre ſpäter aus ſeiner Haft entlaſſen und in die Türkei geſchickt, unter dem Vorwand, daß er ein Mittel gegen die Peſt erfunden habe.

Monarchen! du grauſames Opfer eines unmenſchlichen, tyranniſchen Herzens! Sagt Männer vom Gefühl, ſagt, Männer der Gerechtigkeit! welcher Monarch kann Urtheile verſtrengen? — — — ein Tyrann! Welcher Monarch kann die Rechte der Menſchheit mit Füßen treten? — — — ein Tyrann!! Welcher Monarch kann Geſetze und Gerechtigkeit verlachen? — — — ein Tyrann!!! Welcher Monarch kann in Kriminal-Sachen nach eigener Willkür handeln? — — — ein Tyrann!!!! — — Gott! Gott! was biſt du armer Menſch! ſchwaches Geſchöpf, das dieſer launigte Kopf unverſchuldet im Staube tritt, daß du dich krümmeſt und unter ſiebentauſend Schmerzen von einer ſiebentauſendköpfigen Hydra erwürget wirſt? — —«

»Schreckliches, die Menſchheit entehrendes Bild, und doch wahr, aus Erfahrung wahr.«

»Aber ich glaube, Szekely würde nie zu der Schand-Bühne verdammet worden ſeyn, wenn er nicht Maurer oder Roſenkreuzer geweſen wäre, denn man will ſagen: der Monarch habe ganz deutlich zu erkennen gegeben, er wolle denen Kerln (Maurern) zeigen, daß ihre Protektion nichts helfe. Und nun beantworte mir jemand die Frage: Ob es nicht billig ſeye, daß der Monarch den Haß, den er wider eine ganze Geſellſchaft gefaßt hat, an einem Mitglied derſelben durch die Macht des Stärkern bezeige? — iſt es nicht ſehr poſſirlich, wenn der Bauer in der Finſterniß zu ſeinem Nachbar geht, und ihm unerkannt einen Knips verſezt, und dann fortlauft, und in ſeine Fauſt lacht, daß er demſelben ſo einen Streich geſpielt hat? — O

Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! spielst du denn unter uns blinde Maus!

Außer dieser Classe schädlicher Schriftsteller, welche, wie man sieht, in den Redekünsten nicht sehr geübt waren, gab es noch eine andere besser unterrichtete, aber nur um so schädlichere, welche des Kaisers Feinde erbitterten. Es waren dieß die Spöttet über Kirche und Priesterschaft in Prosa und Versen, deren Produkte dem Kaiser sehr zum Vorwurf gemacht wurden. Josephs große Seele konnte zwar die Verunglimpfung der ersten Gattung verachten, und sich über die ungerechten Anschuldigungen wegen des Treibens der letztern hinwegsetzen, allein die öffentliche Meinung, auf welche Verläumdung und Schmähung eben so wirkt, wie gerechter Tadel und gegründete Verwürfe, ward nichts destoweniger durch diese klägliche Ausbrüche der Wortfreiheit beirrt [1].

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung. — Josephs Reformen im Widerstreit gegen das praktische Leben. — Unzufriedenheit der Nation mit dem neuen Gesetz und dessen Vollstreckung.

Es ist eine unzertrennliche Eigenheit eines jeden, von absoluten Gedanken ausgehenden Reformationswerkes, daß es im praktischen Leben überall so lange Anstoß und Aergerniß gibt, bis es sich in das Triebwerk desselben eingefugt hat. Diese

[1] Vergl. Wolfs Gesch. der k. B. S. 540 u. f. — Teutscher Zuschauer B. VIII. Heft 22. S. 381. u. Heft 23. — Bibliothek der Wissenschaften. a. a. O.

verſchrobenen Geiſtes, und das Verkehrteſte in ſeinem ganzen Wirken ſchien ſeine — Juſtiz —, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil das neue Strafgeſetz Vergehungen hingehen ließ, welche einſt mit dem Rade beſtraft wurden, und Handlungen ſchwer beſtrafte, welche man gar nicht für Verbrechen zu halten gewohnt war. So war, um ein Beiſpiel für Hunderte zu geben, die beliebte Gewohnheit der Staatsbeamten, ſich durch Beſtechungen und »Accidenzien« auf Koſten des Staates zu bereichern, in den Augen der damaligen Zeit ſo unſträflich, daß man erſtaunte, als Joſeph ſie mit großer Härte ahndete. Den meiſten Tadel aber fanden Strafen über Solche verhängt, welche ſich für unſtrafbar hielten. Joſeph verſäumte nicht von beiden unerhörten Neuerungen auffallende Beiſpiele zu geben.

Seine ſtrenge Juſtiz erregte bei einer ſolchen Gelegenheit die größte Unzufriedenheit des Adels, der durch Joſephs Reformen, beſonders durch die phyſiokratiſche Steuerregulirung in ſeinem Eigenthum und ſeiner Herrlichkeit ſich ohnehin nicht wenig gekränkt ſah. Der junge Graf v. Podſtatsky-Lichtenſtein ließ ſich von ſeinem Hang zur Verſchwendung ſo ſehr beherrſchen, daß er mit den ihm jährlich ausgeſetzten Einkünften nicht mehr ausreichte, und verzweifelte Mittel ergriff, ſich Geld zu verſchaffen. Gedrängt von ſeinen Gläubigern ſuchte er durch Verfertigung falſcher Banknoten ſich aus ſeiner Bedrängniß zu retten. Kaiſer Joſeph, von ſeinem ſchlechten Lebenswandel und wahrſcheinlich auch von ſeiner Beſchäftigung unterrichtet, berief ihn zu ſich und warnte ihn nachdrücklich vor allen Handlungen, welche der Ehre ſeiner Familie nachtheilig werden könnten; allein der leichtſinnige Verbrecher mißachtete den gegebenen Wink, bis die Sache zur öffentlichen

Unterſuchung kam und der Kaiſer ſich gezwungen ſah, alle Strenge ſeiner unnachſichtlichen Geſetze gegen den Fälſcher eintreten zu laſſen. Verrathen von ſeinem Kammerdiener, wie Viele meinen, ſeinem Verführer, ward Graf Podſtatsky zum öffentlichen Gaſſenkehren und zum Schiffzug verurtheilt [1]), welche Strafe ihm bald den Tod brachte. Obgleich nun der Kaiſer ſich bemühte, den, durch dieſe ſchmachvolle Strafe auf die Familienehre des Grafen gefallenen Schandfleck dadurch zu tilgen, daß er ſeinen Vater zur Tafel zog und öffentlich auszeichnete, ſo war doch der Eindruck, den dieſes rückſichtsloſe Verfahren gegen einen Adeligen auf alle gebildeten und bevorrechteten Stände machte, unauslöſchlich. Die angeſehenſten Familien des Kaiſerſtaates nährten von nun an einen tiefen Groll gegen den Beleidiger ihrer Ehre, und es geſtaltete ſich jezt unter den höheren Ständen die faſt gemeinſame Anſicht von dem Charakter der Regierung Joſephs, welche noch jezt ziemlich herrſchend iſt: daß Joſeph II. ein Despot ſey. Joſeph vertheidigte ſich gegen ſolchen Vorwurf durch folgende Argumentation: »Laſter iſt einmal Laſter. Wie ſoll ſich ein ſolcher ſeiner Strafe ſchämen, der ſich nicht ſchämte, das Laſter zu begehen? Will ein Laſterhafter unter Laſterhaften einen Vorzug haben; ei ſo ſtrafe man ihn um ſo härter, weil er der Laſterhafteſte, der Abſcheulichſte iſt. Nur der Tugend wartet Belohnung. Würde man Laſterhaften ihrer Perſon wegen Vorzüge einräumen, und ſie nicht ganz die Strafe ihres Laſters fühlen

[1]) Beitrag zur Charakteriſtik und Regierungsgeſchichte der Kaiſer Joſeph II., Leopold II. und Franz II. Paris bei Defferieres. 8tes Jahr der Republik.

laſſen, was würde dann Gerechtigkeit ſeyn? Und hieße das nicht das Laſter in der Perſon belohnen [1])?«

Allein das praktiſche Leben erhob ſich nicht bis zu dieſen Anſichten. Obgleich man dem Volk begreiflich zu machen ſuchte, daß die Entehrung einer Strafe niemals Rang, Stand und Namen als das Gemeingut Anderer treffen könne, weil der Verbrecher derſelben beraubt wurde, beharrte das Vorurtheil bei ſeinen Begriffen. Das Publikum fand ſogar beſonderes Gefallen daran, alle Verbrecher bei Rang und Titel zu nennen, ſprach von den Grafen, welche zum Schiffzuge, von dem Obriſten, der zum Pranger, von dem Hofrath, der zum Gaſſenfegen verurtheilt worden war. Der Pöbel fand ſogar hierin eine ſüße Rache für ſeine eigene Niedrigkeit. Dieſe Wirkungen der neuen Juſtiz würden auch wirklich einen Schatten auf die Weisheit derſelben werfen, wenn ſie nicht zeitgemäß erſchiene, da ein altes Herkommen, welches von der milden Thereſia nicht abgeſtellt wurde, allen Perſonen von Rang und Stand einen großen Grad von Strafloſigkeit ſicherte. Dieſes Herkommen brachte das Uebel mit ſich, daß der Hochadel, die Geiſtlichkeit und hohe Beamte mit einer Zuverſicht an Ausübung der ärgſten Laſter ſchritten, welche die Gemüther des Volkes, deſſen Niedriggeborne oft ihr Blut verſpritzen mußten wegen Vergehungen, die jenen Hochgeſtellten kaum Verweiſe und heimliche Züchtigungen zuzogen. Pezzl erzählt über den Eindruck der

---

[1]) Dieſe Worte ſchrieb Joſeph eigenhändig auf eine Bittſchrift zu Gunſten Podſtatsky's. (Schnellers Einfluß Oeſterreichs auf Teutſchland und Europa. S. 202. 2ter Bd.)

josephinischen Justiz und ihre Rechtfertigung Folgendes: »Der Kaiser hatte bei Lebzeiten seiner Mutter bemerkt, daß Leute von Rang und Adel sehr oft für begangene Untreue oder anderes Verbrechen, durch die Ränke des Hofes der verdienten Strafe gänzlich entzogen, oder höchstens nur heimlich und milde gezüchtiget wurden. Dieses Bewußtseyn von Strafloſigkeit hatte denn nothwendig eine gewiße Kühnheit, Trotz auf Stand und Rang, folglich Unordnungen von mancherlei Art gestiftet. Er machte es sich also zum Gesetz, unerbittlich ohne Ansehen der Person und des Standes, öffentlich anhaltend und empfindlich zu strafen. — Bald fanden sich Gelegenheiten dazu. Leute, die unter der Kaiserin durch die Fürsprache einer Hofdame, eines Präsidenten, eines Geistlichen mit einem Verweise, mit Arrest oder Entsetzung vom Dienste wären bestraft worden, wurden jezt zum öffentlichen Gassenkehren verdammt. Laßt uns die Namen dieser Unglücklichen nicht wieder auffrischen! Genug, es waren ansehnliche Beamte, Hofräthe, Stabsoffiziere, Barone und Grafen. Mit dem Pöbel der Missethäter vermengt, mit geschornem Kopfe, in einem wollenen Sacke steckend, mit Ketten an Händen und Füßen beladen, rasselten sie jezt durch die Gassen der Residenz, wo sie wenige Tage vorher den Arm um reizende Weiber geschlungen, im vergoldeten Wagen geglänzt hatten. Jezt ein niederschlagender Anblick für ihre Familien, für Verwandte, Bekannte, und selbst ihren ehemaligen Untergebenen, welche eilfertig sich in Nebengassen flüchteten, um ihnen nicht zu begegnen. Um das Gemälde zu vollenden, ist es wohl nicht nöthig zu sagen, daß jezt Hunderte einen Widerwillen gegen den Monarchen faßten, der in einem einzigen fehlenden Menschen gleichsam

ganze Familien zu jahrelanger öffentlicher Schande verurtheilte [1]).«

Auch im Allgemeinen fanden die neuen eingeführten Strafen häufigen, aber wenig gegründeten Tadel. Was man in der Anwendung auf Adelige und Vornehme zu streng und unbillig fand, erschien denselben Beurtheilern gegen Plebejer allzugelind. Unmenschliche Grausamkeit hießen die Strafen der Schandbühne (Pranger), der Stockschläge und öffentlicher Arbeiten für adelige und gebildete Verbrecher, allein man bedachte nicht, daß das Ehrgefühl, welches allein diese Strafen unerträglich macht, schon durch das Verbrechen erstickt wurde, und daß die Strafe auf den durch seine Gesinnung erniedrigten Verbrecher im richtigsten Verhältniß stand. Man verspottete die Wirkungslosigkeit der öffentlichen Schmach auf rohe Gemüther, und erzählte sich im Gegentheil eine Anekdote, welche das Mißverhältniß der Strafe, zu dem Gefühl der verschiedenen Ständen angehörigen Verbrecher, ins Licht stellen sollte. Ein Walache sey wegen Diebstahls zur Schandbühne verurtheilt worden, und sey durch diese Strafe in die größte Verwunderung versezt worden. Als einige Kameraden ihn im Vorbeigehen befragten, was die Bedeutung der Possen sey, welche man mit ihm treibe, habe er selbst seine vollkommene Unwissenheit über diesen Punkt betheuert. Und die Wahrscheinlichkeit solcher Vorfälle kann wirklich bei dem Kulturzustande mancher Provinzen nicht bestritten werden; allein die verhältnißmäßige Milde dieser Strafen hatte den weisen Zweck, eine edlere Empfindsamkeit

[1]) Pezzl Charakeristik Jos. II.

im Volke zu erwecken. So erzielte dort die unangemeſſen ſcheinende Strenge und hier die unverhältnißmäßige Milde daſſelbe, was wir als Zweck jeder Strafgerechtigkeit anerkennen müſſen — Beſſerung durch Beiſpiel. Zudem findet ja derſelbe Unterſchied im Verbrechen ſtatt, welcher in der Empfindlichkeit der Beſtraften obwaltet. Der hochgeborne, wohlerzogene Dieb begeht ein ungleich größeres Verbrechen wie der rohe, begriffsſtützige, unehrgeitzige Plebejer, und verdiente wohl darum die empfindlichere Strafe. War aber auch in Wirklichkeit ein Mißverhältniß zwiſchen Strafe und Verbrechen vorhanden, ſo war es nicht größer als dasjenige, welches jede Geſetzgebung mit ſich bringt. Dieſes gleicht ſich aber dadurch aus, daß die Kenntniß der Geſetze und Strafen und edlere Gewohnheiten die höheren Standeskategorien von ſelbſt vor gemeinen Verbrechen und ihren rechtlichen Folgen bewahren.

Die Strafen des Schiffziehens, der Brandmarkung und des ſchweren Kerkers ſchienen Vielen grauſamer, als die abgeſchafften Todesſtrafen ſelbſt. Denn ſie waren lebenslänglich langſame Martern, allein man vergaß, daß dieſe Strafen an die Stelle des Viertheilens, lebendig Begrabens, Pfählens, Räderns u. ſ. w. eingeführt wurden, und nicht die Schrecken äußerſter Strafe für äußerſte Verbrechen aufheben, aber dem Volke den Anblick von Greueln erſparen ſollten, welche eher geeignet waren, durch Abſtumpfung des Gefühls der Zeugen, grauſame Verbrechen hervorzurufen, als ſie zu verhüten. Man vergaß aber einerſeits leicht die geweſenen Uebel, um gegenwärtige deſto bitterer zu tadeln, und war andererſeits unvernünftig genug, die Humanität der neuen Strafgerechtigkeit als eine vermeintliche Begünſtigung des Verbrechens zu

mißbilligen. Am meisten eiferten gegen die Neuerungen in der Justizverwaltung die Richter und übrigen Gerichtsbeamten, schon darum, weil sie aus dem gewohnten Geleise herausgehen, und den ganzen Geschäftsgang einer neuen Norm anpassen mußten.

Das neue bürgerliche Gesetzbuch, eines der rühmlichsten Werke des Kaisers, war ebenfalls ein Gegenstand der schärfsten Ausstellungen. Nach demselben wurden alle drei Stände gleichmäßig gerichtet, wenn auch von verschiedenen Behörden, doch von demselben Gesetze, nach demselben wurde die Veräußerung der Majoratgüter und Fidekommisse gestattet [1]), wenn die ursprüngliche Schätzungssumme verzinslich in den Staatsschatz niedergelegt wurde, nach demselben wurden die Allodialgüter unter alle Brüder und Schwestern gleich vererbt; nach demselben wurden jene Große, welche nicht wenigstens sechs Monate jährlich in den Erbstaaten wohnten, verpflichtet die doppelte Steuer zu entrichten. Diese Einrichtungen fanden besonders beim Hochadel das äußerste Mißfallen und verfeindeten dem Kaiser die mächtigsten Familien, welche sich nicht selten der unzufriedenen Geistlichkeit anschloßen, um gemeinschaftlich dem Kaiser entgegen zu arbeiten.

Den meisten Anstoß fand Josephs II. bürgerliches Gesetzbuch von Seiten der herrschenden sittlichen Begriffe, welche noch häufiger dem beleidigten Interresse zum Vorwande dienten. Höchst unbillig erschien das Gesetz, daß uneheliche Kinder ihre ledigen Eltern als rechtmäßig beerben sollten, zweitens, daß die Erzeugung unehelicher Kinder die ledigen

[1]) Vergl. die vorhergehenden Bücher dieses Werkes.

Eltern an einer anderen Verheirathung hindern könne, durch welche Gesetze Joseph II. die Ehe befördern und die so überhand nehmenden Verführungen der Bürgerstöchter durch Hochadelige verhindern wollte. Man rügte als Verletzung des Anstandes und des väterlichen Ansehens folgendes Gesetz: Der Vater hat die Nutznießung des kindlichen Vermögens nicht, sondern er ist wie ein anderer Vormund dasselbe zu versichern und darüber Rechnung zu legen schuldig. Höchst ärgerlich fand man das Gesetz gegen den Ehebruch, worin verordnet wird, daß sich bei demselben die Behörde niemals von Amtswegen einmischen solle, außer wenn der beleidigte Theil Klage führte, doch wäre auch dieser nicht mehr zu hören, wenn er die Beleidigung ausdrücklich oder durch fortgesetzte eheliche Beiwohnung verziehen hätte. Die Strafe des Ehebruchs war körperliche Züchtigung, oder dreißigtägiges Gefängniß. Dieses Gesetz war allerdings von dem alten Gesichtspunkt der Gesetzgebung aus betrachtet, wirklich heillos, denn es sprach deutlich aus, daß die Gerichte nicht befugt seyen kirchliche Vergehungen zu ahnden, und der Ehebruch nur als Vertragsbruch zu betrachten sey [1]).

In Ungarn, welches die neuen Gesetzbücher nach der Landesverfassung nicht durch königliche Machtvollkommenheit erhalten konnte, aber früher oder später regni colari auctoritate erhalten mußte, eiferten die Patwarien [2]) gegen

[1]) Schneller Oesterreichs E. auf L. u. E. 2ter Band S. 200.

[2]) Patwarien nennt man den Ort und die Zeit, in welchen angehende Sachwalter bei einem berühmten Advokaten die Grundsätze und die Ausübung der ungarischen Rechtsgelehrsamkeit meistens durch Abschreiben der Koncepte ihres Patrons sich verdient machten.

alle Neuerungen dieſer Art. In den Patwarien beſaß die Obſervanz der Tribunale und das Tripartitum des Verböcz ein ſo großes Anſehen, daß man es für einen offenbaren Angriff auf die Grundgeſetze des Königreiches anſah, als Joſeph II. erklärte (1783): »das verböcziſche Tripartitum könne nur in ſo weit für ein Geſetzbuch gelten und bei Rechtsentſcheidungen zur Norm angenommen werden, als es mit der Wahrheit und den Landesgeſetzen, deren weſentlichen Inhalt daſſelbe habe liefern wollen, nicht im Widerſpruche ſtehe.« In den Patwarien erklärte man alle Gerichtsabänderungen Joſephs II. für offenbare Angriffe auf die Grundgeſetze des Königreiches. Als ſolche erſchienen namentlich die Abſchaffung der hergebrachten, bloß zeitlichen Gerichtsſitzungen und Einſetzung einer ununterbrochenen Amtswaltung, die die Beförderung der Nichtadeligen zu den hohen und höchſten Richterämtern, die Abſchaffung das jus gladii in den Städten und Märkten (Recht über Leben und Tod), die Beſchränkung der Gebühren zur Erleichterung der Klagen, die ſtrenge Beſtrafung adeliger Richter wegen Amtsmißbrauchs oder Saumſeligkeit, die Aufrechthaltung der Rechtsſprüche und Urkunden durch Provinzialtafeln und Landesarchive, gegen die herkömmliche Vereitlung derſelben durch Große, die neue Norm für die königliche und Septemviraltafel, wodurch ſie mehr civiliſch und weniger geiſtlich wurden, die Wegſchaffung der vielen Galgen mit den Kadavern und Gerippen gerichteter Miſſethäter, die Einführung des neuen Strafgeſetzes, wonach Edelleute, wegen Einbruchs und Gewaltthat, ihres Adels verluſtig werden ſollten [1]). Alle dieſe zweckmäßigen Einrich-

[1]) Schneller Oeſterreichs E. auf X. u. E. 2ter Band S. 202.

tungen, welchen die reinſte Menſchlichkeit zu Grunde lag, brachte die Nation der Edelleute in Wuth, denn nach ihrer Meinung war nichts recht, als was in der Verfaſſung und was Herkommen war. Wer konnte, wirkte dem Kaiſer entgegen oder überhäufte ſeinen Namen mit Schmähungen. Fragte man um die Gründe dieſer Erbosheit, ſo war es das Ungewöhnliche, Außerordentliche, Unerhörte der Maßregeln, welche ſie erzeugte.

Siebentes Kapitel.

Fortſetzung.

Der Gleichheit vor dem Gericht ſollte nach Joſephs großem Hauptplan die Gleichheit in der Beſteuerung entſprechen, allein die Geſetze dieſer Tendenz fanden im Leben wo möglich noch größere Schwierigkeiten, denn ſelbſt unter Jenen, welche ihr Anſehen dem Gleichheitsprincipe des Reformators zu unterwerfen bereit waren, gab es nur Wenige, welche die Gleichheit der Laſten billigen wollten, wenn ſie die ihrigen vermehrte. In Ungarn beſtand ſeit Jahrhunderten die Gewohnheit, alle Laſten das Volk tragen zu laſſen, weshalb es auch von der oberherrlichen Nation der Edelleute den kläglichen Namen misera contribuens plebs erhielt. Und wahrhaft erbärmlich war auch der intellektuelle Zuſtand dieſes Volks, das ſich von ſeinen Zwingherrn in der That überreden ließ, daß die Freiheit der ungariſchen Nation, welche nicht anders beſteht, als neben der ſchändlichſten Sklaverei der Landleute, ein koſtbares Gut ſey, und daß man die rothen

Zahlen bei der Häuſerzählung nur darum an ihre Wohnungen ſchrieb, um eines nach dem anderen an Ausländer zu verſchenken! Die unglücklichen, herabgewürdigten, durch Prügel und Noth ſtumpfſinnigen Sklaven dieſes Landes, welche unter jener Benennung verſtanden werden, waren in zwei Partheien getheilt, deren eine die Despotie der Edelleute und ihre Unrechtmäßigkeit wohl begreifend, aber den Kaiſer mißverſtehend, die Edelleute zu erſchlagen, deren andere den Kaiſer und die Edelleute verkennend, ſich für die Freiheit der Nation gegen den Erſteren aufzulehnen bereit war.

In Böhmen wurde die menſchenfreundliche Abſicht des Kaiſers vom Volke nicht minder verkannt und vom Adel getadelt, und die Steuerregulirung fand in allen Erbſtaaten von allen Seiten Widerſtand. Zuerſt von den Hofſtellen, welche die Schwierigkeiten derſelben und die daraus für den Kaiſer erwachſenden Gefahren vorausſahen. Graf Choteck, damaliger Kanzler, einer der treueſten Diener des Kaiſerhauſes, aber ſeiner Ueberzeugung nach kein Freund ſolcher Reformen, welche die Sicherheit des Thrones, und durch Erſchütterung einer Hauptſtütze des Staates dieſen ſelbſt bedrohten, widerſezte ſich mit aller Hartnäckigkeit eines treuen Dieners, der ſeinen Herrn an einer Unbeſonnenheit zu hindern ſucht, dem neuen Plane der Steuerregulirung, welche in der That zu den unglücklichſten und unzeitgemäßen Unternehmungen des Kaiſers gehört. Als alle ſeine Vorſtellungen fruchtlos blieben, und der Kaiſer ſeinen Warnungen kein Gehör gab, dankte er ab. Zur Entſchuldigung der Mißachtung eines ſo wohlgemeinten Rathes dient eine Aeußerung des Monarchen, welche zeigt, daß er in die Zukunft weiter geſehen habe, als

seine scharfsichtigsten Zeitgenossen, welchen die Gewalt des Volks ganz aus dem Gedächtniß geschwunden war. »Lieber Choteck,« sagte Joseph[1]), »ist es nicht besser, wir lassen den Bauern etwas noch, als daß sie uns gar nichts geben?« Choteck erwiederte: dieß wäre nicht zu fürchten, da man die Widerspenstigen zu Entrichtung der Abgaben zwingen könnte. »Mit Gewalt!« sagte der Kaiser ernsthaft, »die physische Gewalt besteht beim dritten Stande.« Glauben Sie mir, fuhr er scherzend fort, wenn der Bauer nicht will, so sind wir alle pritsch[2]). Auf die Resignation des Grafen schrieb Joseph folgendes übellaunige Billet: »Mein lieber Graf Choteck! ich bin zu sehr gewohnt, »überall nur Undank einzuerndten, als daß mich Ihre Re»signation befremden sollte. Ich nehme sie an. —«

Man möchte sich durch diese bedeutsamen Worte fast versucht fühlen, zu glauben, daß Joseph bei einer großen Menge seiner unzeitgemäß erscheinenden Maßregeln eine vorbauende Politik beobachtet habe. Diese Vermuthung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man erwägt, daß Joseph auf seinen Reisen im Innern des Landes, in Frankreich und Rußland hinlängliche Gelegenheit hatte, die nächsten Ursachen der Unzufriedenheit des Volks zu erforschen, und die Nähe einer, durch Stimmung und Beschaffenheit des Zeitgeistes vorbereiteten Krise zu gewahren.

---

[1]) S. Oesterreichs Einfluß auf L. u. E. v. Schneller. 2ter Band. S. 194.

[2]) Beitrag zur Charakteristik und Regier.-Gesch. der Kaiser Joseph II., Leopold und Franz. Paris im 8ten J. d. R. Ein interessantes Buch, aber in einem verwerflichen pasquillanten Geist geschrieben.

Indeſſen waren die unmittelbaren Wirkungen der Steuerregulirung höchſt verkehrt. Anſtatt Gleichheit und Billigkeit herbeizuführen, ward ſie eine Quelle unzähliger Ungerechtigkeiten. Sie paßte nirgends hin, beleidigte viele Intereſſen, gab Anlaß zu Verwirrung und Mißverſtändniß; das Ausmeſſungsgeſchäft, worauf einzig und allein die Billigkeit der neuen Einrichtung beruhte, ward von ſchlechten und unkundigen Beamten ſehr nachläßig betrieben. »Ungarn empfing die Steuerregulirung, die Steuerpräquation, beſonders aber die Steuerfreiheits-Annullirung mit dem größten Unwillen. Einige behandelten das Ganze mit der Ritterlichkeit einer Ehrenſache; faſt Alle aber mit der ſtarrſinnigen Gemeinheit des Eigennutzes. Viele Vorwände, ja ſogar einige Gründe zum Widerſtande ließen ſich finden. Erſtens verlezte die neue Verfügung das alte Herkommen und die Reichsgeſetze. Zweitens könne das Königreich Ungarn den übrigen Theilen der Monarchie in gar keiner Sache gleichgeſtellt werden. Drittens genößen die Magnaten und Noblen ihre Steuerfreiheit als Lohn ihrer Tapferkeit und Kriegspflicht, ſie betrachteten ſich ganz anders als die Herren und Ritter in den übrigen Reichen; ſie können ſich nicht gefallen laſſen, daß der König über ſie ohne ſie entſcheide, denn alle Nobiles ſeyen in dem Schwur einig: Non de Nobis sine Nobis. Derlei Anſichten äußerte man mündlich mit großem Geſchrei. Schriftlich gingen ſie von Hand zu Hand. Endlich erſchienen ſie gedruckt unter einem Könige, welcher zuerſt Allen die Freiheit der Meinungsäußerung öffentlich geſtattete. Gedruckt hieß es: »des ungariſchen Edelmanns Perſon und die Allodialgründe ſind von den Bauerngründen unterſchieden und

können nicht numerirt werden. Alle öffentliche Laſten, den Kriegsdienſt ausgenommen, trägt der Bauer; aber ſie haften nicht auf dem Grund, denn wenn es die Umſtände des Edelmanns erfordern, kann er einen Bauerungrund zu ſeiner Kurie oder ſeinem Allodio appliciren, und dann wird derſelbe ohne Weiteres ein adeliger Grund, und ein adeliger Beſitzer wird die Auflagen nicht tragen müſſen. — Und hierin (daß ſelbſt der Regent die Angelegenheiten des Landes nicht als ſeine eigene betrachten kann, ſondern als allgemeine des Reiches) liegt der Unterſchied nicht nur zwiſchen Ungarn und Oeſterreich und deren Regierungsform, ſondern auch zwiſchen Herren und Dienern, Edelleuten und Bauern, Bürgern oder Helden, und allen Menſchen in beiden Ländern, weß Standes ſie ſeyn mögen. Ein ungariſcher Edelmann, aus deſſen Gleichen die ungariſchen Landſtände beſtehen, iſt ein ganz unterſchiedenes Ding von ſeinem Bauer, eben ſo wie ein Eigenthümer von ſeinem Eigenthum. Er iſt verpflichtet, für deſſen als ſeines Eigenthumes Glückſeligkeit zu ſorgen, und ſorgt auch gewiß dafür mit edlem Herzen. Aber daß er als Mitglied der Krone in einem Rang, und in der nämlichen Zahl mit ſeinem Bauer ſtehe; daß er, ſeines adeligen Vorzugs beraubt, auf ein ſo niedriges Schickſal herabgewürdigt werde, zu welchem die Natur und die Vorſehung ſeinen Bauer berufen hat, und daß er mit ihm alle Abgaben tragen ſolle, das wäre eine beiſpielloſe Gerechtigkeit. Heilloſe Gerechtigkeit! Dasjenige, was nur wegen des größten Staatsverbrechens der Felonie genommen werden kann, mit einem Federzug und durch einen Trugſchluß nehmen zu wollen; denn ſie ſagen, in der Geſellſchaft ſey ein Menſch wie der

andere. Was aber jenſeits des Leithafluſſes (der Ungarn von Oeſterreich ſcheidet) Gerechtigkeit iſt, iſt nicht allezeit auch dieſſeits deſſelben Recht.«

»Was von Seiten der Ungarn noch mehr Fahrläßigkeit, und von Seite der Teutſchen noch mehr Ungerechtigkeit verräth, iſt, daß in ganz Europa überhaupt, von den berühmteſten Profeſſoren in Göttingen an bis zu Scribenten in Wien, die zu der Krone Ungarn gehörige Provinzen unter der Benennung öſterreichiſche Staaten erſcheinen, da doch Oeſterreich darin nicht ſo viel beſizt, als man Haare auf der flachen Hand findet. Sie ſagen, daß ſo viel tauſend ungariſche Soldaten öſterreichiſche Truppen wären; daß ich ein öſterreichiſcher Unterthan ſey. Gott behüte!«

Gegen ſolche heilloſe Argumentation konnte nichts eingewendet werden, denn ſie entſprang nur aus der Stimmung der Nation, nicht aus ihrer Intelligenz, die ſie zu Sophismen herabwürdigten.

Auch in Böhmen und den teutſchen Provinzen der Monarchie fand die Steuerregulirung Widerſtand. Die Koſten der Vermeſſung, die Unrichtigkeit des Maaßes, die Lügen der Faſſionen, die unrichtigen Abſchätzungen, — alle dieſe Uebelſtände wurden dem Kaiſer ſehr zum Vorwurf gemacht.

Nichts aber erregte den Nationalunwillen in manchen Erbſtaaten mehr als der Hauptplan des Kaiſers, den Staatenbund zu aſſimiliren und durchgehends gleichförmig zu geſtalten. Dieſen Zweck hatte namentlich die Auflöſung der Komitate in Ungarn, welche von folgender Erklärung begleitet war. S. 166. (1785). »Die meiſten der jetzigen Obergeſpane ſind theils durch andere Geſchäfte verhindert, theils durch

eigene Hausangelegenheiten abgehalten, in dem Umfange ihrer Gespanschaften zu leben. Sie versehen also die Pflichten ihres Amtes nur aus der Ferne und vermöchten auch mit dem besten Willen nicht, alle die Unordnungen hintan zu halten, welche aus Mangel einer stets bereiten und wirksamen Oberleitung hervorzugehen pflegen. Damit also die Komitate, worin solch' ein Hauptgewicht des öffentlichen Wohles liegt, fortan geregelter werden, haben Wir gnädig beschlossen, die meisten der jetzigen Obergespane ihres Geschäftes gnädig zu entheben, ohne daß ihnen deßwegen der bis jezt geführte Titel, oder die Hauptzierde ihrer Würde, nämlich Sitz und Stimme auf dem öffentlichen Reichstage im mindesten geschmälert würde. An ihrer Stelle wollen Wir theils einige aus den früheren auswählen, theils einige ganz neue ernennen, damit diese mehrere benachbarte Gespanschaften, nach der neugemachten Abtheilung des Reichs und seiner Anhängsel im Distrikte verwalten sollen, Kraft der Eigenschaft eines Administrators. Die Administratoren sollen im Umfange dieser Komitate ihren beständigen Wohnort aufschlagen, zugleich aber in der Eigenschaft als unsere beständigen königlichen Komissäre einige neue Geschäfte verwalten, welche mit der Obergespanswürde nicht verbunden waren.«

Die königlichen Kommissäre und Administratoren, welche die Gleichförmigkeit bewirken sollten, wurden von den laut murrenden Magnaten mit Haß aufgenommen. Es verlautete sogar, daß sie gegen solche Usurpation auswärtige Hülfe nachgesucht hätten. Viele hießen laut Josephs Regierung ein Interregnum und erklärten der Unterbrechung die Erbfolge — filum ruptum successionis. Die teutsche Sitte und Sprache,

welche Joſeph in Ungarn begünſtigen wollte, waren nie mehr verhaßt als damals, und die teutſchen Einwanderer erfuhren Mißhandlungen und Verfolgungen aller Art. Für die ungariſche Sprache erhoben ſich viele Stimmen; das beredteſte Wort führte der gelehrte Mathias Rath, welcher in ungariſcher Sprache eine Zeitung ſchrieb. Er ſagte (1781): »Der Ungar, groß und klein ſoll teutſch lernen — ſoll in einer beſtimmten, ziemlich kurzen Zeitfriſt teutſch wiſſen — ſoll dieſe, unter allen mir bekannten europäiſchen und aſiatiſchen Sprachen bei weitem allerſchwerſte Sprache verſtehen, ſprechen und ſchreiben lernen! Die allererſte ungariſch geſchriebene teutſche Sprachlehre bearbeitete kaum vor ſieben Jahren Kratzer. Und ein Jahr darauf iſt eine, wie die meiſten Ueberſetzungen der Normal-Schulbücher, halb unverſtändlich geſchriebene, für die Normalſchulen zum Vorſchein gekommen. Aber an einem teutſch-ungariſchen und ungariſch-teutſchen Wörterbuch fehlte es gänzlich... Des Ungarn Schuld iſt es alſo gewiß nicht, wenn er nicht teutſch kann. Dem Beamten, der gerade, da er teutſch lernen ſollte, ſo ſehr beſchäftigt ward und wird, daß ihm keine Zeit zur nächtlichen Ruhe übrig blieb, kann es am allerwenigſten als ein Fehler oder Verbrechen angerechnet werden, wenn er es binnen der feſtgeſezten Zeit von drei Jahren in dieſer anerkannt ſehr ſchweren Sprache nicht ſehr weit gebracht hat, oder bringen wird. Ob er nun deßwegen von den Teutſchen, die ſich doch nie die geringſte Mühe genommen haben, ihn ihre Sprache zu lehren, verachtet, verdrängt, verſtoßen — — — doch hier möchte mir das Blatt naß werden. Mancher Offizier nahm ſich nicht einmal die geringe Mühe, um die Bedeutung eines oder des andern

häufig vorkommenden ungarischen Wortes zu fragen, sondern er ließ blindlings auf den gemeinen Soldaten desto unbarmherziger zuschlagen, wenn sich dieser unterstand, das Wort Kerem (ich bitte) auszusprechen. Wart! ich will dir Kerem geben, gieb ihm fünfundzwanzig mehr — so hieß es vielleicht in der manches Unheil stiftenden Meinung, dieß wäre das bei den ungarischen Flüchen gewöhnliche Wort teremtette... Im ganzen bin ich der Meinung: Die Kultur eines Volkes nimmt nach dem Maße zu oder ab, nach welchem dessen Muttersprache kultivirt oder vernachläßigt wird. Ungarns Muttersprache aber verdient durch ihren innern Gehalt und Wohlklang auch eine Bücherſprache zu werden [1]).«

Weniger Widerstand fand das System der Assimilirung in Böhmen. Das Unterbleiben der Landtage in Ungarn und Böhmen hingegen erregte auch hier Unzufriedenheit. Die Stände gingen so weit, ihrem König die verlangte Auslieferung der Krone zu weigern, mit den Worten; »Der König soll da seyn, wo die Krone ist, nicht die Krone dort, wo der König ist.« Allein die Civilisation verlor nichts bei dieser Mißachtung der alten Landesverfassungen, denn diese waren längst veraltet, unbrauchbar und ohne Ansehen. Joseph entfernte nur den Schein einer nationalen Unabhängigkeit, da wo sie in Wirklichkeit längst nicht mehr bestand.

---

[1]) Schnellers Einfluß ꝛc. B. 2.

Achtes Kapitel.

Empörung der Niederlande. — Verfassung der österreichischen Niederlande.

Die grimmigste Gegenwehr fand Joseph und sein Umstaltungswerk in den österreichischen Niederlanden. Von jeher war der Besitz dieser Provinz für das Haus Oesterreich ein sehr schwieriger, ja sogar ein unheilvoller. Er war in den Händen der österreichischen Fürsten eine gefährliche Waffe, die mit der äußersten Vorsicht bewacht und gehandhabt werden mußte, wenn sie nicht zum Verderben ihres Besitzers gereichen sollte; ja selbst bei aller Behutsamkeit konnte ein leichter Zufall den Eigner verwunden. Allein dieser Besitz war so kostbar als gefährlich, daher das Haus Oesterreich ihn mit aller seiner Macht behauptete. Joseph II. kannte sowohl seinen Werth als seine Gefahren. Die lezteren waren um so größer für ihn, da er ein gefährliches Werk unternahm und sich gefährlicher Mittel bedienen mußte, um es zu fördern. Es war ein kühner Entschluß, eine Provinz zu reformiren, die so schwer zu behaupten war, und ein heilloses Wagniß, die Nationalität eines starrsinnigen Volkes aus ihrer unbekümmerten Ruhe aufzuwecken, um ihr Gesetze aufzudringen, die trotz ihrer Zweckmäßigkeit für sie dennoch Fesseln waren.

Die Niederlande waren ein Hinderniß des Hauptplanes, den Joseph entworfen hatte, ein Hinderniß, das ihn in die Alternative versezte, entweder den Plan aufzugeben oder es mit Gewalt zu überwinden. Im Vorgefühl des unglücklichen Kampfes suchte Joseph durch Austausch dieser Provinz sich

zu entledigen, als aber dieſes Projekt an den Machinationen ſeiner Nebenbuhler ſcheiterte, faßte er den kühnen Gedanken, die Niederlande ſeinem Reiche einzuverleiben und ihrer Verwaltung und Verfaſſung einen, der Geſtalt des ganzen Staates angemeſſenen Organismus zu geben.

Dieſer Gedanke war unſtreitig ein Fehler, aber ein Fehler, der den Ruhm ſeiner großen Abſichten in dem Grad vermehrt, als er den ſeiner Politik ſchmälert. Es war ein rühmlicher Entſchluß, allen Völkern des Staatenbundes die Wohlthaten einer weiſen Geſetzgebung angedeihen zu laſſen, aber es war eine, großen Herzen eigenthümliche Unklugheit, dieſen Entſchluß auch dort ausführen zu wollen, wo ihm die Mittel fehlten, ihn durchzuſetzen. Es war um ſo mehr unpolitiſch auf einem edlen Entſchluß zu beſtehen, wo auf dieſe Beharrlichkeit durch eingebürgerte, zum Geſetz erhobene Uebelſtände, der Schein der Unrechtmäßigkeit geworfen wurde. Ein Blick auf die niederländiſche Landesverfaſſung gibt ſogar Anlaß zu ſtaatsrechtlichen Betrachtungen, die uns das menſchenfreundliche Unternehmen des Kaiſers als ein ungerechtes erſcheinen laſſen, denn ſo groß iſt das Mißverhältniß zwiſchen dem hiſtoriſchen Recht und den Befugniſſen, welche uns das Bewußtſeyn redlichen Wollens gibt, daß ein Monarch niemals in allen Dingen ſeiner beſten Ueberzeugung folgen kann, ohne die Gewohnheit in ihren hergebrachten Rechten zu kränken, und den Vorwurf der Despotie auf ſich zu laden.

Joſephs Vorfahr, Karl VI. hatte im Utrechter Friedensvertrag die Niederlande von den Seemächten, die ſie erobert, unter der Bedingung erhalten, daß ſein Haus ihre alten Verfaſſungen, Geſetze und Gewohnheiten aufrecht erhalte.

Es war einer jener Verträge, die seit dem Ursprung des Staatsrechts stets die Quelle des Unheils, der Zwietracht, der Völker- und Bürgerkriege gewesen sind, weil sie Bedingungen stipuliren, von welchen man nicht gewiß ist, daß sie nicht in Zukunft jenem Theile verderblich werden, zu dessen Gunsten sie festgesezt wurden. Marie Therese hatte die Verbindlichkeiten ihres Vaters übernommen, allein mit Bewilligung der Stände einige Veränderungen in der Brabanter Volksvertretung und der Auflagenvertheilung in allen belgischen Provinzen vorgenommen. Auch ihr großer Sohn Joseph bestätigte die großen Freiheiten dieses Landes beim Antritt seiner Regierung wie es üblich ist [1]).

Die Verfassung dieser Provinz, auf bloßes Herkommen gegründet und in unzählige lokale Freiheiten und Rechte zerstückelt, war eine der monströsesten und widersinnigsten in ganz Europa. Jede Landschaft, ja sogar manche Städte und Bezirke bildeten einen oberherrlichen Staat von besonderen Rechten und Freiheiten, welche jedoch meist nur herkömmlich und in keine organische Verfassung vereinigt waren [2]). Nur Brabant und Limburg besaßen eine Art Verfassungsurkunde in der bekannten Joyeuse Entrée [3]), welche wunderliche Bestimmungen enthielt, aber wegen der darin dem Volke zugesicherten Freiheiten, der Stolz der Niederländer war. In dieser Urkunde ward dem Herrscher verboten, Fremdlingen einheimische Aemter zu ertheilen, Niederländer außer Landes

---

[1]) Coxe, Gesch. d. Hauf. Oesterreich. 4ter Bd. S. 472.
[2]) Daselbst S. 473.
[3]) Coxe S. 473.

vor Gericht zu ziehen, und den Ständen des Landes die Redefreiheit zu beschränken. Am Schluß derselben befand sich eine ähnliche Klausel, wie die in dem Eide des Königs Andreas von Ungarn, worin dem Volk das Recht ertheilt wurde, seinem Beherrscher den Gehorsam zu kündigen, wenn dieser seine Freiheiten antasten sollte, und zwar in so lange, bis er seine Beschwerden abgestellt haben würde [1]). Mit dieser beschränkten Obergewalt besaß der Herrscher der Niederlande die Titel Herzog von Brabant, Luxemburg und Geldern, Graf von Flandern, Hennegau und Namur, Herr von Mecheln und Dornick. Mit Ausnahme von Flandern, wo der Adel ausgeschlossen war, wählten alle übrigen Staaten ihre Stände aus der Geistlichkeit, dem Adel und der Bürgerschaft, und diese Volksrepräsentation theilte in Abwesenheit des Fürsten ihre Obergewalt mit dem Oberstatthalter. Dieser war gewöhnlich ein Mitglied der kaiserlichen Familie und es stand ihm ein bevollmächtigter Minister zur Seite, der sein Rath und Stellvertreter war und in Abwesenheit des Oberstatthalters mit geringer Einschränkung dessen Macht ausübte. Anfangs der niederländischen Unruhen theilte die österreichische Erzherzogin Christine das Statthalteramt mit ihrem Gemahl dem Herzog von Sachsen-Teschen.

Die Gewalt der Stände war nicht minder groß als die des Statthalters, denn sie erstreckte sich über die Nahrungsquellen des Volkes und seine Güter, über die Auflagen, ihre Erhebung und Verwendung. Wenn sie nicht versammelt

[1]) Die joyeuse Entrée (erfreulicher Einzug) ward zum Gedächtniß des Einzugs Philipps des Guten in Brüssel so genannt, weil sie bei dieser Gelegenheit bekannt gemacht wurde.

waren, vertrat ſie ein Ausſchuß ihrer Abgeordneten. Im Krieg und in dringenden Fällen waren ſie zu einer außerordentlichen Beiſteuer verpflichtet [1]).

Die Gerichtsbarkeit war höchſt unzweckmäßig eingerichtet, ſehr verſchiedenartig und zerſtückelt. Es gab unzählige Richterſtühle mit den manigfaltigſten Beſtimmungen. In Brabant, in Hennegau und Geldern wurden die Appellationen vor das Obergericht dieſes Herzogthums gebracht, aber im Luxemburger Lande, in der Grafſchaft Namur und den übrigen Landſchaften gehörten ſie vor den großen Rath zu Mecheln. Das unter dem Namen des großen Raths von Brabant bekannte Gericht war ſeiner unpartheiiſchen Richterſprüche und der Würde und Unabhängigkeit ſeiner Glieder wegen, das ehrwürdigſte. Es beſchränkte ſich nicht bloß auf die Verwaltung der Gerechtigkeit, ſondern beſtätigte auch die Befehle des Fürſten, welche erſt dann geſetzliche Kraft erhielten, wenn dieß geſchehen war [2]).

Der mächtigſte Theil der Bevölkerung war die Geiſtlichkeit, welche ſich eine doppelte Gewalt über das Volk erworben hatten. Sie beherrſchte die Gemüther durch die Lehre und ihre Kräfte, durch ihren Reichthum und ihr altes Anſehn. An ihrer Spitze ſtand ein Erzbiſchof und ſieben Biſchöfe; man zählte 108 Abteien mit einem jährlichen Einkommen von 60,000 bis 300,000 Gulden. Eine große Anzahl von Klöſtern verbreitete die Macht der Geiſtlichkeit über alle Staaten. Der öffentliche Unterricht befand ſich in ihren Händen,

---

[1]) Coxe, Geſch. des Hauſ. Oeſterreich. 4ter Bd. S. 474.

[2]) Daſelbſt S. 475.

ſomit die Bildung der öffentlichen Meinung durch Beſtimmung des Bildungsgrades. Die bewährte Univerſität Löwen beſaß große Steuerfreiheiten und vergab ſehr viele Pfründen, ſowohl in den Niederlanden als im Lande Lüttich. Wer eine Stelle haben wollte, mußte dort graduirt ſeyn. Das alte Lehrſyſtem war unter den dortigen, dem römiſchen Stuhl anhänglichen Lehrern in beſten Flor, und alle Neuerungen anderer Univerſitäten blieben von dort immer verbannt [1]).

Der Wohlſtand des Landes war blühend; die Bevölkerung von zwei Millionen Seelen eine Quelle bedeutender Staatseinkünfte. In politiſcher Hinſicht war der Beſitz der Niederlanden für Oeſterreich äußerſt wichtig, weil ſie eine Schutzmauer gegen Frankreich bildeten und die Verbindung mit den Seemächten unterhielten.

Die belgiſche Kirche.

Die niederländiſche Kirche ward ausſchließlich von den Jeſuiten beherrſcht. Verbündet mit den päpſtlichen Nuntien beförderten ſie von jeher den ſtarrſten Ultramontanismus. Von dem Augenblick der Flucht van Eſpens, der in einem Alter von 82 Jahren im Auslande vor ihren Verfolgungen Schutz ſuchte, bemächtigten ſie ſich der hohen Schule zu Löwen, wo van Eſpen Lehrer war, und überwachten durch dieſelbe die Rechtgläubigkeit der Niederlande. Die Aufrechthaltung der Bulle Unigenitus war in ihrem theologiſchen Lehrſyſtem ein Hauptartikel. Die hohen Prälaten und die Kloſtergeiſtlichkeit herrſchte im üppigſten Wohlleben über das

---

[1]) Daſelbſt. S. 575.

ganze Land, während die Weltprieſter ſehr unterdrückt wurden und in geringem Anſehen ſtanden. In dieſem bedrängten Zuſtand ſuchte ſchon Maria Thereſia der niederländiſchen Kirche aufzuhelfen und ſandte nach Löwen, das ſeinen alten Ruhm immer mehr verlor, den aufgeklärten Profeſſor Stöger, um durch ihn beſſere Grundſätze zu befördern. Die Erbſtatthalterin Chriſtine folgte dieſem Beiſpiel, indem ſie dem Profeſſor Le Plat auftrug, aus allen alten und neuen Schriften jene Grundſätze und Lehren zuſammen zu faſſen, welche geeignet wären, die herrſchenden Anſichten über Religion und Kirche dem wahren Geiſte des Chriſtenthumes angemeſſen zu läutern und den Jeſuiten entgegen zu wirken. Allein dadurch wurde dieſer Orden nur aufgereizt, alle ſeine weit verzweigten gefährlichen Kräfte in Bewegung zu ſetzen, um dieſe ihnen drohende Gefahr abzuwenden, und ſie bedienten ſich zu dem Zwecke eines ſehr geſchickten Werkzeuges, Namens Xavier Feller, der von Lüttich aus, wo er unter dem Schutze des Biſchofs ſtand, die Regierung von Brüſſel öffentlich tadeln, ihre angeſtellten Lehrer der Ketzerei beſchuldigen und das Volk gegen ſie aufreitzen mußte [1]). Zugleich wurde der ſchwache Erzbiſchof von Mecheln für die ſchlimme Sache gewonnen, denn ſein Anſehen und ſein Einfluß waren bedeutend.

Dieſer Prälat war von vielen Werkzeugen des mächtigen Ordens umgeben. Sein Geheimſchreiber war der Exjeſuite Duvivier, ſeine Rathgeber der Biſchof Wellens von Antwerpen, der Doktor Van de Velde, der Pfarrer Enoch von Löwen, der Präſident des Seminariums zu Mecheln,

[1]) Wolf Geſch. der kirch. B. S. 545.

Dr. Hulen, und Kornel Nelis, nachheriger Bischof von Antwerpen [1]). Diese Männer beherrschten den schwachen Willen des Erzbischofs und ersezten in seinem Charakter das, was ihm an Energie und Muth abgehen mochte. Sie vermochten ihn, den kaiserlichen Reformen in den Niederlanden Widerstand zu leisten, und besonders sich gegen jene Verordnungen zu erklären, welche der Macht des Ordens gefährlich werden konnten. Sie bestimmten ihn zu den ersten Gegenvorstellungen, als der Kaiser im Jahre 1781 in den Niederlanden anwesend war. Die Gegenstände derselben waren die den Akatholiken zu bewilligende Gewissensfreiheit, die Entkräftung der Bulle Unigenitus und Aufhebung der Ordensverbindungen mit ihren auswärtigen Oberen. Die Sprache, welche er führte, war seiner unrühmlichen Bestimmung, ein Hinderniß der Humanität und Aufklärung zu seyn, vollkommen würdig.

»Einem unterm Publikum schon ziemlich lauten Gerüchte »zu folge, sagt Frankenberg in dieser Vorstellung [2]), »sind die Protestanten bei Ew. Majestät um freie Religions»übung, und um die Erlaubniß, in Brüssel sich zu dem Ende »ein Bethaus bauen zu dürfen, bittlich eingekommen. Ich »kann daher nicht umhin, Ew. Majestät dringendst anzulie»gen, den Protestanten zu keiner Zeit eine solche Gunst zu »bewilligen, indem ich die nachtheiligen Folgen voraussehe, »die daraus einerseits in Rücksicht der Gefahr, in welcher sich »selbst die eifrigsten Katholiken befänden, verführt zu werden, »und anderseits wegen des lebhaften Eindruckes, den eine

[1]) Wolf Gesch. d. k. N. S. 545.

[2]) Nouvelles ecclesiast. p. l'année 1782. du 6 fevr. p. 22.

»ſolche Duldung der Proteſtanten auf ein gegen jene Neue»rung in Religionsſachen äußerſt eingenommenes Volk machen »würde, unvermeidlich entſtehen müßten. Die Geſchichte der »Revolutionen in den niederländiſchen Provinzen liefert hie»von nur zu traurige Beweiſe. Es wäre mir aber auch ſchon »ganz unmöglich, ohne von dem gerechteſten Kummer durch»drungen zu werden, in meinem Kirchſprengel der Aus»breitung der Ketzereien zumal in einer Zeit Hand zu bieten, »wo der Eifer für die wahre Religion, ſo ſichtbar zu erkal»ten anfängt [1]).«

»Ich bitte Ew. Majeſtät ehrfurchtsvoll, heißt es darin, »denjenigen, welche Höchſtdenſelben anrathen möchten, in dero »Staaten den Gebrauch jener Bulle zu verbieten, kein Gehör »zu geben. Ein ſolches Verbot könnte in dieſen Provinzen, »wo man, Gott ſey Dank! in Anſehung dieſes Gegenſtandes »vollkommen beruhiget iſt, nur gefährliche Zwiſte verurſachen. »Auſſerdem enthält jene Bulle eine dogmatiſche Entſcheidung »des heiligen Stuhles; ſie iſt, wenn man etliche von dieſem

[1]) Die Verfaſſer der Nouvelles ecclesiastiques begleiten dieſe Stelle mit einer Anmerkung, welche die Biſchöfe ganz vorzüglich beherzigen ſollten. Il n'est que trop visible, ſagen ſie, que le zele pour la vraie foi est fort rêfroidi. Mais on gémit toujours de la manière dont certains Evéques parlent de cet etat de foiblesse de leurs Eglises, comme s'il leur étoit étranger, ou qu'ils n'en fussent pas responsables. Ils ne sentent pas qu'on est dans le cas de leur demander ce qu'ils font, pour prevenir cette maladie spirituelle ou pour y remedier, si ce n'est point en eux mémes que l'affoiblissement dont ils se plaignent se fait remarquer davantage, si les prejugésqu'ils montrent, le faux zele avec lequel ils les soutiennent, les vues humaines, l'esprit de parti d'ambition, qui percent dans toute leur conduite, ne font pas la principale source des maux de l'Eglise?

»Stuhle verdammte Schismatiker ausnimmt, von allen Bischö»fen der christlichen Welt angenommen worden, und man »kann mit Augustin sagen, daß dieser Handel ganz beendigt »sey. Die zerstreute Kirche ist ohne Zweifel eben so unfehl»bar, als wenn sie in einem allgemeinen Kirchenrath ver»sammelt wäre. Ohne ein solches Vorrecht hätte Jesus »Christus seiner Kirche keine hinlängliche Gewalt geben kön»nen, um Ketzer zu unterdrücken, die sich gegen sie auflehn»ten. Denn diese pflegen zu allen Zeiten die gegen sie ver»hängten Exkommunikationen dadurch zu eludiren, daß sie an »künftige Concilien appelliren.« Um nichts bündiger sind die Gründe, womit der Kardinal die Sache der Mönche vertheidiget. »Ob es gleich heißt,« sagt er, »daß Ew. Maje»stät Ihren deutschen Bischöfen befohlen hätten, über das die »Generalvorgesezten der Ordensgeistlichen betreffende Edikt ein »ewiges Stillschweigen zu beobachten; so kann ich dessen ohn»geachtet nicht unterlassen, Höchstdenselben die Verlegenheit »vorzustellen, worin wir Bischöfe in Beziehung auf die geist»liche Gerichtsbarkeit über exemte Ordensleute uns befinden, »indem wir eine solche Gewalt einerseits von Ew. Majestät »gar nicht annehmen, und anderseits auch dem Papste das »schon seit Jahrhunderten in der gesammten Kirche bekannte, »und auf die ihm als Oberhaupt derselben und Statthalter »Jesu Christi zustehende allgemeine Gerichtsbarkeit gegrün»dete Recht, Klöster zu eximiren, keineswegs streitig ma»chen können.«

Diese Sprache war deutlich und unumwunden, allein da sie den Kaiser wenig imponirte und nichts in seinen Beschlüssen zu ändern schien, so begnügte man sich nicht mehr

mit Vorſtellungen, ſondern ſchritt als eine Macht, der es nicht an weltlichen Mitteln fehlte, zu einer weltlichen Politik und zu Demonſtrationen, die nichts weniger als geiſtlich waren. Kardinal Frankenberg trug nicht das geringſte Bedenken, das Volk durch Hirtenbriefe aufzuwiegeln, die er von Zeit zu Zeit in ſeinem Kirchſprengel bekannt machte, worin er namentlich gegen jene Biſchöfe ſich ereiferte, welche es gewagt hatten, im Geiſte der von dem Kaiſer unternommenen Reformation zu wirken. Er wollte darin die Verehrung der Heiligen nicht auf bloße Nachahmung ihrer Frömmigkeit beſchränkt wiſſen, ſondern pries ſie als die wahren Vermittler zwiſchen dem Himmel und den Menſchen, welchen dieſes Amtes wegen die übertriebene Ehrfurcht gebühre, die ihnen und ihren Bildern zur Zeit das Volk wirklich erwies. Das Leſen der heiligen Schrift wollte er dem Volk durchaus nicht geſtatten, denn: »es ſoll« ſagte er, »ſich ganz »auf die Kirche verlaſſen, und überzeugt ſeyn, daß dieſelbe »in ihrem öffentlichen und Privatunterrichte nie verſäumen »werde, ihm nach ſeinen Bedürfniſſen und Verſtandeskräften »das göttliche Wort zu offenbaren, daß ſie ihm zu keinen »Zeiten die großen Wahrheiten und die bewundernswürdigen »Lehren, welche in den heiligen Büchern ſtehen, vorenthalten »werde, und daß ſie, ohne Aufhören beſchäftiget, die Gläu»bigen auf den rechten Weg des Lichts zu führen, ihnen ge»wiſſenhaft alle wirkſamen Mittel zeigen werde, die in der »Bibel, deren Sinn zu erklären nur allein der Kirche zu»ſtehet, enthalten ſind.«

Allein Joſeph II. fuhr unbekümmert fort, die kirchliche Verfaſſung ſeiner belgiſchen Provinzen, gleichwie die ſeiner

übrigen Staaten, seinem Hauptplan gemäß, zu reformiren. Schon 1781 führte er dort die Duldung der Nichtkatholiken ein, schaffte 1782 die Immatrikulationsformel bei den niederländischen Universitäten ab, nach welcher Jedermann bei Empfang einer akademischen Würde oder eines Amtes die Bullen Innozenz X., Alexanders X. und Klemens XI. [1]) wider die Bücher des Jansenius und des P. Quesnel anzunehmen, schwören mußte, und verbot einen anderen Eid zu leisten, als denjenigen, welcher dem Glaubensbekenntnisse des Papstes Pius IV. angehängt ist. Zugleich wurde Karls VI. Gesetz, das über die Unigenitusconstitution alle Streitigkeiten untersagte, erneuert, und alle öffentlichen Lehren zu Gunsten der Appellationen nach Rom, der Untrüglichkeit des Papstes, seiner Obergewalt über allgemeine Kirchenversammlungen verboten. Ein Rundschreiben der Regierung befahl überdieß allen niederländischen Bischöfen, Bericht zu erstatten, welche Eide sie den Seminaristen, Weihkandidaten und Seelsorgern auftrügen (1782), »da der Kaiser — nachdem es »die Wichtigkeit des Eides erforderte, daß man ihn niemand »schwören lasse, wenn er nicht auf einer unbezweifelten »Wahrheit beruhe, oder unumgänglich nothwendig sey — »den Eid von der unbefleckten Empfängniß, dem es an beiden »solchen Bedingnissen mangelt, abzuschaffen geruht habe.«

Alle übrigen Anstalten des Kaisers zur Verminderung der Mönche, zur Abstellung des mit Brüderschaften und

[1]) Wolf. Gesch. d. k. B. S. 551.

Abläſſen getriebenen Unfugs und Vereinfachung des Gottesdienſtes, wurden auch für die Niederlande beſtimmt, allein in keinem anderen Erbſtaate Oeſterreichs ſo ungünſtig aufgenommen wie hier. Der Widerſtand, welcher ihm hier begegnete, rührte nicht von dem Mißverhältniß her, welches zwiſchen dem Geiſt der Reformen und dem Bildungsgrade des Volks beſtanden haben ſoll, wie man verſicherte, ſondern von den beleidigten Intereſſen der mächtigſten Stände des Landes, die alle Gewalt und den meiſten Beſitz in Händen hatten. Hierin lag allein die Größe der Gefahr, welche Joſeph herauf beſchwor und deren Nichtbeachtung ſich ſo furchtbar rächen ſollte. Die Geringſchätzung, welche der Kaiſer gegen die Ränke und Machinationen der hohen Prieſterſchaft in Belgien zeigte, war der größte Fehltritt ſeiner Regierung, denn es war dem ſchlichteſten Verſtande vorausſichtlich, daß eine ſo mächtige Parthei, wie die der niederländiſchen Geiſtlichkeit ſich aller ihrer Macht auch bedienen werde, um ſich zu vertheidigen. Sollten hier die Reformen Joſephs Platz greifen, ſo hätte er eine überwiegende Macht gegen die ihm feindliche aufſtellen können und wollen, oder auf ſein Werk Verzicht leiſten müſſen.

Neuntes Kapitel.

Empörung der Niederlande. — Erſte Zeichen der Unzufriedenheit. — Aufruhr in Löwen. — Zondadari wird fortgewieſen. — Geſinnungen der Biſchöfe von Mecheln und Namur.

Die Geiſtlichkeit brachte das Volk durch Entſtellung der Zwecke des Kaiſers bald dahin, daß es ſeine Einrichtungen gleich anfangs mit Mißtrauen empfing. Joſeph, von den

Irrthümern deſſelben unterrichtet, zeigte ſich auch anfänglich geneigt, ſeinem natürlichen Ungeſtüm zu entſagen und den Fortgang ſeiner Anſtalten in den Niederlanden ſo lange zu ſuspendiren, bis es der ſtatthalteriſchen Regierung gelungen ſeyn könnte, das nöthige Verſtändniß des kaiſerlichen Willens zu befördern. So befahl er ſchon 1785 in Folge der Nachricht, daß die neuen Gerichtseinrichtungen in verſchiedenen Provinzen der öſterreichiſchen Niederlande nicht mit allgemeiner Zufriedenheit aufgenommen würden, dieſe neuen Einrichtungen einſtweilen noch aufzuſchieben, bis man den Vortheil derſelben genauer eingeſehen habe, und erließ an die Provinzen Flandern, Namur, Dornick, Geldern und Mecheln folgende Verordnung:

»Da S. Majeſtät in Erfahrung gebracht haben, daß das Publikum von dem wahren Zwecke der neuen Gerichtseinrichtungen, die S. Majeſtät ihrem Volke bloß als eine Wohlthat ſchenken wollten, um ihm eine ſchleunige und weniger koſtſpielige Rechtspflege zu verſchaffen, noch nicht genugſam unterrichtet iſt, und ſich daher widrige Eindrücke von denſelben gemacht hat; ſo haben Allerhöchſtdieſelben auf Berathſchlagung der Durchl. Generalſtatthalter ihrer Niederlande, in Erwartung, bis die Gemüther über dieſen wichtigen Gegenſtand beſſer unterrichtet ſind, für gut befunden, zu erklären, daß Sie alles, was die Errichtung der neuen Gerichtshöfe in Flandern, Namur, Dornick und Geldern betrifft, aufgeſchoben haben, wie auch, daß die Magiſtraten der Städte, Gerichte, des platten Landes, und alle Juſtiz- und Polizeibeamte

in beſagten Provinzen einſtweilen ihre Amtsverrichtungen wieder antreten ſollen. ꝛc.«

Dieſer Aufſchub war jedoch keine vollſtändige Zurücknahme der Maßregel, denn da alle Verordnungen des Kaiſers das Wohl der belgiſchen Provinzen zu befördern beſtimmt waren, ſo zweifelte er nicht, daß die Dankbarkeit des Volkes ſein Werk begünſtigen werde, ſobald es von deſſen Nutzen Ueberzeugung gewinne. Die freigegebene Ausfuhr des Getreides, ſo wie das Verbot, Hanf, Flachs und Garn auszuführen, waren Beweiſe der wohlwollendſten Abſichten, denn das leztere gereichte den inländiſchen Fabriken eben ſo ſehr zum Vortheil, als es Holland ſchadete, und die erſte zog bei dem blühenden Zuſtand der niederländiſchen Feldwirthſchaft große Summen ins Land [1]). Selbſt das angeführte Waarenverbot war eine Wohlthat für die Niederlande, denn die ungeheuren Summen, welche aus den Erbländern ſonſt nach Frankreich, Holland und England für Tücher gefloſſen waren, kamen nun großentheils dem niederländiſchen Gewerbsfleiß zu, weil man immer noch die von ihm erzeugten Tüchern den in den übrigen Erbländern verfertigten vorzog. So wenig man nun von dieſer Seite die wohlmeinenden Abſichten des Kaiſers in Zweifel ziehen konnte, ſo ſehr ſtrebte man in Ermangelung anderer Anläſſe, das Mißtrauen des Volkes auf die kirchlichen und religiöſen Einrichtungen Joſephs zu leiten, und dies gelang um ſo leichter, da zwei große Mächte, die Geiſtlichkeit und Roms Einfluß, vereinigt mit dem Neid der Nebenbuhler Joſephs,

[1]) J. Cornovas Leben Joſephs II. Aus Stranskys Staat von Böhmen. Prag 1801 bei Calve. S. 332.

alle ihre Triebkräfte zu dem Behuf, in unausgesezte Bewegung sezten.

Der Kaiser kannte noch nicht die durch Jesuitenschriften, Beichtstuhl und Kanzel bewirkte Gährung der Gemüther, als er fortfuhr in Flandern und Brabant das Werk der Reformation mit allem Ernste zu betreiben. Nächster Zweck derselben war die Bildung des Klerus, welcher einst das von dem Kaiser begonnene Werk vollenden, die Wurzeln der neuen Kirche, durch eine vernünftige Lehre, in die Herzen der nächsten Generation senken und die Aufklärung des ganzen Volkes bewirken sollte. Die Nothwendigkeit neuer Anstalten zur Bildung des Klerus, schilderte ein kaiserliches Edikt vom 16ten Okt. 1786 in folgender Weise [1]): »Der Wohlstand »unserer Unterthanen, der uns unaufhörlich beschäftigt, nöthigt »uns, dem Verderbnisse der Sitten zu wehren, welches sich »immer weiter verbreitet, und dessen der Religion und dem »Staate schädlicher Hauptgrundsatz darin besteht, einer unor»dentlichen Selbstliebe und dem Eigennutze die christliche »Liebe aufzuopfern, deren Ausübung doch das erste Gebot »unsrer heiligen Religion, und die wahre Quelle des allge»meinen Wohlstandes für den ganzen Staat sowohl, als für »jeden einzelnen Bürger insonderheit ist. Die Bemühungen »der Klerisei unsrer belgischen Provinzen, und vorzüglich der »Seelsorger, sind schon zu schwach, um den Lauf dieses Ver»derbens hemmen zu können, und werden in der Folge noch »schwächer, weil das Uebel immer größer, und die Schwierigkeit,

[1]) Sammlung. k. k. Gesetze. Band VI. S. 398 u. f. — Wiener Kirchenzeitung Jahrg. 1787. S. 65 u. f. — Der teutsche Zuschauer. Band VIII. Heft XXII. S. 185 u. f.

»die zum geistlichen Stande gewidmete Jugend vor Ansteckung, »die am Ende noch allgemein wird, zu verwahren, immer »schwieriger werden muß. Wir müssen also zuvörderst für »den Klerus eine Pflanzschule errichten, worinnen die Zög»linge, in dem gefährlichsten Alter der Leidenschaften, durch »Erziehungsgrundsätze vor dem Verderbnisse der Sitten be»wahret, alle mit dem nämlichen Geiste der Liebe und des »Eifers für unsre heilige Religion beseelet, mit der praktischen »Ausübung der Tugenden, und vorzüglich der christlichen »Liebe bekannter gemacht, und dieß ihren jungen Herzen ein»gepflanzt, und gleichsam zur Natur werden kann; indessen »ihm ein solider und aufgeklärter Unterricht zu gleicher Zeit »die nämlichen Grundsätze, die nämlichen Maximen, die näm»liche Methode und den nämlichen Eifer gewähren wird, um »einst die ihrer Seelsorge anvertraute Gemeinden zur Liebe »und zur praktischen Ausübung unserer heiligen Religion an»zuführen. Wenn endlich das theologische Studium auch mit »andern nützlichen Wissenschaften verbunden wird; so kann »es nicht fehlen, daß nicht in Kurzem aus dieser Pflanzschule »eine Reihe von Religionsdienern hervorgehen werde, die, da »sie mit vereinten Kräften zu dem nämlichen Zwecke arbeiten, »und mit der Obermacht ihrer Einsichten auch zugleich exem»plarische Reinigkeit der Sitten und täglichen Ausübung christ»licher Tugenden verbinden, mit dem besten Erfolge den Lauf »des Sittenverderbnisses hemmen werden, welcher der Religion »nicht weniger, als dem Wohl des Staats nachtheilig ist.«

»Um so schöne Aussichten in die Zukunft wirklich zu ge»winnen, schien es uns nöthig, alle theologischen Schüler »unsrer belgischen Provinzen in zwei Seminarien zu vereinigen;

»und wir zweifeln nicht, daß die Vorſteher der Regularorden, »die geſammte Kleriſei, und alle unſre guten Unterthanen »dieſes neue Etabliſement mit Dank annehmen, und, ſo viel »an ihnen iſt, mit Eifer zur Erweiterung und Vervollkomm»nung deſſelben beitragen werden. Dieſes Inſtitut wird den »Klöſtern und Mahnungen den Religioſen Subjekte verſchaffen, »durch welche ſie ſich dem Staate und der Religion wieder »nützlich machen können; und die Prieſterhäuſer einer jeden »Diöceſe, deren Errichtung in Kurzem zu Stande kömmt, »werden für den heiligen Dienſt hoffnungsvolle Zöglinge er»halten, deren Fähigkeiten, Talente, Sitten und Charakter »während der praktiſchen Ausübung der Seelſorge vor den »Augen ihrer Biſchöfe ſich entwickeln werden, ſo daß jeder »Biſchof in der Wahl der würdigſten Mithelfer und Reli»gionsdiener nicht mehr verlegen ſeyn wird.«

»Die theologiſchen Schüler vom weltlichen Klerus unſrer »belgiſchen Provinzen, als auch diejenigen, die nachher in »einen Mönchsorden treten wollen, werden mit dem erſten »Wintermonat 1786 entweder in das Generalſeminarium, »welches wir zu Löwen errichtet haben, oder in das Filial»ſeminarium nach Luxemburg ſich begeben. Was die Theo»logen der Ordensgeiſtlichkeit betrifft, ſo müſſen alle, Luxem»burger ausgenommen, nach Löwen geſchickt werden, um dort »in den öffentlichen Vorleſungen auf der Univerſität ihren »Cours zu vollenden. Die Luxemburger aber verfügen ſich »nach Luxemburg, um dort die Vorleſungen der daſelbſt an»geſtellten königl. Profeſſoren anzuhören. Die Ordensobern »haben demnach freie Willkür, ihre Religioſen, welche ent»weder nach Löwen oder Luxemburg geſchickt werden müſſen,

»in einem Kloster oder Konvent ihres Ordens, oder auch in »jedem andern Hause während ihres wissenschaftlichen Aufent»haltes zu versorgen.«

Dieser Verordnung waren die Vorschriften zur Einrichtung dieser beiden Seminarien nach dem Muster der bereits in den Erblanden bestehenden angefügt [1]). Demzufolge wurden die beiden Seminarien zu Löwen und Luxemburg den 1. Novbr. 1786 eröffnet, und Niemand ahnte in den übrigen Erblanden, daß eine so wohlthätige, zweckmäßige und wahrhaft religiöse Einrichtung die geringste Unruhe erregen könnte. Allein die unzufriedene, im Geheimen thätige Geistlichkeit wußte die Gemüther der leicht erregten studirenden Jugend so aufzureizen, daß schon fünf Tage nach Eröffnung der Vorlesungen ein förmlicher Aufruhr entstand, wobei der Eine »recht auf belgische Art nach gutem Brod und Bier, der Andere nach guter Seelennahrung rief [2]).« Der Erzbischof von Mecheln versäumte seinerseits nicht, Schwierigkeiten gegen das Seminarium zu erheben, während eine Schaar irregeleiteter Knaben das Geschrei erhob, »die Religion sey in Gefahr.« Die neu angekommenen Lehrer, besonders der Professor Stöger, wurden mit Steinwürfen mißhandelt, und der königliche Kommissär le Clerc mit Waffen angefallen. Schon machten die Einwohner von Löwen Miene, an dem Aufruhr Antheil zu nehmen, als das Militär ihn dämpfte. Das Regiment Murray ward nach Löwen

---

[1]) Vergl. frühere Abschnitte dies. Werkes.

[2]) N. G. van Kampens Gesch. der Niederlande. 2ter Bd. Hamb. 1833 bei Fried. Perthes. S. 504.

geſandt, und man brachte 25 Studenten ins Gefängniß, während die übrigen unter ſtrengere Disciplin geſtellt wurden [1].

Die Statthalterſchaft zu Brüſſel fand ſich indeſſen in Erkenntniß der wahren Quellen dieſes Aufruhrs bewogen, den Vorfall und die Beſchwerden mit möglichſter Milde zu unterſuchen, wobei es ſich denn herausſtellte, von welchen Händen der jugendliche Muthwille zum Werkzeug benützt worden iſt. Die Seminariſten zu Löwen äuſſerten ſich nämlich ſchon des andern Tags im Namen aller niederländiſchen Diöceſen gegen die Statthalterſchaft von Brüſſel in folgender Weiſe, die ein ergötzliches Konglomerat von den Wünſchen der Biſchöfe und jenen der Studenten darſtellt, welche die Gelegenheit benützen wollten, ihre Lage zu verbeſſern — vielleicht die Bedingung, unter welcher ſie ſich zu Werkzeugen ihrer Rathgeber hergaben: (S. 562.) »Ganz gehorſam gegen die »Befehle Sr. Kaiſerl. Majeſtät, inſoferne es nämlich unſer »Gewiſſen zuläßt, und aufgefodert, unſer Begehren erkennen »zu geben, bitten wir inſtändigſt, mit allem Reſpekte und mit »ſchuldigſter Unterwerfung, daß die erlauchteſten Herrn unſre »Biſchöfe, in Sachen der Disziplin und des Dogma ganz »allein unſere Schiedsrichter ſeyen. Hiezu gehört, daß kein »Profeſſor Vorleſungen halte, ohne von unſern Biſchöfen die »Erlaubniß hiezu erhalten zu haben; daß man ſich in öffent»lichen Vorleſungen keines andern Autors bediene, als derjenigen, welche von den Biſchöfen eingeſehen und gänzlich »adprobirt ſind; und daß man endlich in den Kollegien keine »andere Disziplin vorſchreibe, als welche von den Biſchöfen

[1] Der teutſche Zuſchauer a. d. N. S. 93.

ihre geringgeschätzten Kreaturen zu verführen. Lombardi ward, ohne Weiteres, aus den belgischen Provinzen verwiesen, der Erzbischof von Mecheln nach Wien berufen, der Bischof von Namur in eine Abtei verbannt und verschiedene Kapuziner-quardiane, welche sich am hartnäckigsten dem kaiserlichen Willen widersetzt hatten, außer Land geschickt [1].

Joseph II, dessen edler Wille in den übrigen Staaten viele aufgeklärte Bischöfe für sich gewonnen hatte, glaubte hoffen zu dürfen, daß dieß ihm auch in den Niederlanden gelingen würde. Er glaubte namentlich in Bezug auf die Seminarien den Kardinal Erzbischof für dieses Institut zu gewinnen, wenn er ihn von dessen Vortrefflichkeit da, wo es bereits länger bestund, durch den Augenschein überzeugte. In dieser Voraussetzung hatte er ihn nach Wien berufen, wo er ihm selbst sagte: »Ich sehe wohl aus ihrem Betragen, »daß sie von dem jetzigen Systeme der Theologie und von »der Einrichtung der Generalseminarien keinen rechten Begriff »haben. Aus dieser Ursache habe ich sie hieher berufen, um »sie eines bessern zu belehren. Ich habe die Hofräthe und »geistlichen Kommissionsbeisitzer Zippe und Haan ernannt, »die ihnen die hiesigen Einrichtungen weisen, und sie darüber »auf alle mögliche Weise belehren sollen [2]; lassen sie sich »alles zeigen, und was ihnen zweifelhaft scheint, erläutern. »Dann kehren sie nach den Niederlanden zurück, und dort »predigen sie das Evangelium.«

Allein das nachherige Betragen des Erzbischofs bewies hinlänglich, daß der Augenschein der Zweckmäßigkeit ihn nicht

[1]) Wolf, Gesch. der k. V. S. 564.
[2]) Cornova, Leben Jos. II. S. 340.

sich bewogen finden, die Absichten des Kaisers, die so sehr wider das Interesse der Faktion waren, welcher er angehörte, zu unterstützen. Noch widerspenstiger war der Bischof von Namur, der in Bezug auf das Generalseminarium zu Löwen, in einem höchst widersetzlichen Akt dem Kaiser zu antworten wagte. »Sire!« schrieb er: »Die Depesche, welche mir von Seiten des Generalgouvernements Ihrer Majestät unter dem 1ten dieses Monats mitgetheilt worden, hat mich von neuem in Kummernis gesetzt. Nach der Erklärung, welche im Namen Ew. Majestät am 21sten vorigen Monats gegeben wurde, hatte ich alle Ursache zu glauben, daß die Episkopal- oder bischöflichen Seminarien mit allen ihren Attributen würden beibehalten werden, und daher auf nimmer weiter Frage von dem Generalseminarium seyn würde. Dann, Sire, die Konstitution unsers Landes, und namentlich dieser Provinz, sichert den Bischof im Besitze und in der Erhaltung der Rechte über sein Seminar, welches unter der Unterstützung der Gesetze errichtet worden. Weiter sichert sie ebenfalls den Seminaristen den Genuß der Vortheile, welche dabei gegründet und ausgesezt werden.«

»Ohne einmal, Sire, auf die Konstitution des Landes Rücksicht zu nehmen, so schreien (declament) die wahren Vortheile der Braut Christi, und die geheiligten unabwendbaren Rechte des Episkopats gegen die Errichtung des Generalseminars, und beides fordert die gänzliche Erhaltung der Episkopalseminarien zurück. Ich habe mich bemüht, Ew. Maj. dieß in der allerunterthänigsten Vorstellung, welche ich Ew. Maj. im lezten Nov. einzugeben die Ehre gehabt habe, vorzustellen, und ich hoffe, daß Ew. Maj. dem Beifall geben

»genehmiget wird. In Erwartung, daß dieſes, und, wie wir »hoffen, bald möglichſt zu Stande komme, fordern wir in »Anſehung der Diſziplin vorläufig Folgendes: Entweder er»laube man uns, daß wir wieder in unſere reſpektiven Se»minarien zurückkehren dürfen, oder man behandle uns zu »Löwen auf eine andere Weiſe. In dieſer Hinſicht fordern »wir, daß uns folgende Punkte bewilliget werden:

»1) Man räume jedem ein eignes Studir- und Schlaf»zimmer ein; kann dieſes im Kollegio nicht ſtatt haben, ſo »wollen wir uns gerne an jeden andern Ort hinbegeben, den »man uns anweiſen wird.

»2) Man habe die Gnade, in der Tagordnung das, »was uns am meiſten mißfällt, abzuändern, nämlich »die zweiſtündigen Lektionen, und das zu frühe Morgeneſſen.

»3) Wir fordern ferner, daß man uns einen »Abendtrunk geſtatte, und daß man uns das Be»nöthigte anſchaffe, mit Anſtand von unſern »Freunden Viſiten annehmen zu können.

»4) Endlich ſey uns an Tagen, an denen keine Lek»tionen gehalten werden, eine freiere und unbeſchränktere Er»laubniß geſtattet, aus dem Seminar zu gehen; ſo wie wir »auch wünſchen, daß in Betreff unſeres Tiſches und unſerer »anderwärtigen Ausgaben, etwas gewißes feſtgeſezt würde, »womit unſere Eltern zufrieden ſeyn könnten. So ſey es »denn auch unſrer freien Willkür überlaſſen, den Vorleſungen »über die hebräiſche und griechiſche Sprache beizuwohnen oder »nicht, und man ändre nichts an unſrer gewöhnlichen Klei»dung. Dieſes ſind die Wünſche und das Verlangen der »ganzen Geſellſchaft, welche mit aller ſchuldigen Ehrfurcht die

»Diöcesen von Mecheln, Gent, Antwerpen, Brügges, Ypern, »Cambrai, Tournai, Rüremonde und Namur vorbringen.«

Dieses wunderliche Aktenstück knabenhafter Widerspenstigkeit bestimmte die Regierung zu einer Milde gegen die mißleitete Jugend, welche vielleicht übelangebracht und erfolglos war. Sie ließ es bei der Arretirung der Hauptanstifter bewenden, und ließ sich herab, die Uebrigen durch gelinde Vorstellungen zu belehren. Der Vorsteher des Generalseminariums Dufour gab sich alle Mühe, die Gesinnungen der thörichten Trotzköpfe zu verbessern, indem er ihnen den Plan des Institutes mittheilte und sie aufforderte, ihre Einwendungen dagegen mit Bescheidenheit vorzubringen. Allein man verschwendete fruchtlose, weise Ermahnungen an schwache, von angeerbten Vorurtheilen und Einflüsterungen erregte Gemüther, und konnte es nicht hindern, daß die meisten dieser verführten Knaben Löwen verließen, so daß Anfangs 1787 nur noch 20 von ihnen übrig waren.

Des Kaisers gerechter Zorn traf nun den päpstlichen Nuntius Zondadari, der die Bulle Pius VI. gegen Eybels Schrift: »Was ist der Papst?« worin ein bitterer Tadel der Grundsätze des Kaisers enthalten war, in mehrern tausend Exemplaren ausgestreut und mittelbar nicht geringen Antheil an der Beunruhigung der Studenten genommen haben mochte, denn diese erklärten, als sie das Generalseminarium verließen, daß sie hauptsächlich deßhalb Löwen verließen, weil auf den neuen Lehrkanzeln jene ketzerischen Grundsätze gelehrt würden, welche jene Bulle verdammen. Die höhere Geistlichkeit unterstützte diese Meinungen mit ihrem besten Rath und zwang so die Regierung, ernstlicher gegen sie, als gegen

ihre geringgeschätzten Kreaturen zu verführen. Zondadari ward, ohne Weiteres, aus den belgischen Provinzen verwiesen, der Erzbischof von Mecheln nach Wien berufen, der Bischof von Namur in eine Abtei verbannt und verschiedene Kapuziner, worunter Hyacinthe, welche sich am hartnäckigsten dem kaiserlichen Willen widersetzt hatten, außer Land geschickt [1].

Joseph II., dessen edler Wille in den übrigen Staaten viele aufgeklärte Bischöfe für sich gewonnen hatte, glaubte hoffen zu dürfen, daß dieß ihm auch in den Niederlanden gelingen würde. Er glaubte namentlich in Bezug auf die Seminarien den Kardinal Erzbischof für dieses Institut zu gewinnen, wenn er ihn von dessen Vortrefflichkeit da, wo es bereits länger bestund, durch den Augenschein überzeugte. In dieser Voraussetzung hatte er ihn nach Wien berufen, wo er ihm selbst sagte: »Ich sehe wohl aus ihrem Betragen, »daß sie von dem jetzigen Systeme der Theologie und von »der Einrichtung der Generalseminarien keinen rechten Begriff »haben. Aus dieser Ursache habe ich sie hieher berufen, um »sie eines bessern zu belehren. Ich habe die Hofräthe und »geistlichen Kommissionsbeisitzer Zippe und Haan ernannt, »die ihnen die hiesigen Einrichtungen weisen, und sie darüber »auf alle mögliche Weise belehren sollen [2]; lassen sie sich »alles zeigen, und was ihnen zweifelhaft scheint, erläutern. »Dann kehren sie nach den Niederlanden zurück, und dort »predigen sie das Evangelium.«

Allein das nachherige Betragen des Erzbischofs bewies hinlänglich, daß der Augenschein der Zweckmäßigkeit ihn nicht

[1] Wolf, Gesch. der k. B. S. 564.
[2] Cornova, Leben Jos. II. S. 340.

hat bewegen können, die Absichten des Kaisers, die so sehr wider das Interesse der Faktion waren, welcher er angehörte, zu unterstützen. Noch widerspenstiger war der Bischof von Namur, der in Bezug auf das Generalseminarium zu Löwen, in einem höchst widerrechtlichen Akt dem Kaiser zu antworten wagte. »Sire!« schrieb er: »Die Depesche, welche mir von Seiten des Generalgouvernements Ihrer Majestät unter dem 2ten dieses Monats zugekommen worden, hat mich von neuem in Kummer und Sorgen versetzt. Nach der Erklärung, welche im Namen Ew. Majestät am 21sten vorigen Monats gegeben wurde, hatte ich alle Ursache zu glauben, daß die Episkopal- oder bischöflichen Seminarien mit allen ihren Attributen würden beibehalten werden, und daher auf nimmer weiter Frage von dem Generalseminarium seyn würde. Dann, Sire, die Konstitution unsers Landes, und namentlich dieser Provinz, sichert den Bischof im Besitze und in der Erhaltung der Rechte über sein Seminar, welches unter der Unterstützung der Gesetze errichtet worden. Weiter sichert sie ebenfalls den Seminaristen den Genuß der Vortheile, welche dabei gegründet und ausgesezt werden.«

»Ohne einmal, Sire, auf die Konstitution des Landes Rücksicht zu nehmen, so schreien (declament) die wahren Vortheile der Braut Christi, und die geheiligten unabwendbaren Rechte des Episkopats gegen die Errichtung des Generalseminars, und beides fordert die gänzliche Erhaltung der Episkopalseminarien zurück. Ich habe mich bemüht, Ew. Maj. dieß in der alterunterthänigsten Vorstellung, welche ich Ew. Maj. im lezten Nov. einzugeben die Ehre gehabt habe, vorzustellen, und ich hoffe, daß Ew. Maj. dem Beifall geben

werden, wenn nach geschehener Wiedervorlegung Allerhöchst dieselben diese Vorstellung in Allerhöchste Ueberlegung nehmen werden. Was mich anbetrifft, so bin ich davon überzeugt, daß die Schuldigkeiten, welche mein Gewissen und mein Amt von mir fordern, mir auf keine Art erlauben, zur Errichtung besagten Gymnasiums meine Hand zu reichen.

»Außerdem wird die Ruhe und Zufriedenheit aus den Herzen der getreuen Unterthanen Ew. Maj. verbannet werden, bis sie nicht sehen, daß das Generalseminar unterdrückt ist. Vom Anfang an haben sie von dessen Daseyn eine unvortheilhafte Vorstellung gehabt. Und nachdem man die irreguläre Zucht, welche darin gehalten wurde, und die verwerfliche Doktrin, welche einige Professoren darin vorzutragen sich nicht geschauet hatten, erfuhr, so wurde Großen und Kleinen ein so tiefer Unwille beigebracht, daß sie bei dem bloßen Worte Generalseminarium aufschrieen.

»Ich bitte Ew. geheiligte Maj. bei Ihrer Liebe für Gerechtigkeit, für das Gute und die Rechte der Religion, und bei Ihrer Liebe für das Wohl Ihrer getreuen Unterthanen auf das unterthänigste, das Generalseminar auf immer abzuschaffen [1].«

Bei solchen Gesinnungen der Bischöfe mußte alle Hoffnung schwinden, an ihnen Freunde der Reform zu gewinnen, allein Joseph achtete ihre Feindschaft nicht so sehr, als er ihre Freundschaft wünschte, und hielt sie mit Unrecht für bedeutungslos, in Bezug auf den politischen Zustand dieser Provinz, obgleich sie in Wahrheit ihn beherrschten.

---

1) Leben und Geschichte Josi II. 3ter Th. S. 95.

Zehntes Kapitel.

Empörung der Niederlande. — Politiſcher Charakter der niederländiſchen Unruhen. — Beſchaffenheit der Regierung. — Auftritt in Brüſſel.

Als Kaiſer Joſeph II. im Jahre 1781 die Niederlande bereiste, wurde er mit einer Unzahl von Bittſchriften und Beſchwerden beſtürmt, welche alle den ſchlechten Zuſtand der Staatsverwaltung verriethen und namentlich die Gerechtigkeitspflege betrafen [1]). Der Kaiſer beſchloß, die Quelle dieſer Klagen durch eine Umſtaltung der Gerichte, endlich durch eine gänzliche Reorganiſation des Regierungsſyſtems in dieſen Provinzen zu verſtopfen, und menſchlicher Vorausſicht nach durfte er auf die Dankbarkeit des beſſeren Theiles der Nation, für Abſtellung ſo vieler Mißbräuche, rechnen. Allein ſo weiſe die Reformen an ſich waren, ſo war es doch ohne Zweifel nach ſolchen Vorgängen eine höchſt unglückliche Wahl des Zeitpunktes für die politiſchen Reformen, welche Joſeph mit dem Jahre 1787 ins Leben treten ließ. Es iſt wahr, die vielen Privilegien, welche in dieſer Provinz beſtanden, beeinträchtigten zu Gunſten einzelner Stände das Gemeinwohl, allein hier wie in Ungarn und überall, hatten alte Einrichtungen, ſelbſt wenn ſie ſchädlich waren, durch das Alter ein Gepräge von Ehrwürdigkeit erhalten, das man

[1]) Fragmens pour servir à l'histoire des événemens qui se sont passés aux Pays-Bas depuis la fin de 1787 jusqu'en 1789. Publiés par le Comte de *Trautmannsdorf*. Amsterdam, chez Gabriel Dufour, Libraire 1792. p. 1.

nicht antaſten durfte, ohne ſelbſt das Gefühl der durch ſie Bevortheilten zu beleidigen. Dieſe, zu jeder Zeit gefährlichen Unternehmungen, waren es noch mehr in einem Zeitpunkt, da die unzufriedene Geiſtlichkeit um weltliche Kräfte verlegen war, welche ſich für ihr Intereſſe gegen den Kaiſer von ſelbſt in Bewegung ſezten.

Durch Joſephs II. Civilreformen wurden die Verbeſſerungen auch auf Civilſachen ausgedehnt [1]). Die drei, ſchon ſeit Karl V. beſtehenden Räthe (der Staats-, Finanz- und Geheimerath) wurden abgeſchafft, und ein Regierungsrath, unter einem kaiſerlichen Miniſter, dafür eingeſezt. Die ganze uralte Verfaſſung der Provinzen wurde aufgehoben, und Belgien in neun Kreiſe vertheilt: Brüſſel, Antwerpen, Gent, Brügge, Dornick (Tournay), Mons, Namur, Luxemburg und Limburg, jeden mit einem Intendanten an der Spitze. Jeder Kreis hatte mehrere Diſtrikte, die unter der Verwaltung von Kommiſſarien ſtanden. Die deputirten Staaten-Kollegien wurden abgeſchafft: Brabant, Flandern, Hennegau, Luxemburg mit Limburg, und Namur mit Tournay ſollten zuſammen fünf Räthe ernennen, die im Regierungsrath in Finanzſachen Sitz und Stimme haben ſollten. Für Gerichtsſachen ward auch der Rath von Brabant abgeſchafft; ein ſouveräner Rath, und unter dieſem zwei Appellationsräthe zu Brüſſel und Luxemburg ward eingerichtet. Größere Städte behielten Tribunäle der erſten Inſtanz. Die Tortur ward abgeſchafft [2]).

---

[1]) S. van Kampen, Geſch. d. Niederlande S. 504. 2ter B.

[2]) Joarbaeken der Oostenrykſche Nederlanden van 1780 tot 1814. Gent, 1818. Bl. 38 — 40.

Dieß waren die Grundzüge der neuen Verwaltung. Während man in der Republik eine Grundreform verlangte, wogegen die alten Behörden sich stemmten, ging die Reform in Belgien eben von der höchsten Behörde aus und ward vom Volke verworfen.

Die Zeit war nun gekommen, wo die gegen Joseph feindlich gesinnte Faktion, unter der Maske der Nationalität, kämpfen konnte, und die Geistlichkeit ergriff dieselbe um so begieriger, da er sich in Brabant, wo er nur durch Aebte vertreten war, in Gefahr sah, allmählig von den Ständen gänzlich ausgeschlossen zu werden, denn die großen Abteien wurden bei ihrer Erledigung sogleich in Komthureien umgeschaffen.

Nächst der Geistlichkeit erhoben das meiste Geschrei die Adeligen, die Advokaten, Prokuratoren und Justizbeamten, welche durch die Neuerungen sich in ihrem Interesse am meisten verlezt sahen. Besonders war es der Rath von Brabant, der nicht so bald die Mißbräuche verschwinden sah, von welchen er große Vortheile genoß, als er ein widerspenstiges Betragen annahm, das an den meisten nachherigen Unfällen schuld war. Hätte man diese unzufriedenen Klassen durch angemessene Entschädigungen zum Schweigen gebracht, so hätte der Ausbruch einer Revolution vielleicht durch Güte verhütet werden können, allein die Entfernung des Kaisers und die Unsicherheit des Statthalters veranlaßte eine Vernachläßigung dieser Vorsicht, welche später durch nichts erseżt werden konnte [1]). Man vernachläßigte auch die Vermittlung des

[1]) *Trautmannsdorf* fragmens p. 3.

Volkes, das noch ruhig war, und ließ den Prieſtern, Advokaten und Landbeſitzern Zeit, die Menge durch die Furcht zu gewinnen, welche ſie aufregten, indem ſie dieſelbe überredeten, die Religion ſey durch die Seminarien gefährdet, und ein tyranniſcher Despotismus werde Platz greifen, ſobald die neuen Intendanturen eingerichtet ſeyn würden. Wahrheit und Lüge wurden gleichmäßig angewendet, um ein von Natur leichtgläubiges, vorurtheilvolles und an alte Gebräuche anhängliches Volk zu verführen. Das theils künſtlich erregte, theils natürlich veranlaßte Mißvergnügen des Volkes über die Vernichtung ſeiner alten Verfaſſung verbreitete ſich ſchnell über das ganze Land, und die allgemeine Gährung kam um ſo ſchneller zum Ausbruch, da man den Kaiſer, der eben ſeine Reiſe nach der Krimm angetreten hatte, ſo weit entfernt wußte, daß er einer Volksbewegung nicht kräftig begegnen konnte. Manche wollen wiſſen, der Kaiſer habe ſich das Nachſenden von Depeſchen aus den Niederlanden, die ihm beſonders verhaßt geworden ſeyen, verbeten, um nicht beim Beſuch der Kaiſerin von Rußland durch Unannehmlichkeiten geſtört zu werden. Es ſey dem, wie ihm wolle, ſo iſt es doch gewiß, daß die damalige Abweſenheit des Kaiſers höchſt unheilvoll für ihn geweſen iſt. Die aufrühreriſchen Niederländer gewannen durch den Beiſtand der Geiſtlichkeit und die Gewißheit eines geringen Widerſtandes von Seiten einer Statthalterſchaft, welche nur eine beſchränkte Macht und bei weitem nicht die Willenskraft des Kaiſers beſaß, ein ſo übermüthiges Selbſtvertrauen, daß ſie den Augenblick nützend, ihre Widerſpenſtigkeit ſogleich aufs Aeußerſte trieben. Die Regierung der Niederlande ſcheint zur Zeit unglücklicherweiſe ſehr übel

organisirt gewesen zu seyn; mindestens waren zwischen den am Ruder der Staatsgeschäfte angestellten Personen und der Familie des Statthalters selbst Zerwürfnisse vorgefallen, welche Joseph II. in ihrem ganzen Umfange erst dann kennen lernte, da sie bereits die unglücklichsten Folgen veranlaßt hatten. Ein Augenzeuge [1]) der beklagenswerthen Ereignisse in den Niederlanden entwirft uns von dem Charakter, den Absichten und Mißverhältnissen der höchsten Staatsbeamten eine Schilderung, welche, wenn auch für und gegen Personen offenbar partheilich, doch eine Thatsache außer Zweifel stellt, daß auch in den Niederlanden des Kaisers Entwürfen sowohl von Freunden als Feinden entgegengearbeitet worden ist, und daß eine der Haupturſachen des unglücklichen Ausgangs der belgischen Revolution die Uneinigkeit, die Verschiedenheit der Meinungen und Interessen unter jenen Personen, welche das Vertrauen des Kaisers und die Staatsgewalt mit einander theilten, gewesen sey. Nach diesem Zeugniß wäre Crumpipen [2]) ein eben so verschmizter, als treuloser Rathgeber und Diener der Regierung gewesen, der sowohl den Statthalter, als die Minister zu Spielzeugen seiner Ränke gemacht habe. Durch ein einschmeichelndes Wesen habe er sich zuerst unter dem unbekümmerten, zu Geschäften untauglichen Stahremberg, dessen Privatneigungen er Vorschub geleistet, Einfluß verschafft, und indem er alle Geschäfte desselben übernahm, die

---

[1]) Memoires pour servir à la justification du Comte d'Alton et à l'histoire secrette de la Révolution belgique 1791. II. de edit. T. I. p. 158.

[2]) Er begann seine Laufbahn als Sekretair Visconti's, bei welchem sein Vater Kammerdiener gewesen, zu Neapel.

Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gelenkt. Der Monarch, welcher nach den Niederlanden gekommen war, um überall den wahren Stand der Dinge zu erfahren, aber überall getäuscht worden sey, habe von Stahrembergh nicht die mindeste Auskunft erlangen können und sich deßhalb an Crumpipen gewendet, der Krankheit vorschützend, den Kaiser veranlaßte, sich persönlich zu ihm zu begeben. Die Folge dieser Zusammenkunft war, daß der unfähige Stahrembergh sogleich von den Geschäften entfernt, der Herr von Reuß, dem so wohl unterrichteten Crumpipen beigegeben und Graf Belgiojoso an die Stelle Stahrembergs gesezt wurde. Dieser, ein dem Kaiser sehr ergebener Mann, voll Diensteifer und Begierde, die Reformprojekte des Kaisers ins Werk zu setzen, begab sich nach den Niederlanden, wo er sofort die Abstellung der großen Mißbräuche mit der Ungeduld eines ehrgeizigen Mannes abzustellen begann. Crumpipen wußte sich diesem thätigen Mann durch seine Kenntniß der Geschäfte unentbehrlich zu machen, allein er ließ ihn auch bald merken, daß er darnach strebe, die Geschäfte despotisch zu beherrschen, und den Minister zum müßigen Zuschauer seiner Intriguen zu machen, weßhalb sich dieser des Beistandes des Hrn. v. Reuß versicherte. In dem wichtigen Augenblick, da die Reformen eingeführt werden sollten, habe es Crumpipen für gut gefunden, unter dem Vorwande der Krankheit nach Aachen zu gehen, um das Gehässige der neuen Anstalten auf diese Nebenbuhler fallen zu lassen, und sich an den Verlegenheiten zu weiden, in welche sie sich und den Staat durch ihren Eifer stürzen müßten. Er selbst habe im Stillen dem Werke der Reform entgegengearbeitet, indem

er ſich des Zutrauens des Statthalters und der Erzherzogin verſicherte, und ſie überredete, zu Gunſten der Sicherheit ihres eigenen Anſehens ſich den Ständen beizugeſellen. Durch ſeine geheimen Intriguen ſeyen den Ständen widerſinnige Zugeſtändniſſe gemacht und die treueſten aufrichtigſten Diener des Kaiſers maßlos verfolgt, von den Aemtern entfernt, Ungerechtigkeiten hervorgerufen und die Anhänger des Kaiſers ihm entfremdet worden. Er habe die Feinde des Godenne, dem nicht geſtattet worden ſey, ſich gegen Verleumdungen zu vertheidigen, beſchüzt, die Feinde des de Brou unterſtüzt, die Meuchelmörder des Raths Burtin nicht mit Eifer verfolgt, die Gekehrten, welche ihre Federn für den Kaiſer brauchen und das Volk enttäuſchen wollten, entmuthigt, die Rebellen offenbar beſchüzt — beſonders aber die Geiſtlichkeit, indem er ihre unheilvollſten Unternehmungen bemäntelte — ſeine Feinde verfolgt und ſo Unordnungen herbeigeführt, welche durch zehnjährige Bemühung nicht wieder hätten gut gemacht werden können. Der Zweck aller dieſer Intriguen ſey der Sturz Belgiojoſos geweſen, auf dem aller Haß des Volks und alle Unzufriedenheit des Kaiſers ſich ablagern ſollte, und die Vernichtung des Einfluſſes des Miniſters. Der Kaiſer über die wahre Quelle ſo vieler Verlegenheiten und Fehler ſeiner Miniſter getäuſcht, gründete einen königlichen Rath, zu deſſen Präſidenten er Crumpipen, der nun mit Vollmachten überhäuft wurde, ernannte. Die Art und Weiſe wie Crumpipen von ſeiner Macht Gebrauch machte, ſey ſeines Charakters würdig geweſen. Sein Bruder ward Kanzler von Brabant, ſeine ganze Sippſchaft emporgehoben. Von dieſer und ihrem Oberhaupt ſeyen ſkandalöſe Anekdoten im Umlauf

gewesen, und das Volk habe die so hochgestellten Personen verachtet, welche demungeachtet das Vertrauen der Regierung zu genießen fortfuhren. Alle wichtigen Aemter seyen von drei mit Crumpipen verschwägerten Familien besezt gewesen. Die alliirten Freunde und Helfer Crumpipens seyen gewesen: Kulberg, Nicolas d'Aguilar und sein Bruder, Le Clerc, die beiden Limpens u. A. Diese Zusammensetzung der Administration sey Schuld an den Fehltritten der Regierung gewesen, und die Rathschläge Crumpipens hätten die königliche Statthalterei zu allen den unangemessenen Handlungen verleitet, ohne welche der Ausbruch der Revolution hätte verhütet werden können.

Ohne dieser Darstellung mehr Glauben zu schenken, als ihre Bestimmung, das schwer angeschuldigte Betragen des General d'Alton zu rechtfertigen, verdient, berechtigt sie doch zu der Annahme, daß unter Jenen, welchen die Vollstreckung des kaiserlichen Willens oblag, die größte Uneinigkeit, die verderblichsten Privatleidenschaften und ein geringer Grad von gegenseitigem aufrichtigem Vertrauen geherrscht habe. Der Verlauf der Ereignisse beweist übrigens auch hinlänglich, daß das Verfahren der Statthalterei, welche mehr von angeborner Milde als von dem gebieterischen Ernst der Umstände sich leiten ließ, diesem nicht immer angemessen war.

Der Widerstand war in äußerst kurzer Zeit durch Vereinigung, Komplott und Aufwieglung organisch, und schon den 27. April 1787 versammelten sich die Stände von Brabant, um der Sitte nach die Subsidien zur Bestreitung der Verwaltung wegen der Verletzung der Joyeuse Entrée der Regierung zu verweigern. Damit sich nicht begnügend,

überreichten sie am 26ten desselben Monats der Statthalterei eine Vorstellung, worin sie die Punkte berührten, welche sie als eine Verletzung des joyeuse Entrée, die der Kaiser 1781 beschworen, betrachten zu dürfen, von schlecht gesinnten Advokaten überredet worden waren. Diese Vorstellung enthielt neun Forderungen, die sie als Bedingungen der Sibsidienverwilligungen an die Regierung stellten. Der Rath von Brabant sollte aufrecht erhalten werden. Die Macht der neuen Kriegshauptleute wollten sie beschränkt wissen. Ueber keinen Niederländer sollte außer Landes Gericht gehalten werden. Auch bestanden sie auf einer Deputation der Stände. Sie wollten keine Aufhebung der geistlichen Stifter, auch keine Kommendatoräbte. Die Vorrechte der Städte sollten unverletzbar seyn. Die Grundherrn sollten ihre Gerichtsbarkeit behalten, alle Beamten sollten so beschaffen seyn, wie es die joyeuse Entrée fordert. Sie machten Anspruch auf Entschädigung für diejenigen, die bei den Veränderungen gelitten hätten.

Der leztere trügerische Artikel erzeugte bei der Statthalterei den verderblichen Wahn, daß gegen so offenbare meuterische Auflehnung, gegen so entschlossene Verschwörungen durch einige Nachgiebigkeit der Ausbruch unglücklicher Ereignisse abzuwenden seyn werde. Sie gab daher den Ständen die huldreichsten Versicherungen und bewiesen ihre wirkliche Nachgiebigkeit, oder vielmehr Schwäche, dadurch, daß sie am 30ten April unter dem Scheine einer Erläuterung die Macht der Kreishauptleute wirklich einschränkte. So weit ging die Güte der Generalgouverneurs, daß sie sogar dem beleidigenden Ansinnen, alle verdächtigen und dem Volke verhaßten

Perſonen aus ihrem Rathe zu entfernen, entſprach [1]). Obgleich nun durch dieſe Schritte vielleicht einem vorübergehenden Pöbelaufruhr vorgebeugt wurde, ſo zeigte ſich doch bald die Treuloſigkeit der Faktion, an deren Spitze ſchon ein Advokat van der Noot ſtand, in den freventlichſten Mißbräuchen, die man von der ihr erzeigten ſchonungsvollſten Güte zu machen entſchloſſen war. Ein an ſich unbedeutender Vorfall diente ihr zum Vorwand neuer Anmaßungen und Willkürlichkeiten, für welche es bald keine gerechte Entſchuldigung gab. Der Oberſte Legisfeld hatte ſich bei Lieferungen für das Heer in den Niederlanden aus Gelegenheit des Scheldeſtreits eine ſtarke Veruntreuung am öffentlichen Schatze zu Schulden kommen laſſen. In dieſer Defraudation hatte er einen Mitſchuldigen Namens de Hont, Seifenſieder von Brüſſel, dem er gegen eine Beſtechung von 24,000 fl. höhere Transporttaxen bewilligt hatte. Die Regierung fand es für die Unterſuchung unumgänglich nöthig, dieſen Betrüger zu verhaften und nach Wien abzuführen. Dieß war eine willkommene Gelegenheit für die Aufwiegler des Volkes, eine Klauſel der joyeuse Entrée, welche es nicht erlaubte, daß ein Belgier außer Landes gerichtet werde, in Erinnerung zu bringen. Leicht ward der große Haufe allarmirt, da die Gattin de Honts auf öffentlicher Straße Lärm ſchlug. Die bürgerlichen Zünfte in Brüſſel, Antwerpen und Löwen waren eben ſo leicht aufgehezt und zu einer Vorſtellung an die Stände, voll der heftigſten Klagen über ihre verlezten Frei-

[1]) Cornova Leben Joſ. II. S. 344.

[2]) Dowez histoire générale de la belgique T. VI. S. 476.

heiten, vermocht [1]). Welchen Antheil die Stände an dieſer Angelegenheit nahmen, zeigte ſich ſchon in ihren Forderungen am 28ten April. Um die Gemüther zu beruhigen ſuſpendirte die Statthalterei, auf die Vorſtellung der Stände von Brabant, vor der Hand die Wirkung aller von ihr erlaſſenen Befehle zu Neuerungen, ſuchte die wohlthätige Abſicht des Kaiſers zu verſtändigen und das heftig gereizte Volk zu beſänftigen, allein die nächſten Folgen zeigten ſchon wie übel angebracht und wie wenig im Sinne des Kaiſers — deſſen Abſicht es war, Widerſtand zu beſiegen, nicht bloß zu beſchwichtigen um dann ſeiner nie los zu werden — dieſe Milde war. Der Rath von Brabant, ſtolz auf die errungenen Vortheile, erklärte unbedenklich Alles für nichtig, was die neuen Gerichte verfügen würden, und verbot es ſogar, ihre Sprüche zu achten. Auch die Deputirten von Flandern reichten eine, wiewohl gemäßigte, Vorſtellung ein. Der Pöbel von Brüſſel hingegen, von dem empörenden Beiſpiel ſeiner Behörden und Gemeinräthe aufgemuntert, ſchritt im wilden Uebermuth zu offenen Exzeſſen. Er verbrannte Strohpuppen mit der Ueberſchrift capitaine du cercle und warf dem Miniſter Belgiojoſo, ſo wie dem Kanzler Crumpipen die Fenſter ein, denn Beide galten für Urheber und Beförderer der verhaßten Neuerungen. Freiherr von Martini, der nach den Niederlanden gekommen war, die Rechtspflege auf teutſchen Fuß einzurichten, ward gezwungen in Spaa Sicherheit zu ſuchen [2]). Den Direktoren der Fakultäten auf der Univerſität Löwen, deren Lehrer die Stände gebeten hatten, Alles wieder auf den alten

[1]) Cornova Leben Joſ. II. S. 446.

[2]) Daſelbſt S. 347.

Fuß zu bringen, wurde sofort bedeutet, daß ihre Gewalt aufzuhören habe.

Dieses schmähliche Betragen der Brabanter gegen einen Monarchen der ihnen nur Wohlthaten erwiesen, und dessen Verordnungen nur solche alte Einrichtungen vernichteten, welche eigentlich Fesseln der Gerechtigkeit gegen Alle waren, wurden selbst in den Niederlanden und zwar in den Gegenden, wo die Machinationen der römisch gesinnten Geistlichkeit keine Wurzeln hatte fassen können, lebhaft mißbilligt. Zu Athfund, in der Grafschaft Hennegau, ward der neue Gerichtshof unter lautem Jubel der Einwohner eröffnet. In einer Schrift an den Kaiser, äußerten sie die ehrenwerthesten Gesinnungen. »Sie seyen weit entfernt,« betheuerten sie, »einen Theil an dem Tumult eines von Vorurtheilen und Irrthümern trunkenen Volkes zu nehmen, (der Brabanter nämlich) — sie bewunderten vielmehr und priesen Se. Majestät weise und wohlthätige Absichten. Ja, da auch dieser Gerichtshof auf die Vorstellung des souveränen Raths aufgehoben worden, führten sie in einem zweiten Gesuch bittere Klage dagegen. Im Herzogthume Limburg hatte die ganze Provinz die neue Einrichtung mit Freuden aufgenommen, und selbst nachdem die neuen Gerichte, durch die Nachgiebigkeit des Statthalters, an allen anderen Orten aufgehört hatten, dauerten sie im Limburgischen und in Luxenburg immer fort [1]).

Während die Zufriedenheit dieser Gegenden sonnenklar bewies, daß die Quellen der Widersetzlichkeit der Uebrigen höchst unlauter seyen, während dieses ruhmwürdige Betragen, eines so aufgeklärten Theils der Nation, die Undankbarkeit

[1]) Daselbst S. 348.

der übrigen Provinzen darthat — denn Maßregeln, welche einen in demſelben Recht, demſelben Intereſſe und vielleicht noch höherem Kulturgrade ſich befindenden Theil des Volkes ſo beglücken, konnten unmöglich als ein dem ganzen Volk angethanes, Aufſtand und Empörung rechtfertigendes, Unrecht ſeyn — während die Edleren im Volke die Verblendung den Haufens und die Bosheit ſeiner Aufwiegler beklagte, trieben die Brabanter mit dem Statthalter und ſeiner Gemahlin, der unvergeßlichen Menſchenfreundin Criſtine, Erzherzogin von Oeſterreich, Tochter der Maria Thereſia, zum Lohne für ihre Geduld und Schonung, ihr Spiel bis zur Verhöhnung. Dieſes durch ſeltene Tugenden ausgezeichnete Paar bemühte ſich unaufhörlich durch unerſchöpfliche Sanftmuth die Partheien zu verſöhnen. Dagegen häufte die widerſpenſtige Parthei Anmaßung auf Anmaßung. Die Statthalterei hatte am 14ten Mai ein Dekret erlaſſen, dem zu Folge auch in den Provinzen, Flandern, Namur, Tournay, Geldern, Mecheln, bis auf weitere Belehrung, die neuen Gerichte ſuspendirt und die vorigen Beamten in ihrer Wirkſamkeit bleiben ſollten, und doch brachten alle drei Stände neue Proteſtationen wider Alles ein, was der joyeuse Entrée, wie ſie ſagten, zuwider wäre. Um ſie zu befriedigen, ſchränkte man am 16ten die Kreishauptleute noch mehr ein und gewährte ihnen proviſoriſche Bewilligungen, wie ſie die beſchränkte Macht des Statthalters und in Abweſenheit des Kaiſers der Fürſt Kaunitz nur bewilligen konnten [1]). Die Statthalterei

[1]) „Wolf Geſch. d. kirchl. Ver. S. 566.“ — Der Kaiſer wollte eben über den Dnieper gehen, als er den 28. Mai 1787 die erſte Nachricht von den Vorfällen erhielt. Vergafft in ſeine Entwürfe, die Gefahr verachtend und bloß geſpannt, wie er Katharinen den

erklärte am 28ten Mai 1787 den Ständen, »daß ſie deren Vorſtellung an den Kaiſer wirklich abgeſchickt hätte, daß bis zu deſſen Zurückkunft nichts gegen die joyeuse Entrée unternommen werden ſollte, und daß ſie von der Billigkeit

---

Hof machen wollte, vernachläßigte er die Warnung und befahl, daß man ihm auf ſeiner Reiſe keinen Brief ſende. Doch beſchloß er, kräftige Maßregeln zu ergreifen, und antwortete auf die Vorſtellungen, wodurch man ihn erſuchte, Gnade und Umſicht walten zu laſſen: „Nur in Blut kann das Feuer des Aufruhrs gelöſcht werden.“ Als er wieder in Pereslav ankam, erfuhr er mit Staunen den Fortgang des Aufſtandes. Schnell ſchied er von der ruſſiſchen Kaiſerin und reiſte nach Wien, wo er im Anfang Julius ankam. Dort erwarteten ihn noch verdrüßlichere Nachrichten. Wie vom Donner gerührt war er, als man ihm ſagte, die Flammländer hätten die Waffen ergriffen und den Oberſtatthaltern neue Zugeſtändniſſe abgezwungen, welche Fürſt Kaunitz gebilliget hätte, mit dem Verſprechen, ſie vom Kaiſer beſtätigen zu laſſen [1]).“

1) „Keith to Lord Caermarthen. Wien den 3ten Auguſt 1781. Fürſt Kaunitz war mit Joſephs Heftigkeit und ſeiner Weigerung, die den Völkern in den Niederlanden zugeſtandenen Punkte zu genehmigen, ſo unzufrieden, daß er um ſeine Entlaſſung anhielt, und eine Zeit lang die Befehle des Kaiſers nicht unterzeichnete.“ (Coxe Geſchichte des Hauſes Oeſterreich 4 B. S. 478.) Ich begreife nicht was einen Engländer beſtimmen konnte, die Unternehmungen Joſephs II. ſo feindſelig darzuſtellen. Der Verfaſſer hebt ganz in der Weiſe eines partheiiſchen Schriftſtellers abſichtlich das hervor, was einen Schatten auf den Charakter des Kaiſers werfen könnte, und übergeht mit Stillſchweigen die Umſtände, welche ihm zum Ruhm oder doch zur Entſchuldigung gereichen. Der Intriguen der niederländiſchen Geiſtlichkeit ihrer Demagogenkünſte, kurz aller der ſchlechten Beweggründe der Empörung geſchieht keine Erwähnung: alle Gegner und Feinde Joſephs haben in ſeinem Buche immer Recht, der Kaiſer immer unrecht. Der Kaiſer iſt nach dieſem Autor ein Despot, ein Tyrann. Ich frage aber, ob es in dem Intereſſe eines Despoten liegen kann, die Aufklärung zu befördern? Hätte Coxe anſtatt auf die Urtheile der hohen Ariſtokratie, die übrigens ſich bereits mit dem Andenken des großen Mannes ausſöhnt — und auf die ſpärlichen Reſſourcen ſeiner diplomatiſchen Connexionen allzugroßen Werth zu legen, ſich eine nähere und komparative Kenntniß der joſephiniſchen Geſetzgebung zu erwerben geſucht, und die zahlloſen Werke der Humanität im ganzen Kaiſerſtaat gewürdigt, ſo wäre er gewiß vor den einſeitigen und ungerechten Darſtellungen behütet worden, durch welche er mit ſich ſelbſt im Widerſpruche ſteht und die Geſchichte einer ihm fremden Nation verfälſcht. — Die Darſtellung der niederländiſchen Angelegenheiten durch Coxe iſt grundfalſch und voll chronologiſcher Fehler, welche beinahe abſichtlich erſcheinen, um die Schlußfolgen des Verfaſſers zu unterſtützen.

des Kaisers vollkommene Einwilligung sich versprächen. Allein man war nicht geneigt, die Nachgiebigkeit der Statthalterei unbenüzt zu lassen, vielmehr durch ungestümes Drängen aufs Aeußerste zu treiben. Am 30ten schon bewirkte man einen neuen Volksauflauf und die Stände reichten ein neues Gesuch ein, worin sie eine augenblickliche unzweideutige Erklärung verlangten, daß alle Neuerungen zurückgenommen und alle verhaßten Personen aus dem Rathe der Statthalterei entfernt werden sollten. Diese ließ sich einschüchtern und verwilligte, das Aeußerste befürchtend, fast gezwungen, Alles was man verlangte. Den folgenden Tag feierte das Volk von Brüssel diesen Triumph mit unbegrenztem Jubel, alle Kanonen wurden auf den Wällen gelöst, alle Glocken geläutet und des Abends führten 600 junge Brabanter den Wagen des Statthalters unter lautem Jubelgeschrei ins Theater. Aus den Provinzen liefen unzählige Dankaddressen ein [1]). Diese unanständige Freudenerweisung war einer Verhöhnung um so ähnlicher, da die gegebenen Zugeständnisse abgedrungen waren; denn das Zeichen, welches man dem versammelten Volke gab, als die Erzherzogin eben unterschrieb, bewies hinlänglich, daß man sich zu Gewaltthaten verschworen hatte [2]). In der That war die joyeuse Entrée, deren angebliche Aufrechthaltung diesen Auftritt veranlaßte, durch die kaiserlichen Verfügungen gar nicht verlezt worden, und die Schrift eines aufgeklärten Niederländers bewies, gegen die Anschuldigungen eines Grafen La Marche,

---

[1]) Hübners Lebensgesch. Jos. II. Th. II. S. 448.
[2]) Cornovas Leben Jos. II. S. 350.

der in der Ständeversammlung den Kaiser der Despotie beschuldigt hatte, daß sich bei genauer Prüfung alle Anstalten des Kaisers mit den niederländischen Freiheiten recht wohl vertrügen.

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung der Empörung. — Des Kaisers Erklärung. — Die niederländischen Deputirten in Wien.

Was die Freunde des Kaisers, welche mit den wahren Quellen der Nationalbewegung vertraut waren, sogleich vorausgesagt, traf richtig ein. Die Nachgiebigkeit der Statthalterei, anstatt den Widerstand der Stände zu tödten, erfüllten sie ihn im Gegentheil mit dem Geiste der stolzen Zuversicht und rebellischen Trotzes. Unter dem Vorwand, daß noch immer nichts entschieden sey, weil die Bestätigung des Kaisers fehle, beharrten sie bei Weigerung der Subsidien. Thätiger als je betrieb die Geistlichkeit die Aufwieglung des Volks. Von Lüttich her, wo Zondadaris Geist waltete, wurden unzählige Aufrufe und Pasquille über die Niederlande ausgestreut. Die niedere Geistlichkeit suchte durch den Beichtstuhl, und indem sie die Häuser der Familien besuchte, den Fanatismus des Volks immer mehr zu erregen. Allenthalben wurden öffentliche Auftritte veranstaltet und bei den unbedeutendsten Anläßen entstanden Aufruhrszenen [1]).

---

[1]) In Mecheln mußte sogar ein Butterfaß Aufläuf erregen. Wolfs Gesch. S. 367.

Inzwiſchen kam Joſeph II. von Cherſon zurück und gab auf die Vorſtellungen der Stände folgende Antwort: »Mein Hof- und Staatskanzler hat mir eure Vorſtellungen »vom 22ten Brachmonat vorgelegt; und ich will mir noch ge»fallen laſſen, über den Inhalt derſelben durch Gegenwär»tiges euch zu ſagen, daß es nie meine Abſicht war, die »Landesverfaſſung meiner Niederländiſchen Provinzen umzu»werfen, und daß alle Anordnungen, die ich meinem General»gouvernement aufgetragen habe, einzig und ohne den minde»ſten Anſchein eines perſönlichen Intereſſe zum größern »Vortheil meiner getreuen Unterthanen in den Niederlanden »abzielten, ohne daß ich dadurch die verſchiedenen Korpora»tionen der Nation ihrer alten Rechte und Freiheiten berau»ben wollte. Alle meine Schritte müſſen euch von der »Wahrheit dieſes Satzes überzeugen, wenn ihr noch fähig »ſeyd, ihnen die ſchuldige Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. »Bloß das in einer Menge Bittſchriften an mich enthaltene, »vielfach wiederholte Anſuchen, um Herſtellung einer kürzern »und weniger koſtſpieligen Rechtsbehandlung, hat mich bewo»gen, mich mit einigen Verbeſſerungen bei der Gerichtsver»waltung zu beſchäftigen. Die Kreishauptmannſchaften hatten »keinen andern Zweck, als über Ausübung der Geſetze zu »wachen und die durch ihren Stand zur Beobachtung der»ſelben verpflichteten Perſonen zu ihrer Schuldigkeit zu halten. »Was verſchiedene alte Freiheiten betrifft, ſo habe ich nur »die ſchädlichen Mißbräuche, welche ſich im Laufe der Zeit, »wider denſelben urſprünglichen Zweck, mögen eingeſchlichen »haben, ſelbſt mit Einwilligung derjenigen, die dabei An»theil nehmen, abändern wollen. Weit entfernt, demnach

»irgend einer Widerſetzlichkeit und am allerwenigſten einer »ſo verwegenen mich zu verſehen, hätte ich vielmehr Urſache »zu erwarten, die Stände meiner Niederländiſchen Provinzen »würden mit eben ſo viel Eifer, als Dankbarkeit dazu mit»wirken. Indeſſen will ich als Vater und Menſch, der »Biel verzeihen kann, dasjenige, was bisher vorgefallen »iſt, und ihr euch zu thun unterfangen habt, nur allein »Mißverſtändniſſen und falſchen Auslegungen meiner Abſich»ten zuſchreiben, die durch ſolche Perſonen erzeugt und aus»geſtreut worden ſind, welche mehr ihrem Eigennutz, als dem »allgemeinen Wohl anhingen, und nichts zu verlieren haben. »Wie dem auch immer ſeyn mag, ſo will ich es doch ge»ſchehen laſſen, daß alle neuen Anordnungen, von welchen »die Frage iſt, gegenwärtig ſuspendirt werden, und ſobald »ihre königl. Hoheiten, meine Statthalter und Generalgou»verneurs, nach meinen, ihnen lezthin eröffneten Geſinnungen »mit den Deputirten der Provinzen ſich zu Wien einfinden »und leztere mir mündlich ihre Beſchwerden vorgelegt, und »meine Abſichten vernommen haben werden, die ſie allezeit »nach den Grundſätzen der vollkommenen Billigkeit und bloß »auf das Wohl meiner Unterthanen abzielend finden ſollen; »dann wollen wir uns über die zum allgemeinen Beſten zu »treffenden Anordnungen nach Maßgabe der Grundgeſetze »des Landes einverſtehen. Wenn aber gegen alle Erwartung, »dieſer lezte Schritt einer Gütte gegen euch, ſo ſehr verkannt »würde, daß ihr euch weigern ſolltet, eure Klagen, Beſorg»niſſe und Zweifel hieher vor mich zu bringen, und mich »mit Vertrauen anzuhören, ſondern eure entehrenden Aus»ſchweifungen und unverzeihlichen Schritte fortſetzen wolltet,

»dann werdet ihr euch selbst alle die unglücklichsten Folgen, »die daraus entstehen werden, zuzuschreiben haben [1]).«

Durch diese väterliche Erklärung waren alle gerechten Wünsche der Nation erfüllt und jeder Anlaß zur Beschwerde für den Augenblick vollkommen beseitigt. Allein jezt zeigte sich offenbar, daß nicht natürlich entsprungene Rechtsansprüche des Volkes, nicht die Verletzung der joyeuse Entrée, mit einem Wort nicht das gekränkte Rechtsgefühl, sondern bloß die schändliche Aufwieglungskunst einer boshaften und eigennützigen Faktion und die schlechtesten Triebfedern, welche sie leiteten, das Volk gegen seinen besten Freund und Beschützer in Bewegung gebracht haben. Der gütige Vorschlag des Monarchen, weit entfernt die empörten Stände zu befriedigen, verschlimmerte vielmehr ihre Stimmung, da sie alle ihre Anschläge in Gefahr der Vereitlung erblickten, sobald eine nähere Erörterung ihrer Ansprüche statt finden würde. Man wollte daher dem Ansinnen des Monarchen keineswegs entsprechen, keine Deputirten schicken und selbst den Statthalter und die Erzherzogin daran verhindern, sich den Befehlen des Kaisers zu fügen. Die Vorstellungen der Stände an die Statthalterei athmeten den Geist offenbarer Empörung und enthielten Anspielungen auf Philipp II. Die Thore von Brüssel wurden besezt, um die Abreise des Statthalters mit Gewalt zu hindern, und das Begehren, wodurch derselbe Deputirte vor sich berief, um ihnen die guten Absichten des Kaisers zu eröffnen, ward nicht gewährt. Man errichtete

[1]) Cornovas Leben Joseph II. S. 352.

Freikorps, bewaffnete Studenten und Volk — gegen einen Monarchen, der bereitwillig zur Berathung, mit ihnen sich nur dagegen sträubte, rebellischem Ansinnen ohne alle Einwendung zu gehorchen, und so sich aller Souveränitätsrechte zu begeben. Gleichwie zu einem Akt der Gnade verstand man sich mit Mühe endlich dazu, Deputirte mit dem Auftrag zu schicken: die kaiserliche Bestätigung aller von der Statthalterei den Ständen gegebenen Bewilligungen einzuholen!

Kaiser Joseph, in seinem Ansehen so tief beleidigt, ward durch dieses Ansinnen selbst in hohem Grade aufgereizt, und nur mit Mühe gelang es dem Fürsten Kaunitz, ihn zu der Erklärung zu vermögen: »daß er aus allen Provinzen bis zum 15ten Heumonats Deputirte erwarte, welche die Bitte der Nation, um Vergebung des Geschehenen und um ein Gehör, in dem sie ihre Vorstellungen vorlegen könnten, vortrügen; würden sie aber diese Frist versäumen, so müsse er sie für Rebellen ansehen.« Seiner Erklärung Nachdruck zu geben, ließ der Kaiser gleichzeitig 14 Regimenter und zwei Bataillons Infanterie und vier Regimenter Kavallerie sammt einiger Artillerie nach den Niederlanden aufbrechen [1]). Allein alle diese Anstalten wurden von den Ständen mit Gleichgültigkeit betrachtet. Bei den Verhandlungen, über die Wahl der Deputirten, gingen die Brabanter Staaten so weit in ihrer Gehässigkeit, die Provinzen zu einem Gesuch an Frankreich, als Bürge der Konstitution, zu ermuntern, wozu sich jedoch die übrigen nicht entschließen wollten [2]). Um zu

[1]) Cornova, Leben Jos. II. S. 358.

[2]) Kampen S. 505. — Dewez a. a. O.

zeigen, wie wenig sie das Entgegenkommen des Kaisers zu benützen gedachten, wie wenig sie seine Drohungen achteten, beschloßen sie erst am 17. Heum. den Statthalter und die Erzherzogin an ihrer Reise nicht länger zu verhindern. Diese verließen am 19ten Brüssel: Belgiojoso, der dem hohen Adel besonders verhaßt geworden war, folgte den 20ten, um nicht wieder in die Niederlande zurückzukehren. Zugleich, also nachdem die von dem Kaiser gestellte Frist verstrichen war [1], sandten sie Deputirte nach Wien, nachdem sie vorher die Vorsicht gebraucht hatten, ihnen eine Instruktion zu ertheilen, welche eine gütliche Beilegung des Streits rein unmöglich machte. Der einzige Zweck der Deputirten war nach derselben: »die Wünsche der Nation, und die Ehrfurcht »derselben gegen Se. Majestät zu den Füßen des Thrones »zu bringen. Die Deputirten werden bei jeder Gelegenheit »äußern, daß die Stände durch ihre Sendung nur den Wün»schen Sr. Majestät willfahren, keineswegs aber ihren Befehl »erfüllen, und dieses um so mehr, weil kein Grundgesetz des »Landes, auch nicht der Wille des Landesfürsten sie zu so »einer Deputation, es sey denn aus dem oben erwähnten »Zweck, zwingen kann oder darf. Aus diesem festgesezten »Grunde folget noch, daß das große Interesse der Nation »und der Gegenstand dieser Sendung nicht das mindeste mit »einander gemein haben können. Gleich nach ihrer Ankunft »zu Wien werden sie von dem Kaiser eine Audienz begehren,

[1] Nach Coxe hätten die Deputirten die Frist eingehalten, und waren schon den 15len zur Audienz in Wien erschienen. Dieß ist unrichtig, wie man aus obiger Darstellung sieht.

»in welcher ſie Se. Majeſtät der Geſinnungen der Ehrfurcht, »der Anhänglichkeit und der Treue der ganzen Nation ver»ſichern, und den allgemeinen Wunſch aller Belgier vortragen »werden, daß Se. Majeſtät die Gnade haben wollen, die »Depeſche ihrer königlichen Hoheiten vom 30. Mai, ohne Ver»ſchub und ohne Einſchränkung zu unterzeichnen. So wie »dieſes Gehör geendet ſeyn wird, iſt es ihnen ausdrücklich »verboten, ſich bei einer andern Audienz, Konferenz, Berath»ſchlagung, ſelbſt nicht bei einem Gaſtmahl oder bei einer »Geſellſchaft einzufinden. Auf gleiche Weiſe iſt es ihnen »verboten, während ihres Aufenthalts in der Hauptſtadt, eine »Schrift, Note, Memoire, Brief u. dgl., von was immer »für einer Stelle oder Kanzlei, anzunehmen. Die Deputirten »werden auf keinerlei Art und unter keinerlei Vorwand »mündlich oder ſchriftlich über Staatsgeſchäfte verhandeln, und »ſich wohl hüten, mit den Miniſtern oder Angeſtellten auch »nur die geringſte Verbindung zu unterhalten. Sie ſollen »ſich alles Briefwechſels, ſowohl zu Wien als zu Brüſſel, »über die gegenwärtige Lage der öffentlichen Angelegenheiten »enthalten. Indeſſen iſt es ihre Pflicht, in die Abſichten und »Grundſätze des Wiener Miniſteriums ſo tief als möglich »einzudringen, beſtändig ein wachſames Auge auf Alles zu »haben, was die niederländiſchen Händel betreffend, bei Hofe »vorgeht; damit ſie bei der geringſten kriegeriſchen Bewegung, »oder dem erſten Anſchein, der zu brauchenden Gewalt, »ihren Kommittenten ſogleich durch eilfertige Kouriere davon »Nachricht geben können. Man wird ihnen eine eigene »Chifre mittheilen, deſſen ſie ſich in ihren, mit der möglichſten »Genauigkeit und Beſtimmtheit zu verfertigenden Berichten

»bedienen werden. Zwei Wochen nach ihrer ersten Audienz »werden sie die zweite ansuchen, um sich zu beurlauben. In »dieser werden sie die Versicherung der Gesinnungen wieder»holen, von denen die Nation gegen den Souverän durch»drungen ist, und Se. Majestät zu überzeugen suchen, daß »sie ihren Kommittenten mit aller Treue Alles hinterbringen »werden, was Se. Majestät die Gnade haben wollen, ihnen »aufzutragen; aber so wie man Staatsgeschäfte auf das Ta»pet bringen wird, müssen sie ein unverbrüchliches Stillschwei»gen beobachten. In dem Falle, daß Se. Majestät während »der Zeit sich von der Hauptstadt entfernen sollten, werden »die Deputirten die Abschiedsaudienz noch eher ansuchen, und »diese mit der Erklärung: daß sie sich nicht länger aufhalten »könnten noch dürften; weil ihre Kommittenten dafür hielten, »daß ihre Rückkehr nothwendig, und für das gemeine Wohl »des Vaterlandes vortheilhaft sey. Endlich erwartet man »von den Einsichten, den Talenten und der Treue aller De»putirten, daß sie sich des wichtigen Auftrags, mit dem sie »das Vaterland beehret hat, zur Zufriedenheit aller ächten »und guten Bürger entledigen werden. Die Blicke des halben »Europa werden auf ihre Schritte gerichtet seyn, und ein »gerechter und dauernder Ruhm wird einst ihre Bemühungen »krönen. Ein Glück für sie, wenn sie es durch ein kluges »Betragen, und durch eine weise unerschütterliche Standhaf»tigkeit dahin bringen, daß zwischen dem Fürsten und seinen »Unterthanen ein glückliches Einverständniß, die wahre »und einzige Quelle des Völkerglücks, befestigt werde.«

Als die Deputirten in einer Audienz dem Kaiser die Beschwerden der Nation vortrugen, zugleich aber Versicherungen

ihrer Treue und Ergebenheit vorbrachten, hielt, nach Coxe, der Kaiser seinen Unwillen mit Mühe zurück. Nachdem sie geendigt hatten, hätte er ihnen durch den Grafen Cobenzl folgende Antwort vorlesen lassen [1]: »Leere Worte können das höchste Mißfallen, welches meiner belgischen Provinzen Benehmen in mir erregt, nicht mindern; bloß die That wird mir die Aufrichtigkeit eurer Betheurungen beweisen. Ich habe den Fürsten Kaunitz beauftragt, euch schriftlich gewisse Artikel zuzustellen, die vor aller weitern Ueberlegung vollzogen werden müssen. Nur schneller und vollkommener Gehorsam kann Alles wieder in die gehörige Ordnung bringen, und der Unterbrechung des Verkehrs ein Ziel setzen. Täglich beweise ich euch, daß das Glück meiner Unterthanen mein einziger Zweck ist, und ihr müßt euch überzeugen, daß ich keineswegs gedenke, eure Verfassung umzustürzen, da ich nach allen begangenen Freveln, und nach dem ihr meinen ganzen Unwillen erregt, euch trotz aller Macht, worüber ich verfügen kann, dennoch wiederholt versichere, daß ich eure Freiheiten aufrecht halten werde [2].«

Ungeachtet dieser üblen Anzeichen bewirkte doch die persönliche Güte des Kaisers ein so gutes Einvernehmen mit den Deputirten, daß diese ohne jene beschränkenden Aufträge, die zwischen dem Hof und der Nation obwaltenden Mißhelligkeiten ohne Mühe hätten beilegen können. Der

---

[1]) Coxe 4ter Bd. S. 479.

[2]) Abschriften der Reden der Abgeordneten bei ihrem ersten Gehör, und der ihnen vom Unterkanzler, Grafen Cobenzl, vorgelesenen kaiserlichen Antwort in Keiths papers. S. auch Keiths Brief an den Lord Caermarthen vom 18. August.

Kaiſer empfing ſie mit ſeiner gewohnten Leutſeligkeit, die ſie, welche einen ſtrengeren Empfang erwartet hatten, ſo bezauberte, daß ſie dem Fürſten Kaunitz, der ſie fragte, wie ſie den Kaiſer gefunden hätten, antworteten: „Oh ce n'est pas un Empereur, c'est un Père! (Oh! er iſt nicht Kaiſer, er iſt vielmehr Vater!) Der Anſtand und die Wohlredenheit des Herrn Petit, Deputirten von der Grafſchaft Hennegau, zog vorzüglich die Aufmerkſamkeit des Monarchen auf ſich. Er ſchilderte in einer kurzen, bündigen Rede die Beſchwerden der Stände, aber auch zugleich ihre angebliche Treue und Liebe gegen den großen Souverän, dem ſie anzugehören das Glück hätten. Allein der Kaiſer, welcher wohl wußte, wie er ſolche Komplimente zu nehmen habe, erwiederte lächelnd: Laissons à present à part les Ceremonies, et parlons en amis [1]).

»Vergeſſen Sie,« ſagte er ein anderes Mal zu ihnen, »daß Sie Ihren Souverän vor ſich haben, ſehen Sie in mir nur Ihren und der Nation Freund, und ſprechen Sie frei, wie ſie denken.«

Als die niederländiſchen Deputirten ihre Abſchiedsaudienz bei dem Kaiſer hatten, waren ſie durch ſeine Freundlichkeit ſo gerührt, daß ſie ihn erſuchten, in Perſon nach den Niederlanden zu kommen, worauf der Kaiſer ſeinen Hut abnahm, und, indem er ſolchen den Deputirten zeigte, ſagte: »Ihr ſeht, meine Herren, daß ich nur eine ſchwarze Kokarde trage.« »Gleichwohl werden Ihre getreuen Brabanter (verſezte ſogleich einer der Deputirten) ſich vor Ew. Majeſtät

[1]) Cornova Leben Joſ. II. S. 358.

Füßen niederwerfen, wenn uns die Gunst, um welche wir bitten, zugestanden wird« [1]).

Der durch diese Zusammenkünfte mit dem Kaiser erreichte Erfolg war, bei den so weit gediehenen Mißverhältnissen, ein sehr glücklicher zu nennen. Der Kaiser, welcher sah, daß man weder in seinem Sinne gehandelt, noch den Zweck seiner Anstalten richtig gedeutet hatte, und daß die auswärtige Unterstützung, welche die Widerspenstigkeit seiner Stände gefunden hatte, schwere politische Folgen nach sich ziehen könne, soll, nach einer damals oft wiederholten Sage, durch die Deputirten den Ständen den Antrag gemacht haben, »daß er ihren Wünschen zwar nachgeben wolle, aber erst nach Leistung einer der Beleidigung seiner Würde entsprechenden Genugthuung für ihre eigenmächtigen Schritte. Diese sollte darin bestehen, daß die Stände Alles in den Stand der Dinge vor dem 1. April zurückversetzen, worauf er das Ihnen Mißfällige in diesem Zustand aus landesfürstlicher Gewalt selbst aufheben würde.« Mit diesem Gerücht stand in wirklicher Uebereinstimmung der Befehl halt zu machen, welcher den nach den Niederlanden beorderten 50,000 Mann, mit Ausnahme eines einzigen Regimentes, an der österreichischen Grenze gegeben wurde. Eine Versöhnung schien sonach gewiß, und in der nächsten Zeit auch vor den Augen der Welt mit Leichtigkeit öffentlich herzustellen.

Inzwischen hatte der kommandirende General in Belgien, Murray, der die Statthalterei vertrat, durch einen Eilboten geheime Befehle erhalten, welche in Uebereinstimmung

---

[1]) Leben und Gesch. Jos. II. 4ter Bd.

mit der den Deputirten gegebenen Versicherung gewesen seyn dürften. Denn dieser eröffnete den 28. August den Ständen in Brüssel im Namen des Kaisers [1]): daß in den niederländischen Provinzen vorläufig Alles wieder in denselben Stand gesezt werde, wie die Sachen am 1. April dieses Jahres waren, daß die Universität und das Seminarium zu Löwen nebst den dabei angestellten Personen, wieder in den Stand gesezt werden, in welchem sie waren, oder in welchem sie, den Befehlen des Monarchen zufolge, vor dem 1. April hätten seyn sollen. Dasselbe sollte in Ansehung des Seminariums zu Luxemburg geschehen, die Stände aller Provinzen sollten ihre Subsidien in Richtigkeit bringen, die bürgerlichen Corps ihre Waffenübungen einstellen, und ihre Uniformen, Kokarden und alle übrigen Kennzeichen des Partheigeistes ablegen, alle Arten unerlaubter Associationen sollten aufgehoben, und jedem Magistrate erlaubt seyn, in Ermangelung der Truppen, die schicklichsten Maßregeln zur Handhabung der Polizei und guten Ordnung zu ergreifen. Die vor dem 1. April aufgehobenen Klöster sollten aufgehoben bleiben, und die seit der Zeit geschehene Ernennung zu den erledigten Abteien nichtig, und für die ernannten Geistlichen ohne Wirkung seyn. Alle Zivilbeamte, die sich in ihren Aemtern gegenwärtig nicht befinden, sollten in dieselben wieder eingesezt werden, ausgenommen jedoch die Intendanten und Glieder der neuen Gerichtshöfe, welche beide Gegenstände sich Se. Majestät zu weiterer Berathschlagung vorbehalten wollen. Alles, was Brüderschaft betrifft,

[1]) Wolf; Gesch. der k. Ver. S. 570.

oder was eine Beziehung auf geistliche Personen hat, und überhaupt Alles, ohne die mindeste Ausnahme, sollte wieder auf den Fuß gesezt werden, wie es in dem benannten Zeitpunkt war.

Hinsichtlich der Subsidien wurde den Ständen bedeutet, daß sie in gewöhnlichem Betrage entrichtet werden sollten, denn der Kaiser verschmähte es, die ihm höchst unpatriotisch angebotene Erhöhung der Abgaben anzunehmen. Allein das insurgirte Volk war nicht geneigt, die Zeichen seiner Macht und seiner Gesinnung so schnell abzulegen, besonders da man Murrays Befehle nicht durch hinlängliche Militärmacht unterstüzt wußte. Da sowohl Kokarden als Uniformen immer noch getragen wurden, sah sich Murray zu ernstlichen Schritten genöthigt, wodurch Tumulte den 20. Oktober in Brüssel und Mecheln entstanden, und Blut vergossen wurde. Um weiteren Unordnungen vorzubeugen, erklärte nun Murray am folgenden Tage abermals im Namen des Kaisers [1]: daß die Landesverfassungen, Grundgesetze, Privilegien und Freiheiten, kurz die Joyeuse Entrée, den Inaugurationsacten Sr. Majestät gemäß, sowohl in Ansehung der Geistlichkeit als des Civilstandes, unverlezt erhalten werden und bleiben sollen; daß die neuen Justiztribunale, die Intendanten und Kommissäre gänzlich aufgehoben seyn und bleiben sollen; daß die Ordnung der Justiz, die Stände und ihre Deputation, die Administration in den Städten und auf dem Lande in Zukunft auf dem alten Fuße bestehen sollen; daß folglich die Stellen der Oberämter und Civilgouverneurs

[1] Daselbst S. 571.

fortdauern, die Erhaltung der Stände in ihrem unverlezten Zuſtande, ebenfalls die Erhaltung der Abteien, deren Aebte Mitglieder dieſer beſagten Stände ſind, in ſich begreifen, und die Abteien mit Aebten der Joyeuse Entrée und den Konſtitutionen gemäß, verſehen werden ſollen, und daß man ſich wegen Gegenſtänden, die der Joyeuse Entrée zuwider ſind, mit den Ständen, ihrem Verlangen gemäß, verſtehen werde.

In Folge deſſen ſchien faſt alles Mißvergnügen im Volke plötzlich verſchwunden, und die froheſte Laune deſſelben gab ſich laut und unzweideutig kund. Alles, was es befürchtet, und von der Geiſtlichkeit bethört, geglaubt, war, daß man es ſeiner Freiheiten berauben werde, und die Widerlegung dieſes Wahns ſchlug mit einem Male die Inſurrektion nieder — zum Beweiſe, daß ſie nur künſtlich erregt, und durch die Intriguen einer Faktion unterhalten ſey, die nichts weniger als für die Intereſſen des Volkes wirkte, und ſeinerſeits der römiſchen Kurie, andererſeits einer Macht diene, die den Zuwachs der moraliſchen und politiſchen Größe Joſephs II. mit Neid und Eiferſucht gewahrte.

Zwölftes Kapitel.

Neue Intriguen der Geiſtlichkeit.

Allgemein wähnte man nun die Niederlande beruhigt, und im Vertrauen auf die hergeſtellte Zufriedenheit des Volkes kehrte der Statthalter mit ſeiner Gemahlin wieder nach Brüſſel zurück. Allein Joſeph ließ ſich durch dieſen Anſchein nicht berücken, und verkannte keinen Augenblick, daß

die Mittel, wodurch Murray wider seinen Willen die Unruhen beschwichtigt, keineswegs das Uebel entwurzelt hatten. Die Aufträge, welche er dem Grafen Trautmannsdorf gab, zeigten seine Ansichten von den belgischen Unruhen und den erforderlichen Mitteln ihnen zu begegnen.

»Die Epoche ist nun da,« schrieb er den 8ten Oktober 1787 an den Grafen [1]), »welche erheischt, daß Sie sich sobald »als möglich nach den Niederlanden begeben. Sie werden in »der Staatskanzlei erfahren, daß man die Unruhen für been»digt hält. Allein Murray hat sie durch beinahe eben so »große Fehler geendigt, wie Belgiojoso und ihre königlichen Hoheiten, er hat eine Art Emeute veranlaßt, er hat »das Militär insultiren lassen, ohne Genugthuung zu for»dern, er hat in allen Stücken nachgegeben, und den Stän»den eine Erklärung mitgetheilt in meinem Namen, welche »geradezu den Befehlen entgegengesezt ist, welche ich ihm gege»ben habe, weßhalb ich mich veranlaßt sehe, in Betracht der »Schwäche dieses unfähigen Mannes, seinen Platz dem General»lieutenant d'Alton zu überlassen. Er ist ein Mann von »hinlänglicher Festigkeit und vielem Verstand, und ganz für »diese Stellung passend. Was ihre Verhaltungsregeln betrifft, »so besteht das Wesentlichste derselben darin, daß Sie gleich »nach Ihrer Ankunft in den Niederlanden erklären, von allem »Vorgefallenen nichts hören zu wollen, und Befehl hätten, »sich in keine Art von Unterhandlung mit den Ständen ein»zulassen, in Bezug auf diese ärgerliche Geschichte; daß die

[1]) Fragmens p. servir à l'histoire des evenemens aux Pays-bas p. l. Comte. Trautmannsdorf Anal. 1792.

»Tribunale auf dem alten Fuß bleiben ſollen, ebenſo die großen »Räthe und Municipalgerichte, im Uebrigen Alles in den »Stand vom April zurückzuführen. Es iſt dieß die einzige »Art, alle Intriguen zu unterdrücken, von welchen man ſonſt »kein Ende abſehen würde. Man muß Geduld haben, Vieles »anzuhören und mit verſchiedenen Individuen zu ſprechen, »allein man muß ſtandhaft ſeyn, und ſich nicht aufhalten »noch einſchüchtern laſſen. Es wird ſogar gut ſeyn, die gege»benen Befehle durch eine hinlängliche Gewalt zu unterſtützen, »und nicht eher nachzugeben, bis alles vollbracht iſt, und ſich »weder von Drohungen noch Verſprechungen bethören laſſen. »Man muß die kompromittirten Beamte nach und nach ent»fernen. Was Cornet de Grez betrifft, der Belgiojoſo, »Ihre Königliche Hoheiten und ſelbſt Murray getäuſcht hat, »und die Seele der Stände geweſen iſt, ſo wird deſſen Entfer»nung wohl ſchon ausgeführt worden ſeyn. Die ſchlechteſten »Geſinnungen hegt der Rath von Brabant. Der Kanzler »Crumpipen iſt, wenn er als reeller Mann ſprechen will, »vor Allen im Stande, die hartnäckigſten Unterthanen anzu»zeigen.«

Dieſer Auftrag war klar und beſtimmt; er ſchrieb ein Betragen gegen die Nation vor, das verſöhnend, aber feſt und würdevoll ſey, und auf der Vollziehung jener Befehle beſtehe, welche das Wohl des Landes zum Zwecke hatten. Joſeph hatte, indem er die Grundzüge des gegen die Niederlande zu beobachtenden Syſtems entwarf, vorausgeſehen, was ſich gleichzeitig in den Niederlanden begab. Die Geiſtlichkeit, welche ihren Zweck, die Eröffnung des Generalſeminariums vereitelt ſah, und an den politiſchen Hauptintereſſen

des Volks sehr wenig Antheil nahm, sezte neuerdings Alles in Bewegung, um die völlige Beruhigung des Volkes zu hintertreiben. Sie hielt zu Brüssel eine Zusammenkunft, worin beschlossen wurde, alle übrigen Stände zum gemeinschaftlichen Beistand aufzurufen. So kam eine neue Vorstellung an den Kaiser zu Stande, welche sie an demselben Tage abgehen ließen, an welchem der Kaiser dem Grafen Trautmannsdorf obige Instruktion gegeben hatte [1]). Es hieß in derselben: »Es konnte, Sire, nur mittelst eines verfänglichen und inkon»sequenten Edictes geschehen, daß die ohne alle gerichtliche »Formalität abgeordneten Agenten sich der Güter mehrerer »Klöster bemächtigten, die über drei Millionen betrugen. Eben »diese Klöster wurden hierauf, ohngeachtet des Widerspruches »von Seite der Stände, wirklich aufgehoben, ohne daß je ein »wirklicher Beweis von ihrer vorgeblichen Nutzbarkeit vorge»bracht, und ohne daß überhaupt die Rechtsordnung bei diesem »Verfahren jemals beobachtet worden ist.«

»Es folgt also hieraus, daß dergleichen gegen die Funda»mentalgesetze vorgenommenen Klösteraufhebungen den Rechten »nach ungültig seyen, und daß die Individuen dieser Klöster »allerdings befugt waren, die Wiederherstellung ihrer Kommu»nitäten zu reklamiren. Unserer Seits können wir zu keinen »Zeiten einer solchen Befugniß entsagen.«

»Im Vertrauen auf diese Fundamentalgesetze haben bei»nahe alle aufgehobenen brabantischen Klöster sich in Adressen »an uns gewendet, und, so viel an ihnen lag, gegen ihre »Aufhebung protestirt. Wir wagen es, zu hoffen, daß Eure

*) S. Wolf Gesch. d. k. B. S. 572.

»Majeſtät ſolche Vorſtellungen, die ihnen von den intereſſirten »Partheien und vorzüglich von denjenigen Klöſtern gemacht »werden können, deren Wiederherſtellung am meiſten nützlich »und ausführbar ſeyn würde, einer gnädigen Aufmerkſamkeit »würdigen werden.«

»Um unſere Dienſte hierin anwendbarer und nützlicher zu »machen, und auch Höchſtdero fromme Abſichten eher erfüllen »zu können, müſſen Eure Majeſtät zu verordnen geruhen, daß »wir durch unſere Kommiſſarien die unbeſchränkteſte Aufſicht »über die Verwaltung der in Brabant aufgehobenen Kloſter»güter haben dürften, und daß die Agenten der Kaſſe in allen »Stücken verantwortlich ſeyn müßten.«

»Was die unterdrückten geiſtlichen Brüderſchaften betrifft, »ſo haben wir Eurer Majeſtät unterthänigſt vorgeſtellt, daß »nach Inhalt des Inauguralvertrages das Eigenthum derſelben »nicht weniger heilig als jedes andere Eigenthum ſey; daß »folglich die Unterdrückung der Brüderſchaften, ſo wie jeder »andern frommen Anſtalt, nichts anders, als nach den her»kömmlichen Rechten geſchehen könne; und daß, nachdem die »Zuſammenſchmelzung der Brüderſchaften in eine einzige unter »dem Namen der thätigen Nächſtenliebe nicht ſtatthaben kann, »ihre allgemeine Unterdrückung eben ſo zwecklos als ungerecht »wäre.«

»Eure Majeſtät geruhen demnach zu verordnen, daß die »geiſtlichen Sodalitäten, ſo wie es die Natur der Sache und »die gegenwärtige Verwirrung erheiſchen, auf dem Fuße der »Fundamentalgeſetze und der im Namen Eurer Majeſtät ge»gebenen Erklärung einſtweilen verbleiben ſollen.«

»Wir wiederholen die Bitte, die schon in unsern unter-
»thänigsten Vorstellungen vom 22. Brachm. an Eure Majestät
»gelangt ist, daß nämlich Höchstdieselben die Beeinträchtigungen
»heben möchten, welche in unserm Konstitutionsgesetze durch
»die irrig eingeführten Veränderungen auf der Universität zu
»Löwen, oder vielmehr durch die gänzliche Zerrüttung dieser
»berühmten Schule gemacht worden sind. Es ist keinem Zweifel
»unterworfen, Sire, daß diese Universität ein brabäntischer
»Landstand sey, und daß ihr in dieser Beziehung alle jene
»Privilegien angehören, die mit einer solchen Eigenschaft ver-
»bunden sind. Eure Majestät geruhen also zu verordnen, daß
»die Universitätsangelegenheiten auf ihrem alten Fuße, und
»bei allen ihren Privilegien, worunter auch das Wahlrecht
»begriffen ist, so lange verbleiben mögen, bis mittelst einer
»gesetzmäßigen Visitation den Mißbräuchen abgeholfen wird,
»die sich allenfalls eingeschlichen haben mögen, und von wel-
»chen im Verlauf der Zeit selbst die weisesten Anstalten nicht
»verschont bleiben.«

»Eine Universität, Sire! und theologische Studien, füh-
»ren mittelst einer natürlichen Folge auf den Plan eines
»Generalseminariums. Dieser Plan wurde Eure Majestät
»vorgelegt, um Einförmigkeit in dem Unterricht herzu-
»stellen. Allein wer kann dafür stehen, daß zween Schüler,
»die den gleichen Unterricht genießen, auch die gleichen Grund-
»sätze, die gleichen Regeln und die gleiche Methode sich eigen
»machen, und nicht vielmehr aus eben denselben Grundsätzen
»entgegengesezte Schlüsse folgern werden? An dieser Klippe
»pflegt gemeiniglich die Schwäche des menschlichen Verstandes
»zu scheitern. Wer die Kunst verstände, alle Christen zu

»vereinigen, würde mit noch weniger Mühe allen materiellen »Körpern Gleichheit geben können.«

»Carl der Große gab, nachdem er die Barbaren gede»müthigt hatte, den Bischöfen Mittel an die Hand, ihre Se»minarien wieder herzustellen, ohne hiemit in der alten Dis»ciplin die geringste Abänderung vorzunehmen.«

»Der Unterricht und die Aufsicht über die Lehre ist den »Bischöfen ganz entrissen, und das neue Seminarium hat »gleich bei seinem Entstehen den Vorschmack von jener ver»dächtigen Lehre gegeben, die schon seit vielen Jahren in die»sen Provinzen wegen der Unruhen, die sie verursacht, verdammt »worden ist. Welche Unruhe, Sire, muß nicht in der Kirche »entstehen, wenn das Papstthum verachtet, und in einen lei»denden Zustand versezt ist, in welchem es seine Stimme nicht »mehr erheben kann.«

»So wie überhaupt die Errichtung eines Generalsemina»riums für die Kirche höchst nachtheilig wäre, so würden dadurch »auch insonderheit die Abteien und Mönchsorden vernichtet.«

»Nachdem wir nun alle Hinderniſſe, die der Errichtung »eines Generalseminariums im Wege stehen, dargestellt haben, »so fügen wir noch bei, daß die vorhabende Vereinigung aller »Stiftungs- und Stipendiengelder für diese Anstalt dem gehei»ligten Gesetze der Stiftungen, dem Eigenthumsrecht und folg»lich unsern Constitutionsgesetzen entgegen sey. Wir bitten also »Eure Majestät durch die heiligsten Gründe der Religion, um »Dero bekannten Frömmigkeit und um der Liebe gegen Dero »Unterthanen willen, das Generalseminarium gänzlich aufzu»heben, und an dessen Stelle die bischöflichen Schulen wieder »eröffnen zu lassen.«

»Endlich wagen wir es, Eure Majeſtät mit eben ſo viel »Zutrauen als Unterwürfigkeit zu bitten, daß Höchſtdieſelben »den Biſchöfen die geiſtliche Gerichtsbarkeit, vorzüglich in Ehe»ſachen, würden einzuräumen geruhen. Dieſe Gerichtsbarkeit »haben ſie durch alle Jahrhunderte hindurch ausgeübt.«

»Ein ſolches Recht, eine ſolche Gerichtsbarkeit, eine ſolche »Kirchenfreiheit iſt den Brabäntern nicht nur durch die Joyeuse »Entrée, durch die unverwerflichen Konkordate, ſondern auch »durch den Eid verſichert worden, der in Höchſtdero Namen »am Tage der Huldigung Eurer Majeſtät geleiſtet wurde.«

Um ſolchen Schritten Nachdruck zu geben, vereinigten ſich die fanatiſchen Ordensgeiſtlichen in Teutſchland mit den niederländiſchen zur Ausübung der verwerflichſten Aufwieglungskünſte. Die Exjeſuiten werden beſchuldigt, beſonderen Antheil an dieſen Umtrieben genommen zu haben. Eine Menge Schmähſchriften gegen den Kaiſer wurden nach den Niederlanden geſendet, und ein Exjeſuite in dem bairiſchen Kloſter Dillingen wird angeklagt, ganze Ballen aufrühreriſcher Pamphlets über Lüttich nach Brabant und Flandern verſandt zu haben [1]). Es erſchien in der Folge unter trügeriſchem Titel eine Quinteſſenz aus allen dieſen Libellen, welche einen rohfanatiſchen Geiſt der Rache athmet [2]). Darin werden die von dem Kaiſer angeſtellten Aufſeher des Generalſeminariums Ketzer, Böſewichte und Apoſtaten geſcholten, deren Lehren

---

[1]) Wolfs Geſch. der kirchl. Ver. S. 584.

[2]) Recueil des Répresentations, Protestations et reclamations faites à Sa Majesté Imp. par les Réprésentans et États des provinces des Pays-bas-Autrichiens. T. II. p. 38. 50. 56. 203 etc.

durchaus schismatisch seyen. Die gemeinsten Schimpfwörter werden gegen sie ausgestoßen [1]), die schändlichsten Laster ihnen aufgebürdet. Der bekannte Professor Stöger war dieser Quelle nach eben so unwissend als ungläubig, seine Bücher waren aber Produkte des abscheulichsten Lutherthumes. Le Plat, Marant, de Mazieres und die übrigen von Joseph begünstigten Lehrer an der hohen Schule zu Löwen wurden nicht minder mißhandelt. Alle Schriftsteller und Lehrer, welche Josephs Reformen vertheidigten, wurden mit Schmähungen überhäuft. Lauber, der Verfasser einer Pastoraltheologie, Gazzaniga, der Bischof von Stock, der Abt Rautenstrauch von Braunau und die sämmtliche ungarische, böhmische, österreichische, tyrolische und mailändische Geistlichkeit waren ihnen eine verführte Horde einer ruchlosen Sekte.

Diese geistlichen Pasquillanten vertheidigten die Bulla in Coena domini mit Eifer und suchten das Volk und die studirende Jugend in ihren Religionsbegriffen zu beirren. Sie hörten nicht auf von den Gefahren zu sprechen, von welchen die Religion bedroht werde, beschuldigten den Monarchen der Absicht, anstatt der katholischen eine andere Religion

---

[1]) Wolf, S. 684. „Man begnügte sich nicht, ihre Orthodoxie zu bestreiten; man nannte sie sogar Hunde, Landstreicher und Leute ohne Talente, die geschickter wären, Ochsentreiber zu seyn, als junge Menschen, die zum Dienste der Kirche bestimmt sind, auf dem Wege des Herrn zu leiten. Schon ihre schlechte Aeußerung, ihre Brutalität, reichen hin, rechtschaffene Jünglinge und Katholiken von sich zu verscheuchen."

einzuführen, und prieſen die von der Regierung zur Verantwortung Gezogenen als Märtyrer des wahren Glaubens [1]).

Durch dieſe Einwirkung auf die Gemüther werden die nachfolgenden Ereigniſſe hinlänglich erklärt. Als der Kaiſer ſeinen unabänderlichen Entſchluß verkündigen ließ, das Generalſeminarium den 15ten Jenner zu öffnen, zeigten ſich die Früchte dieſer Saat. Ein gewaltiger Tumult entſtand zu Löwen und den 8ten Chriſtm. 1787 ward Le Plat, der Lehrer des Kirchenrechts daſelbſt, als er den Hörſaal verließ, von Studenten, jungen Mönchen und Straßenpöbel mit Koth und Steinen beworfen. So oft er von da an in das Kollegium ging, mußte er ſich von Militär eskortiren laſſen, und ſelbſt dieſe Vorſicht konnte ihn nicht völlig vor Mißhandlungen ſchützen [2]).

Der Erzbiſchof von Mecheln, Kardinal Frankenberg, anſtatt ſolchen Scenen ernſtlich zu begegnen, begnügte ſich, ſein Bedauern darüber auszudrücken, und dem Kaiſer Ende des Chriſtm. 1787 vorzuſtellen [3]): »Daß das dort eingeführte »neue Lehrſyſtem, die gewagten und zweideutigen Erklärungen »und Vorträge des Profeſſors Le Plat, der ohnehin durch »ſeine unvorſichtige Freidenkerei nur allzuſehr ſchon verdächtig »geworden iſt, die hitzigen Reden des Abbé du Four, »und endlich der Zwang, womit man die Unterzeichnung des »Plans der Statuten von den Zöglingen des Seminariums

[1]) Daſelbſt Th. II. III. IV.

[2]) Nouvelles ecclesiastiques pour l'année 1788. d. 2. April p. 53. — Wolf, Geſch. d. k. B. S. 589.

[3]) Daſelbſt S. 590.

»erzwingen wollte — eben so viele Ursachen der Bewegungen, »Gewissensängsten und Mißtrauens seyen, die man unter der »geistlichen Jugend dieser Provinzen gewahr wird. Unter »solchen Umständen die Jünglinge wieder zum Eintritt in das Se»minarium zu bewegen, müsse man den Vorschlag machen.

»1) Den Bischöfen die Aufsicht und Besorgung des »dogmatischen Unterrichts und aller Religionswissenschaften »zu versichern. Dieses gebühre ihnen, als den ersten Glau»bensrichtern, schon nach göttlichen Rechten.

»2) Zu verbieten, daß man in geistlichen Wissenschaften »protestantische Autoren erkläre.

»3) Den Professor des Kirchenrechts, Le Plat, abzu»danken, und dagegen den Doktor der Rechte an der Uni»versität, den Professor Nellis, einen gelehrten, klugen und »rechtschaffenen Mann anzustellen.

»4) Die Abbés Stöger u. s. w., vom Seminar zu »entfernen, indem sie durch ihre freimüthige Reden, und »durch ihre Nachläßigkeit in Religionsübungen, alle Ach»tung bei der Jugend verloren haben. Es wäre zu »wünschen, daß ihre Plätze mit niederländischen, dem Genie »der Nation angemessenen, verdienstvollen Geistlichen besezt »würden. Hiezu scheine ihm der Dechant an der Kollegien»kirche zu Löwen, und Präfekt des Kollegiums zu Savoyen, »der Dr. Wendeli, ein vorzüglich würdiger Mann. Auf »solche Art würde das Zutrauen wieder erwachen, und die »Priesterjugend von freien Stücken, nachdem ihr Gewissen »beruhiget wäre, wieder an ihre Pflicht zurückkehren u. s. f.«

Zugleich reichte er bei dem Grafen von Trautmannsdorf eine Entschuldigung über sein, den in Wien gegebenen

Versicherungen des Gehorsams so sehr widersprechendes Betragen ein, welche nichts als leere Deklamationen über Pflicht, Gewissen, Schädlichkeit des Seminariums und verwandte Dinge enthielt, welche tausendfältig wiederholt, schon tausendfältige Widerlegung gefunden hatten [1]). Zu derselben Zeit überreichten die Studenten der Theologie von Löwen eine weitläufige Schrift, deren wesentlicher Inhalt ein Ausdruck des Hasses gegen das Seminarium und die zärtliche Versicherung an den Kardinal war, »daß sie sich heute neuerdings voll kindlicher Liebe mit ihm verbänden [2]).«

Dreizehntes Kapitel.

Trautmannsdorf und d'Alton.

Wie zu erwarten stand, änderte diese wenig ehrerbietige Vorstellung nichts in den Beschlüssen des Kaisers. Inzwischen waren Trautmannsdorf und d'Alton in Brüssel angekommen, aber leider entsprach die Wahl oder unpassende Zusammenstellung dieser beiden Männer nicht den Erwartungen des Kaisers. Abermals äußerte die Verschiedenheit der Meinungen, welche über des Kaisers Reformen und die besten Mittel sie zu fördern herrschten, ihre verderblichen Wirkungen auf die öffentliche Ruhe. Trautmannsdorf war nicht der Mann, des Kaisers eisernen Willen mit der ihm anbefohlenen Festigkeit durchzusetzen, d'Alton scheint seine Aufträge überschritten zu haben, Beide hinderten sich durch Eifersucht, Beide suchten sich von einander unabhängig zu machen: des Kaisers Sache

[1]) Daselbst S. 592.

[2]) Teutsch. Zuschauer S. 130.

mußte dafür Noth leiden. Als Trautmannsdorf in den Niederlanden ankam, war er von der Nation wohl gelitten. Da er bemerkte, daß das Generalseminarium der Hauptstein des Anstoßes sey, bewilligte er auf eigene Verantwortung einen Aufschub der Eröffnung von drei Monaten. »Dafür war ihm der Klerus unendlich dankbar und erwies ihm eine unglaubliche Dienstfertigkeit in allen übrigen Dingen. Die verweigerten Subsidien wurden einstimmig verwilligt, und zwar vorzüglich aus Dankbarkeit, weil man den Ständen einen, der Nation so angenehmen Minister, geschickt habe [1]).« Allein dieser Aufschub einer so wichtigen Maßregel und die Fortsetzung jener zögernden, nachgiebigen, schwankenden Politik, welche ganz und gar des Kaisers Willen entgegen war, und schon den Vorgängern Trautmannsdorfs so viel Ungemach zugezogen hatte, mißfiel dem Kaiser höchlich, und verfehlte zugleich ihren Zweck. Er fand ungeheure Schwierigkeiten an der Regierung, welche durchgehends aus verhaßten Männern bestand, an dem Fanatismus der Partheien, ja selbst an den entschiedensten Freunden des neuen Systems, welche zum Theil Personen waren, die dem Arm der Gerechtigkeit zu entgehen suchten, indem sie sich zu einer Sache bekannten, welche ihnen Schutz zu gewähren versprach. Demungeachtet glaubte er durch Güte und Ueberredung alle Schwierigkeiten zu besiegen. D'Alton dagegen kam »um eine Nation zu besiegen, welche nicht mehr im Aufstande war, ein Land zu erobern, das noch nicht verloren war [2]), sich die Ehre

[1]) *Trautmannsdorf* fragmens p. 12. Diese Zustimmungsakte befindet sich in der Wiener Staatskanzlei.

[2]) Je suis cependant persuadé, sagt Trautmannsdorf, et c'est une justice que je dois lui rendre que tout comme je ne

einer Sache zuzueignen, welche ſchon vollbracht (??) war.« So verſichert Trautmannsdorf. Indeſſen iſt es ſicher, daß beide Nebenbuhler vernünftige Gründe für ihre beiderſeitige Handlungsweiſe hatten, denn einerſeits war die Gewalt gefährlich in einer Zeit, da die Streitkräfte des Staates durch den Türkenkrieg in Anſpruch genommen waren, (was allein den Kaiſer abgehalten haben ſoll, gleich anfangs Gewalt zu brauchen [1]) andererſeits war es ganz undenkbar, daß Ueberredungskunſt und Güte etwas vermögen würden über böſen Willen und fremde Aneiferung.

Wie heillos indeſſen die Zwietracht und Charakterverſchiedenheit dieſer beiden Männer für die niederländiſchen Angelegenheiten geweſen ſind, erſieht man aus ihren eigenen Memoiren, die ſie zur Rechtfertigung ihres beiderſeitigen Betragens ſpäter herausgegeben haben. Trautmannsdorf, der den Plan hatte, durch Ueberredung die Nation zu verſöhnen, ehe ſie noch vollkommen der Regierung abwendig ſey, behauptet, nur das gewaltſame, willkürliche Verfahren d'Altons ſey die Urſache, daß er ſeinen Zweck nicht habe erreichen können. Er (Trautmannsdorf) habe das Vertrauen der Nation in dem Augenblick verloren, als d'Alton

doute pas que je serais parvenu à raméner cette nation par la bontè si javois été seul il l'auroit soumie par la force si depuison arrivèe ou on a commencé, à l'employer elle l'eut toujours également eté.

[1]) Wie auch Schloſſer meint. Vergl. deſſen Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Heidelberg, Mohr, 1823. 1r Bd. S. 329. Die Darſtellung der niederländiſchen Angelegenheiten iſt übrigens in den meiſten teutſchen Geſchichtswerken höchſt unrichtig, weil die meiſten aus Quellen geſchöpft haben, die aus gewißen Urſachen höchſt verdächtig ſind.

am 22ten Jänner 1788 aus Anlaß des Auflaufs, von einigen Dutzend Leuten vom Pöbel, welche die Patrouille beleidigt haben ſollen, mit Flintenſchüſſen das Volk zerſtreut und die ganze Garniſon in die Waffen gerufen habe. d'Alton habe einen Gewaltſtreich auf den andern gehäuft, zuerſt die Bürgergarden abgeſchafft, welche doch konſtitutionsmäßig waren, ſich mit Gewalt des Stadthauſes bemächtigt, um ein Corps der Garde hineinzulegen und Kanonen aufzupflanzen. Von dem Augenblick an hatten weder die Stände noch der Magiſtrat an die Freiheit ihrer Verſammlung geglaubt, und alle ferneren Schritte der Regierung mit Mißtrauen betrachtet. Eine der unglücklichſten Folgen jenes Vorfalls ſey der nachherige Haß gegen das Militär geweſen, welches nicht gefürchtet, aber verabſcheut worden ſey, und das Mißtrauen gegen den Miniſter, da man nicht glauben wollte, daß der Generalkommandant ſolche Unternehmungen ſich ohne Ermächtigung erlaubt habe. Man glaubte von nun an Trautmannsdorf ſey ſtillſchweigend einverſtanden, und wolle die Nation betrügen. Der Klerus insbeſondere habe ihn vollends in Mißkredit gebracht. Dieß ſey um ſo unglücklicher geweſen, da der Kardinal Frankenberg, welcher alle ſeine Schritte leitete, mit einem einzigen Wort den ganzen Aufſtand und alle Unordnungen hätte unterdrücken können, wenn er einfach erklärt haben würde, daß von Ketzerei keine Rede ſey. Die Freunde der, durch das Militär Getödteten, hätten ein ungeheures Geſchrei erregt, und ſich alle Unanſtändigkeiten und Ausſchweifungen erlaubt, ohne daß es möglich geweſen wäre, ſie, wie das Gouvernement ausdrücklich wollte, geſetzmäßig zu beſtrafen, weil es keinen Richter gab, auf den

man zählen konnte. Man habe dem Gouvernement ſo oft vorgeworfen, daß es kein Exempel ſtatuirt, keine Strafen verhängt habe, allein nicht bedacht, daß dieß nicht möglich war, ohne Richter und Zeugen. Es ſey um ſo ſchwieriger geweſen, ein Urtheil zu erhalten, da die Schuldigen aus Mangel an Zeugen nicht überwieſen werden konnten, da der Fanatismus ſo weit gegangen ſey, daß es nicht nur unmöglich war Zeugen herbeizuſchaffen, ſondern daß ſich auch Niemand ein Gewiſſen daraus gemacht habe, zu Gunſten der Angeklagten falſche Eide zu ſchwören, wozu die Prieſter ausdrücklich ermächtigt hätten [1]).

Dagegen beklagt ſich d'Alton in ſeinen Briefen an den Kaiſer bitter über die Unentſchiedenheit, Schwäche und Nachgiebigkeit des Gouvernements, welches, indem es die anbefohlenen Maßregeln aus Furcht immer verzögere, dennoch

[1]) On a souvent reproché au Gouvernement de n'avoir pas statué d'exemple, de n'avoir pas puni. Mais le pouvoit il sans juges et temoins? Les tribunaux envisageoient la chose sous un point de vue bien différent de celui où elle l'eut été par des juges impartiaux. Il etoit outre cela d'autant plus difficile d'obtenir une sentence, que les délits ne pouvoient se prouver faute de temoins, le fanatisme allant si loin, quil étoit non seulement impossible de s'en procurer mais qu'autorisé par les prêtres, personne ne faisoit difficulté de preter de faux sermens ce qui difficultoit aussi les punitions qu'on eut pu infliger sans juge ni sentence en flagrant délit. Si tout le monde eut fait son devoir, comme il a été dit plus haut, et qu'on eut pu obtenir du Conseil de Brabant ce qu'on pouvoit en exiger evec justice, il y auroit certainement eu de quoi statuer des exemples et punir, mais la conduite criminelle de ce tribunal tenoit alors a d'autres causes! Causes auxquelles on pourroit attribuer tout le mal qui s'est fait? (*Trautmannsdorf* fragmens p. 20.)

weder die Prieſterſchaft noch das Volk gewinne, ſondern nur des Kaiſers Abſichten vereitle. Seine Beſchuldigungen erſchienen in dieſer Beziehung um ſo gerechter, da Trautmannsdorf ſelbſt eingeſteht, wie die Vernünftigſten der Meinung waren, es ſey weit rathſamer, die Stände und die ganze ſo verſchiedener Auslegung fähige Conſtitution abzuſchaffen, als die Mißverſtändniſſe zwiſchen Volk und Regierung noch länger zu unterhalten. War es aber wohl etwas Anders, das dieſe Mißverſtändniſſe unterhielt, als das Syſtem der Beſchwichtigung gleichbedeutend mit Täuſchung, welches dem Volk immer verſprach, was der Kaiſer nie zu gewähren entſchloſſen war, und den Kaiſer immer glauben machte, das Volk werde endlich, durch Güte bewogen, den Widerſtand gegen Maßregeln aufgeben, welche die Anführer des Volks niemals zu geſtatten Willens waren. Trautmannsdorf verſichert, er allein habe wenigſtens das bewirkt, daß der unglückliche Ausgang der belgiſchen Empörung um zwei Jahre verzögert worden ſey, allein wer ſollte ihm dafür danken: das Volk, welches in ewiger Ungewißheit in dieſen zwei Jahren von allen Qualen bürgerlicher Unruhen gemartert worden iſt, oder der Kaiſer, der nach zweijährigem Verdruß, nach den größten Opfern und einer weſentlichen Abnahme ſeiner moraliſchen Macht am Ende ſeiner Tage doch eine Provinz verlieren mußte, deren Beſitz in dem Zeitraume der künſtlich unterhaltenen Unruhe nur ein Hinderniß ſeiner Thätigkeit und ein Uebel war.

Hingegen ſcheint d'Alton durch gehäſſiges und despotiſches Auftreten, den Krieg gegen ein unglückliches Volk mehr als eine Ehrenſache, denn als eine unglückliche Nothwendigkeit betrachtet, bei aller Gerechtigkeit ſeiner Klagen, des Volkes

Unwillen gegen ſich provozirt zu haben. Nach übereinſtimmendem Urtheile war er indeß ein gutes Schwerdt in der Hand ſeines Souverains, und ſeine Willkürlichkeit hat mehr ihm ſelbſt, als dieſem geſchadet. Nach ſeinen Briefen habe das Gouvernement die weſentlichſten Aufſtände ignorirt und ihre Urheber immer durchſchlüpfen laſſen. Der Auflauf vom 22ten Jänner erſcheint nach ſeinen Angaben ſehr ernſtlich und bedeutend [1]), und die Wirkung ſeiner Maßregeln auf die öffentliche Stimmung keineswegs ungünſtig, da das Volk angefangen habe einzuſehen, wie ſehr man es täuſche und welchen Unglücksfällen man es zu Gunſten einiger Kirchendogmen ausſetze. Allein der wirkſame Eindruck des ernſtlichen Verfahrens ſey unmittelbar ſtets durch die Nachſicht der Regierung verwiſcht worden, welche ſich ſtets beeilt habe, d'Altons Maßregeln zu mißbilligen und dem Volk neue Freiheiten zu neuen Ausſchweifungen zu geſtatten. Bei 1500 Flinten ſeyen während der Unruhen unter das Volk von Brüſſel vertheilt worden, ohne daß die Regierung jemals darüber Rechenſchaft gefordert hätte. Die Häupter der Empörung hätten ſich dem Volke mit beiſpielloſer Unverſchämtheit angekündigt, und die Regierung habe die ſtrafbarſten Perſonen, deren er ſich

---

[1]) Mon pressentiment avoit été juste, & le peuple s'etoit ameuté sur la grande Place de l'Hotel-de-Ville; l'enseigne Wuchetich de Ligne à peine arrivé fut assailli par une foule de 2 à 3000 personnes; on commença à lever le pavé, et à lapider: sur cela ne voyant point d'autre moyen de conserver sa troupe, et de se tirer des mains de ces furieux, il fit tirer une quinzaine des coups de fusils qui selon les raports ont blessé plusieurs personnes, mais surtout deux grièvement.

Lettres du géneral d'Alton p. 2.

bemächtigt, wieder ohne Unterſuchung freigelaſſen. Die Nachſicht gegen den Klerus ſey am allerverderblichſten geweſen, denn dieſer betrieb die Aufwieglung mit einer Kühnheit ohne Grenzen. Prieſter miſchten ſich öffentlich unter den Pöbel zu Gewaltthaten, alarmirten das Volk durch Sturmläuten und Predigen. Das verderbliche Syſtem des Generalgouverneurs habe nothwendig das Schlimmſte herbeiführen müſſen [1]).

Man ſieht ſomit am Anfang des Jahres 1788 eine rebelliſche Prieſterſchaft, die ihr eigenes und des römiſchen Hofes Intereſſe und ſeine Orthodoxie bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen und deren Verluſt zu rächen entſchloſſen war, mit ihr vereinigt eine Ariſtokratie, welche für gegenſeitigen Schutz ihre Unternehmungen begünſtigte, ein leichtgläubiges fanatiſches Volk, ein Gouvernement, das zu aller Strenge unfähig war, einen Miniſter, der einerſeits das Volk, andererſeits ſeinen Souverain zu beſchwichtigen ſuchte und keinem von Beiden mißfallen wollte, einen General, der zur Strenge angewieſen und geneigt, an ihrer Anwendung gehindert wurde, endlich einwirkend auf alle dieſe Elemente den eiſernen Willen eines Monarchen, der im Bewußtſeyn redlicher Abſichten der Politik weniger Gehör gab, als es die Lage der Dinge erforderte, und feſt entſchloſſen war, niemals das, was er für Recht und Pflicht hielt, den Rückſichten einer ſolchen aufzuopfern — endlich den wirkſamen Einfluß fremder Mächte,

[1]) 1. Lettres du général d'Alton à l'empereur Jos. II. relativément aux Affaires de Pays bas — an 1788 — 1789. Avec des notes de l'editeur de l'imprimerie du Comité patriotique à Bruxelles chez Torez. 2. Memoires pour servir à la justification du général d'Alton et à l'histoire secrette de la revolution belgique 1791. B. I. S. 179 — 302.

die Herausgabe dieſer Memoiren, worin die Univerſität dem hohen Rath von Brabant mit unumſtößlichen Beweisgründen darthat, »daß ſie kein brabantiſcher, ſondern ein ſeparirter Landſtand ſeyn, der nur allein vom Souverain regiert werde.« In den Jahren 1749 und 1784 erklärte dieſelbe Univerſität die Nothwendigkeit der Errichtung eines Generalſeminariums und bat den Monarchen, für den regulären ſowohl, als für den weltlichen Klerus Generalſeminarien zu errichten, um der belgiſchen Kirche eine beſſere Geiſtlichkeit zu verſchaffen. »Ein ſolches Inſtitut, ſagte ſie damals, ſey das beſte Mittel dem Mißbrauch des Winkelunterrichts in biſchöflichen Seminarien zu ſteuern.« Sowohl hinſichtlich der Unfähigkeit der Biſchöfe, als auch der von ſolchen Anſtalten zu hegenden Erwartungen, offenbarte die Univerſität damals eine vollkommene Uebereinſtimmung mit den durch ſolche Vorſtellungen motivirten Anſichten der Regierung. Gegen alle dieſe Nachweiſungen war es ein matter Behelf der Nothwehr, als die Univerſität am 18ten Hornung in Folge einer gehaltenen Synode erklärte [1]), daß ſie ſich vorbehalte, über den Antheil, den ſie an dem Inhalte der genannten Memoiren genommen habe, ſeiner Zeit die nöthigen Aufſchlüſſe zu geben; daß ſie aber für jezt nicht umhin könne, die dem dritten Memoire, über die ſchlechte Einrichtung biſchöflicher Seminarien, beigefügten Noten und Erläuterungen für Stellen zu erklären, die ihr nicht zugeſchrieben werden dürfen, weil die Verfaſſer jenes Memoire der Regierung im Namen der Univerſität überreicht hätten, ohne es zuvor derſelben zur Gutheißung vorgelegt zu haben.

[1]) Wolf Geſch. der k. N. S. 602.

Dieſe Erklärung der Univerſität wurde trotz der Gegenbefehle des Miniſters in Druck gelegt, und in ganz Löwen verbreitet, welches Benehmen den Grafen Trautmannsdorf zwang, den Rektor Clavers ſeiner Stelle zu entſetzen und an ſeiner Statt Lemport zum Rektor der widerſpenſtigen Univerſität zu ernennen. Allein dieſe wollte den Rektor nicht anerkennen, und als er gegen die Ungehorſamen nach den akademiſchen Geſetzen verfuhr, flüchteten ſich die Ruheſtörer nach Lüttich, um der Strafe zu entgehen [1]). Die Stände nahmen ſich in Folge dieſer Ereigniſſe der aufrühriſchen Mitglieder der verrufenen Univerſität an, und machten zu ihren Gunſten dem Monarchen geeignete Vorſtellungen, allein dieſer, von der Fruchtloſigkeit aller Güte überzeugt, beſchloß unterm 17ten Heumon. einen Theil der Univerſität nach Brüſſel zu verlegen und in Löwen künftig nur die theologiſche Fakultät ſammt dem Generalſeminarium beſtehen zu laſſen. Dem ungeachtet währten die Streitigkeiten zwiſchen der Regierung und der Geiſtlichkeit, der Univerſität, und ſelbſt den Ständen, im Monat April, noch immer fort, und man ſah davon kein Ende ab. Die Univerſität war zur Einöde geworden: die widerſpenſtigen Profeſſoren, welche die größte Zahl ausmachten, waren im Verhaft; die Zuhörer hatten ſie verlaſſen, und man wußte nicht, wann und wie die Vorleſungen wieder anfangen würden. Mit dem Generalſeminarium blieb ebenfalls Alles unentſchieden, obſchon der Erzbiſchof von Mecheln einen deßwegen anhängig gemachten Proceß verloren hatte. Das Gouvernement ſchien die Gährung wenig zu achten, und ging

[1]) Nouvelles ecclesiastiques pour l'année 1788. d. 3ten Dez. p. 193. Wiener Kirchenzeitung Jahrg. 1789. S. 192.

die Herausgabe dieſer Memoiren, worin die Univerſität dem hohen Rath von Brabant mit unumſtößlichen Beweisgründen darthat, »daß ſie kein brabantiſcher, ſondern ein ſeparirter Landſtand ſeyn, der nur allein vom Souverain regiert werde.« In den Jahren 1749 und 1784 erklärte dieſelbe Univerſität die Nothwendigkeit der Errichtung eines Generalſeminariums und bat den Monarchen, für den regulären ſowohl, als für den weltlichen Klerus Generalſeminarien zu errichten, um der belgiſchen Kirche eine beſſere Geiſtlichkeit zu verſchaffen. »Ein ſolches Inſtitut, ſagte ſie damals, ſey das beſte Mittel dem Mißbrauch des Winkelunterrichts in biſchöflichen Seminarien zu ſteuern.« Sowohl hinſichtlich der Unfähigkeit der Biſchöfe, als auch der von ſolchen Anſtalten zu hegenden Erwartungen, offenbarte die Univerſität damals eine vollkommene Uebereinſtimmung mit den durch ſolche Vorſtellungen motivirten Anſichten der Regierung. Gegen alle dieſe Nachweiſungen war es ein matter Behelf der Nothwehr, als die Univerſität am 18ten Hornung in Folge einer gehaltenen Synode erklärte [1]), daß ſie ſich vorbehalte, über den Antheil, den ſie an dem Inhalte der genannten Memoiren genommen habe, ſeiner Zeit die nöthigen Aufſchlüſſe zu geben; daß ſie aber für jezt nicht umhin könne, die dem dritten Memoire, über die ſchlechte Einrichtung biſchöflicher Seminarien, beigefügten Noten und Erläuterungen für Stellen zu erklären, die ihr nicht zugeſchrieben werden dürfen, weil die Verfaſſer jenes Memoire der Regierung im Namen der Univerſität überreicht hätten, ohne es zuvor derſelben zur Gutheißung vorgelegt zu haben.

[1]) Wolf Geſch. der k. B. S. 60

Dieſe Erklärung der Univerſität wurde trotz der Gegenbefehle des Miniſters in Druck gelegt, und in ganz Löwen verbreitet, welches Benehmen den Grafen Trautmannsdorf zwang, den Rektor Clavers ſeiner Stelle zu entſetzen und an ſeiner Statt Lemport zum Rektor der widerſpenſtigen Univerſität zu ernennen. Allein dieſe wollte den Rektor nicht anerkennen, und als er gegen die Ungehorſamen nach den akademiſchen Geſetzen verfuhr, flüchteten ſich die Ruheſtörer nach Lüttich, um der Strafe zu entgehen [1]). Die Stände nahmen ſich in Folge dieſer Ereigniſſe der aufrühriſchen Mitglieder der verrufenen Univerſität an, und machten zu ihren Gunſten dem Monarchen geeignete Vorſtellungen, allein dieſer, von der Fruchtloſigkeit aller Güte überzeugt, beſchloß unterm 17ten Heumon. einen Theil der Univerſität nach Brüſſel zu verlegen und in Löwen künftig nur die theologiſche Fakultät ſammt dem Generalſeminarium beſtehen zu laſſen. Dem ungeachtet währten die Streitigkeiten zwiſchen der Regierung und der Geiſtlichkeit, der Univerſität, und ſelbſt den Ständen, im Monat April, noch immer fort, und man ſah davon kein Ende ab. Die Univerſität war zur Einöde geworden: die widerſpenſtigen Profeſſoren, welche die größte Zahl ausmachten, [illegible] im Verhaft; die Zuhörer hatten ſie verlaſſen, und man wußte nicht, wann und wie die Vorleſungen wieder [illegible] den. Mit dem Generalſeminarium blieb [illegible] entſchieden, obſchon der Erzbiſchof von [illegible] wegen anhängi[illegible]ten Proceß [illegible] vernement [illegible]ährung [illegible]

von dem angenommenen Systeme der Nachsicht nicht ab. Dieses System belohnte diejenigen mit Auszeichnung, die dem Sturme entgegen arbeiteten, und bestrafte diejenigen nicht, die ihn anfachten. Diese Regierung versuchte auch andere Mittel der Belehrung und Ueberzeugung, und ließ nachstehenden Artikel aus Mailand in die niederländer Zeitung einschalten: »Sehr angenehm lauten die Berichte aus Mailand, wo die weisen und wohlthätigen Absichten der Regierung nicht verkannt werden, und man davon zu seiner Zeit reife Früchte hoffen kann. Auf die den dortigen Bischöfen bezeigte höchste Zufriedenheit Sr. Majestät über die beträchtliche Anzahl geistlicher Zöglinge, welche sich in dem Generalseminar zu Pavia befinden, und über derselben gute Aufführung, Fleiß und Fortgang in den Wissenschaften, hat der Erzbischof dem Generalgouvernement Lombardei vor Kurzem seine Danksagung abgestattet. Dieser würdige Prälat drückt in seinem Schreiben die trostreichen Gefühle der Freude aus, womit er vernimmt, daß seine Majestät noch immer an dieser Anstalt Antheil nehmen, und schmeichelt sich, wie er sich äußert, daß unter Höchstdero hohem und unmittelbarem Schutze das Seminar bald zu derjenigen Anzahl tauglicher Zöglinge anwachsen wird, die zur Seelsorge für die Lombardei erforderlich ist [1].« Um endlich den Folgen des Mißtrauens gegegen die Religionslehren zu steuern, erklärte Joseph II. in seiner strengen sarkastischen Weise: Daß, indem er einerseits für eine so wesentliche Sache, wie die Reinigkeit der Lehre ist, sorgen zu müssen, sich allerdings

[1]) Leben und Gesch. Jos. II. 4ter Bd.

verpflichtet halten, anderseits aber dießfalls gerade zu durch Bischöfe vorsorgen wollte — sein Wille sey, daß der Erzbischof von Mecheln, der Bischof von Antwerpen, und alle dem Generalseminarium sich widersetzende Bischöfe sich nach Löwen begeben und dort den theologischen Vorlesungen beiwohnen sollen, damit sie sich dadurch in den Stand setzen, entweder sich von der Rechtgläubigkeit der Lehrer selbst zu überzeugen, oder aber, wenn diese etwa Irrlehren vorbrächten, sie zu belehren und zu recht zu weisen. »Se. Majestät heißt es »ferner, seyen der Meinung, sie könnten den Bischöfen ihr »Zutrauen nicht besser beweisen, als wenn Höchstdieselben sie »zu Richtern über das, was dort gelehret wird, auffordern, »und von ihrer Einsicht die Berichtigung alles dessen erwar»ten, was etwa den ächten Grundsätzen der Kirche zuwider »gelehret werden könnte. Nach diesem halten sich aber auch »Höchstdieselben für berechtiget, ihnen, wenn sie ferner Reli»gionsgefahren gegen das Seminarium auszuposaunen suchen »würden, ein ewiges Stillschweigen zu gebieten. Uebrigens »sey die Entschließung unwandelbar, kein anders theologisches »Studium, als nur allein im Generalseminarium zu dulden.«

Die Widerlegungskraft dieses Befehls gegen alle falschen Anschuldigungen einer Anstalt, die bereits in mehreren Theilen der Monarchie ihren Nutzen bewährte, war eben so groß, als seine Strenge gerecht, aber Beides war auf den erbosten Starrsinn der Geistlichkeit übel berechnet. Nach Entfernung der Hauptunruhstifter gewann es nun wirklich den Anschein, als ob die Anstalten des Kaisers endlich einen ruhigen Fortgang haben würden, allein der Kardinal Frankenberg beharrte dabei, die Lehren der kaiserlichen Professoren, welche

er gar nicht kannte, zu verketzern. Die Regierung verſäumte indeſſen nichts, was zur Beſeitigung des durch ihn ausgebreiteten Irrthums und zur Ueberzeugung des Publikums dienen konnte, allein alle ihre Bemühungen waren fruchtlos. Das Gouvernement ſah ſich endlich genöthigt, den kaiſerlichen Befehl auf Frankenberg anzuwenden und ihn zur Prüfung der Orthodoxie der Löwener Lehrer zu verhalten, der Biſchof weigerte ſich jedoch auf eine Weiſe, welche ſeinen feſten Entſchluß, ſich nicht überzeugen zu laſſen, ſehr offenherzig erklärte: »Die beſtändigen Geſchäfte meines Kirchenſprengels, ſchrieb er den 4ten März 1789 an den Miniſter [1]), »erlauben mir nicht, den Vorleſungen in Löwen beizuwohnen, »und ich kann die von mir verlangte Erklärung über derſelben Orthodoxie nicht geben, ohne zuvor wenigſtens ein ganzes Jahr jene Vorleſungen angehört zu haben. Es wäre »vielmehr nothwendig, daß ſämmtliche Lehrbücher durch erfahrene Theologen geprüft würden. Und dann getraute ich »mir noch nicht, ein Urtheil zu fällen, ſondern ich bitte Se. »Majeſtät, hierüber eine Provinzialſynode ſämmtlicher niederländiſcher Biſchöfe zu verſammeln. Sollte jedoch auch die »Orthodoxie der Lehre vollkommen ſich bewähren, ſo würde »ich doch nie einwilligen, daß eine einzige theologiſche Schule »beſtehe, deren Unterricht unter weltlicher Aufſicht ſey, und »die Biſchöfe eines ſolchen ihnen zuſtehenden Rechtes beraubet »werden. Aus dieſen Gründen wird es mir überhaupt unmöglich, dem allerhöchſten Befehle Gehorſam zu leiſten, und

[1]) Wiener Kirchenzeitung Jhr. 1789. S. 441. — Wolf Geſch. S. 605.

»ich kann weder mich selbst nach Löwen begeben, noch die »theologischen Zöglinge dahin senden. Ich bin übrigens »überzeugt, Allerhöchstdieselben werden es, wenn ich blos darin »der innern Ueberzeugung meines Gewissens folge, als »keine Widerspenstigkeit ansehen, und glauben, daß die »Drohung, meine Temporalien zu sperren, eine solche Ueber»zeugung nicht ändern werde.«

Trautmannsdorf beantwortete dieses Schreiben unterm 7ten März, wie folgt [1]): »Weil das Gewissen, welches Ew. Eminenz seit 1787 unaufhörlich vorschützen, Ihnen Muth genug einflößt, Ihrem Landesherrn auf die hartnäckigste und ausgezeichnetste Art ungehorsam zu seyn; so wird es Ihnen ohne Zweifel nicht weniger Muth geben, die Würden in Se. Majestät Händen niederzulegen, welche sie in die grausame Nothwendigkeit setzen, entweder Ihrem Landesherrn, oder diesem Gewissen, wovon Sie sich so blindlings leiten lassen, ungetreu zu werden. Eben dieser Schritt soll den Kaiser sowohl, als dem ganzen Lande, welches man von dem, was Sie in diesem Stücke thun oder unterlassen, zu unterrichten nicht ermangeln wird, zum Beweise dienen, in wieferne Ihr Gewissen an Ihrem Betragen wirklich Theil hat, oder Ihnen nur zum Deckmantel dienet. In eben diesem Schritte liegt das einzige Mittel, dem Aergerniße auszuweichen, welches Ew. Eminenz geben werden, wenn Sie mich dadurch, daß Sie Sich nicht gutwillig an dem bestimmten Tag nach Löwen begeben, in die Nothwendigkeit versetzen, die Befehle Se. Majestät sogleich zu vollziehen; fürchterliche Befehle, welche das nämliche mit mehrerem Aufsehen

[1]) Daselbst ꝛc. ꝛc. a. a. O. S. 444.

ausrichten werden, und deren Umstände eben so ohne Beispiel sind, als es der Ungehorsam ist, wodurch Ew. Eminenz zum Schlachtopfer, das dem gerechten Unwillen des Kaisers gebracht werden muß, sich selbst bestimmen.«

Diese Drohung allein war im Stande das zärtliche Gewissen des Kardinals zu beschwichtigen und ihn zu bewegen, am folgenden Tage sich wirklich nach Löwen zu begeben. Allein anstatt die Prüfung der dortigen Lehrer im Sinne des Kaisers vorzunehmen, legte er ihnen zwei verfängliche Fragen vor, welche, sie mochten wie immer beantwortet werden, ein für seine üble Gesinnung sehr vortheilhaftes Dilemma enthielten. Sie lauteten [1]: »Ob die Bischöfe aus göttlichem Recht befugt seyen, zu allen Zeiten durch sich oder durch andere zu lehren und zu unterrichten, und zwar nicht durch Katechisieren und Predigen, sondern auch dadurch, daß sie denjenigen, welche in den Priesterstand treten wollen, die Theologie erklären? Ob sie in diesem Rechte durch die weltliche Macht gehindert oder beschränkt werden können?«

Eine Bejahung der ersten Frage würde des Kardinals Widerstand gerechtfertigt, eine Verneinung den Lehrern den Vorwurf der Ketzerei zugezogen haben. Prof. Dillen, dem diese Fragen zuerst vorgelegt worden, vermied die ihm gelegte Schlinge, und versprach schriftlich auf dieses seltene Probestück jesuitischer Verfänglichkeit zu antworten, allein der Minister legte sich ins Mittel und erklärte dem Kardinal, daß er dem Professor verboten habe, auf diese Fragen, welche mit dem Zweck seiner Sendung nach Löwen nichts gemein

[1] Wolf Gesch. S. 607.

hätten, zu antworten, wodurch der Kardinal ſich berechtigt glaubte zu erklären, daß er außer Stand ſey, die Orthodoxie der Löwener Lehrer zu beurtheilen, da es ihm nicht vergönnt ſey, ihre Meinung über dieſe beiden der Dogmatik angehörigen Fragen zu vernehmen. Inzwiſchen verfaßte dennoch die theologiſche Fakultät eine ſchriftliche Antwort auf die Fragen des Kardinals, worin erklärt ward, »daß ſie dem Kaiſer allerdings das Recht zugeſtehen müſſen, die Theologen nicht vor genoſſenem Unterricht auf der hohen Schule zur Weihe zuzulaſſen, und daß die Biſchöfe verpflichtet ſeyen, ihre Zöglinge in die Seminarien zu ſenden. Trautmannsdorf, der nie ermüdete, Mittel zur Ueberredung des Kardinals zu verſuchen, ſandte dieſe Antwort an den Kardinal mit der Bitte, die alleinige Abſicht ſeiner Sendung nach Löwen im Auge zu behalten. Er benachrichtigte ihn zugleich [1]):

»Der Kaiſer,« ſagt er, »wolle dieſes ſchlechterdings, um »einmal die beleidigenden Vorurtheile zu zerſtreuen, womit »man ſeine Religionsgrundſätze in Zweifel gezogen und da»durch das Publikum beunruhigt hat. Der Herr Kardinal »könne demnach Löwen nicht eher verlaſſen, als bis die »Abſichten Sr. Majeſtät durchaus erreicht wären, und er »möchte daher alles vermeiden, was gedachte Erklärung ver»zögern oder verhindern könnte, indem dieſes nur den ge»rechten Unwillen des Monarchen vergrößern und ihn (Traut»mannsdorf) zwingen würde, die ſtrengen Befehle, die er in »Anſehung Sr. Eminenz erhalten habe, zu vollziehen, um »ſo mehr, da es der Herr Kardinal leicht ſelbſt wiſſen könne,

[1]) Daſelbſt S. 611.

»daß sein Betragen die einzige Ursache sey, warum die Or»dens- und Weltgeistlichen sich den Befehlen des Monarchen »noch nicht unterwerfen wollen.«

Auf dieses neue Zeichen einer unbegreiflichen Langmuth [1]) des Ministers, antwortete Frankenberg [2]):

»Ich habe geglaubt, daß man mir bei Untersuchung des »Unterrichts der theologischen Schule zu Löwen alle hiezu »nöthigen Freiheiten lassen würde, um entscheiden zu können, »ob derselbe der katholische Unterricht sey, welcher nicht bloß »gewisse Lehrpunkte, sondern den ganzen Umfang der ortho»doxen Lehre begreift. Alles was die Lehre betrifft, ist da»von unzertrennlich, so, daß derjenige, welcher in einem »Punkte nicht orthodox ist, es in allen übrigen zu seyn auf»höret. Ich kann folglich die verlangte Erklärung so lange »nicht geben, als den Professoren verboten ist, deutlich und »bestimmt auf alle Punkte der katholischen Lehre zu antwor»ten, worüber ich sie zu fragen für nöthig erachten werde. »Ich kann übrigens Ew. Exellenz die Schmerzen und das »Befremden nicht bergen, welches mir die Wiederholung der »in dem Schreiben vom 7ten März enthaltenen Drohungen »verursacht hat, die mich keineswegs bewogen haben, mich »nach Löwen zu begeben; und ich bitte Sie, sich von der »Unnützlichkeit solcher Mittel zu überzeugen, die mich niemals »verleiten werden, weder Gott in einer der wichtigsten meiner »Pflichten, noch meinen Souverain, der mir selbst befiehlt, »ihm die Wahrheit zu erklären, aus den Augen zu lassen.«

---

[1]) Wolf. S. 611.
[2]) Daselbst. S. 612.

Dieſer höchſt unnütze Streit wurde in gleicher Weiſe noch geraume Zeit fortgeführt, ohne daß der Kardinal, der in der That keine Irrlehren auswittern konnte, zu einer beſtimmteren Antwort hätte vermocht werden können. Er beſchränkte ſich auf ungegründete Beſchuldigungen gegen die Profeſſoren Stöger, Marant, Wauters und die Schriften Laubers, Schanzas und Pehems, welche er bei den Profeſſoren angetroffen haben wollte. Der Kaiſer ſelbſt mengte ſich unmittelbar in den Streit und erklärte dem Kardinal mit ungewöhnlicher Sanftmuth [1]): »Sie ſind,« ſchließt der Monarch dieſe Depeſche, »ohne Rückſicht auf das »was ich Ihnen hier ſagte, bevollmächtiget, ja, ich fordere »Sie ſogar dazu auf, über alle zum Unterrichte dienende »Bücher Ihre Meinung zu offenbaren und ſie dürfen nicht »daran zweifeln, daß ich ernſtlich geſinnet ſey, alles, was »darin Tadelhaftes gefunden werden möchte, verbeſſern zu »laſſen. Ich werde zu keinen Zeiten geſtatten, daß man in »dieſem Lande etwas einführe oder dulde, was dem Geſetze »des Stillſchweigens, über Sachen, die Ew. Eminenz beun»ruhigen, zuwider wäre. Meine beſtändige und unverbrüch»liche Liebe zu unſerer heiligen katholiſchen Religion, deren »Beſchützer und Vertheidiger ich von Standes wegen bin, »muß Ihnen ſowohl, als allen meinen Unterthanen in An»ſehung deſſen, was wahrhaft zum Glauben und zur Glau»benslehre gehört, dafür bürgen, daß ich mich je eben ſo »ſehr beſtreben werde, den reinen und apoſtoliſchen Trieb »der Biſchöfe durch Wegräumung alles deſſen, was ihn nur

[1]) Daſelbſt 614.

ihren Zweck, und bewirkte nur, daß die Unzufriedenen, welche sich nun vorzugsweise »Patrioten« nannten, um sich von den Royalisten oder Anhängern der Regierung zu unterscheiden, welche mit Eifer verfolgt und mißhandelt wurden. Immer bedenklicher wurde die Stimmung des Volkes und der Stände, welche ihre Prätensionen steigerten. Das Volk beging die schändlichsten Exzesse und erlaubte sich barbarische Grausamkeiten gegen die Opfer seiner Wuth. In Antwerpen wurden einem Patrioten beide Ohren ausgerissen [1]), und in Löwen erstach ein Gassenjunge einen vom Rathhause kommenden Schöppen bloß deßhalb »weil er kaiserlich gesinnt war.« In Mecheln entstand ein Aufruhr durch die Weigerung der Zöglinge, das bischöfliche Seminarium zu verlassen und den Zwang, welchen man ihnen zufügte. Der Pöbel nahm ihre Parthei, mißhandelte das Militär und konnte nur durch Flintenschüsse zerstreut werden. Dem Herrn von Staffart, der mit der Vollziehung der kaiserlichen Befehle beauftragt war, wurden bei dieser Gelegenheit die Fenster eingeworfen. Der Bischof von Antwerpen, welcher nach Wien berufen ward, weigerte den Gehorsam, und die Bischöfe von Gent, Brügge und Namur protestirten lebhaft gegen die Einrichtung der Generalseminarien. Die ganze Nation gerieth in Bewegung und ein wilder Trotz theilte sich allen Gemüthern mit [2]).

Der Kaiser fand es demnach für gut, mit größerer Strenge gegen das empörte Volk zu verfahren. Es ward Befehl gegeben, sich derjenigen Personen zu Brüssel,

[1]) Leben und Gesch. Jos. II. III. Bd. S. 35.

[2]) Beitrag zu Bruchstücken für Josephs II. Lebensgeschichte. Mainz, 1790. 2ten Bandes 3tes Heft. S. 194.

Antwerpen und Löwen zu verſichern, welche ſich ohne Scheu für die Häupter der aufrühreriſchen Parthei erklärt hatten. Allein dieſe Strenge war mehr ein Schein als eine Wirklichkeit, denn Trautmannsdorf ſezte zwar die Stände von der zu ergreifenden ſtrengen Maßregel in Kenntniß, allein ſie wurde ſo zögernd ins Werk geſezt, daß ſie ihren Zweck faſt gänzlich verfehlte [1]). Das Militär zwar zeigte großen Ernſt und der Kommandant von Antwerpen erklärte, in Folge des Tumults vom Auguſt 1787, daß er Ordre habe, jedes Haus in den Grund zu ſchießen, aus welchem auch nur ein Stein auf die Soldaten geworfen würde, aber die Nachgiebigkeit des Civilgouvernements kontraſtirte ſehr mit dieſen Drohungen. Sie entſchuldigte mehr den Kaiſer, gegenüber von widerſpenſtigen Ständen und Behörden, als ſie ſeine Autorität geltend machte. Die Verhaftung der Volksaufwiegler rechtfertigte es in einem Schreiben an die Stände von Brabant in folgender Weiſe [2]):

„Ungeachtet Se. Majeſtät, da Allerhöchſtdieſelben unabläßig den Eingebungen Ihrer Güte und Ihrer Neigung für Ihr Volk folgen, verfloſſenes Jahr dem Begehren der

---

[1]) La saisie, peut être necessaire, de quelques particuliers, que le Géneral-Commandant sollicitoit depuis long tems, acheva, par la façon dont on s'y prit, le mal que ces événémens avoient produit. Ce fut le 8 Août qu'on s'y decida; quinze cents hommes furent sous les armes pour prendre van der Noot, et le manquerent, on manqua également tous ceux qui étoient désignés, et on ne s'en attira pas moins de reproches. D'ailleurs, on agit tres illégalement pour leurs papiers et autres effets, et peu humainement envers ceux qui avoient été assez dupes, pour se laisser prendre, et qui étoient détenus au château d'Anvers.

[2]) Leben und Geſchichte Joſ. II. IV. Bd. S. 85.

Stände und der Nation in Betreff verschiedener Einrichtungen, wogegen sie reklamirten, nachgegeben, und Höchstdieselben die positivesten Versicherungen wegen Aufrechthaltung der Konstitution und Fundamental-Gesetze ertheilt und erneuert hatten; ungeachtet Dero Vertrauen in die Gesinnungen der Nation Höchdieselben vermochte, das Werk Ihrer Großmuth und Zärtlichkeit für ihre getreuen Unterthanen dadurch zu vollenden, daß Sie ihnen völligen Vergeß des Vergangenen und die völlige Rückkehr Ihrer Gnade und Ihres Wohlwollens angedeihen ließen. Endlich ungeachtet der Erkenntlichkeit, womit ihr, im Namen der Nation, Se. Majestäd für den Ihr gewährten Vergeß danktet, haben doch einige verkehrte, schädliche Partikuliers, die, nicht zufrieden, sich selbst der Wirkungen dieser Gnade unwürdig zu machen, die Nation entehren, bis diesen Tag nicht aufgehört, in ihren eben so gehässigen als strafflichen Schritten zu verharren, alle Rechte der Souverainität anzugreifen, alle Ressorts der höchsten Autorität zu verachten, die Verordnungen und die Konstitution selbst umzustoßen, und die Rechte der Organisation der Stände, welche die Nation repräsentiren, zu verdrehen, mit einem Worte, Unordnung und Anarchie einzuführen, und mit Hartnäckigkeit der Ausübung der unwidersprechlichsten Rechte und der souverainen Autorität, schändliche, und kaum in den Prozessen zwischen Partikuliers vorkommende Chikanen entgegen zu setzen, indem sie noch zum Ueberfluß auf alle Weise alle Arten den Souverain beschimpfende, das Volk beunruhigende und es aufzuhetzen, zum Ungehorsam und zum Aufruhr zu reizen, bestimmter Gerüchte ausstreuen, deren Wirkungen leider schon seit kurzem in einigen Gegenden sich erneuert,

und nach allen Nachrichten, noch in andern Theilen von Brabant ausbrechen wollten.«

Wie verkehrt die Wirkung dieser gerechten Klagen auf die Stände gewesen seyn muß, läßt sich ermessen, wenn man bedenkt, daß alle diese Vorwürfe sie selbst trafen. Auch die Folgen zeigten den Eindruck der Maßnehmungen des Gouvernements, denn am 21. Nov. verweigerte der dritte Stand — die Bürger der Hauptstädte — dem Kaiser die gewöhnlichen Subsidien, und also war nach der Brabanter Konstitution die Bewilligung der höheren Stände fruchtlos. Auch Hennegau hielt seine Beisteuer zurück, unter dem gemeinschaftlichen Vorwand, daß noch nicht allen Beschwerden der Nation abgeholfen sey, eigentlich aber aus Verdruß, daß die Stelle eines Großbailliffs, der Grafschaft Hennegau, dem Herzog von Arenberg entzogen, und dem General Arberg ertheilt worden. Die Stände hatten somit ganz und gar den Inhalt ihrer Bitte: »Seine Majestät wolle das Geschehene bloß dem Antriebe derjenigen zuschreiben, welche zugleich Feinde des Vaterlandes, des Landesfürsten und der öffentlichen Ruhe sind« — vergessen, und sich selbst als solche erwiesen, welchen es offenbar gleichgültig war, in welches Elend der böswillige Trotz der Repräsentanten des Volkes, dieses durch Erregung des höchsten Zorns eines aufs Aeußerste beleidigten Souveräns stürzen könne. Joseph II. hingegen weit entfernt, die Sünden dieser »Väter des Volks« an der Nation rächen zu wollen, richtete nun sein Augenmerk ausschließlich auf jene uralten Einrichtungen, welche seit so langer Zeit eine Quelle unaufhörlicher Unruhen gewesen sind [1]). Damals schrieb

[1]) Kampens Gesch. der Niederlande, 2ter Bd. S. 506.

d'Alton an den Kaiser: »Eine unerschütterliche Festigkeit der Beschlüsse, und eine unnachsichtliche Strenge bei ihrer Vollziehung, ist in dem Augenblick dringend erforderlich [1]). Wirklich hielt es auch der Monarch jezt, nachdem die Repräsentanten der Nation ihre Pflichten mit Füßen getreten, für angemessen, ohne Rücksicht auf die Landesverfassung mit gebieterischem Ernst Umstaltungen vorzunehmen, von welchen sich, unter so traurigen Umständen, allein Herstellung einer dauerhaften Ruhe versprechen ließ. Diese lezten Mittel bestanden nach übereinstimmender Meinung der, mit der Lage der Dinge vertrauten Anhänger des Kaisers, in einer völligen Umänderung der Landesverfassung, welche die Quelle so vieler Uebel war und noch viele erzeugen konnte.

Demgemäß wurde im Jänner 1789 zu Antwerpen bekannt gemacht, daß der Kaiser, entrüstet über die seit achtzehn Monaten in Brabant vorgefallenen Ereignisse und die Verweigerung der Subsidien, unter anderen Verfügungen die gegebene Amnestie zurücknehme, dem Generalgouvernement auftrage, mit Hülfe des Militärs allen Schuldigen genau nachzuforschen, und alle aufrührerischen Reden streng zu ahnden. Wer sich noch ferner wagen würde, Widerstand zu leisten, solle augenblicklich verhaftet werden. Nach einer Missive, welche der Pensionär von Brabant in die Versammlung seiner Stände brachte, sollte nach den neuen Anordnungen des Kaisers erstens: das Diplom vom 1. Jan. 1787, welches später widerrufen worden, wieder in völlige Kraft treten, zweitens die Ratifikation vom 2. Septbr. 1787 und die

[1]) Lettres du général *d'Alton* p. 16.

Amneſtie vom 27. Mai 1788 widerrufen, drittens keine Aebte und Aebtiſſin für Brabant und Hennegau wieder ernannt, viertens die Joyeuse Entrée für den Willen des Kaiſers nicht mehr bindend erachtet werden [1]). Der Graf von Trautmannsdorf brachte dieſe Befehle von Wien, und theilte ſie gleich nach ſeiner Zurückkunft den Ständen von Brabant und Hennegau mit. Dagegen wurden den Ständen von Flandern und dem Biſchof von Dornik in eigenhändigen Schreiben des Kaiſers gnädige Geſinnungen zu erkennen gegeben.

Nachdem das kaiſerliche Edikt den 19ten allgemein bekannt gemacht worden war, erklärten ſich die Stände von Brabant äußerſt willfährig »ſich über diejenigen Punkte ihrer Verfaſſung, die Seiner Majeſtät heilſamen Abſichten im Wege ſtehen dürften, gern zu allen Beweiſen der Bereitwilligkeit, Ergebenheit und des Eifers zu verſtehen« — allein die Stände von Hennegau beharrten bei ihrem Trotz, und ſo wurde ihre Verſammlung zu Mons den 3. Jänner durch Kommiſſäre aufgehoben und ihre Privilegien vernichtet. Auf die Bitte der Brabantiſchen Stände vom 26. Jänner ward die Antwort des Kaiſers am 2. März ihnen eröffnet, zugleich aber Befehl gegeben, die gewöhnlichen Subſidien einzutreiben, weitere Verordnungen zur Verhütung der Erneuerung von Unruhen zu erwarten, und eine Aenderung der Verfaſſung angekündigt. »Nach der Art, wie ihr euch dabei benehmen werdet,« ſchrieb der Kaiſer, kann ich auf die Aufrichtigkeit

[1]) Leben und Geſch. Joſ. II. 4ter Bd. S. 196. — „weil die Provinzen Hennegau und Brabant den, in der Ratifikation vom 27. Sept. 1787 enthaltenen Präliminarien, nicht gehorcht hätten.“

eurer Gesinnungen schließen, dann, nicht eher aber werde ich eure Deputation »mit Vergnügen annehmen [1]).«

Das Recht des Monarchen, zweckmäßige Abänderung der Verfassung vorzunehmen, damals von einem gelehrten Niederländer erwiesen, war in dem Augenblick, wo Empörung der Stände des Volks selbst das Recht der Gewalt provozirten um so mehr außer Zweifel gestellt, da der Kaiser keineswegs gesonnen, eine Willkürherrschaft einzuführen, nur solche Umstaltungen der Verfassungen projektirte, welche zum Wohle des Landes gereichen mußten. Der Plan der neuen Verfassung, welchen Joseph dem Herzogthume Brabant geben wollte, hatte diejenige zur Grundlage, welche in der Grafschaft Flandern seit dem Jahre 1754 in Kraft gesezt war. In dieser Provinz hatte der Adel den Versammlungen der Stände durch 150 Jahre nicht beigewohnt, so daß nur die Geistlichkeit und der Mittelstand, und von diesem nur die Städte Gent, Brügge und Ypern das Land repräsentirten. Im Jahre 1754 boten aber die übrigen Städte Flanderns 1,642,600 fl. jährliche Subsidien, für die Gewährung der Stimmfähigkeit an, welche ihnen Maria Theresia auch in demselben Jahre ertheilte. Hierauf stüzte Joseph seinen Reformplan, in der Voraussetzung, daß die Wünsche der Nation von damals unverändert dieselben geblieben seyen — eine Annahme, zu deren Bestreitung kein vernünftiger Grund vorhanden war. Der Kaiser machte, hierauf fußend, den 18. Brachmonat folgende Vorschläge: Erstens sollten nebst Löwen, Brüssel und Antwerpen, deren Interessen, jenen des

[1]) Cornova, Jos. II. S. 486.

übrigen Landes oft nicht entsprachen, alle übrigen Städte von Brabant zur Landesrepräsentation zugelassen werden; zweitens sollten zur Deckung der Staatsbedürfnisse beständige Subsidien wie in Flandern eingeführt werden; drittens sollte auf den Landtagen zwar jeder für sich entschließen, aber nur die Mehrheit der Stimmen entscheiden; viertens sollte der Rath von Brabant, als ein durch die Joyeuse Entrée selbst zur Bestätigung der Verordnungen berechtigter Gerichtshof, auch in der Folge alle landesfürstlichen, jener Urkunde nicht widerstreiten Verordnungen, bestätigen, wegen gegründeter Bedenklichkeiten aber der Statthalterei Vorstellungen zu machen, angewiesen seyn.

Allein je deutlicher das Gepräge dieser Vorstellungen den Willen des Kaisers verrieth, so lange als möglich die gesetzlichen Formen zu achten und sich auf dem verfassungsmäßigen Wege mit den Landesrepräsentanten zu verständigen, je lebhafter regte sich wieder der Geist des Widerstandes unter den Ständen. Sie weigerten sich aufs Bestimmteste, den Propositionen des Landesfürsten Gehör zu geben, und zwangen so dessen Bevollmächtigten, die ihm für diesen Fall anbefohlene Strenge in Anwendung zu bringen. Nachdem er Truppen hatte versammeln und den Ständen hatte drohen lassen, erklärten diese trotzig: »man könne sie kassiren, aber niemals würden sie selbst nachgeben« — worauf ihre Berathschlagung für geendigt, die Verfügungen der ständischen Willkür seit 1786 aus den Protokollen herausgerissen und die Joyeuse Entrée für aufgehoben erklärt wurde. Die Stände wollten nun feierlich protestiren, allein sie fanden das dazu gewählte Hotel des Raths von Brabant geschlossen.

Tags darauf wurde kund gemacht: »Die strengen Verfü-
»gungen, zu welchen uns das Betragen der Stände von
»Brabant vermocht hatte, und welche wir ihnen durch
»die Depesche vom 7. Jänner ankündigten, sind durch die
»darauf folgende Depesche vom 15. Februar bloß in der Er-
»wartung aufgeschoben worden, daß die beiden ersten Stände
»die in ihrer Depesche vom 26. Jänner bezeigte völlige Un-
»terwürfigkeit in jedem Betracht erfüllen würden. Allein,
»anstatt unserem gnädigen Zutrauen zu entsprechen, anstatt
»die in ihrer Bittschrift enthaltenen Versicherungen ins Werk
»setzen, anstatt unsere Neigung zur Milde, und die ihnen
»unsrer Seits vorgeschriebenen Mittel zu benützen, um sich
»dadurch zugleich mit der vollkommenen Wiederherstellung
»der Ordnung und öffentlichen Ruhe, die Aufrechthaltung der
»Konstitution und der Privilegien zu erhalten, deren Verlust
»sie schon verdient hatten, gaben sie dem Ungehorsam gegen
»so heilsame Absichten den Vorzug. Ein solches Betragen,
»welches unsern Unwillen immer mehr und mehr reizet, ge-
»stattet unserer Würde keineswegs, die unbeschränkte Wirk-
»samkeit unserer Depesche vom 7. Jänner länger aufzuschieben.
»Dem zu Folge haben Wir folgende Punkte und Artikel ver-
»ordnet und festgesezt: 1) Von diesem Tage an sollen alle
»in unsrer Provinz Brabant bewilligte und bestätigte Begün-
»stigungen und Privilegien, so wie der ganze Inhalt der
»Joyeuse Entrée widerrufen, und für nichtig erklärt seyn
»und bleiben.

»2) Sollen von diesem Tag an die unter dem Namen
»der Ständedeputation bekannte Interimskommission, wie auch
»alle Einnehmer und übrigen Beamten der Stände ohne

»Ausnahme entsezt seyn. 3) Demungeachtet erklären Wir, »daß diese Einnehmer und andere Beamten die Pflichten und »Verrichtungen ihrer Stellen wie vorhin fortsetzen, und den »nämlichen Gehalt, wie bisher genießen können; wenn sie »uns vorläufig den Amtseid ablegen, so wie sie ihn vor die»sem den Ständen von Brabant abgelegt haben, welcher in »jedem Betracht aufhören soll. 4) Wir werden ungesäumt »durch die Mittel, welche schicklich gefunden, und öffentlich »bekannt gemacht werden sollen, für die Einhebung der Auf»lagen und öffentlichen Lasten sorgen, man wird davon die »Zinsen der darauf fundirten Vorschüsse leisten und alles »genau quittiren. Mit gleicher Genauigkeit wird auch für »die Abtragung der Kapitalien, nach den mit den Darlei»hern eingezogenen Verbindungen und den sich ergebenden »Ueberschüssen Sorge getragen werden. 5) Da der Rath »unserer Provinz Brabant zu den schändlichen Ausschweifungen, »so er sich im Jahre 1787 erlaubte, auch noch den ausge»zeichnetesten Ungehorsam hinzugefügt hat; so erklären Wir »denselben durch unser Diplom vom 6ten dieses Monats für »kassirt und aufgehoben, mit dem ausdrücklichen Verbot, an »jedes seiner Mitglieder nach Erhaltung dieses unsers Diploms »nicht die mindeste obrigkeitliche Gewalt, Gerichtsbarkeit, oder »irgend eine Verrichtung ihres vorigen Amts auszuüben, unter »Strafe der ewigen Verbannung aus dem Gebiete unserer »Niederlande. 6) Da die Aufhebung dieses Gerichtshofes es »nöthig macht, daß wir unsere Provinz Brabant mit einem »höhern Richter versehen, so weisen wir unsern, zu Mecheln »Sitzung haltenden, großen Rath an, so wie wir es durch »ein anders Diplom vom 6ten dieses angeordnet haben, in

Tags darauf wurde kund gemacht: »Die ſtrengen Verfü-
»gungen, zu welchen uns das Betragen der Stände von
»Brabant vermocht hatte, und welche wir ihnen durch
»die Depeſche vom 7. Jänner ankündigten, ſind durch die
»darauf folgende Depeſche vom 15. Februar bloß in der Er-
»wartung aufgeſchoben worden, daß die beiden erſten Stände
»die in ihrer Depeſche vom 26. Jänner bezeigte völlige Un-
»terwürfigkeit in jedem Betracht erfüllen würden. Allein,
»anſtatt unſerem gnädigen Zutrauen zu entſprechen, anſtatt
»die in ihrer Bittſchrift enthaltenen Verſicherungen ins Werk
»ſetzen, anſtatt unſere Neigung zur Milde, und die ihnen
»unſrer Seits vorgeſchriebenen Mittel zu benützen, um ſich
»dadurch zugleich mit der vollkommenen Wiederherſtellung
»der Ordnung und öffentlichen Ruhe, die Aufrechthaltung der
»Konſtitution und der Privilegien zu erhalten, deren Verluſt
»ſie ſchon verdient hatten, gaben ſie dem Ungehorſam gegen
»ſo heilſame Abſichten den Vorzug. Ein ſolches Betragen,
»welches unſern Unwillen immer mehr und mehr reizet, ge-
»ſtattet unſerer Würde keineswegs, die unbeſchränkte Wirk-
»ſamkeit unſerer Depeſche vom 7. Jänner länger aufzuſchieben.
»Dem zu Folge haben Wir folgende Punkte und Artikel ver-
»ordnet und feſtgeſezt: 1) Von dieſem Tage an ſollen alle
»in unſrer Provinz Brabant bewilligte und beſtätigte Begün-
»ſtigungen und Privilegien, ſo wie der ganze Inhalt der
»Joyeuse Entrée widerrufen, und für nichtig erklärt ſeyn
»und bleiben.

»2) Sollen von dieſem Tag an die unter dem Namen
»der Ständedeputation bekannte Interimskommiſſion, wie auch
»alle Einnehmer und übrigen Beamten der Stände ohne

»Ausnahme entsezt seyn. 3) Demungeachtet erklären Wir, »daß diese Einnehmer und andere Beamten die Pflichten und »Verrichtungen ihrer Stellen wie vorhin fortsetzen, und den »nämlichen Gehalt, wie bisher genießen können; wenn sie »uns vorläufig den Amtseid ablegen, so wie sie ihn vor die»sem den Ständen von Brabant abgelegt haben, welcher in »jedem Betracht aufhören soll. 4) Wir werden ungesäumt »durch die Mittel, welche schicklich gefunden, und öffentlich »bekannt gemacht werden sollen, für die Einhebung der Auf»lagen und öffentlichen Lasten sorgen, man wird davon die »Zinsen der darauf fundirten Vorschüsse leisten und alles »genau quittiren. Mit gleicher Genauigkeit wird auch für »die Abtragung der Kapitalien, nach den mit den Darlei»hern eingezogenen Verbindungen und den sich ergebenden »Ueberschüssen Sorge getragen werden. 5) Da der Rath »unserer Provinz Brabant zu den schändlichen Ausschweifungen, »so er sich im Jahre 1787 erlaubte, auch noch den ausge»zeichnetesten Ungehorsam hinzugefügt hat; so erklären Wir »denselben durch unser Diplom vom 6ten dieses Monats für »kassirt und aufgehoben, mit dem ausdrücklichen Verbot, an »jedes seiner Mitglieder nach Erhaltung dieses unsers Diploms »nicht die mindeste obrigkeitliche Gewalt, Gerichtsbarkeit, oder »irgend eine Verrichtung ihres vorigen Amts auszuüben, unter »Strafe der ewigen Verbannung aus dem Gebiete unserer »Niederlande. 6) Da die Aufhebung dieses Gerichtshofes es »nöthig macht, daß wir unsere Provinz Brabant mit einem »höhern Richter versehen, so weisen wir unsern, zu Mecheln »Sitzung haltenden, großen Rath an, so wie wir es durch »ein anders Diplom vom 6ten dieses angeordnet haben, in

Niederlanden, zur Aufrechthaltung der neuen Ordnung zu gering schien, mußte nachher selbst bekennen, daß der Erfolg die günstigsten Erwartungen übertroffen habe. Eine zahlreiche Parthei hatte diese Maßregel längst gewünscht, um endlich die ängstliche Zweifelhaftigkeit des damaligen Zustandes beendigt zu wissen, selbst ein Theil der Gegenparthei schien befriedigt, durch eine ernstliche Anordnung, deren Androhung er nicht ertragen konnte. Des anderen Tags erhielt der Minister unzählige Besuche von Royalisten, die ihm und dem Lande Glück wünschten, und eine so lebhafte Freude äußerten, daß es mühsam war, sie zu Gunsten der zu erhaltenden allgemeinen Gemüthsruhe zu mäßigen. Acht Tage lang wurde das Vorzimmer des Ministers nicht einen Augenblick leer von angesehenen Einwohnern, die ihm mit der größten Herzlichkeit für die wiederhergestellte Ruhe dankten, und sich in Aeußerungen ihrer Ergebenheit erschöpften. Dieß beruhigte endlich den etwas zaghaften Minister, und überzeugte ihn, daß nun wirklich Alles beendigt sey [1]).

Am meisten befriedigt war d'Alton, der bis dahin höchst unzufrieden, in seinen Briefen an den Souverain nicht müde ward, sich über die Regierung zu beklagen. Höchst mißvergnügt über die Weise, wie man seine Versuche, das platte Land, durch Schriften, welche das System von 1787 vertheidigten, »aufzuklären,« dem Kaiser dargestellt hatte, beschuldigte er den Rath des Gouvernements selbst, die herrschenden Unruhen veranlaßt zu haben. »Derselbe, schrieb er, wird ohne Zweifel stets einem System entgegenarbeiten,

[1]) *Trautmannsdorf* fragmens S. 30.

welches die Macht und das Anſehen verringern würde, das er ſich angemaßt. Ich finde mich ſogar veranlaßt, und bin auch geneigt zu glauben, daß Alles, was geſchieht, der Gegenpartheil im Voraus angedeutet wird, und daß dieſe im Gegentheil die Gegenmaßregeln vorſchreibt. Die Abreien, gegen welche die meiſten Mitglieder der Regierung weſentliche Verbindlichkeiten haben, beſtehen und fahren fort, das Volk aufzuregen, der theologiſche Streit macht fortwährend ſchlimme Senſation, und der Miniſter wird, durch alle dieſe Umſtände zuſammengenommen, irre geleitet [1]).« Dieſe übellaunigen Ergüſſe ſchienen ihm einzig durch die Lauheit und Zaghaftigkeit des Gouvernements hinlänglich gerechtfertigt. Als endlich den 18ten Juni das Gouvernement nothgedrungen einen entgegengeſezten Charakter annahm, war die Freude dieſes Generals unmäßig. »Der 18te Juni,« ließ er dem Grafen Trautmannsdorf durch den Rath Limpens ſagen, »ſey ein Tag des Glücks für Oeſterreich, denn er ſey der Tag, an welchem die Monarchie durch die Schlacht von Collin gerettet, und der Kaiſer unumſchränkter Herr der Niederlande wurde.« Allein Trautmannsdorf war damals noch weit entfernt, das Ereigniß ſo anzuſehen, und ſchrieb an den Kaiſer, »daß man ſehr viel Klugheit und Weisheit brauchen werde, und daß man vor Allem die Nation nicht zur Verzweiflung bringen müſſe [2]).« Demungeachtet war auch er — wie ſchon erzählt worden — bald beruhigt, wiewohl der Lezte, und von nun an glaubte Jedermann an die Erhaltung der Ruhe.

---

[1]) Memoire p. s. à la just. *d'Alton.* I. T. p. 183. letr. d. 31. Mai.

[2]) *Trautmannsdorf* fragmens p. 30.

Sechszehntes Kapitel.

Empörung der Niederlande.
(Fortsetzung.)

Die Niederlande waren vollkommen beruhigt, allein Josephs Unstern ließ nicht zu, daß er irgendwo eine Frucht seiner Maßregeln einerndte. Aeußere Zufälle und die störende Einwirkung fremder Intriguen vernichteten fast immer seine Werke in dem Augenblick, da sie die Vollendung krönen sollte. Es näherte sich eine Epoche, welche in vielen Geschichtsbüchern als eine Folge seiner Despotie, seiner gewaltsamen Vernichtung der Landesfreiheit, als ein verdientes Strafgericht für tyrannische Willkürherrschaft, als eine hehre Großthat der Nation figurirt, aber in Wahrheit nichts von allem dem gewesen ist. Die öffentliche Meinung eines vielleicht jezt geschlossenen Zeitraumes, glaubte alle Verdienste des großen Monarchen aufgewogen, durch das einzige Vergehen gegen das niederländische Volk, gegen die Majestät einer Nationalfreiheit, durch die Willkür seiner Souveränität gegen die Willkür der Volkssouveränität. Dieses strenge und stolze Urtheil geht von dem Prinzip der Unfehlbarkeit und unumschränkten Berechtigung einer, in was immer für einem Kulturzustand befindlichen, Nation zu jedweder Willkür aus, der gegenüber dem Regenten allein gebunden seyn soll, durch das von dem Volk eines fernen Jahrhunderts gegebene Gesetz. Dieses Prinzip, welches gleich dem von der Unfehlbarkeit der Kirche ein bloßer Glaubensartikel ist, mag zu vertheidigen seyn, allein ihm entgegen steht ein anderes über alle Irrthümer und Stimmungen, Rechtsbegriffe und wandelbare Satzungen erhabenes, das uns vom geschriebenen deutbarem

Rechte absehen und den Charakter der Streitenden — seyen es Völker einerseits und Regenten andererseits oder Völker und Völker, Könige und Könige — nach dem was sie wollen und vollbringen, beurtheilen, und dem, der das gute wollte, die Krone des Verdienstes zuerkennen läßt.

Die Gerechtigkeit der geschichtlichen Kritik muß eben so oft den Geist eines Zeitalters und den Charakter eines Volks anklagen, als den Willen und den Charakter der Einzelnen. Die Urtheile einer demokratisch gesinnten Zeit und der zeitweiligen staatsrechtlichen Theorie, welche Josephs Willkür gegen die Niederlande verdammen, dürften von den weltgeschichtlichen der Nachzeit überlebt werden. Schon unter dem Zeitgenossen hat sich stillschweigend eine Meinung gestaltet, welche die großen Absichten des Kaisers anerkannt und die große Blutschuld der Staatsumwälzung von 1789 auf den Charakter der Nation wälzt. Und fürwahr — mag man Josephs Eigenschaften ansehen wie man will — wer möchte es nach neuerlichen Ereignissen wagen, die Niederländer von Nationalfehlern frei zu sprechen, die in einer Reihe von Jahrhunderten sich immer gleich geblieben sind, und nur die traurigsten Wirkungen hervorgebracht haben? Jedes Blatt ihrer Nationalgeschichte zeugt davon, daß sie im Wohlstand übermüthig, in allen Umständen dem niedrigsten Eigennutz ergeben, partheisüchtig und ränkesüchtig, käuflich, treulos, feig und undankbar gewesen sind. Diese Vorwürfe zwar treffen mehr oder minder die Einzelnen eines jeden erregten Volkes, und nichts ist gewisser, als daß sie kaum irgendwo die Einzelnen weniger treffen, als in den Niederlanden, aber nirgends hat

ſich die Geſammtheit eines Volkes, oder der Gemeingeiſt deſſelben, dieſer Laſter ſchuldiger gemacht [1]).

Nur eine Rückerinnerung ſey hier geſtattet — an die Niederländer des ſechzehnten Jahrhunderts unter Philipp II. und Alba, zu vergleichen mit Jenen des 18ten und Joſeph und Trautmannsdorf! Wie verſchieden in ihren Wünſchen, wie ähnlich in ihrem Charakter ſind ſich die Niederländer dieſer Zeiten, wie wenig nahm ihre Stimmung Rückſicht auf die Verdienſte ihrer Oberherren! Wollüſtige Trunkenheit, Ueberfluß und Reichthum brachte ſie zu tollen Aufſtänden gegen Karl, der ſie mit Vorliebe behandelt, ſeine Strenge ſchlug ſie ſchnell nieder, ſie liebten am Ende den, der ſie züchtigte. Bald darauf ſchlug die Reformation Wurzel in ihren Gemüthern und ihre edelſten Männer — Egmont, Oranien, van Hoorn, Männer, welche Joſephs größte Stützen geweſen wären, verwahrten ſich gegen Inquiſition und Prieſterwillkür; aber als die Statthalterin Margarethe in Folge einer Milderung der ſtrengen Religionsedikte dem Volke faſt allgemeine Duldung faktiſch gewährte, bezahlten die niederländiſchen Proteſtanten dieſe willkürlich auf eigene Gefahr

[1]) Man wird mir wohl ſchwerlich den Unterſchied beſtreiten, welchen ich hier zwiſchen dem Charakter eines Volkes mache, und dem ſeiner einzelnen Mitglieder, welcher ganz entgegengeſezt ſeyn kann. Wie groß, gewandt, ſtolz, intelligent, energiſch, muthig, kraftvoll — aber knauſeriſch und proſaiſch iſt die engliſche Nation, wie plump, unbedeutend, phlegmatiſch, roh — aber edel und großmüthig und meiſt die Engländer — wie verſtändig, originell, geiſtreich, tief, forſchend und ſtark ſind die Teutſchen, wie träge, einfältig und äffiſch iſt mit Erlaubniß — das teutſche Volk? Vielleicht ſind die Franzoſen das einzige Volk, das im Einzelnen und im Ganzen ſich gleich bleibt, ſtets feurig, leichtſinnig, wetterwendiſch, ehrgeizig und — närriſch.

der Statthalterei ihnen gewährte Freiheit — so wie nachher Trautmannsdorfs nachsichtsvolle Güte — mit der Münze des Undanks, plünderten und zerstörten katholische Kirchen, schändeten heiliges Geräth und hörten nicht auf mit Unfug, bis König Philipp II. die Geißel des Bürgerkriegs über ihnen schwang und der Patriotismus feig in die Kniee sank. Alba — derselbe Alba, dessen Bild die Niederländer jezt auf eine Wolfshaut malen, mit Todtenschädeln und den schrecklichen Werkzeugen seiner Rache umgeben — Alba trat nun mit eisernem Fuß auf den Nacken des, der Beleidigung der Majestät schuldig erklärten Volkes, das nun in feiger Demuth sich unter seinen schrecklichen Schlägen krümmte. Egmont, van Hoorn und achtzehntausend Niederländer fielen nun durch Henkers Hand und Unzähligen wurden durch Folter und Marter die Glieder verstümmelt. Das Volk trug dieses schreckliche Gericht ohne Murren, mit friedlichem Muth wie die Liebkosung eines schmeichelnden Weibes. Die Religion mußte zum Vorwand der schimpflichsten Theilnahmslosigkeit dienen. Aber als Alba zuerst den 100sten, dann den 20sten und endlich den 10ten Pfenning von dem gesammten Vermögen der Einwohner eintrieb — da erst empörte sich das Volk — nicht um die blutige Unbill zu rächen, nur um den zehnten Pfennig zu ersparen [1])!

---

[1]) „Jezt schrieb Alba den hundertsten Pfenning vom gesammten Vermögen aller Einwohner, dann den 20sten und 10ten Pfenning von jeder Veräußerung unbeweglicher und beweglicher Gütern aus, und — was die Henkerbeile nicht vermocht hatten — die Steuereinnehmer erregten eine Empörung. Der zehnte Pfenning — es ist niederschlagend, es zu sagen — der zehnte Pfenning

Daſſelbe Volk, welches im 18ten Jahrhundert Joſeph anfeindete, weil er ihm die Religionsfreiheit gab, welche ihm Philipp verweigerte, ein Theil derſelben Niederländer war es, welche ihren Wohlthäter mißhandelten. Es kann dem, der dieſe geſchichtlichen Wahrheiten nicht verleugnet, kein moraliſcher Zweifel über die Frage bleiben, ob die Niederländer aus beleidigtem Nationalſtolz, aus Patriotismus und Religioſität gegen Joſeph aufgeſtanden, oder ob ihre Rebellion nicht vielmehr das Reſultat hochverrätheriſcher Umtriebe ſeiner Behörden, fremder Anſtiftung und eigennütziger Projekte und fanatiſcher Thorheit geweſen.

Nicht bloß die Reflexion, auch die Kritik der Thatſachen erlaubt keinen Zweifel hierüber. Der Ausbruch der eigentlichen Empörung war von Umſtänden begleitet, welche die ſelbſtſtändige Unabhängigkeit derſelben von den vorhergegangenen Maßregeln der Regierung hinlänglich beweiſen. Ihre Haupturſache war, das benachbarte Beiſpiel Frankreichs, wo das Volk unter ganz anderen Verhältniſſen und aus ganz anderen, ja entgegengeſezten Gründen, mit ſeinem Fürſten in Streit gerathen war. Alles Unheil, welches die veralteten Satzungen der Civiliſation eines halben Jahrtauſends auf den Zeitraum ihres Endes abgelagert hatte, ward dort an dem Enkel von Fürſten gerächt, welche ſo laſterhaft geweſen ſind, wie ihre Zeiten. Damals kam die Meinung in Schwung, daß die Uebertragung der Souveränität an einen Einzelnen,

---

hat Holland frei gemacht. Gegen die dadurch Allen, ohne Ausnahme, zugehende Bedrückung erboten ſich auch alle, die Stände proteſtirten, mehrere Städte, ſelbſt Brüſſel, widerſtanden mit Gewalt. (Rottecks allgemeine Weltgeſchichte 4ter Bd.)

die Quelle alles Uebels sey und diesem Datum vollständig abgeholfen werden könne, daß man sie dem Volk zurückstelle. In der Richtung bewegten sich alle Gemüther so lange, bis blutige Erfahrungen einen Mehrtheil der Irrenden überzeugte, daß der Genius der Menschheit, eben so oft, und meist gewaltiger in der Willkür des Einzelnen, als in der einer Gesellschaft walte, und daß er sich furchtbar rächt, wenn ein lasterhaftes oder verblendetes Volk seine kostbarsten Gaben verschmäht, weil es dieselben nicht aus sich selbst empfangen.

Der Einfluß der damaligen Ereignisse in Frankreich, wo man anfing, die königliche Würde auf eine bisher beispiellose Weise zu mißhandeln, die Aufruhrscenen in der Hauptstadt, die schrecklichen Thaten der Volksjustiz, entzündeten in den Niederlanden die kaum beruhigten Gemüther und erfüllten die Erschreckten, welche in solcher Nähe ein Beispiel furchtbarer Volksgewalt erblickten, mit neuer Zuversicht. Gewiß war eine der verderblichsten Ursachen des nachherigen Ausbruchs der Empörung der Gedanke: konnte dieß geschehen in dem Mittelpunkt eines Reiches, wo die stärksten Kräfte der Regierung konzentrirt sind, wer wollte da dem Volke einer entlegenen, nicht mit hinlänglich Militär versehenen Provinz Widerstand leisten? Das Beispiel wirkte verführerisch, der eigenthümliche Reitz der Anarchie, wo Jeder Einzelne etwas gilt, der fortwährend angefachte Fanatismus, die Verblendung des Volks, endlich die Gemüthsaufregung freiheitssüchtiger Phantasten brachten den leicht beweglichen Geist des Volks bald in Aufruhr. Die Regierung ward bald durch Vorzeichen desselben beängstigt und verlangte Verstärkung der Militärkraft. Allein d'Alton wollte sich nicht dazu verstehen und

verlangte endlich vom Kaiser nur ein einziges Regiment, »mehr um eine furchtsame Regierung zu beruhigen,« als weil er die Nothwendigkeit einer solchen Maßregel dem Minister eingestanden hätte [1]). Indessen wurde die Lage der Regierung immer schwieriger, denn zu den voraussichtlichen Hindernissen ihres Beruhigungswerkes kamen noch viele andere, welche man unmöglich hatte voraussehen können [2]). Täglich vermehrte sich die Erhitzung der Gemüther durch wiederholte Neuigkeiten aus Paris; besonders aufregend war die Ankunft mehrerer Prinzen von Geblüt und anderer Franzosen, die sich vor den Feinden der Regierung flüchteten. Man sprach schon laut davon, daß man dem gegebenen Beispiele folgen und im Park, auf den Straßen und in den Kirchen fand man unzählige Zettel mit den Worten: Ici comme à Paris!

Unter so drohenden Umständen zeigte d'Alton den Charakter eines treuen Dieners, der sich von seinem Eifer bis zu Ungerechtigkeiten gegen Andere hinreißen läßt. »Von dem Augenblick der Vernichtung der Konstitution an,« erzählt Trautmannsdorf, »glaubte sich d'Alton an keine Regel gebunden, als ob es kein Recht der Freiheit, des Eigenthums, der Sicherheit gäbe.« Seine Zuversicht und Verachtung der

---

[1]) Trautmannsdorf in den fragmens p. 30. behauptet, er habe sie nicht eingesehen, allein d'Alton schreibt den 24ten Juli an den Kaiser: Je sens à tout moment l'insuffisance d'un régiment de cavalerie, und den 1sten Aug. Je suis infinement embarrassé par mon manque de cavalerie.

[2]) Daselbst. Der Verfasser, sonst wie es scheint ein Gegner der Unternehmungen Josephs II. in den Niederlanden, läßt ihm durch dieß Geständniß eben so wie sich selbst Gerechtigkeit widerfahren.

Volkskräfte war eben so thöricht, als seine ungemessene Strenge. Das Schicksal des unglücklichen Kaisers, überall durch die Unbesonnenheit seiner besten Diener leiden zu müssen, ging auch hier in Erfüllung. d'Altons, nach einem Gewaltstreich doppelt übel angebrachte Strenge, beschleunigte den Ausbruch der Unruhen. Schon gegen Ende Juli zeigte sich in Mons, Anvers, Louvain und Namur eine allgemeine Gährung und in Tirlemont kam es zum offenbaren Aufruhr. Die Verhaftung eines Unruhestifters, der sich auf Lüttichschen Boden geflüchtet hatte und nun wieder in Tirlemont erschien, brachte hier die ganze Stadt in Bewegung. Man läutete die Sturmglocke, befreite den Gefangenen und ein mit Flinten, Pistolen und Sensen bewaffneter Haufe, dem sich die benachbarten Dorfbewohner aus dem Gebiet von Lüttich anschloßen, zwang die schwache Besatzung sich zurückzuziehen, und plünderte die Provinzialkasse nebst 13 Häusern, von welchen zwei demolirt wurden [1]). An den Grenzen zeigte sich eine große Anzahl von brodlosem Gesindel, das in die Niederlande einzufallen drohte, um während der Wirren zu plündern. Im ganzen Lande bereitete sich ein allgemeiner Aufstand vor. Den 26ten verabredeten die Einwohner von Tirlemont, Hougarde und St. Trom mit dem Volke von Louvain für die Nacht eine Revolte, welche wirklich zum Ausbruch kam. Um 10 Uhr erschollen die Sturmglocken von drei Kirchen zu Louvain dessen Einwohner mit den Fremden vereinigt, die Patrouillen angriffen und sich mit dem Militär in einen Kampf einließen, der fünf Stunden

[1]) d'Alton, Lettre du 24 Juillet p. 180.

währte und vieles Blut koſtete [1]). In Namur wurde den 27ten ein Offizier öffentlich mißhandelt und nur mit Mühe durch Tödtung ſeines Angreifers gerettet. In Brüſſel war das Militär unaufhörlich Inſulten ausgeſezt. Die Prieſter und Mönche durchrannten das ganze Land, um die Gemüther ohne Unterlaß zu erhitzen, und in mehreren Abteien wurde ſogar die Sturmglocke geläutet. Vergeblich ſuchte d'Alton die Miniſter zur Beſtrafung dieſer Aufwiegler zu bewegen. »Der Miniſter,« ſchreibt er hierüber an den Kaiſer, »wird ſo ſchlecht unterſtüzt und das Gouvernement iſt ſo übel zuſammengeſezt, daß nichts zu hoffen iſt, wenn nicht eine Aenderung vorgenommen wird.« Während d'Alton ſtets zur äußerſten Strenge ſich geneigt zeigte, folgte Trautmannsdorf ſeinem Hang zur Güte und zum Vertrauen. d'Alton ließ einen Haufen von 23 jungen Leuten, welche ſeine Patrouillen inſultirten verhaften, um ſie zur ungariſchen Armee zu ſchicken, allein Trautmannsdorf widerſezte ſich ihrer Abführung und ließ ſie dem ordentlichen Gericht übergeben. Durch dieſes Gegenwirken erhielt die Regierung einen Charakter von Inconſequenz und Schwäche, der ſie der Geringſchäzung preis gab, ohne daß die Stimmung der Gemüther dadurch verbeſſert worden wäre [1]). Vielmehr organiſirte ſich der Aufſtand förmlich und die Revolutionirung des ganzen Landes ward mit der größten Regelmäßigkeit betrieben. Viele der reichſten Einwohner wanderten aus und die Regierung ſah ſich zu den ſtrengſten Maßregeln genöthigt um zu verhindern, daß dieſes Beiſpiel verderbliche

[1]) d'Alton, lettre du 27 Juillet p. 191.
[1]) d'Alton, lettre du 10 Aout p. 208.

Folgen habe. Zu Breda, wo sich schon früher ein »patriotisches« Comitè belgischer Ausgewanderter gebildet hatte, wurden Revolutionspläne geschmiedet, welche die holländische Republik in der Hoffnung zuließ, durch Steigerung der Verlegenheiten Josephs einen günstigen Frieden zu erlangen.

Alle Einflüsse von Außen und Innen vereinigten sich nun zur Aufregung des Sturmes, der Josephs lezte Tage trüben sollte. Die Einmischung schlimmer Nachbaren war bei weitem das Gefährlichste. Die Fortschritte der österreichischen Waffen in der Türkei, erregten die böswilligsten Unternehmungen eifersüchtiger Mächte, welche für Joseph um so gefährlicher waren, da er in dieser Hinsicht sehr sorglos war, obgleich die Ankunft preußischer Truppen in Lüttich unter dem nichtigen Vorwand, einer von der kaiserlichen Kammer zu Wetzlar dekretirten Exekution den gerechtesten Anlaß zu Mißtrauen gab. Die Vorstellungen, welche Trautmannsdorf über diesen Punkt dem Kaiser machte, wurden von diesem in einer Weise beantwortet, welche große Zweifel an dem Vorhandenseyn einer Gefahr von dieser Seite erregte. Er schrieb an den Minister: »Alles was Sie mir sagen von dem Beistand fremder Mächte, welche die sogenannten Patrioten erwarten, ist ganz und gar unwahrscheinlich, so lange die Monarchie nicht in offenem Krieg gegen Preußen oder die Seemächte steht [1]) — Diese Mährchen werden nur gemacht und verbreitet, um Sie zu mystificiren, und zur Nachgiebigkeit zu bestimmen; es wäre höchst gefährlich jezt, im Geringsten zu weichen oder Neues zu fordern. Meine

[1]) Trautmannsdorf fragmens. p. 38. Lettre de S. M. du 23 Aout.

Absichten in Bezug auf die Konstitution sind Ihnen bekannt, doch ist jezt keine Zeit daran zu denken [1]) — Sie haben jezt nichts zu thun, als nicht nachzugeben und keine Neuerung zu unternehmen, — in dem Augenblick kann man Brabant keine Konstitution gewähren [2]).«

Ungeachtet der dringenden Bitten Trautmannsdorfs selbst auf die Gefahr hin die Früchte des Türkenkriegs zu verlieren, ernstliche Maßregeln zur Behauptung der Niederlande zu unternehmen, blieb Joseph in dem unglücklichen Wahn, der ihm die geeignetsten Mittel zur Unterdrückung des Aufstandes erkennen ließ. Noch im September schrieb er an Trautmannsdorf, in Folge eines ihm vorgelegten Konstitutionsentwurfs für Brabant [3]): »Der anonyme Aufsatz, welchen Sie mir geschickt haben, ist eine Rapsodie der englischen Konstitution und der neufranzösischen, wobei Jedermann gewinnt, ausgenommen der Monarch und die gute Ordnung; sagen Sie diesem Mann, daß er augenscheinlich nichts im Sinn gehabt hat, als einen einfachen Herzog von Brabant, der wie der König von Frankreich vor Furcht sterbend, gezwungen werden könnte, Alles zu bewilligen, was die Nation vorschreibt, daß ich aber noch etwas Anderes sey, als ein Herzog von Brabant, und daß ein so kleiner Theil meiner Staaten mir keine Gesetze vorschreiben wird. Was den Brief des Grafen von Mercy, (welchem man das Anerbieten gemacht hat, gegen einen Preis von 1000 Louisdors den Plan einer Verschwörung zu entdecken,) so halte

[1]) Daselbst. Lettre du 25 Aout.
[2]) Daselbst. Lettre du 31 Aout.
[3]) Daselbst. S. 242. Lettre du 24 Sept.

ich nichts davon für so wahr, als den Wunsch des anonymen Freundes, die 1000 Louisdors zu erhalten, welche wir hergeben würden, um die Namen von zwei oder drei insolenten Thoren zu erfahren, welche nur den bösen Willen, aber nicht die geringsten Mittel, ihren Vorsatz auszuführen, besitzen.«

Indessen wurde sowohl die Größe der Gefahr, als die Theilnahme fremder Höfe an den Unternehmungen der Rebellen immer deutlicher. Man wußte, daß die benachbarten Höfe bereit seyen, thätigen Antheil an den niederländischen Angelegenheiten zu nehmen, sich aber nicht eher einmischen würden, als bis eine Wahrscheinlichkeit des Gelingens vorhanden wäre, um ihnen Vortheile und einen Vorwand zu gewähren. Van der Noot, das thätige Haupt der Unzufriedenen, der sich den Titel eines bevollmächtigten Agenten des Brabanter Volkes beilegte, erschien bald in Haag, wo er bei der Prinzessin von Oranien Gehör erhielt und dieser und ihrem Sekretär Motmann Vorschläge zur Begünstigung der »Patrioten« machte [1]), und in Berlin wo ihm Herzberg antwortete [2]), »daß die Mittel der Insurgenten noch zu unbedeutend seyen, als daß man sich in ihre Interessen mischen könnte; daß sie nur ihre Anstrengungen verdoppeln sollten, worauf man sich entschließen werde, was zu thun sey.« Van der Mersch erzählte später selbst einen Vorfall, der die Einmischung fremder Mächte beweist. Als nämlich das Comité von Breda die Nachricht von dem

[1]) Kampen Gesch. d. Niederl. 2ter Th. S. 507. — Dewez p. 265.

[2]) Trautmannsdorf fragmens. p. 42.

ſpäter abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand erhielt, riefen die verſammelten Patrioten aus: »Wir ſind verloren, was werden die drei Mächte dazu ſagen, welche uns unterſtützen [1]).«

Dreifach war jezt die Gefahr. Die Eiferſucht der fremden Mächte und ihre kräftige Unterſtützung der Feinde des Kaiſers und der Haß zweier Partheien, welche nun faſt die ganze Nation verſchlangen, bildeten die Elemente derſelben. Die zahlreichere beſtand aus der Geiſtlichkeit und den vielen Freunden und begünſtigten Schooßkindern der alten Mißbräuche, die zweite umfaßte die Freunde der Freiheit nach franzöſiſchen, damals ganz demokratiſchen Begriffen. Dieſe waren zwar nicht ſehr zahlreich, aber von jener furchtbaren Energie beſeelt, die man in den nachherigen Kriegen erſt hat fürchten gelernt, von einer ungeheueren intenſiven Kraft, deren wunderbare Wirkungen, die durch Prieſterintriguen herbeigeführten Erfolge um ſo viel übertrafen, wie dieſe ſie am materiellen Mittelreichthum. Sie hatte ihr eigenes Oberhaupt, Vonck [2]), nach welchem ſie ſich Vonckiſten nannten, und einen ausgezeichneten General, van der Merſch, zum Anführer. Dieſe kräftige Parthei ſchloß ſich den Feinden des Kaiſers in der Hoffnung an, es ſpäter mit der Geiſtlichkeit allein aufnehmen zu können, und die Urſache ihres Haſſes gegen den Kaiſer

[1]) Mémoire justicatif de v. d. Mersch. p. 58.

[2]) Derſelbe gab eine Schrift heraus, welche über die niederländiſchen Unruhen manchen wichtigen Aufſchluß gibt: Abrégé historique servant d'introduction aux considerations impartiales sur l'état actuel du Brabant par M. Vonck. Traduit du flamand et augmenté de plusieurs notes. A Lille ches Jacques imprimeur libraire sur la petite place. X.

war die angebliche politische Despotie, deren er sich, ihrer Meinung nach, gegen die Niederländer schuldig gemacht habe.

Siebzehntes Kapitel.

Empörung der Niederlande.

(Fortsetzung.)

Während die Gefahren auf allen Seiten wuchsen, und die Unruhen in Tirlemont, Löwen, Diest, Antwerpen und Bergen nur durch Blutvergießen unterdrückt wurden, verhinderte der beklagenswerthe Mangel an Uebereinstimmung zwischen den Maßregeln Trautmannsdorfs und d'Altons jede kräftige Gegenunternehmung. d'Alton, der das Land vertheidigen sollte, beging den großen Fehler, seine Kräfte in fliegenden Korps und Kordons zu zerstreuen. Nach Trautmannsdorfs Versicherung, wäre die Invasion der Patrioten leicht zu verhindern gewesen durch bessere militärische Dispositionen. Die Mittel der Verschwörer seyen anfangs höchst unbedeutend gewesen; sie besaßen nur 5000 fl. und waren erst nach Verlauf einiger Monate im Stande, eine sogenannte Armee zusammenzubringen, welche eine regelmäßige gut geführte Truppe im Augenblick hätte zerstreuen können. Van der Mersch würde seine Invasion gar nicht unternommen haben, wenn er Truppen an den Grenzen angetroffen hätte. Wenige Tage vorher wäre seine Parthei geneigt gewesen, auf ihre Unternehmung Verzicht zu leisten, denn es habe derselben an Allem gefehlt. Van der Noot wäre beinahe von seiner Truppe ermordet worden, weil er sie nicht bezahlen konnte. Man hätte bloß die Aufrührer an den Grenzen aufhalten

dürfen und die ganze Revolution wäre unterblieben; allein d'Alton wollte siegen und bestimmte dazu 7000 Mann gegen 2000 Vagabunden ohne Waffen, Offiziere und Artillerie [1]). Doch können die Kräfte der »Patrioten« nicht so unbedeutend gewesen seyn, da sie von Anderen auf 30,000 Mann geschäzt wurden [2]).

Die Schritte der Regierung waren in dieser Zeit nicht minder falsch und unzeitig, als die des Generals. Die Wiederherstellung der bischöflichen Seminarien (14. Aug.) gab ihr einen Charakter von Schwäche, ohne die Geistlichkeit besser zu stimmen; das Verbot der Auswanderung bei Lebens- und Konfiskationsstrafe kam zu spät, eben so die Maßregel, wodurch den Aebten die Verwaltung der Güter genommen wurde [3]), weil man in Erfahrung gebracht, daß die Kosten der patriotischen Armee von diesen bestritten würden. Die landesfürstlichen Kommissarien, welche die Schätze der Abteien in Beschlag nehmen sollten, fanden sie nicht mehr, denn sie waren längst über die Grenze, an den Heerd des Aufruhrs, geschafft worden [4]).

---

[1]) *Trautmannsdorf.* p. 49.

[2]) Kampen. S. 507. — Dewez. p. 254.

[3]) Ein Schritt der Karl V. Beispiel vom J. 1527 für sich hatte. (Cornova, S. 512.)

[4]) „Da die brabantischen Aebte seit einiger Zeit und bis zur „Stunde sich Streiche erlauben, die mit dem Geiste ihres klöster„lichen Berufes ebenso, wie mit der guten bürgerlichen Ordnung „und mit ihren Unterthanspflichten unvereinbarlich sind, indem sie „den Gesetzen und Verordnungen widerstehen, um das Volk wider „die rechtmäßige Obrigkeit zu verhetzen, allerlei Vorwände er„dichten; mit anderen schon gerichtlich abgeurtheilten Volksverfüh„rern Einverständnisse und Briefwechsel unterhalten; an den Grenzen

Während dieſer Zeit war das Komité in Breda nicht unthätig. Aufrühreriſche Schriften überſchwemmten das Land und bald erſchien im Namen einiger aufgehobenen Stände von Brabant eine Remonſtranz, worin ſie ſich für einen geſetzgebenden Körper erklärten, und die Reſtauration mit der Drohung an den Himmel und ihre Waffen zu appelliren verlangten. An den Grenzen, im holländiſchen Brabant und im Stifte Lüttich ſammelten ſich immer ſtärkere Freikorps, welche anfangs, weil ihnen Waffen noch nicht erlaubt waren, mit Stöcken exerzierten. Verbeſſerung des Soldes ſezte die Rebellen bald in den Stand, nach vollendeten Waffenübungen zu Hoogſtraten gegen Thornhout zu ziehen. Wirklich überſchritten ſie den 24. Oktbr. die Grenzen, aber der Geiſt, von welchem dieſe Truppen beſeelt waren, entſprach keineswegs dem Zweck ihrer Unternehmung. Jämmerlich war die Furcht dieſer Soldaten, welche ihren zaghaften Schritten ein hochtrabendes Manifeſt vorausſchickten, wodurch ſie alle Brabanter zum Abfall von dem Kaiſer einluden. Ein belgiſcher Schriftſteller ſelbſt hat die erbärmliche Feigheit dieſer Truppen geſchildert, welche zitternd mit den Fähnchen der aufgehobenen

„und im Auslande herumſtreifen, um die größten Unordnungen „zu unterhalten; und zur Begünſtigung einer dem Lande ſchädlichen, ihres Zweckes wegen aber laſterhaften Auswanderung die „Einkünfte ihrer Klöſter verſplittern; ſo haben Se. Kaiſ. Königl. „Majeſtät nach dem Beiſpiele Karls V. vom Jahre 1527 für „gut befunden, gedachten Aebten alle Verwaltung ihrer Güter zu „nehmen, und ſie eigenen Kommiſſarien zum Beſten der Klöſter „ſelbſt, und der benachbarten Armen anzuvertrauen.“ Als ſich gleich nach dieſer Verordnung die Kaiſ. Kommiſſäre in die Abteien begaben, fanden ſie dieſelben aller ihrer Schätze beraubt. Mit dieſen waren nämlich die Aebte theils zu den Rebellen, theils ins Ausland geflüchtet.

Brüderschaften daher zogen und in der Angst und Verwirrung beim Flintenschuß eines Zollbedienten auf einander feuerten, die Waffen wegwarfen und flohen [1]). Nur mit unendlicher Mühe gelang es ihrem Obristen van der Mersch, der die Dienste des Kaisers verlassend, sich an ihre Spitze gestellt, sie zu vereinigen. General Schröder, von Verräthern irre geleitet, und über die Beschaffenheit und Stärke der Feinde getäuscht, ward nach Turnhout gelockt, wo er alsbald von dem, mit den Insurgenten vereinigten Volke in den Straßen aus Kellerlöchern, Fenstern und von den Dächern herab angegriffen und genöthigt wurde, sich mit Verlust einer Kanone zurückzuziehen (27. Okt. [2]). Zwei Tage vorher schon hatten sich die Rebellen der Forts Lille und Liefkenshoek bemächtigt. Inzwischen war durch d'Altons Wachsamkeit in Brüssel selbst eine Verschwörung entdeckt worden, welches eine allgemeine Entwaffnung der Stadt zur Folge hatte.

Der Eindruck der Vortheile, welche van der Mersch über die kaiserlichen Truppen errungen hatte, zeigte sich für die Stimmung der ganzen Niederlande äußerst verderblich. Hatte schon die Schwäche der Regierung, welche bei der Entfernung des Kaisers von den Umständen gedrängt, zu einem schwankenden zögernden Verhalten sich veranlaßt fühlte, den Geist der Widerspenstigkeit ermuthigt, so mußte dieß noch in weit höherem Grade durch so auffallende Beweise von Unzulänglichkeit und schlechter Verwendung der physischen Mittel geschehen. Die Unfälle, welche aus diesem Uebelstande erwuchsen,

---

[1]) *Dewez* p. 273 — 279.

[2]) Memoires *d'Alton*. T. I. p. 254.

vermehrten ſich täglich; in der kaiſerlichen Armee riß ſchlechte Geſinnung und Meuterei ein. Die Truppen, welche Hennegau beſezt hatten, verließen dieſe Provinz ohne Schwertſtreich, bei der erſten Nachricht von der Ankunft einiger Hundert Inſurgenten, welche niemals kamen, und man floh immer einige Meilen weit vor einem Feind, der zu ſchwach war, um Widerſtand zu leiſten. Eben ſo flohen in der Provinz Namur alle königlichen Offiziere, bei der bloßen Nachricht von der Nähe eines Korps von Patrioten, welches ebenfalls nicht kam. Im ganzen Heer zeigten ſich Spuren von Verrath und Untreue, wodurch die ohnehin ſchwachen Kräfte der Regierung ſich faſt auf nichts reduzirten. Unter den ſteigenden Bedrängniſſen der Umſtände wuchs auch die Mißhelligkeit zwiſchen d'Alton und dem Miniſter. Dieſer klagte über Langſamkeit der militäriſchen Operationen, Jener über Mangel an Unterſtützung von der Regierung, durch welche ſie veranlaßt wurde [1]).

Die Ereigniſſe, in dieſer Zeit der Verwirrung, beſtanden aus einem ſtufenweiſen Abfall der niederländiſchen Provinzen und den fruchtloſeſten Bemühungen des Gouvernements, ihn zu hindern. Der landesflüchtige van der Noot, nachdem er in London, im Haag und in Berlin fremden Beiſtand geſucht, erklärte nun in einem Manifeſt als »bevollmächtigter Miniſter des brabantiſchen Volks«, den Kaiſer Joſeph aller Souveränitätsrechte auf dieſe Provinz verluſtig. »Möge »Uebertragung der Völker oder der Gottheit die Quelle der »Souveränität ſeyn,« heißt es in dieſem Manifeſte; »mögen

[1]) *Trautmannsdorf* fragmens p. 55. — *d'Alton* Memoires I. T. p. 265 — 283.

»Nationen ihr die größte Ausdehnung gegeben, oder ſie durch »ausdrückliche Geſetze eingeſchränkt haben; ſo bleibt immer »bei den Ständen der Nation ein höherer Wille, ein unaus»löſchlicher Charakter, ein unveräußerliches Recht. Die Be»wohner der öſterreichiſchen Niederlande haben ihren reſpek»tiven Oberherren nur eine begränzte Gewalt übertragen und »bewilligt. Dieſes beweiſen die Konſtitutionen, deren Beob»achtung und Aufrechthaltung der Souverän beſchwören muß, »ehe er den Thron beſteigt, ehe die Nation ihn für ihren »Fürſten und geſetzmäßigen Oberherrn annimmt und erkennt. »Der lezte Souverän der Niederlande, Kaiſer Joſeph II., »verſprach den Ständen, daß er ſich vorzüglich werde ange»legen ſeyn laſſen, ſie im Genuß ihrer Rechte und Privilegien »zu ſchützen. Kaum hatte aber die Nation mit dem Fürſten »ihren Thronbeſteigungsvertrag errichtet, als ſchnell auf ein»ander folgende traurige Vorboten von dem Entſchluſſe er»ſchienen, dieſe Nationalgeſetze zu verletzen. Die Religions»toleranz wurde eingeführt, die ſo weit ging, daß ſie bald in »eine Art von Intoleranz gegen die römiſchapoſtoliſche Religion »ausartete, die doch die herrſchende, die einzig angenommene »Religion iſt. Bald darauf erſchien das Unterdrückungsedikt »mehrerer vorgeblich unnützer Klöſter; man trieb Mönche »und Nonnen aus ihren Ruheſtätten, verſezte ſie in die Un»möglichkeit, ihre Gelübde zu erfüllen, nahm ihnen alles, und »raubte heilige Gefäſſe. Alles dieſes verſchlang ein Abgrund, »ſpöttiſch und heuchleriſch genannt die Religionskaſſe, in die »der Fürſt nach Gutdünken greifen kann. Ach! es war »ſchon längſt beſchloſſen, die Rechte der Abteien, der Stände »und der Nation zu vernichten. Man ſchritt zu Thätigkeiten

»und Gewalt gegen die Bürger. Die Erfahrung bewies der »Welt, daß es dem Fürsten eben so leicht fiel, sein Wort zu »brechen, als es ihm leicht gewesen war, sich über die einge»gangene Verbindung hinwegzusetzen, und seinem Eide zu»wider zu handeln. Man bedrückte, quälte, tyrannisirte die »Bürger, um sie zum Aufruhr zu bewegen, damit man einen »Vorwand zur Gewalt gegen sie hätte, und die Nation als »erobert behandeln könnte. Man griff das Eigenthum, die »politische, bürgerliche und persönliche Freiheit an; selbst die »Religion blieb nicht sicher. Um aller dieser Ursachen willen »finden wir uns in die harte Nothwendigkeit versezt, uns »der Tyrannei und Herrschaft besagten Kaisers und Souve»räns zu entziehen, und thun also kund und zu wissen, daß »wir ihn ipso Jure der landesherrlichen Würde, Domänen, »Rechte und Prärogativen in besagtem Herzogthum und in »den davon abhängigen Ländern verlustig erklärt haben und »hiemit erklären, und daß wir ihn auf keine Art und Weise »für unsern Oberherrn mehr erkennen wollen u. s. w.«

Trautmannsdorf ließ diese Schrift durch Henkershand verbrennen und im ganzen Land dieses Urtheil bekannt machen, welcher Anlaß noch einige Versicherungen von der Treue weniger Provinzen zur Folge hatte. Dagegen zeigten sich desto schlimmere Gesinnungen in den übrigen Provinzen. In Antwerpen mußte man durch die Drohung, glühende Kugeln aus der Citadelle in die Stadt werfen zu wollen, Ruhe erzwingen; in Mons wurden die Bürger nur durch das Militär gebändigt. Der Erzbischof von Mecheln und der Bischof von Antwerpen verschwanden; der Kanzler Crumpipen ward auf seinem Gute von den Insurgenten

aufgehoben und fortgeführt. Die Züge des Generals Arberg mit 7000 Mann und seine Strenge gegen alle aufrühreriſchen Orte, verſcheuchte die Inſurgenten nur auf kurze Zeit. Bald brach auch in Flandern der Aufruhr aus, und ſeine Hauptſtadt öffnete den Inſurgenten die Thore. Nach einander fielen Gent, Brügge, Oſtende, Antwerpen, Mons von der Sache des Kaiſers ab, und verſagten entweder die ſchwachen Beſatzungen, oder machten ſie zu Kriegsgefangenen. Am 13ten Nov. rückten die Inſurgenten in Gent ein, am 23ten Nov. erklärten die Stände von Flandern die Hoheitsrechte des Kaiſers für verfallen, und beſchloßen die Verbindung mit Brabant zu erneuern, allen niederländiſchen Provinzen eine Vereinigung vorzuſchlagen, eine Armee von 20,000 Mann für Flandern zu errichten, den Rath dieſer Provinz für ein ſouveränes Tribunal zu erklären, eine Kommiſſion zum Ankauf der Kriegsbedürfniſſe niederzuſetzen und Deputirte zur immerwährenden Kommitive zu erwählen; zugleich drohten ſie der Regierung zu Brüſſel für die zu Gent von Arberg ausgeübten Gewaltthätigkeiten gegen Bürger mit Repreſſalien gegen Soldaten und Beamte der Regierung [1]). Nun verließen den 18ten Nov. der Statthalter und ſein vornehmſter Anhang die Hauptſtadt Brüſſel, wo jezt auf den Wällen Kanonen aufgepflanzt und ein Vertheidigungsſtand hergeſtellt wurde. Inzwiſchen war van der Merſch den 20ten zu Lüttich, und obſchon mittlerweile den Inſurgenten, unter dem Abentheurer Rouvroy, ein Verſuch auf Namur mißlungen war, ſo nahm doch van der Merſch ſelbſt Dieſt und Tirlemont.

[1]) Cornova S. 546.

Die Lage der Regierung war höchst mißlich. Flandern und Hennegau waren verloren, die Provinz Namur theilweise verlassen und den Einfällen der Insurgenten bloßgestellt, so daß selbst die Komunikation mit Luxenburg anfing prekär zu werden: Limburg war bedroht, Brabant schlecht vertheidigt, d'Alton getraute sich nicht mehr zu versprechen als die Behauptung des Centralpunktes, Brüssel. Trautmannsdorf verlangte nun den 19ten November neue Truppen. Der Kaiser, welcher nun einsah, daß seine beiden Bevollmächtigten nicht mit Uebereinstimmung handelten und durch ihr Gegeneinanderwirken die unselige Verwirrung vermehrt hatten, schickte nun den Grafen Cobenzl mit unumschränkter Vollmacht zu allen militärischen und civilischen Maßregeln nach den Niederlanden. Allein dieser Abgesandte kam zu spät. Trautmannsdorf hatte schon auf eigene Verantwortung sich eine Menge Zugeständnisse abnöthigen lassen, welche nur dazu dienten, die Regierung noch mehr herabzusetzen. Der Kaiser durch die ihm gemachten höchst verschiedenartigen und widersprechenden Berichte getäuscht, hatte keinen Begriff von dem wahren Umfang der Gefahr. Als ihm unerwartet endlich die Berichte von so namhaften Unglücksfällen zukamen, ward er davon höchlich überrascht und ergriffen. »Der Inhalt Ihrer Briefe,« schrieb er den 19ten Nov. an Trautmannsdorf, »übersteigt alle Vorstellungen von Unheil, welche man sich machen konnte, — am wenigsten war eine vollständige Auflösung der Mittel zur Aufrechthaltung der Autorität zu erwarten. Tief ergriffen und betrübt über ein Ereigniß, welches das Gepräge der Schande trägt und für meinen Staat und meine Regierung

die übelsten Folgen haben kann, glaube ich das einzige Mittel zur Abwehrung des Uebels in der Absendung eines Kommissärs mit unbegrenzten Vollmächten zu finden, den ich Sie mit allem Eifer zu unterstützen bitte [1].«

Allein bei Ankunft des Grafen Cobenzl waren die Angelegenheiten schon so weit gediehen, daß ihm weder ein Mittel der Güte noch der Gewalt übrig blieb. Die ersteren hatte Trautmannsdorf bereits erschöpft, indem er durch die Edikte vom 20ten, 21ten, 25ten und 26ten November die Wiederherstellung der Konstitution, die Abschaffung des Generalseminariums, eine allgemeine Amnestie und die Einstellung der militärischen Maßregeln versprach. Diesen Zugeständnissen, welche d'Alton als höchst übereilt bezeichnet, folgte der Antrag eines Waffenstillstandes durch van der Mersch auf 10 Tage. Er hatte den Wunsch der Regierung, das Blutvergießen zu hindern, aus aufgefangenen Depeschen entnommen und war d'Alton durch diesen Antrag entgegen gekommen. Die Stände sollten diese Waffenruhe auf 2 Monate verlängern, um während der Zeit mit der Regierung über die Mittel zur Herstellung des Friedens zu unterhandeln. Allein weder dieser Waffenstillstand, welcher d'Alton's Schwäche anzeigte, noch die Zugeständnisse der Regierung waren geeignet, die Empörung des ganzen Landes zu hindern und die schlechten Gesinnungen der Einwohner zu bessern. Auf beiden Seiten hatten die Leidenschaften bereits alle Mittel zur Verständigung vernichtet. Der Waffenstillstand gewährte nur den Empörern Vortheile und brachte den Zeitpunkt näher, wo auch die Einwohner von Brüssel ihre Maske

[1] *Trautmannsdorf* fragmens p. 59.

ablegen sollten. Am 10ten Dezember nach beendigter Messe wurde die Losung zum allgemeinen Aufstand gegeben, indem Einer aus der versammelten Menge eine Kokarde aufsteckte, welchem Beispiel sogleich alle Anwesenden folgten, indem sie ausriefen: Es lebe van der Noot und die Patrioten! Die Wache an den Thoren, welche von den Rebellen erkauft war, so wie zwei Kompagnien vom Regimente Murray, die man mit Hülfe von Buhldirnen, — welche während der Unruhen überhaupt eine wichtige Rolle spielten — verlockt hatte, gingen zu den Aufrührern über. Graf Trautmannsdorf glaubte nun die Ruhe nur durch die Bürger wieder herzustellen zu können, weshalb er ihnen einen beispiellosen Beweis von Vertrauen gab, indem er ihnen die Waffen zurückstellte, allein seine Berechnungen zeigten schon am folgenden Tage ein falsches Resultat. Als nämlich ein Offizier einem Bürger auf der Straße die Kokarde zu entreißen versuchte, entstand ein Auflauf, der wieder 500 Mann vom Militär zu Ueberläufern machte. d'Alton gezwungen, Gewalt mit Gewalt abzuwehren, ließ auf die zusammengerottete Menge feuern, worauf die Bürger ihre Waffen gegen ihn brauchten. Aus den Fenstern wurde auf seine Mannschaft geschossen, um 11 Uhr ward der Marktplatz erobert und die Besatzung gezwungen sich in die obere Stadt zu ziehen. Am 12ten ward er auch hier angegriffen und trotz seines Kanonenfeuers gezwungen, zu kapitulieren und gegen Mittag die Stadt zu verlassen. Der Verlust von Brüssel, zog den von Löwen, Antwerpen, Mecheln und Namur unmittelbar nach sich. Am 14ten zog van der Mersch in Brüssel ein, am 17ten hielt van der Noot, mit den übrigen

Häuptern der Patrioten von Breda seinen feierlichen Einzug zu Brüssel

Mit diesem Ereigniß war der Verlust der Niederlande entschieden. Die Archive und der öffentliche Schatz wurden eine Beute der Empörer, d'Alton und Trautmannsdorf fanden selbst keine persönliche Sicherheit mehr in den Niederlanden. Ersterer sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden, um sich wegen seiner Preisgebung der Kriegskassen des öffentlichen Schatzes, seine willkürlichen Gewaltthaten gegen das Volk zu verantworten, allein er überlebte diese Demüthigung nicht. Lezterer ward von den Freunden d'Altons, und diesem selbst, in einem nachgelassenen Briefwechsel beschuldigt, dem Militär alle Unterstützung versagt zu haben, so daß es ihm nicht ein Mal möglich gewesen sey, Pferde zur Wegführung des öffentlichen Schatzes zu erhalten. Von Verrath umgeben, von der Regierung nicht unterstüzt, von dem Kaiser endlich öffentlich getadelt, war es d'Alton zulezt unmöglich durch sein geschwächtes Ansehen den Gehorsam der Truppen zu erhalten.

Am 13ten schon wurde die Unabhängigkeit der Niederlande erklärt, am 19ten legten sich die Stände in der ersten Staatenversammlung den Titel großmögender Staaten von Lothier (Niederlothringen) [1]), Brabant und dem Marquisate von Antwerpen. Hierauf folgte die Unionsakte der belgischen Provinzen, welcher endlich auch Limburg beitrat (d. 28ten) und am lezten Tag des Jahres ward die neue Constitution beschworen. Luxemburg allein wurde noch von d'Alton behauptet, an dessen Stelle nun Feldzeugmeister Bender

[1]) Unter diesem Namen war Brabant im Mittelalter ein Theil von Teutschland.

ernannt wurde. Der General Ferraris wurde mit seinen Friedensanträgen abgewiesen. Die Stände glaubten sich schon im Rechte, Bedingungen einer Aussöhnung vorzuschreiben, die jedoch nicht ernstlich gemeint war. Man sprach von Herstellung der alten Verfassung unter der Gewährleistung fremder Mächte, von Freiheit der Subsidien, Besatzung der Städte durch Nationalmilitär, das den Insurgenten so große Dienste geleistet, und setzte fest, daß die Niederlande niemals ausgetauscht werden sollten [1]. In diesen Forderungen zeigte sich offenbar der fremde Einfluß, welcher überdieß, durch die Zusammenkünfte des brabantischen Geschäftsträgers, mit den beiden Gesandten von England und Preußen, außer Zweifel gesezt wurde.

Das Jahr 1790 begann so, wie das vorhergehende geendigt. Van der Mersch griff am 1sten Jenner die landesfürstlichen Truppen bei Messone an, gab aber schlechte Proben von der Tapferkeit seiner elenden Truppen, die der erste Kanonenschuß aus einander sprengte. Er floh nun nach Namur, wo er sich bis auf eine Macht von 30,000 Mann verstärkte. Bender konnte nur an die Behauptung von Luxemburg denken, denn seine ganze Streitkraft bestand aus 10,000 Mann. Am 7ten Jenner wurde eine Generalversammlung der Provinzen Brabant, Flandern, Hennegau, Namur, Mecheln, Antwerpen, Dornick, Geldern und Limburg eröffnet. Kardinal Frankenberg führte das Präsidium, van der Noot und van Eupen lenkten den ganzen gesetzgebenden Körper. Damit es offenbar werde, auf welchen Beistand dieser Kongreß seine Souveränität erbaue, nannte man öffentlich England, Preußen und Holland als Garanten

[1] Cornova S. 550. u. f.

der neuen Republik. Leempöl, der Geschäftsträger der abgefallenen Stände im Haag erklärte: die drei alliirten Mächte würden niemals zugeben, daß die jetzige Konstitution der Belgier verändert werde. Bei so mächtigen Stützen der Revolution mußte die Vermittlungsmission Cobenzls mißlingen.

Diese belgische Revolution, welche Josephs Tod beschleunigte, hat sich ihr Urtheil selbst gesprochen. Nur das Zusammenwirken der widerwärtigsten Zufälle, Verrath und fremde Intriguen konnten Belgien der österreichischen Herrschaft entreissen. Daß es nicht die Tapferkeit des glorreichen patriotischen Heeres gewesen ist, welche über den Kaiser gesiegt, davon geben Trautmannsdorf und Dewez Zeugniß. Nach dem lezteren flohen im August, bei einem Einfall in Limburg, tausend Belgier vor neunzig Oesterreichern. Daß nicht republikanische Tugend die Seele der Empörung gewesen ist, davon zeugte die Undankbarkeit der Nation gegen diejenigen, welche ihr die Freiheit erkämpft hatten. Die besten Männer, unter ihnen van der Mersch und seine Freunde, wurden mißhandelt und ins Gefängniß geworfen. Daß eine intriguante Parthei sich der elendsten und lasterhaftesten Leidenschaften bediente, um den Kaiser zu schwächen, beweisen die Plünderungen der Patrioten in Antwerpen, Mons, Löwen. Welcher Art aber das Christenthum gewesen sey, welches die Mönchsparthei im Lande verkündigte, das wurde klar, als der preiswürdige Anhang des hochmögenden van der Noot dem Unglücklichen van Kriken, der sich vermessen hatte, bei einer Prozession die Kapuziner auszulachen, den Kopf abſägten. Nicht minder bezeichnend in dieser Hinsicht

ist die Theilnahme der Mönche an den Aufruhrscenen [1]). Man mag wie immer denken über die Rechte und Handlungen des Kaisers, so muß man doch die Beweggründe dieser Revolution und den Geist eines Volks verdammen, das seine Geschichte schändet, indem es lasterhafte Menschen, gemeine Intriguants und fanatische Thoren als seine einzigen Heroen preist.

Achtzehntes Kapitel.

Sieg der Reaktion.

Joseph lag bereits auf dem Sterbebette als sich von allen Seiten Wolken aufthürmten, um das Schauspiel des Hinscheidens eines großen Mannes zu verhüllen. Der Krieg

[1]) In dem Treffen bei Fallmogen, den 28ten Herbstm. 1790 wurde ein Kapuziner gefangen, welcher ganz kurz gestiefelt, vom Waden an bis über die Kniee nackt, nur um die Mitte ringsum geschnürt, mit dem Kreuze an der Brust und seinem Barte und der Kapuze, schrecklich anzusehen war. In der rechten Hand führte er den Säbel und in der linken ein Kruciffix; seine Schulter war ebenfalls bekreuzet: seine ganze Uniform bestund aus einer zwischen den Füßen zusammen gehefteten Kutte. Nebst dem Säbel sah man rechts an seinem gelben Gürtel noch ein großes Messer herabhangen, und um den Leib hatte er nebst ein paar Pistolen den Rosenkranz. Die schwarze, ziemlich hohe Mütze die sein Haupt bedeckte, zierte eine noch höhere Kokarde. — Ein anderer Priester las unter freiem Himmel an der Kirchthüre eine Messe und als er diese geendigt hatte, hielt er nach Art eines Generals eine Rede an das bewaffnete Volk, um es zur Erneuerung eines Treffens anzufeuern. In allen belgischen Städten wurden Messen zur Beglückung der bewaffneten Patrioten gelesen und in verschiedenen hielt man für die in den Schlachten gebliebenen Insurgenten Todtenämter. S. Neueste Beiträge zur Religionslehre und Kirchengeschichte. Jahrg. I. Heft. IV. S. 532 u. f. Jahrg. II. Heft II. S. 298 u. f.

mit dem Ausland ſchien unvermeidlich, Preuſſen war entſchieden feindſelig, Frankreich mit ſich ſelbſt beſchäftigt, das übrige Europa nur den Glücklichen hold. Die Niederlande waren verloren, die Reſultate des Türkenkriegs unter der Erwartung, die Staatskaſſen erſchöpft, alle Verhältniſſe zerrüttet. Siech und todesmatt ſah Joſeph das Herannahen der äußerſten Gefahren, ſein ſtarker Geiſt begann unter der Allmacht der Zeitverhältniſſe zu erbeben und mit dem ſterbenden Körper zu erliegen. Alles ſtürmte nun auf den kranken Kaiſer ein; der höchſte Grad ſeines Unglücks vermehrte das Gewicht drückender Vorwürfe. Das Beiſpiel der Niederlande wirkte verderblich auf die ganze Monarchie, in deren wichtigen Provinzen ſofort der Geiſt des Widerſpruchs erwachte, um der Schwäche eines Sterbenden die Befriedigung lang gehegter Wünſche abzudringen. In Ungarn regte ſich der alte Unmuth mit erneuter Kraft. Die Forderungen für das Kriegsheer, die Befehle zur Getreidelieferung, die Einführung polizeilicher Ordnung fanden nichts als Weigerung, Tadel und Widerſtand. Die gewaltthätige Eröffnung verſchloſſener Speicher gab Anlaß zur Abſendung einer Deputation von geübten Rednern, welche dem Kaiſer mit ſtolzem Ernſt Vorwürfe machen und ihm die Gründe zur Beſchwerde vorlegen ſollten. Dieſe wären hauptſächlich der Verkauf der eingezogenen Kirchengütern und das Losſchlagen der königlichen Krongüter, wodurch alle Grundbeſitzer Ungarns in ihrem Eigenthume gekränkt würden, da dieſes täglich an Werth verliere; die verderbliche Wirkung der Steuerregulirung, welche durch die Verminderung des Grundwerthes die Einkünfte aller ſtändiſchen Gutsbeſitzer um neun Millionen und das Stammkapital um

224 Millionen beeinträchtige, die Koſten der Landesausmeſſung, welche nur den Grundherrn zur Laſt fielen — endlich die Begünſtigung der teutſchen Sprache, die fremden Geſetze und neuen Gerichte. Dieſe ſtürmiſchen Beſchwerden, wovon ein großer Theil gerecht war, weil nothwendig die neuen Einrichtungen zu Gunſten des Volkes die bevorrechteten Stände berauben mußte, kränkten Joſephs von dem Unglück in den Niederlanden und ſeiner Krankheit ergriffenes Gemüth aufs Aeußerſte, weil er kein mit ſeinem Plane verträgliches Mittel ſah, den Grund dieſer Klagen zu beſeitigen. Und in dem Augenblicke da ſo ungeheure Schwierigkeiten ſich der Vollendung ſeiner Werke aufthürmten, hatte er kein Leben mehr vor ſich, keinen Raum für ſeine erlöſchende Kraft. Das Beiſpiel der Niederlande drohte in Ungarn und anderen Provinzen Nachahmung zu finden und es war vorauszuſehen, daß der dort ſich erhebende Widerſtand nicht unterdrückt werden könne, wenn nicht durch Mittel der äußerſten Gewalt. Ein Reich in Aufruhr, der Staatsſchatz erſchöpft, alle Gemüther in Gährung, alle Verhälniſſe in Verwirrung — dieß wäre der Nachlaß geweſen, den Kaiſer Joſeph ſeinem Nachfolger hätte hinterlaſſen müſſen, ohne die eigene Geiſtesfähigkeit, die eigene Kraft, Umſicht, Ausdauer und unermüdliche Thätigkeit an ihn vererben zu können. Um zu verhüten, daß der ganze Staat unmittelbar nach ſeinem Ende ſich auflöſe, blieb ihm keine Auswahl von Mitteln, nur eines bot ſich ſeinen brechenden Augen dar — Reſignation, Widerruf. Für eine ſo ſtolze Seele eine traurige Auskunft! Die Welt weiß es nicht unter welchen ſchrecklichen Wehen, unter welchen Martern ſeine Seele den Entſchluß gebar, der nicht mehr

ſeinem Geiſte, ſondern ſeiner Empfindung angehört, einen Entſchluß, der als iſolirtes Geſetz betrachtet, mehr den Anfang der Regierung Leopolds, als das Ende Joſephs bezeichnet. Eine Folge deſſelben war das nachſtehende merkwürdige Aktenſtück, worin ein Widerruf jener Anſtalten ausgeſprochen iſt, welche den meiſten Anſtoß in Ungarn gefunden hatten. Dieſe Maßregel, durch welche jedoch viele ſegensreiche Anſtalten in Vorbehalt genommen ſind, ſcheint hauptſächlich den Zweck gehabt zu haben, die ungariſche Nation, über die er ſeinem tugendhaften Willen eine zehnjährige wohlthätige Willkür angemaßt, vor der Eigenmacht ſolcher Nachfolger zu ſchützen, welche die dem Hauſe errungene Obergewalt bei minder eifriger Menſchenliebe hätten mißbrauchen können. Eine ſolche Beſorgniß war es gewiß, welche des ſterbenden Kaiſers lezte Befehle hervorrief. Die Verordnung für Ungarn lautete:

»Wir Joſeph von Gottes Gnaden, u. ſ. f. da wir »den allgemeinen Reichstag, den auszuſchreiben wir auch »unter der Bürgſchaft unſers Königlichen Worts jüngſt den »18ten Tag des Chriſtmonats des izt verfloſſenen 1789ten »Jahrs verſprochen haben, mit unſrer geſetzmäßigen Krönung, »und der Ausfertigung des Inauguraldiploms nach dem »Sinne des 2ten Artikels vom Jahr 1723 eröffnen, und alſo »demſelben perſönlich vorſitzen wollten; ſo geſchah es, daß »wir die wirkliche Zuſammenberufung des erwähnten Reichs»tags auf die Zeiten des Friedens zu verſchieben für gut be»funden haben. Denn wir haben es bei uns ſelbſt erwogen, »daß wir der Sorgen, die uns der Krieg verurſacht, entledigt, »und nach völlig wiederhergeſtellten Kräften, welche die Krankheit

»geſchwächt hat, uns ganz den Geſchäften des Reichstags »werden widmen können. Um aber auch die Beſorgniſſe zu »benehmen, die euch die Erwartung, der noch nicht beſtimmten »Zeit des Reichstages erwecken muß, haben wir bei uns be»ſchloſſen, denſelben über das J. 1791 nicht zu verſchieben: »wir verſprechen euch alſo durch Gegenwärtiges bei unſerm »Königlichen Worte, daß im kommenden Jahre der allgemeine »Reichstag von uns gewiß ausgeſchrieben, und auf die in »den Geſetzen vorgeſchriebene Weiſe gehalten werden wird. »Doch auch hierauf wollen wir unſere väterliche Liebe gegen »die Ungariſche Nation nicht einſchränken: auch die kurze »Zwiſchenzeit bis zu dem Reichstage ſoll nicht ohne die gänz»liche Befriedigung eurer Wünſche verfließen. Wir haben aus »eigner Bewegung in Gnaden beſchloſſen, die öffentliche Ver»waltung des Königsreichs und die Rechtspflege von dem »erſten Tage des künftigen Monats Mai an, wieder ganz »auf den Fuß zu ſetzen, auf dem ſie waren, als wir im J. »1780 nach dem Hinſcheiden ihrer geheiligten Majeſtät der »verwittweten Kaiſerin und apoſtoliſchen Königin, unſrer ge»liebteſten Frau Mutter, das Staatsruder übernommen haben. »Wir hatten ſeit unſerm Regierungsantritte in der öffentlichen »Verwaltung Eines und das Andere, aus Eifer für das all»gemeine Beſte, und bloß in der Hoffnung abgeändert, daß »ihr, durch die Erfahrung belehrt, daran ein Wohlbehagen »finden werdet. Jezt haben wir uns überzeugt, daß ihr der »alten Verwaltungsart den Vorzug gebet, und in ihr allein »eure Glückſeligkeit ſuchet und findet; wir wollen alſo nicht »anſtehen euere Wünſche auch hierin zu erfüllen. Denn ſo »wie wir nichts eifriger wünſchen, als die Wohlfahrt der

»unſerer Regierung anvertrauten Völker; ſo wird jener Weg »zu dieſem Ziele uns der angenehmſte ſeyn, den die Ueber»einſtimmung der Nation als den ſicherſten anpreiſet: Wir »räumen alſo allen Geſpanſchaften des Königreichs, ſowohl »was die Behandlung der Geſchäfte auf allgemeinen und be»ſondern Verſammlungen, als die nach den Geſetzen vorzu»nehmenden Wahlen ihrer Beamten betrifft, ihr altes und »rechtmäßiges Anſehen wieder ein; ſetzen die Königlichen Frei»ſtädte und Freibezirke ebenfalls in ihre alte und geſetzmäßige »Thätigkeit; und erklären auch alle übrige, ſeit dem Antritt »unſerer Regierung erlaſſenen Verordnungen, die nach der »gemeinen Meinung den Rechtsgeſetzen zu widerſtreben ſcheinen, »für aufgehoben, und außer Wirkung geſezt. Um aber aller »Unordnung in der öffentlichen Verwaltung vorzubeugen, »wollen wir nicht, daß etwas eigenmächtig abgeändert »werde, bis wegen der Entlaſſung der Individuen unſere »weitern Verfügungen an euch gelangen werden, wozu wir »bereits die nöthigen Befehle gegeben haben; ſo habt ihr »auch bis der Obergeſpann, den wir hievon zu unterrichten »zu gleicher Zeit befohlen haben, ſeine Amtsverrichtungen »wieder vornehmen, und ſeine geſetzmäßige Gewalt wieder »wird ausüben können, euch noch immer der Leitung des »itzigen amtsführenden Obergeſpanns zu überlaſſen. Sonſt »iſt es unſer Wille, daß unſer Toleranzedikt, denn die An»ordnungen über die Einrichtungen der Pfarrer, ſo wie die »wegen der Unterthanen, ſowohl ihre Behandlung, als ihr »Verhältniß mit den Grundherrn betreffend, in ihrer Kraft »verbleiben. Denn dieſe Anordnungen vertragen ſich mit den »Geſetzen gar wohl, und gründen ſich auf die natürliche

»Billigkeit. Die Pfarreinrichtung macht uns das Amt eines »obersten Patrons der Kirchen zur Pflicht; und wir sind auch »überzeugt, daß ihr zu billig denket, um diesen unsern Ver»fügungen nicht euren ganzen Beifall zu schenken. Endlich »haben wir, um keinen eurer Wünsche unerfüllt zu lassen, »beschlossen, die heilige Krone des Reichs, und die übrigen »Kleinodien, die nur auf einige Zeit in unsere Schatzkammer »gebracht worden sind, ehestens nach Ofen in unser Königl. »Schloß übertragen, und dort nach der Vorschrift der Gesetze »aufbewahren zu lassen: wir haben auch bereits befohlen, daß »hiezu ein schicklicher Ort bereitet werde. Diese unsere Ent»schließung ganz nach Ausweis der Gesetze müssen euch neue »Denkmäler der väterlichen Liebe seyn, mit der wir die Un»garische Nation umfassen. Auch werden sie euch für eine »unbestreitbare, und für alle Folgezeiten geltende Urkunde »dienen, daß, so wie nach den Grundgesetzen des König»reichs an der gesetzgebenden Gewalt, der Landesfürst und »alle Stände des Reichs gleichen Antheil haben, wir dieses »Recht der Stände aufrecht erhalten, und es eben so unge»schmälert, als es von unsern verewigten Vorfahren an uns »gekommen ist, unsern Nachfolgern überliefern wollen. Um »so mehr hoffen wir, daß ihr dem Vaterlande in seinen Be»dürfnissen beispringen, das zu dessen Schutz wachende Heer, »mit den nöthigen Mundvorräthen versehen, und zur Ergän»zung desselben für den künftigen Feldzug des laufenden Jahres »die erforderliche Mannschaft, so wie es euch am zweckmäßig»sten scheinen wird, stellen werdet.«

Diese Verordnung wurde in Ungarn mit lautem Jubel verkündet und aufgenommen. Die Aeußerungen der Nationalfreude

waren so barbarisch als die Beweggründe derselben. Die Pläne, welche durch das so kostbare Ausmessungsgeschäft nach mehrjähriger Mühe entstanden waren, wurden mit vandalischer Zerstörungslust vernichtet, die Nummern der Häuser ausgelöscht, das Schreiben und Lernen der teutschen Sprache wurde verboten, alle alten Mißbräuche mit großer Hast wiederhergestellt. Eine eigene Deputation empfing die Krone des Reichs an der Grenze und brachte sie im Triumph nach Ofen. Alle Städte, durch welche sie geführt wurde, schmückten sich festlich, und in Pesth empfing man sie mit einem donnernden Vivat, beim Schalle aller Glocken. An die Kronhüter ergingen nun feierliche Aufrufe, der Kardinalerzbischof hielt ein feierliches Tedeum. In den Straßen ließ man für das Volk Wein rinnen, und von den Höhen von Ofen donnerten fünfhundert Kanonenschüsse. Es mischte sich in die barbarische Freude der adeligen Zwingherrn ein heiliger Enthusiasmus des Nationalgeistes, der in keinem österreichischen Staate so schön, so lebendig und edel waltet wie in Ungarn. Der ganze Adel gerieth in eine schöne Begeisterung, seine Frauen warfen den ausländischen Putz von sich, und kleideten sich in die herrliche Nationaltracht. Die Priester dispensirten von den eintretenden Fasten, die jungen Edelleute prunkten mit neuem Waffenschmuck. Aber dieser bedeutsame Ausbruch der Freude, welcher die denkenden Zeitgenossen mit Rührung, mit Wehmuth erfüllte, verlor alles Edle seines Charakters, und wurde bis zur Strafwürdigkeit unanständig in seiner Fortdauer nach der Nachricht vom Tode Josephs II.

Schon früher war in Tyrol und in der Grafschaft Falkenstein die eingeführte Konscription, welche Mißfallen erregt

hatte, abgeſchafft worden; nun wurden auch, da ſich der Volksunwille ſtärker zu regen begann, die Neuerungen in Kirchenſachen auf ausdrückliches Geheiß Joſephs II. eingeſtellt. Zulezt, als ihm die Kräfte noch mehr zu ſchwinden begannen, ſtellte er die ſchon unter Maria Thereſia außer Wirkſamkeit geſezte Miniſterkonferenz ein, zu deren Mitgliedern Kaunitz, Stahremberg, Lacy und Rosenberg ernannt wurden. So begab er ſich auch ſeiner Selbſtſtändigkeit, theils weil er ſterbend nicht mehr den Staatsgeſchäften vorſtehen konnte, theils vielleicht um ſeinem Nachfolger eine Anſtalt zu hinterlaſſen, welche allein einem Regenten von ſeinem Eifer und ſeiner Thätigkeit entbehrlich ſeyn konnte.

Dieſe lezten Maßregeln trugen mehr den Anſchein des Widerrufs, als ſie in Wirklichkeit die ſegensreichen Werke Joſephs vernichtet hätten. Wir werden in der Darſtellung der Reſultate ſeiner Regierung ſehen, daß das Weſentliche aller ſeiner Anſtalten geblieben iſt. Daher glichen dieſe lezten Anordnungen des ſterbenden Kaiſers in vieler Hinſicht dem Unternehmen eines Künſtlers, der die Form, in welche er Kunſtwerke gegoſſen, mit der lezten Kraft ſeines ſterbenden Arms zerſchlägt, um der Nachwelt den herrlichen Kern zu enthüllen, abweichend von der, manche Aehnlichkeitserinnerung weckenden Weiſe des griechiſchen Malers, der als höchſte Leiſtung ſeines Kunſtverſtandes einen Vorhang malte, und ſo die Verhüllung zum Werk machte, neben welchem er lebte um ſich an der Täuſchung der Neugierigen zu ergözen, die das Werk hinter dem Vorhang ſuchten.

Der Sieg der Reaction war daher nur ein formeller, was jedoch um ſo weniger bemerkt wurde, da die Reaction

ſelbſt im Kampf ihr ganzes Urſprungsweſen verloren hatte. Um dieſes in ſeiner Wahrheit zu ergründen, muß man in die Zeiten Marie Thereſens und Karls VI. zurückblicken, und den fanatiſchen Geiſt der Nacht in ſeinem ſchrecklichen Walten mit Schwert und Rad, Folter- und Marterwerkzeugen, mit Bann und Verfolgung gegen Unglückliche, Verirrte, Hexen, Proteſtanten und Juden erblicken. Dieſer Geiſt, beim Anfang Joſephs noch gewaltig, war bei ſeinem Ende todt. Die Reaction ging ſchon von anderem Geiſte aus, und die Verwandlung, welche ſie erlebt hatte, war ſelbſt ein Sieg ihres Feindes über ſie ſelbſt, denn wie ſie nun lebte und waltete, war ſie ſchon vom Geiſte des großen Reformators durchdrungen.

Drittes Buch.

Geſchichte der Politik

Joſephs des Zweiten

oder

öſterreichiſche Staatsgeſchichte von 1780—1790.

Dritte Abtheilung.

Einleitung.

Erſtes Kapitel.

Zweck der Politik. — Innere Politik Joſephs II. — Die Politik Oeſterreichs in den Zeiten Joſephs noch nicht gegeben.

Wie kunſtreich und gelehrt auch die verſchiedenen politiſchen Syſteme ſeyn mögen, ſo iſt und bleibt doch in allen, ſelbſt den verworrenſten Zeiten, das Weſen der Politik ein höchſt einfaches. So wie der Zweck aller Politik nur ein einziger ſeyn kann, nämlich Erhaltung und Vermehrung der Macht und des Beſitzes, ſo gibt es auch nur ein einziges Mittel, ihn zu erreichen, die allergewöhnlichſte Menſchenklugheit zur Staatskunſt erhoben: oder Politik. Die Politik der Staaten hat genau dieſelben Tendenzen wie die Politik der Individuen, der Familien- und Geſellſchaftshäupter, ſie bewegt ſich mit dieſer auf derſelben Regelbahn der Ordnung, des Haushalts, der Steigerung von Intelligenz und Thätigkeit — mit Maß und Ziel, daß jene nicht in gefährliche Genialität, dieſe nicht in ſelbſtzerſtörende Haſt ausarte — der Zucht und Mäßigkeit, Nachbarfreundſchaft und Nachgiebigkeit gegen Stärkere und gleichartigen Vorſchriften. Je weniger die Politik mit Moral und Philoſophie, mit Künſtelei und Spekulation

zuſammengeſezt iſt, je ſicherer und beſtimmter ſind ihre Reſultate. Dieſe Theorie von Machiavell verbürgt, durch Montesquieu wiewohl aus anderem Geſichtspunkt erläutert, von Rouſſeau[1]) trotz aller Spitzfindigkeit nicht widerlegt, von tauſend großen Erfolgen in der Weltgeſchichte gekrönt, wird durch Joſephs politiſche Unglücksgeſchichte vor dem Verſtande gerechtfertigt, aber vor dem Herzen zu Schanden, und ihre Analyſe muß nothwendig dieſelbe bevorworten. Vom Standpunkt ihrer Prinzipe aus, kann Joſephs ganze Regierung mit Gerechtigkeit getadelt werden — nicht als eine Reihe moraliſch verwerflicher Handlungen, ſondern als eine Kette von Fehlern.

Die Politik, jederzeit von den Verhältniſſen im Voraus gegeben, fand einen unfruchtbaren Boden in der Seele Joſephs, und ihr Saame konnte um ſo weniger Wurzel darin faſſen, da er zur Zeit unter den Verhältniſſen noch nicht gereift war. Oeſterreich, als eine Geſammtheit von Staaten, jüngſt verbunden und ſchwankend im Zuſammenhange, als ein weltgeſchichtliches Erzeugniß außerordentlicher Fügungen und Umwälzungen, Oeſterreich hatte zur Zeit noch kein gegebenes politiſches Syſtem, ſondern alles was man von ihren Repräſentanten erwarten konnte, war Politik in der allgemeinſten Bedeutung — Klugheit ohne Regel. Locker und zum Theil zerfallen in ſeinen innerſten Beſtandtheilen, voll uneiniger Nationalgemüther, umlauert von Nebenbuhlern, die jede Gelegenheit zum Raube benüzten, fehlte es Oeſterreich noch an einer feſten Stellung, war es noch den heilloſeſten

1) Im Contrat social.

Zufällen ausgeſezt, ein auf unſicheren Wogen treibendes Schiff ohne Anker und Steuer. Der nächſte Zufall konnte Ungarn trennen und zur Barbarenprovinz machen, Galizien war damals noch kein ſicherer Beſitz, Schleſien ſelbſt ſchien eine lockende Beute für Friedrich, die Niederlande konnten am leichteſten verloren gehen. Kaum konnte der Kern dieſes großen, aber unorganiſchen Staats, Inneröſterreich, als ſicheres unbeſtreitbares Stammland ſich politiſche Dauer verſprechen, ſo unvollkommen war der Staatenbund, ſo aller Einheit des Weſens und der Kraft ermangelnd. Zudem ſtörte die Organiſation dieſes Staatenbundes die doppelte Eigenſchaft des Kaiſers als Herr einer Völkergeſellſchaft und Schutzherr einer anderen, deren Intereſſe oft genau dem der erſteren entgegengeſezt war! Die Beſchaffenheit des teutſchen Reichskörpers war es vornehmlich, welche Oeſterreichs Politik in damaliger Zeit verhinderte, ſich auf einen feſten Standpunkt zu erheben, was ſie in der That erſt ſechzehn Jahre nach dem Tode Joſephs vermochte. Joſephs abſtrakte Politik — inſoferne bei ſeinen Reformen eine ſolche möglich war — konnte nichts anders ſeyn, als das, was ſie wirklich war, ein unaufhörliches Ringen mit den gegebenen Mißverhältniſſen und feſtes Trachten nach Herſtellung eines ſelbſtſtändigen, einigen Staatsindividuums. Dieſem Trachten eröffnete ſich die doppelte Ausſicht auf ein römiſch-teutſches Reich mit intenſiver Machtvollkommenheit und auf ein erbländiſches, wie es die jüngſten Zeiten hervorgebracht hatten. Das Schwanken zwiſchen dieſen beiden Aufgaben war eben ſo kritiſch, als die Wahl der einen oder der anderen; denn der erſteren widerſezten ſich zahlloſe Rechte, die andere machte die ſcheinbare Naturwidrigkeit des nationalver-

ſchiedenen Erbſtaatenvereins bedenklich, wo nicht gefährlich. Auf allen Seiten ſtellten ſich große Zwecke dar, aber auch allſeits drohten große Gefahren. Menſchenkraft und Menſchenweisheit ſchien überall unzulänglich — in einer ſo gewaltigen Umwälzung ungeheurer Stoffe, die kein menſchlicher Geiſt bewältigen konnte, konnte nur die Zeit eine neue Geſtaltung vollbringen, die von der Politik vielleicht vorausgeſehen, aber unmöglich bewirkt werden konnte.

Dieſe Erörterung führt weniger zur Beurtheilung Joſephs II., als zur Würdigung ſeiner höheren Beſtimmung. Sie hindert nicht die politiſche Kritik, welche nach dem Produkte allein auf die Richtigkeit der Berechnung ſchließt. Hier gilt nur die grauſamſte Zergliederung der Urſachen und Folgen in ihrer allmählichen Verkettung, ohne Rückſicht auf Geſinnung und Beweggründe und das Reſultat derſelben iſt die Entdeckung einer, alle Begebenheiten durchſpinnende Unklugheit, die, wie ein giftiges Kontagium, die günſtigſten politiſchen Verhältniſſe zerfraß und überall krankhafte Erſcheinungen hervorbrachte. Hier geſtaltet ſich dem nüchternen Verſtand jede Betrachtung zum Tadel, aber ſtets unbeſchadet der Größe ſeines Talents, welche nur darum hier verderblich für das Eigene wirkte, weil ſie unzertrennlich war von dem Adel ſeines Willens, der nur das Allgemeine im Auge behielt.

Zuerſt zeigt die Geſchichte der inneren Politik einen fehlerhaften Grundplan und eine fehlerhafte politiſche Methode. Sie iſt in der Geſchichte der Reaction, welche im vorigen Abſchnitt beendigt worden, vollkommen enthalten. Der Gedanke, einer Aſſimilirung aller Erbſtaaten, durch die einzige

Kraft improviſirter Geſetze und allgemeiner Einrichtungen, durch Beeinträchtigung der Nationalſprachen und Verletzung der hergebrachten Gewohnheiten und Freiheiten, ohne Rückſicht auf die verſchiedenen Grade des gewiſſen Widerſtandes, war höchſt unpolitiſch, denn mit Vernichtung der Nationalitäten iſt auch eine Vernichtung gewaltiger Kräfte ausgeſprochen, die das ungewiſſe Aufkeimen neugearteter nicht erſetzen konnte. Es war dieß eine Selchſtſchwächung der gefährlichſten Art, denn nicht nur mußte ſie den innern Staatenbund auflockern, ſondern auch äußern Neid und Nebenbuhlerſchaft einladen, die Selbſtentwaffnung des Reformators zu Angriffen zu nützen, welche nur Joſephs Ende verhütet hat. Die Einführung einer neuen Art der Geſittung, die Verhöhnung des kräftigſten Vorurtheils, das, zum Enthuſiasmus geſteigert oft größere Wunder wirkt, als die Tugend ſelbſt, die Beleidigung der Prieſter, welche die Gemüther beherrſchten und die Verbreitung des enttäuſchenden Vernunftlichts, — alle dieſe unglücklichen Unternehmungen waren eine politiſche Vergeudung der gewaltigſten Kräfte, zu Gunſten einer menſchenfreundlichen Neuerungsidee, deren kindliche Kraft der Wehrloſigkeit gleich kam.

Es iſt eben ſo wenig unzweifelhaft, daß die tadelnswürdigſten ſeiner unpolitiſchen Handlungen in anderem Betracht ſeine rühmlichſten geweſen ſind, als es geleugnet werden kann, daß ſie ſein ganzes Schickſal entſchieden haben. Zuerſt war es die Herabſetzung des eigenen Anſehens, welches ihm verderblich wurde.

Dieſe Minderung der autokratiſchen Würde geſchah im Allgemeinen durch Beförderung der Aufklärung, welche den

Nimbus der Kronen entfernt, im Besonderen durch die herablassende Leutseligkeit, welche die Menschlichkeit desjenigen im Alltagskleide zeigte, dem man sich nur knieend sonst zu nähern wagte, durch Entfernung des Prunkes der Majestät, der sonst die Augen blendete, in dessen Purpur sich so leicht die menschlichen Schwächen verbergen lassen. Der Kaiser im grauen Ueberrock mit seinen Unterthanen im Kontrolargange der Burg sprechend, fand nicht so viel Ehrfurcht, als er auf der Höhe des Thrones, in erhabener Entfernung, angethan mit Hermelin und Krone einzuflößen gewiß war. Die Popularität Josephs gereichte ihm bei dem phantastischen, glänzende Spektakel so liebenden Volk, zum größten Nachtheil.

So wie diesem Abbruch an äußerer Würde, so lagen allen übrigen politischen Fehlern seine größten Tugenden zu Grunde. Seine Menschenliebe, die sich am eifrigsten der Schwachen annahm, deren Dankbarkeit seine Macht nicht vermehren konnte, seine strenge Gerechtigkeit, die oft Jene am übelsten empfanden, welche seinen Thron stützten, sein reiner Eifer wahrer Frömmigkeit, welche nur dem Wesen der Religion, nicht ihrem sinnerregenden Kultus huldigte, sein Fleiß, der die Trägen empörte, seine aufopfernde Liebe des Gemeinwesens, die alle Eigennützigen beeinträchtigte; — alle diese Tugenden mischten ihm den bitteren Leidenskelch, dessen Leerung ihm das Herz brach und den Hohn der Mitwelt einbrachten. Seine ganze innere Politik ist mit dem Satze charakterisirt: Josephs Tugend hat sich niemals der stärksten aller Kräfte, der Leidenschaften versichern wollen, wie jeder muß, der, auf einem Thron geboren, nicht das

eigene Glück in dem Gemeinwohl findet. Ihm diente weder der Eigennutz, noch der Ehrgeitz, weder der Adelsstolz, noch die Habsucht, weder die Trägheit, noch das Vorurtheil, weder der Fanatismus, noch die verwandte ebenbürtige Dummheit. Alle diese mächtigen Kräfte kehrten sich gegen ihn und selbst der treue Knecht der Größe, der Sklavensinn fiel von ihm ab, der nicht mehr als ein Mensch seyn wollte und sich den ersten Diener des Gemeinwohls nannte.

Zweites Kapitel.

Gebote der äußeren Politik, von Joseph mißachtet. — Großer Entwurf.

Der natürlichste Gedanke, welcher sich bei Erwägung der großen Reformen Josephs aufdringt, ist, daß er sich vor allen Dingen, Friede und Ruhe hätte sichern, die Eintracht mit allen Nachbarn hätte befestigen sollen. Mit diesem gerechten Gedanken, beginnt Coxes politisches Tadelsystem, dessen Schlußpunkt allemal mit dem Unglück des Kaisers zusammen trifft. So prosaisch diese Idee des gewöhnlichsten Krämergeistes ist, so wahr und lehrreich ist sie, so wichtig für die Geschichte. Nach ihm mußte Joseph die Gewässer der äußeren Zeit — wenn wir so sagen dürfen, um das Weltleben von dem Leben der Monarchie zu unterscheiden — abdämmen, um den isolirten Bau zu vollenden, dessen naturwilde Gestaltung durch Anschwemmung er nicht gestatten wollte. Er mußte die Freundschaft der Nachbarn gewinnen, damit der Widerstand in seinem Hause nicht bei ihnen Hülfe suche und er das Schwert ablegen könne, um die Werkzeuge des Friedens mit freien Händen gebrauchen zu können. Allein so wahr diese Behauptung Coxes und anderer

Geſchichtſchreiber iſt, ſo falſch iſt deren, aus der Luft gegriffene, grämliche Schlußfolge: daß Joſeph durch eine Reihe ehrgeitziger Entwürfe, all' ſein Unglück verſchuldet habe [1]). Der Entwurf der die ganze Politik Joſephs beſtimmte, war nur ein einziger und an dieſem hatte der Ehrgeitz keinen Antheil, oder doch nur einen ſo geringen, wie er jedem gemeinnützigen Plan ohne Tadel zukommt.

Es war eine unpolitiſche aber unſterbliche Idee des Kaiſers, die öſterreichiſchen Erbländer zu einem einzigen mächtigen Staat zu organiſiren, deſſen gewaltige innere Mittel in ſich und nach Außen zu koncentriren — die Kraft und den Reichthum ſomit zu verzehnfachen. Dieſen Plan faßte er in dem Augenblicke, da der Gedanke an Herſtellung eines römiſch-teutſchen Reiches, mit Einheit der Souveränität, in der Geburt erſtickte. Dieſe Idee beſtimmte ſeine innere und äußere Politik und ſo wie die Herſtellung eines organiſchen Kreislaufes der Säfte, Beleidigung und Verletzung der alten Nationalitäten und Verfaſſungen heiſchte, ſo gebot der neue Organismus in ſeiner europäiſchen Exiſtenz, die Befreiung von äußeren Nahrungswegen und Ausflüſſen für den inneren Ueberfluß, welche die Intereſſen der Nachbarn berührten. Joſephs ganze äußere Politik geſtaltete ſich nach der commerciellen Bedeutung der Monarchie. Dieſe war in hohem Grade verwahrlost und wie in der Wildniß des Urwalds häufte ſich der organiſche Reichthum auf dem heimiſchen Boden nur um ihn zu düngen. Bis auf Maria Thereſia lebten die Erbſtaaten in einer einſamen Nomadenexiſtenz, außerhalb der europäiſchen Staatengeſellſchaft, oder

[1]) Coxe Geſch. d. H. Oeſt. 4ter B. S. 435.

doch nur im Briefwechsel mit derselben, nicht in lebendigem Verkehr. Und doch besaß es die Mittel zu solchen und die Vortheile der geographischen Lage in einem seltenen Maße. Die fruchtbare Provinz Oestreich und Mähren, reich an Holz Frucht, Wein, Salz, die Steiermark mit ihren an Erz reichen Bergen, die ungarischen Länder mit den Schätzen des Süden und Norden mit unzähligen Seen, Strömen, Böhmen, die kostbarste Perle in der Krone Oesterreichs, die Seeküste, die Niederlande, Galizien — welchen ungeheuren Fond an Mitteln, welche Unzahl von Handlungswegen bieten sie dar. Der wichtigste unter den lezteren schien Joseph mit Recht die Donau, der größte Strom Europas, dessen Mitte sie durchströmt, dessen fruchtbarste, reichste Länder sie bespült, die Donau, welche in ihrer Richtung nach der Barbarei den günstigsten Ausfluß für die Erzeugnisse mitteleuropäischer Kultur bietet und in ihrer Mündung ins schwarze Meer eine Weltbedeutung gewinnt. Josephs ganze Politik ging darauf aus, alle verschlossene Handelswege der Monarchie zu befreien und diejenigen in ihrer ganzen Ausdehnung zu gewinnen, welche er nur stückweise besaß. Besonders wichtig für den Kreislauf des Handels schien ihm mit Recht Ungarns Wasserstraße.

»Hier [1]), wo die Schifffahrt die Schätze und Produkte so ausgedehnter und gesegneter Erdstriche zusammenhäuft, wo man sie mit geringem Zeitunterschied nach Wien und Constantinopel führen kann, während ein kurzer Landweg die Verbindung mit dem adriatischen Meere erleichtern könnte, ist

1) Aus handschriftlichen Quellen.

es nicht hier, wo die Natur ſelbſt die Menſchen einzuladen ſcheint, einen großen Centralpunkt ihres Verkehrs und ihres Treibens, einen großen Stützpunkt ihrer Macht und ihrer Sicherheit aufzuſtellen? Warum iſt der Königſitz der Hunia-des und Corvinus verſchwunden? Warum iſt Belgrad das ſchmutzige Raubneſt einer barbariſchen Horde und nicht die Hauptniederlaſſung eines gebildeten und thätigen Volkes? Aber können dieſe abgeriſſenen Betrachtungen den Strom ſchon intereſſant und verehrungswürdig machen, ſo überblicke man nun ſeinen Lauf im Ganzen und ſeinen Zuſammenhang mit den teutſchen Flüſſen, berechne die Folgen, welche aus dieſer phyſiſchen Verwicklung der Intereſſen entſtehen und welche ſchon Carl der Große erkannte, als er den Main und folglich den Rhein durch einen Kanal mit der Donau verbinden wollte, bemerke, daß dieſer Waſſerzug, der von dem teutſchen in das ſchwarze Meer führen würde, zugleich in ſeiner Mitte von einer andern Verkehrsſtraße, die vom adriatiſchen an das baltiſche Meer reicht, durchſchnitten wird, ſuche den Mittelpunkt dieſes wahrhaften Weltverkehres auf und dann wird es endlich deutlich werden, was Wien iſt und was es ſeyn könnte.«

Dieſe Betrachtungen von der Nachwelt angeſtellt, haben unſtreitig auch Joſephs Seele bewegt.

»Joſephs großer Geiſt erkannte das Intereſſe ſeiner Völker im Oſten, es wäre lächerlich zu glauben, daß er den koſtſpieligen Türkenkrieg bloß der ruſſiſchen Kaiſerin zu gefallen unternommen habe, aber ſein widriges Schickſal begleitete ihn auch hier, und geſtehen wir es nur, ſein Feldherrntalent war nicht hinreichend, die Entwürfe ſeines thätigen

und philoſophiſchen Geiſtes zu unterſtützen. Seinem Scharfblicke entging es nicht, wie wichtig die Ausgangspunkte der Flüſſe ſind, wo ſich die Maſſe der Nationalthätigkeit an den Weltverkehr anſchließt, er verkannte nicht, daß ſeinen Ländern und ſeiner Hauptſtadt die Wirkung des Blutumlaufes fehle, welcher bei dem langen Laufe der Donau vorzüglich darin beſteht, daß das Herz, der Centralpunkt, wo die meiſten Intereſſen ſich kreuzen, das Produkt der Nationalthätigkeit an ſich ziehe und mit gleicher Kraft wieder gegen die Endpunkte zum Weltverkehr fortſtoße; er verkannte nicht, daß Oeſterreich die herrſchende Macht an der Donau iſt und die übrigen Theile dieſes Flußgebietes in politiſcher und geographiſcher Hinſicht nach ihren Verhältniſſen zu Oeſterreich beurtheilt werden müſſen. Was ſind jezt die Donaumündungen? Was könnten ſie ſeyn, mit ihrem Centrum vereinigt und auf den gehörigen Culturgrad gebracht — ſie, welche den einzigen geraden, zu einem Weltverkehr hinleitenden Ausweg eines großen und reichen Flußgebietes enthalten, einen Ausweg, gegen welchen alle übrigen nur als Seitenwege erſcheinen?«

Allein wie groß und herrlich auch die Wünſche und Entwürfe ſeyn mochten, welche aus dieſen Betrachtungen reſultirten, ſo wird doch nimmer dadurch das Unpolitiſche derſelben entſchuldigt. Der ganze koloſſale Plan war auf Vorausſetzung eines Zuſtandes gebaut, den Joſephs Talent erſt erſchaffen ſollte. Es kann nimmer bezweifelt werden, daß dieſes zu ſeinen politiſchen Entwürfen ſowohl, als zu ſeinen inneren Reformen ausreichte, aber nicht zu beiden gleichzeitig. Die politiſche Erſchaffung eines öſterreichiſchen Staates konnte nur durch innere Ruhe und Zuſammenwirken

aller vorhandenen Kräfte vollbracht werden, die Reform des Gesetzes und der inneren Verfassung konnte nicht unbeeinträchtigt, neben so riesenhaften politischen Vorsätzen, bestehen. In so fern war der Grundgedanke der Politik Josephs ein rein verfehlter, aber nichts desto weniger war sein Wollen in der Gesammtheit und seine Entwürfe im Einzelnen so groß, edel und kühn, wie sein ganzes Trachten und Thun. Integrität und Gleichförmigkeit des Staatenbundes, Handelsverbindung mit drei Meeren, Bündniß mit dem ganzen Norden und Westen, verbunden mit seinen Reformationsplänen — dieß waren Zwecke, wodurch Joseph sein Jahrhundert in die Schranken rief. Mag immer die Arithmetik der Politik sie verdammen, göttlich bleibt doch immer dieses gigantische Ringen mit Massen von Blei, welche nur durch ihre Trägheit siegten.

Allein nicht bloß sein Plan war der Mitwelt anstößig — auch die Gesinnung, mit welcher er an dessen Ausführung schritt, die philosophische Grundsätze, durch welche er sein Werk verkündigte. Sie waren eben so unpolitisch als die begeisterte Willkür, welche er für innere Politik charakterisirte, weil sie dem hergebrachten Völkerrecht zuwider lauteten und Jenen zum Vorwande dienten, welche lieber durch Verdrehung alter Verträge und unterschobene Rechtstitel ihr Interesse vertheidigten als durch ihre geheim gehaltene Philosophie, welche ihnen Alles erlaubte. Joseph, großer und edler Zwecke sich bewußt, glaubte kein Hehl machen zu dürfen, aus dem Grundsatz, der ihn bestimmte: daß dem Machthaber Alles erlaubt seyn müsse, was zum Guten führe und widersinnige hergebrachte Rechte, die meist selbst erzwungen und immer das

Werk des Augenblicks gewesen sind, ihn nicht hindern und beschädigen könnten in seinem höheren philosophischen Rechtsvermögen. Allein mit je edlerem Freimuth der Kaiser sich zu solchen Prinzipen bekannte, je einseitiger wurden sie aufgefaßt, gedeutet, und den Völkern als Eingriffe in die Rechte der Menschheit verkündigt. Der milde Johannes von Müller [1]) faßt sie in der Art zusammen, wie des Kaisers edlere Gegner sie betrachteten, und wie sie zur Rechtfertigung der Handlungen Friedrichs des Großen dienen konnten, indem er Josephs Diener beschuldigte, daß sie folgende Grundsätze zu erkennen gegeben hätten: »Man müsse Verträge halten so lange die Machtverhältnisse dieselben bleiben; wenn sich diese ändern, (wenn ein Staat Ein Vertrauen auf Traktaten, kriegerische Maßregeln versäumte, wenn die Bundesfreunde in der Meinung, er sey gedeckt, sich seiner nicht lebhaft annehmen, und was Glück und Gewalt sonst vermögen) wenn einer der contrahirenden Theile schwach geworden, so sey der andere zu nichts mehr verbunden [2]). Als wollte man sagen, Traktaten seyen gut, um Einfältige einzuschläfern, bis der Mächtige seine Kräfte hergestellt habe. Die Praxis dieser Grundsätze ist nicht unerhört, ihre öffentliche Bekenntniß gehört unter die Vortheile, welche unser Jahrhundert seiner ungezwungenen Philosophie schuldig ist.

---

[1]) Joh. von Müllers sämmtliche Werke. Neunter Theil. Tübingen. Cotta 1811. S. 132 u. f.

[2]) Manifest und Schreiben an verschiedene Höfe bei Anlaß der Streitigkeit um Eröffnung der Schelde. (S. die neuesten Staatskunde von Holland, des Herrn Prof. Hansens.) Linguets considerations.

»Jene ſclaviſche Anhänglichkeit unwiſſender Väter (die die Staatswiſſenſchaft nicht kannten) an abgezwungene Traktaten, die ein Prieſterſtand heiligte, iſt, wie jene Anhänglichkeit denkender Menſchen an veralterte, mangelhafte Landesverfaſſungen, und wie das kleinſtädtiſche Vorurtheil für den Ort, wo man geboren iſt, unſerer höhern Begriffe nicht würdig. Patriotismus iſt Selbſtſucht. Es falle der Staat, welcher ſich nicht zu erhalten weiß; ein aufgeklärter Mann iſt Cosmopolite. Es iſt eine Verbrüderung der Guten und Edlen, die unſichtbar und wirkſam, gleich der electriſchen Materie, die Maſſe der Nationen durchdringt; es iſt eine Regierung der Meiſter des Wiſſens, die alles leiten und unzugänglich wie die olympiſchen Götter, Senaten und Fürſten, die nicht ſelbſt Weiſe werden, das Gegengewicht halt. Hier iſt Freiheit, in Republiken mäſten ſich ſtatt Eines Herrn zweihundert. Kleine Fürſten haben eine erkünſtelte, unnatürliche, ängſtliche Macht. Beſſer, wo, von Weiſen umringt, Einer herrſcht; er wird Freiheit geſtatten; wen ſollte er fürchten? und Menſchenglückſeligkeit ſchaffen, weil er es kann. Die Friedensſchlüſſe ſind das Werk augenblicklicher Noth. Nur das Geſetz des Wohls vom Ganzen iſt ewig, unveränderlich, impräſkriptibel. Sollte die Schwäche der Vorfahrer binden? Die Auslegung und Anwendung iſt deſſen, dem Gott gab, der Gewaltigſte zu ſeyn [1]).«

---

[1]) „Nur die Worte ſind mein, die Ideen ſind von wichtigen Männern unterſtüzt, um dieſelbe Zeit ausgebreitet worden, da ſich in Staatshandlungen obgedachte Grundſätze zeigten.“ Joh. von Müller.

»In diesem Geist sind keine barrières mehr, der Kaiser will nichts mehr hören [1]; die Verträge sind nichts mehr.« Wenn man von dieser angeblichen Aeußerung hinwegdenkt, was der Partheigeist offenbar hinzugefügt, so zeigt sich ein großer, verstümmelter Gedanke in seiner Reinheit, der gewiß dem Geiste Josephs angehört. Die Verwerfung aller Vertragsrechte kann aber unmöglich von einem Minister ausgesprochen worden seyn, der neue Zustände und Verhältnisse, auf den Grund neuer Verträge, erschaffen sollte. Die Entstellung ist hier offenbar und die sanfte Art der Entschuldigung des Kaisers durch Joh. von Müller erscheint überflüssig unaufrichtig:

»Wer von dem unermeßlichen Detail der Umbildung einer Monarchie Begriffe hat, wird nicht erwarten, daß der Kaiser alle Ausdrücke in den Staatsschriften und noch weniger die sich sonst fortpflanzenden Grundsätze genau untersuche. Dem scheuen Publikum schienen sie die Auflösung des Völkerrechtes; Josephs oft bezeugte Liebe der Gerechtigkeit und die charakteristische Offenheit seines Kaunitz hinderte ihn einzusehen, welcher Mißbrauch davon gemacht werden könnte. So sind immer die Edelsten am wenigsten mißtrauisch. Die Höfe und Kanzleien aber sind voll von Menschen ohne fürstliche Seelen; diese verwechseln Stolz und Würde, und machen ihren Herrn verhaßt, indem sie ihn groß zeigen wollen. Der Minister, durch hundert Sorgen getheilt, liest ihre Arbeit mit Rücksicht aufs augenblicklich Wesentliche. Ihm selbst

[1]) „Ausdrücke des Fürsten von Kaunitz, in der Conversation ministerielle avec le Comte de Wassenaer, 1782. Vielleicht kann diese (nie widersprochene) Schrift nicht für die Worte bürgen; ihr Inhalt aber ist vollzogen worden(?)."

kann begegnen, daß er im Feuer einer Unterredung, warm vom bezweckten Guten, und im Gefühl seiner Macht, Hindernisse zertrümmern möchte. Aber solche Züge werden Vorbild und System solcher, die einem großen Mann gleich zu seyn glauben, wenn sie das an ihm auffallende überspannen. Sie sind besonders zu fürchten im Anfang einer neuen Dynastie, deren Stammfolger nicht alle Josephs Macht mit seiner nachgebenden Klugheit vereinigen und Minister von der Erfahrung des Fürsten von Kaunitz haben werden.«

Dieser scheinbar sehr gemilderte Vorwurf wird um so verdächtiger, da er zu dem Schlusse führen sollte: »Es ist immer patriotisch, wider Ideen, die sich gegen die Gesetze erheben, mißbilligend zusammenzutreten, hiedurch bleiben große Alarmen, argwöhnische Entfernung, oft Revolutionen vermieden. Diese Maßregel der Vorsicht ist ein Geist unserer Verfassung. Das Haus Oesterreich hat sich derselben mehrmals bedient.«

Der unpartheischen Prüfung entgeht trotz dieser durch die besten, aber häufig einseitig gesinnten, Schriftsteller verbreiteten, etwas spitzfindigen Argumentation, weder der Geist noch die materielle Beschaffenheit des österreichischen Planes. Allein schon die Veranlassung solcher Redekünste mit den täuschenden Schatten anerkannter Rechtstheorien, bezeichnet die Aeußerung philosophischer Lichtgedanken in politischen Händeln, sey es in der Aufregung des Augenblicks, durch Vertheidigung oder durch unmotivirte Handlung, als heillose Fehler gegen alle Staatskunst. Diese Fehler bewirkten, daß Joseph, der tief religiös und menschenfreundlich gesinnte Fürst, in den Geruch rechtsgefährlicher Meinungen und Grundsätze kam, die ihn

aller ſchlimmen Willkür fähig mache, während ſeine Gegner im geheimſten Seelengrund allen Glauben, alle Sitten- und Rechtslehre des Zeitalters verſpottend, mit ſchicklichen, von geübten Rechtskünſtlern verfertigten Rechtstiteln, den Beiſtand aller Rechtlichen und Dupes, die Federn aller Publiziſten, das Lob des Frömmſten unter ihnen und ſelbſt die Billigung des heiligen Vaters, überdem allen Ruhm für ſich gewannen.

I.

Die teutſchen Händel.

Erſtes Kapitel.

Verfaſſung des teutſchen Reichs. Reichspolitik.

Die erſte politiſche Wirkſamkeit Joſephs erſtreckte ſich auf das teutſche Reich, denn ehe ihm noch Maria Thereſia einen weſentlichen Antheil an den erbländiſchen Regierungsgeſchäften geſtattete, war er zum römiſchen König und Nachfolger Franz des Erſten erwählt worden [1]). Dieſe Würde war ſo ſehr in ihrer Bedeutung geſunken, daß man ſie, wie einen Hausorden, den Prinzen der mächtigſten Häuſer zum Angebinde machte; denn darüber war man einig, daß weder Unreife des Verſtandes noch böſer Wille den Gliedern des Reiches ſchaden bringen könne, wohl aber das Gegentheil und der Einfluß eines mächtigen Fürſtenhauſes weſentlichen Nutzen. Allein Joſeph nahm dieſes Geſchenk vielleicht nicht mit der beſcheidenen Ehrfurcht und Reſignation hin, die einem teutſchen oder römiſchen König geziemen mochte, und entthuſiaſtiſche Gedanken, von Erhebung der teutſchen Nation, ſchienen ſeinem Haupte nicht fern geblieben zu ſeyn. Seine jugendliche Phantaſie riß ihn ſogar zu teutſchem Patriotismus hin,

[1]) Vergleiche des Verfaſſers Lebens- und Regierungsgeſchichte Joſephs II. erſten Band.

der an die Ehre und Kraft des teutſchen Volkes glaubte, und Beides zu fördern entſchloſſen war. Seine Vaterlandsliebe umfaßte alle Zweige des teutſchen Stammes, hob teutſche Sprache und Sitte ſelbſt in ſlaviſchen Provinzen, und verbannte von ſeinem Hofe faſt in derſelben Zeit die franzöſiſche Converſation, welche ſich hier eingebürgert hatte, in welcher Friedrich, ſeiner Sprache unmächtig, aus Kabinet und vom Tiſch, ja ſogar aus ſeiner Bibliothek die teutſchen Wortlaute verwies.

Welch' ein Uebel dieſer teutſche Sinn für Joſeph ſey, war aus der Beſchaffenheit der teutſchen Verfaſſung erſichtlich. Das teutſche Reich, ein zunftmäßiger Verein, ohne Geiſt und höheren Zweck, verband gegen 300 größere und kleinere Gebiete, deren einige von erblichen, andere von gewählten Fürſten, noch andere republikaniſch mit Hoheitsrechten unabhängiger Staaten regiert wurden. Es gab daher 300 verſchiedene Einzelintereſſen, aber kein Intereſſe der Geſammtheit, eben ſo wenig als eine Souverainität der Geſammtheit [1]). Jeder einzelne Reichsſtand war ein ſouverainer Herr, nur

---

[1]) J. v. Müller deklamirt: „Wenn die Souveränität eine urſprüngliche Gewalt iſt, ſo iſt in dem Reiche niemand ſouverän als das Reich ſelber. Ein Kaiſer iſt Kaiſer nach den Geſetzen, in dem Augenblick da er ſie übertritt, verſchwindet der Kaiſer. Dem Deſpoten iſt keiner verbunden, ſondern jeder wider ihn. Wenn Souveränität höchſte Gewaltübung iſt, ſo gebührt ſie weder dem Kaiſer noch dem Reich, ſondern dem Geſetz." (9ter Bd. S. 113.) In ſolchen Gemeinplätzen fährt er fort über das teutſche Reich zu phantaſiren, aber nirgends gibt er uns eine klare Schilderung der Reichsverfaſſung. Der Zweck ſeiner abſichtlichen Verworrenheit und träumeriſchen Phraſeologie iſt zwar deutlich, nicht ſo die ungekünſtelte Wahrheit.

das gemeinſame Oberhaupt, dem Range nach der erſte weltliche Souverain, dem nur der Papſt und der türkiſche Kaiſer gleich waren, war ohne Souverainität, ein Automat, das die Willkür und Laune der Reichsſtände in Bewegung ſezte. Die Reichsverſammlung, welche Alles entſchied, beſtand aus drei Kollegien oder Bänken, der Kurfürſten-, Fürſten- und Städte-Bank. Die mittlere Bank theilte ſich wieder in Fürſten und Grafen und dieſe wurden wieder unterſchieden von den Reichsrittern. Außerdem waren die Bänke der Fürſten in geiſtliche und weltliche abgetheilt und wiederum zerfiel die ganze Reichsverſammlung nach der Glaubenstrennung in zwei Theile, das corpus Catholicorum und das corpus Evangelicorum. Alles hing von dem Willen der größeren Fürſten ab, die ſchon durch ihre Souverainitätsintereſſen zu einer, gegen einander wirkenden Politik angewieſen, den Rittern und Städten durch ihre Privatmacht, dem Kaiſer aber durch ihre Vereinigung überlegen waren. »Die mächtigen Fürſten thaten was ſie wollten, und der Kaiſer mußte nur der Form wegen ihre Landesgeſetze und Verfügungen beſtätigen, ohne ſie ändern zu können [1]). Kein Fleck teutſchen Bodens war der unmittelbaren Regierung des Reichsoberhauptes übrig gelaſſen, keine Einkünfte waren ihm angewieſen und er mußte, wie der Bürgermeiſter irgend einer irregulären unbedeutenden Gemeinde, die Koſten der Regierung und ſelbſt ſeinen Hofſtaat aus eigenen Mitteln

[1]) Menzels Geſchichte der Teutſchen bis auf die neueſten Tage. 2te Aufl. Stuttgart, Cotta 1834. S. 564.

bestreiten [1]). Kaum überließ man ihm Ehrenhalber einige unbedeutende Vorrechte, deren Wirkungen sich über ganz Teutschland erstreckten, als gewiße Standeserhöhungen und einige Privilegien, die man überdieß noch nach Möglichkeit beschränkte. Was dagegen die allgemeine Gesetzgebung, die Polizei, Frieden und Krieg, kurz alle wesentlichen Geschäfte der Souveränität betraf, so konnte der Kaiser nur gemeinsam mit den Reichsständen Schlüsse fassen, und kam man wirklich auf solchem Weg zum Beschluß des Krieges, so hatte ihn der Kaiser mit eigenen Truppen und auf eigene Kosten zu führen, und konnte von seinen Ständen nur mühsam durch Unterhandlungen und Bitten unbedeutende Beisteuern erhalten. Zur Betreibung der wichtigsten Reichsgeschäfte bestanden seit 1663 ordentliche Reichstage, wo mit der möglichsten Langsamkeit und in der allerbeschwerlichsten Form alle wichtigen Angelegenheiten in Berathung gezogen wurden. Das Hauptaugenmerk der Reichsstände war aber auf einen Lieblingszweck, die Einschränkung der Macht des Kaisers gerichtet. Unter dem Vorwand der Verhinderung übler Anwendung seiner Macht ward ihm kaum der Schatten einer solchen gelassen, so daß er auch nichts Ersprießliches unternehmen konnte. Sogar die Wahl der Männer, durch welche er die

---

[1]) Die aus älteren Zeiten noch übrig gebliebenen kaiserlichen Einkünfte, deren einige Joseph II. erst wieder in Gang brachte, wurden aus einigen Reichsstädten, aus Urbarien, Judenzoll u. s. w. bezogen. Man berechnet sie zu 13,000 Gulden. Was bei Reichsbelehnung bezahlt wurde, war der Reichskanzlei und dem Reichshofrath als Theil ihrer Besoldung angewiesen.
(Dohms Denkw. 3ter Bd. S. 5.)

Reichsgeschäfte betrieb, ward ihm zuweilen ganz bestimmt vorgeschrieben. Der Reichsvicekanzler [1]) und alle Offizianten der Reichskanzlei wurden von dem Kurfürsten von Mainz als Erzkanzler des Reichs nach eigenem Gefallen angestellt, und lezterem so gut wie dem Kaiser verpflichtet [2]). Das einzige wichtige Recht, welches dem Kaiser gelassen wurde, war die Oberaufsicht über die Justiz im Reiche.

Da es der einzige Gemeinzweck der Reichsstände war, des Kaisers Macht Abbruch zu thun, so konnten die Kaiser keinen gemeinnüzigeren Zweck haben, als ihnen entgegenzuwirken. Sie waren darauf, wie Johannes Müller sagte [3]) »durch die Natur,« das ist die Natur der Verfassung angewiesen, und nuzten, »wie in ihrer Stelle die meisten gethan haben würden, alle Umstände zur Erhöhung ihres Ansehens. Ihre Jahrbücher enthalten die Geschichte unausgesezter Bemühungen um Alleinherrschaft.« Nach solchem Geständniß erscheint es als seltsamer Widerspruch, wenn man behaupten will »die Reichsverfassung ist geflissentlich verläumdet

---

[1]) Der einzige Reichs-Minister des Kaisers, ohne dessen Vortrag und Mitwirkung Reichssachen zu betreiben ihm in der Wahl-Kapitulation ausdrücklich untersagt war.

[2]) D. 6. Oft wurde bei dieser Anstellung nicht einmal auf die Wünsche des Kaisers Rücksicht genommen. Dem Kaiser Leopold I. wurde wirklich ein Reichsvicekanzler aufgedrungen, den er ausdrücklich verbeten hatte. Auf die Vorstellung, daß der Ernannte zu jung für ein so wichtiges Amt sey, erwiederte der Kurfürst von Mainz: dieses sey zwar gegründet, aber der junge Mann habe viel Fähigkeiten und der Kaiser werde ihn bald zu den Geschäften gut abrichten, und dann lange Dienste von ihm haben können.

[3]) Joh. Müllers sämtl. Werke 9ter Bd. S. 115.

worden [1]).« Es ist gewiß unmöglich, eine Verfassung zu verläumden, welche die Regenten und Stände zu einem ewigen Kampf um die Macht anweist, wobei um das Gemeinwohl keine Frage entsteht. Man sah nur Fürsten und Fürsten im ewigen Streit, aber vom Volke, von seinem Wohlstand, seinem Kulturzustande, von großen Nationalzwecken war auf den Reichstagen keine Rede, und wenn auch dieß zuweilen geschah, so konnte man sich doch niemals darüber vereinigen, da es an aller Einheit des Willens gebrach. Diese Verfassung nennt Johannes Müller eine Eidgenossenschaft ungleicher Mitglieder und republikanisch, allein er vergißt den traurigen Unterschied, daß hier statt Repräsentanten der Volksgemeinden, gleichwie in Ungarn, anstatt freigewählter Deputirten, erbliche Herren die Stände bildeten, die das Interesse des Volkes, der Nation, des Kaisers vertraten. Demnach war jene monströse Reichskonstitution nicht mehr als eine Art Zunft von Mitgliedern, die einander befehdeten und beneideten, der nichts am Gemeinwohl, Alles an ihren Gerechtsamen lag, und die nur darin einig war, diese gemeinschaftlich wahrzunehmen. Der Geist dieser Versammlung war ächt zunftmäßig — gegen Alles erbittert, was patriotisch, groß, Reform und Aufschwung war.

Hätte Kaiser Joseph gegenüber vom teutschen Reichskörper gleich seinen Vorgängern nur nach Ausdehnung seiner Macht gestrebt, so würde man das »natürlich« gefunden und in nicht mehr als gewöhnlicher Weise entgegengestrebt haben,

[1]) Daselbst S. 109. Solche hingeworfene Aeußerungen sind die Athemzüge des Müllerschen Geistes, aber sie behaupten unsicher und beweisen nichts.

allein er kündigt sich demselben höchst unpolitisch als Reformator, als Weltbürger, als Freund des Aufschwungs, der Neuerung an, in dem für einen solchen Körper verhaßtesten Charakter. Anfangs belebte ihn ein heftiger Eifer für Teutschlands große Gemeininteressen, und sein heißer Wunsch ging dahin, dieser trägen Reichsmaschine eine Seele einzuhauchen. Seine Thätigkeit begann, wie schon erzählt worden [1]), in einer Sphäre, wo ihm von der Verfassung ein beschränkter Wirkungskreis gestattet war — in Bezug auf die beiden höchsten Gerichtshöfe des Reichshofraths und Reichskammergerichts. Sein Zweck war Herstellung eines schnelleren, besser organisirten Geschäftsganges und einer durchaus unpartheiischen Rechtspflege. Allein diese Aufgabe ward ihm gar bald verleidet. Die Mißbräuche waren tief eingewurzelt und durch langjährige Dauer sanktionirt, so zwar, daß die angestellten Reichshofrathsbeamten Bestechung und die lästigsten Sporteln für rechtmäßige Einkünfte zu erklären in dem Herkommen Grund fanden [2]). Eine Grundreform war aber unmöglich, da diese nicht von dem Kaiser eigenmächtig unternommen werden konnte. Nicht minder schwierig war die Umstaltung des Reichskammergerichts, welches vom Kaiser und den Ständen des Reichs gemeinsam besezt und unterhalten wurde. Seiner ursprünglichen Einrichtung nach, war

---

1) S. d. Verf. Lebens- und Reg.-Gesch. Jos. II. 1r B. S. 80 und folg.

2) Merkwürdige Nachrichten hierüber in von Mosers des jüngern, der zu jener Zeit selbst Reichshofrath war, patriotischen Archiv Bd. 8 u. 10, und in Groß-Hoffingers Archiv der Urkunden.

es einer regelmäßigen Kontrolle, durch jährliche Visitationen von Seiten kaiserlicher Kommissäre, mit Bevollmächtigten der Stände, unterworfen, und das heilsame dieser Einrichtung zeigte sich in einer schleunigen und unpartheiischen Rechtspflege, allein seit dem Jahre 1588 hatten diese Visitationen aufgehört, und im Anfange des 18ten Jahrhunderts wurde die Thätigkeit des Reichskammergerichtes durch inneren Zwist gänzlich unterbrochen. 1713 wurde sie zwar durch Visitation wieder hergestellt, aber nur unvollkommen. Nach dem siebenjährigen Krieg wurde der Mangel guter Rechtspflege so fühlbar, daß endlich ungesäumte Abhülfe vom Kaiser und Reich einmüthig beschloffen wurde. Nach seinem Regierungsantritt betrieb Joseph dieses Geschäft mit dem ihm eigenen Feuereifer, der bisher in Reichsangelegenheiten ganz ohne Beispiel war. Sein Beispiel belebte wirklich auch andere Reichsglieder zur Hülfleistung. Sofort sollten durch eine außerordentliche Visitation alle in die Verfassung des Reichskammergerichts eingeschlichenen Gebrechen abgestellt, und eine neue Gerichtsordnung, wozu bereits seit 100 Jahren ein Entwurf vorlag, abgefaßt, und die ordentlichen jährlichen Visitationen wieder in Gang gebracht werden. Die jezt zunächst eintretende außerordentliche sollte neben einer kaiserlichen Kommission aus Bevollmächtigten von vierundzwanzig Ständen bestehen. So groß war die Hast, mit welcher man diese Beschlüsse auszuführen trachtete, daß man den wirklichen Anfang ihrer Ausführung nicht genug beschleunigen zu können glaubte. Der Kaiser und die Stände ernannten gelehrte und wohlgesinnte Männer zu Visitatoren, und alle teutschen Höfe wetteiferten hierin. Von Joseph ernannt waren Fürst Carl Egon

von Fürstenberg, u. Baron v. Stangenberg[1]). 1765 wurde das Geschäft wirklich angefangen, allein bald geriethen die ständischen Bevollmächtigten mit den kaiserlichen Kommissären in Streit, dessen Entscheidung an den Reichstag verwiesen wurde. Neun Jahre vergingen unter den fruchtlosesten Zwistigkeiten und endlich stieg die Erbitterung auf allen Seiten so hoch, daß die Visitation aufgelöst werden mußte, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Nicht eine von den der Kommission vorgelegten Rechtssachen wurde erledigt. Das ganze großartig gedachte Werk scheiterte an den nichtswürdigsten Förmlichkeiten, und der lezte Stein des Anstoßes, der die Auflösung bewirkte, war die Frage: ob die Kollegialstimmen der westphälischen und fränkischen Grafen zu dem katholischen oder protestantischen Reichstheil gezählt werden sollten. Außer der Vermehrung der Zahl der Gerichtsbeisitzer geschah nur wenig Erhebliches[2]). Der leztere Streit wurde auf dem Reichstage fortgeführt, und bewirkte unter den Geschäften

---

[1]) Dohm S. 11 (3r B.). Der Kurbrandenburg. Bevollmächtigte war Geheimerath Reuter, ein Mann von großem Verdienst, den man in Berlin, wo er beim auswärtigen Departement angestellt war, ungern auf so lange Zeit entbehrte. Er ist in Wetzlar während der Visitation gestorben, und wurde durch den Geheimerath von Böhmer, und den Kleveschen Direktorialgesandten von Emminghaus ersezt; beide Männer von großen Einsichten. Von Hannover war der Bevollmächtigte, der Geh. Justizrath Falke, ein ungemein gründlicher und thätiger Rechtsgelehrter, der sich um die Visitation große Verdienste erwarb.

[2]) Das. S. 13. Es ist zusammengefaßt in den „Visitationsschlüssen, die Verbesserung des Kaiserl. Reichskammergerichtlichen Justizwesens betreffend. 2 Theile. Lemgo, 1779, 1780." Der Herausgeber Bademann, war Subdelegirter bei der Visitation, nachher in Sachsen-Koburgischen Diensten.

deſſelben eine ſolche Stockung, daß man eine gewaltſame Zerreißung fürchtete, was mit Mühe durch einen gütlichen Vergleich 1785 verhindert wurde. Die weiſeſten Vorſchläge und wohlgemeinteſten Verfügungen des Kaiſers fanden an verfaſſungsmäßigen Kapricen unüberwindliche Hinderniſſe.

Allein nicht nur die, auf Verbeſſerung der teutſchen Gerichtsverfaſſungen abzielenden Einleitungen Joſephs blieben ohne Erfolg, auch jene Schritte, welche er zu Gunſten teutſcher Humanität unternahm, trafen in der teutſchen Reichsverfaſſung auf unbeſiegbaren Widerſtand. So brachte ihm ſeine Beſchützung der Proteſtanten im teutſchen Reich [1]) nur Vorwürfe von den Katholiken und Undank von den Schützlingen.

Solche Schickſale ſeiner beſten Abſichten änderte zwar nichts in ſeiner Geſinnung gegen das teutſche Vaterland, das er als ſolches wiederholt anerkannte, allein ſie mußten ihm nothwendig eine Verfaſſung und die mit ihr zuſammenhängenden Reichsangelegenheiten verhaßt machen, welche nicht nur ſeine Würde herabſezten, ſondern auch ſeine ſchönſten Entwürfe zu vereiteln drohten. Sein Widerwille wurde allmählig ſo ſtark, daß er ihn nicht ſelten äußerte [2]). Zuweilen

---

[1]) Vergl. des Verf. Lebens- und Reg.-Geſch. 1r Bd. S. 88 und folg.

[2]) Flaſſan erzählt einen Bericht Breteuils über eine ſolche Aeußerung: „L'empereur m'a répondu qu'il ne pouvait dire qu'à moi combien il méprisait les espéces d'affaires que lui donnait sa qualité d'empereur; que je devais savoir combien peu il étoit attaché et occupé de cette dégoûtante besogne; que je devais le connaitre assez pour ne pas douter qu'il voyait de l'oeil de la raison les tracasseries toujours renaissantes entre les différentes religions de l'empire; que cependant, ces animosités produisant sans cesse des disputes qui revenaient à son tribunal, il éprouvait le

machte er auch seine kaiserliche Unmacht, die Langsamkeit und steife Formalität der Verfassung, die Berathungen des Reichstages über Kleinigkeiten, die lächerlichen Ceremoniell- und Präzedenzansprüche zu Zielscheiben seiner witzigen Laune. Dieser Ueberdruß führte ihn mehr und mehr zu der politischen Ansicht des Fürsten Kaunitz, alle Kraft und Aufmerksamkeit der Organisation eines erbländischen Staates zuzuwenden, und alle anderen politischen Entwürfe diesem großen Plane aufzuopfern. Es gab nichts Gerechteres als diese Stimmung, nichts Größeres als diesen Plan, der die Eifersucht Preußens in einem so hohen Grade erregte, daß es ganz Teutschland mit den Fäden seiner Intriguen umspann, damit er dadurch vereitelt werde. Mit einer lauernden Aufmerksamkeit ergriff diese Macht, welche sich nur durch eine höchst feindselige und erkünstelte Politik Einfluß und Erhaltung sichern konnte, den kleinsten Anlaß zur Verdächtigung der Absichten Josephs auf das teutsche Reich und eine große Anzahl von Schriftstellern, woran es damals den größten Reichthum besaß, ließen ihre Federn in Bewegung setzen, um offenbare Verleumdung, oder doch Argwohn auszustreuen.

---

malheur que lorsqu'il prononçait en faveur des capucins dont il ne se souciait en aucune manière, mais qui lui paraissaient avoir raison, les protestans criaient que l'empereur ne songeait qu'à les écraser; qu'au contraire, quand il trouvait les reclamations des protestans fondées contre les entreprises des catholiques, alors les prêtres et les moines criaient partout, que le chef de l'empire abandonnait la religion, et serait volontiers prêt à en changer. — J'ai dit à l'empereur que ce malheur de l'injustice publique était souvent un malheur de la toute-puissance, mais qu'elle avait aussi ses dédommagements dans les applaudissemens universels que lui assurait l'éclat de son impartialité dans tous ses prononcés."

Sie verſicherten ohne allen Grund, der Kaiſer ſchätze ſeine Würde nur deßhalb, weil ſie dem öſterreichiſchen Hauſe einen bedeutenden Einfluß gewährte, und habe unmittelbar vor ſeiner Erwählung von einem gelehrten öſterreichiſchen Staatsbedienten Unterricht über die Wahlkapitulation erhalten, worin gezeigt worden, wie alle in jener auferlegten Pflichten nicht hindern könnten Alles zu thun, was das Beſte des öſterreichiſchen Hauſes und Erbſtaates erfordere. Dieß ſey die Anſicht aller öſterreichiſchen Staatsbeamten und insbeſondere die des Fürſten Kaunitz, der eben ſo wie ſein Monarch nach Erwerbung der Alleinherrſchaft des öſterreichiſchen Hauſes in Teutſchland, und Umſturz der teutſchen Verfaſſung ſtrebe[1]). Anfangs fanden dieſe Sagen kein Gehör, denn man fand es natürlich, daß der Kaiſer eine Verfaſſung verachte, welche ſo viele Verachtung verdiente, fand aber in des Kaiſers Benehmen durchaus keine Rechtfertigung jener Erdichtungen — allein die unermüdete Wiederholung ſolcher Anſchuldigungen machte die leichtgläubigen Gemüther der Betheiligten für den Glauben immer empfänglicher. Obgleich nun Friedrichs II. großes Talent zur Politik ganz Europa gegen ſeine Feinde und Nebenbuhler in Bewegung zu ſetzen ſuchte, obgleich ſein Einfluß in Teutſchland durch die Popularität und den Ruhm

[1]) Solche Gerüchte wurden ſelbſt von ſonſt achtungswerthen Schriftſtellern ausgeſtreut. Dohm erzählt ſelbſt „er habe gehört“ Joſeph II. habe unmittelbar vor ſeiner Wahl zum römiſchen König von einem gelehrten öſterreichiſchen Staatsbedienten einen Unterricht über die Wahlkapitulation erhalten, worin gezeigt worden, wie alle in jener auferlegten Pflichten nicht hindern könnten, Alles zu thun, was das Beſte des öſterreichiſchen Hauſes und Erbſtaats erfordere.

ſeines Namens ſehr zu fürchten war, ſo würde doch Joſephs und Kaunitzens vereintes Wirken, ſeine Schlauheit überwunden haben, hätte Joſeph ſeine politiſche Größe nach Kaunitzens Plan, zur Haupt- und einzigen Aufgabe ſeines Lebens gemacht; allein er beharrte auf ſeiner unpolitiſchen Idee, ſeinen Reformationsplan gleichzeitig mit ſeinen politiſchen Entwürfen zur Ausführung zu bringen. Dadurch theilte und ſchwächte er ſeine Macht und ließ ſeinen Gegner in den Vortheilen, welche aus des bairiſchen Erbfolgeſtreits Ausgang für denſelben erwachſen waren. Friedrich II., welcher voraus ſah, welche Feſſeln die Reformation Joſephs ſeinem Gegner anlegen würde, rüſtete ſich mit allen Kabinets- und publiciſtiſchen Künſten, ſeinen, durch übermäßige Regierungslaſten wehrloſen Gegner, in den Augenblicken der Erſchöpfung anzugreifen und jedem ſeiner Schritte in Teutſchland Fallen zu legen. Friedrich II. in banger Beſorgniß über die wachſende Größe Oeſterreichs unter einem ſo großen Monarchen, hielt es immer für die größte Aufgabe ſeiner Regierung, allen Unternehmungen dieſer Macht entgegenzuwirken. Daher geſtaltet ſich die ganze Staatsgeſchichte Oeſterreichs in dieſem Zeitraum zu einem Rivalitätskampf, zwiſchen Joſeph und Friedrich und dieß iſt der einzige Geſichtspunkt, unter welchem insbeſondere die teutſchen Händel richtig betrachtet werden können.

Zweites Kapitel.

Vorwände des Fürstenbundes.

Friedrich II. und seine Anhänger trugen sich seit lange mit dem Gedanken an einen Bund der Fürsten gegen den Kaiser, welcher den Zweck habe, aufs Wirksamste der Macht des Kaisers entgegenzuwirken und den Einfluß Oesterreichs auf Teutschland in demselben Grade zu schwächen, in welchem dadurch der Einfluß Preußens Zuwachs erhalten möchte. Da jedoch ein solcher Bund in Teutschland augenscheinlich verfassungswidrig war, als ein Bund im Bund gegen das Reichsoberhaupt, so gab es kein schicklicheres Mittel diesen bösen Schein zu entfernen, als die Beschützung der Reichsverfassung gegen das Oberhaupt zum Vorwand zu nehmen. Um diesen Vorwand einigermaßen zu rechtfertigen, legte man auf die unbedeutendsten Aeußerungen der kaiserlichen Autorität ein übermäßiges Gewicht und stellte sie als grobe Anmaßungen dar, wodurch die Reichsverfassung, somit die Rechte und Interessen aller teutschen Fürsten gefährdet würden [1]). Um dieß

[1]) Dohm selbst bekennt im 3ten Bd. der Denkwürd. S. 18: „Wir glauben wirklich nicht, daß er Joseph II. solche Absicht gehabt habe; aber wir müssen erzählen, daß viele Nachdenkende zu jener Zeit in allen teutschen Landen diese Besorgniß wirklich hatten. Sie sahen in dem einzelnen, und in dem an sich und außer seiner Verbindung klein Scheinenden das Größere und immer weiter Schreitende. Bei solchen Betrachtungen, welche die Gemüther Vieler bewegten, machten Dinge von anscheinend mindrer Wichtigkeit damals ein Aufsehen, das später Lebenden übertrieben scheinen mag, weil ihnen vorbehalten gewesen ist, noch ungleich Gewaltsameres und Kühneres zu sehen. Wir erzählen, was geschehen ist, in dem Geist der Zeit, worin es geschah."

Wie deutlich spricht sich hier die gerechte Besorgniß aus, daß die leidenschaftlose Nachwelt die kleinlichen Anlässe jenes Streits

zu bewerkstelligen, müßte man sich vorzüglich bemühen, auch die kleinsten Vorrechte des Kaisers in Zweifel zu ziehen oder ihre Geltendmachung in einem gehässigen Lichte darzustellen.

Die Panisbriefe.

Ein solches Vorrecht waren die Panisbriefe, nach welchem die teutschen Kaiser von jeher befugt waren, in jedem teutschen Stift einem Laien Unterhalt anzuweisen. Dieses Vorrecht Laienpfründen an verdiente Veteranen oder sonstige Begünstigte zu verleihen, welches seit Carl IV. nur in Vergessenheit gerathen war, machte Joseph 1783 wieder zu Gunsten alter Soldaten oder Staatsbedienten geltend, und vertheilte Panisbriefe auf die meisten Stifte Teutschlands. Zugleich wurde einigen reichsunmittelbaren Stiftern in Schwaben aufgegeben, an die kaiserliche Kasse eine mäßige Entschädigung, für die bisherige Nichtanwendung dieses Rechts, zu bezahlen und sich für die Naturalverpflegung mit Geld abzufinden, wo erstere wegen Entfernung des Panisten nicht thunlich war. Da die Verleihung dieser Panisbriefe ein altes, verfassungsmäßiges Vorrecht der Kaiser war, so war der Kaiser nicht verpflichtet der Reichsversammlung deßfalls ein Ansuchen zu stellen, ein Unterlassen, das ihm jedoch sehr zum Vorwurf gemacht wurde. Als nun auch solche Verleihungen auf Stifter in preußischen Provinzen, nach Magdeburg, Halberstadt u. s. w. gelangten, fragten diese bei ihrem König an, ob sie den an sie gemachten Zumuthungen Folge leisten sollten. Friedrich II.

---

gerecht würdigen werde! Ich wüßte nicht, daß irgend ein Zeitgeist es rechtfertigen könne, wenn man unbedeutende Handlungen, welche nur zur Vermuthung schlimmer Absichten Anlaß geben, Feindseligkeiten zu Grunde legt, die nur durch offenbare Letzung des Völkerrechts gerechtfertigt würden.

ergriff den Anlaß zur Kränkung des kaiserlichen Ansehens mit Eifer, und befahl nicht nur die Rücksendung der kaiserlichen Paßbriefe mit dem Bemerken, daß dieses kaiserliche Recht bei den preußischen Stiftern nicht hergebracht gewesen sey, und daß ihr Souverän ihnen ausdrücklich untersagt habe, dasselbe anzuerkennen, sondern brachte es auch dahin, daß Churhannover und viele andere protestantische und katholische Reichsstände sein Beispiel nachahmten, sämmtlich das Herkommen zum Vorwand gegen des Kaisers Recht nehmend. Alle preußisch gesinnten oder im Solde Preußens stehenden Publizisten sezten zugleich ihre Federn in Bewegung, um dieß falsche Argument noch weiter auszuspinnen. Um nicht einem unnützen Streit aus Anläß eines so unbedeutenden Gegenstandes Nahrung zu geben, ließ der Kaiser die Sache fallen, allein als er Versuche machte, anderweitige Ansprüche auf Landeshoheit und Besteurung, im schwäbischen Kreise und in anderen Gebieten, wider das Herkommen, geltend zu machen, wurde auch der ohnehin schon mißgünstige, durch Josephs Eifer gegen Mißbräuche gekränkte Reichshofrath in den Streit gezogen und veranlaßt, dem Kaiser Vorstellungen zu machen, worauf dieser ihm verbot, sich in die Sache zu mischen [1]).

[1]) Ich folge bei dieser Darstellung absichtlich einem preußischen Schriftsteller, Dohm, und abstrahire bloß von der Gesinnung, mit welcher er diese Ereignisse erzählt, glücklicher Weise ohne die Thatsachen zu leugnen. Wer diese Darstellung mit Aufmerksamkeit liest, muß nothwendig zur Erkenntniß kommen, wie einseitig die Geschichte jenes Zeitraums geschrieben wurde. Johannes v. Müllers historische Darstellungen über diese Gegenstände können nicht ausschließlich und selbst einseitig nur mit der äußersten Vorsicht als Quellen benüzt werden, denn sie verschweigen die wichtigsten Thatsachen, legen auf Unbedeutendes großes Gewicht, und sind daher trotz ihrer Gründlichkeit und

Friedrichs II. Gegenwirken beſchränkte ſich in allen dieſen Händeln nicht darauf, das Intereſſe ſeiner Provinzen gegen veraltete Kaiſerrechte wahrzunehmen, ſondern bemühte ſich, wie aus dem folgenden noch deutlicher wird, des Kaiſers Macht zu ſchwächen und ſein Anſehen zu untergraben [1].

Händel mit Paſſau.

»Als die Avaren um das Jahr 1737 weiter vordrangen — ſo hob die hiſtoriſche Gelehrſamkeit der geiſtlichen Hochſtiftfreunde ihre Erzählung von den kläglichen Händeln Joſephs mit Paſſau an — über die Enns ſezten und den uralten erzbiſchöflichen Sitz in Norico rispensi Lorch, Loureacum zerſtörten [2], begab ſich der Erzbiſchof Wiwilo mit

---

Gelehrſamkeit nur als ein rhetoriſches Kunſtſtück über die Behauptung: Teutſchlands Verfaſſung war in Gefahr und der Fürſtenbund gerecht und nothwendig — zu betrachten.

[1] Fünf Schriften über das kaiſerliche Recht, Panisbriefe zu ertheilen, hat Dohm beurtheilt in der allgem. teutſchen Betracht. Berlin 66r Bd. 2tes Stück, 1785. S. 312 — 337.

[2] Wer Geſchmack an lebloſen hiſtoriſchen Deduktionen findet, kann ſich des Näheren belehren aus der unendlichen „Kurzen Geſchichte des Hochſtiftes Paſſau zur Erläuterung der gegenwärtigen Streitigkeiten mit dem Erzhauſe Oeſterreich" im hiſtoriſchen Portefeuille vom J. 1784. 4tes Stück. S. 498 u. ff. Ferner ſind für Quellenforſcher zu vergleichen: Pfeffinger in vitriar. illustr. T. I. — Dipl. Arnulfi Imp. — Gregor III. P. R. Epist. ad S. Bonif. apud Othlon in Vita S. Bonif. — Abregé chronolog. de l'hist. et du droit public d'Allemagne. — Notker Kalbul. in Vita Car. M. — Lambec.; Hansiz; Aventins bairiſche Chronik; — Genold; — Mager de advocat. armat. — Senkenberg Gedanken vom lebhaften Gebrauch des uralten teutſchen Reichs. — Lori chronol. Ausz. der Geſch. von Baiern; Meichelbek hist. Frisingens. — Ferd. Schröter Abhandlung aus dem öſterr. Staatsrecht; — Moſers teutſches Staatsrecht; — Ludwig in Germania princip. ꝛc. —

seiner Klerisei nach Passau, errichtete dort, unter Einwilligung des Herzogs Odilo von Baiern, der ihn mit vielen Gütern und mit dem Marktrecht, deßgleichen mit allem was er in und bei Passau besaß, beschenkte. Der heilige Bonifaz theilte nachher Baiern in vier Kirchsprengel: Salzburg, Freising, Regensburg und Passau. Damals hieß das Land Hunnia und Avaria.... Kaiser Arnulf befreite, auf Ansuchen des Bischofs Wiching, im Jahr 898 das Stift Passau von aller weltlichen Gewalt und allen bürgerlichen Lasten und Abgaben, und verbot den Staatsbedienten und jeder obrigkeitlichen Person irgend eine Gerichtshandlung oder sonst eine Amtsverrichtung, weder über die Ministerialien, noch über die Bürger und Unterthanen des Stiftes auszuüben, seine Güter nicht mit Abgaben, Diensten, Pfändungen ꝛc. zu belästigen.« Aus diesen grauen Zeiten, da noch kein österreichischer Fürst war [1]), schrieben sich die Diöcesanrechte des Hochstiftes Passau, ein Staat, der in 11 Jahrhunderten, durch eine lange Reihe gottseliger und weltkluger Bischöfe, aus milden Gaben und durch baaren Kauf, gebildet wurde. Der Sprengel dieses Hochstiftes erstreckte sich bis auf neuere Zeiten über einen großen Theil des Erzherzogthums Oesterreich. Die gewaltigen Staatenveränderungen, welche nach den Zeiten Arnulfs in Avaria und Hunnia statt fanden, sollen,

---

[1]) Joh. Müller 9ter Bd. S. 136. Allerdings war damals noch kein österr. Fürst, kein österr. Staat und keine Städte vorhanden, und es war billig, daß sich die Diöcese damals bis an den Kalenberg erstreckte, auf welchem Raum damals wenig Wohnstätten waren.

nach Versicherung der urkundlichen Schriftsteller, unbeschadet der Diöcesanrechte des Hochstifts Passau, vor sich gegangen seyn. Demnach hätten die blutigsten Umwälzungen, welches diese Länder erfuhren, Umwälzungen, welche die Spuren vorhergegangener Einrichtungen bis auf den Namen vertilgen, die Rechtsansprüche Passaus, welche sich auf Oesterreich erstrecken, nicht vernichten können. Es enstanden seitdem große Städte in dem Sprengel dieses Bisthums und die Herzoge von Oesterreich fanden in verschiedenen Zeiten jene Freiheiten und Ansprüche Passaus unbequem und suchten sich deren zu entledigen, doch die Kaiser kamen Passau wiederholt zu Hülfe und bestätigten seine Rechte. Allein Karl V. räumte dem Erzhause Oesterreich das landesherrliche Vogteirecht über alle Stiftsgüter zwischen den Grenzen seiner Erbländer ein [1]), welches jedoch vielfältig wieder bestritten worden. Der Zwist spann sich durch alle Jahrhunderte fort. Als Karl VI. das Bisthum Wien zum Erzbisthum erheben ließ, trat er mit dem Bischof von Passau in Unterhandlungen, in deren Folge der leztere ihm das ganze Viertel unter dem Wiener-Walde mit 69 Pfarreien, 2 Abteien und 1 Probstei an den Kaiser abtrat, jedoch mit Vorbehalt seiner Eigenthums- und Hoheitsrechte über die Lehen des Patronat- und Ernennungsrecht aller Pfarreien, bischöflichen Tafelgütern in der abgetretenen Provinz. Dagegen garantirte Karl VI. die Integrität des Hochstiftes Passau durch sein kaiserliches Wort für

[1]). „Die Fürsten von Oesterreich sollen auch haben alle Vogteyen und Vogtrecht in Bisthumen, Abteyen, Probsteyen, Klöstern, Gotteshäusern und Kirchen an Leuten und Gütern, die in ihren Herrschaften und Landen, oder anderswo gelegen seyn, davon Erbvögte sie seyn, und zu Recht sollen seyn."

ſich und ſeine Nachfolger. Außerdem exiſtirte eine große Menge urkundlicher Nachweiſungen, woraus Paſſau verſchiedene Rechte ſchöpfte, mit welchen wieder andere Urkunden in Widerſpruch ſtanden [1]).

Kaiſer Joſeph, der keinen fremden Einfluß in ſeinen Staaten geſtattete und deßhalb den Orden ihre Verbindungen mit auswärtigen Oberen und dem Papſte unterſagt hatte, machte dieſen Streitigkeiten ein Ende, indem er den 13ten März 1783 nach dem Ableben des Kardinalbiſchofs von Paſſau vom Hauſe Firmian durch den Landeshauptmann dem Ordinariat verkündete: »es bleibe nun das ganze Land Oeſterreich ob der Enns, wie auch das Innviertel, von der paſſauiſchen Diöceſe getrennt und würden die dortigen Güter demnächſt in Beſitz genommen werden? Dem zu Folge wurde der ganze, in Oeſterreich gelegene Theil des Paſſauer Sprengels, theils dem Erzbisthume Wien, theils dem neuen Bisthume zu Linz zugetheilt und die Güter des Hochſtifts

1) S. Urk. K. Karls V. vom 8. Sept. 1530 und das Privilegium dieſes Kaiſers im Cuſpinian, das aber kein Datum hat, und folgendes enthält: „Die Bisthum und Stift Salzburg und Paſſau mit all ihren Gütern gehören unter die Kaſtenvogtei des Landes Oeſterreich.“ In einer Beſtätigung Kaiſer Rudolphs II. vom 31. Juli 1599 jener Karlingiſchen Acte 1530 ſtehen die Worte „Darum, daß auch der Fürſt von Oeſterreich alſo verdient und würdig iſt, daß ihme das H. R. R. behülflich ſeyn ſoll, dann er iſt gelegen und geſezt an einem und der Chriſtenheit und zu aller Zeit ermahnt, ehret und übet die Werke unſers Herrn Jeſu Chriſti, darum ſeyn ihme vom Reich zum Hülf und Beiſtand gegeben und verliehen die Bisthum Salzburg und Paſſau mit allen ihren Gütern, die vor langer Zeit genannt worden ſeyn, Invavia et Laureacensis, alſo daß der Fürſt von Oeſterreich und ſeine Nachkommen und das Land Oeſterreich über die bemeldete Stift Vögte und Herren ſeyn ſollen.“

einstweilen verwaltet, bis hinsichtlich derselben mit dem Hochstifte ein Abkommen getroffen seyn würde [1]). Die aus diesem Verfahren entstehende Streitfrage war rein kirchenrechtlich und jenes stand im Einklang mit der Reformation der Seelsorge, welche Joseph bewerkstelligte. Nur der geistlichen Gerichtsbarkeit, welche Joseph von der erzländischen Kirche bestellt wissen wollte, galt diese Maßregel, über welche das Passauer Domkapitel demungeachtet Klage erhob. Es schüzte dabei den westphälischen Frieden und die Wahlkapitulation vor, durch welche der Kaiser die Erhaltung und Schüzung der Reichsstände zugesichert habe, allein der Kaiser erklärte, er sey weit entfernt, den reichsständischen Gerechtsamen des Hochstiftes nahe treten zu wollen, und es sey ihm unterthänigst, daß man die neue Einrichtung der Diöcesen aus einem Gesichtspunkt betrachte, der mit seinen Beweggründen keineswegs vereinbarlich sey. Von seinen Souveränitätsrechten und Pflichten für das Wohl der Unterthanen und das Beste der Seelsorge könne er nicht abstehen. Zugleich erklärte Kaunitz aufs Bestimmteste: »daß keine Rücksicht den Kaiser von seinem, auf das Beste der Religion und die erzländische Seelsorge abzielenden Endzweck ableiten werde; in Absicht der eingezogenen Güter aber, sey man bereit, sich in gütliches Einverständniß einzulassen und eine billige und großmüthige Uebereinkunft, von Sei-

[1]) Es geschah die einstweilige Beschlagnahme ordnungsmäßig durch den mit der Reform der Klöster und der äußerlichen Kirchendisziplin beauftragten Landrath Sibel, der freilich wegen der Strenge, mit welcher er gegen Widerspenstige verfuhr, und seiner Schriften: „Was ist der Papst und was ist der Bischof?“ bei der Klerisei nicht im besten Geruche stand.

ten des Kaisers, werde bloß von des Domkapitels Betragen abhängen.«

Allein diesem war die durch Preußen vorbereitete Stimmung der Reichsstände, und die Bereitwilligkeit, jeder Feindseligkeit gegen den Kaiser Vorschub zu leisten, nicht unbekannt. Es wandte sich daher getrost an die Mitglieder des Reichstages, an welche es seine Beschwerden dergestalt abfaßte, daß dadurch vornehmlich gezeigt wurde, welche traurige Folgen für andere Stände, aus jenen vorgeblichen Souveränitätsrechten, erwachsen müßten. Dieser beleidigende Schritt des Domkapitels hatte die Androhung von Maßregeln zu Folge, »welche das Domkapitel und das ganze Reich erschüttern würden«, wenn jene Klage nicht zurückgenommen werde. In der That konnte nur dieser Ernst ein Aergerniß ohne Beispiel auf dem Reichstag verhindern, allein wurden dadurch auch die öffentlichen Schritte des Hochstiftes unterdrückt, so konnte doch nicht verhindert werden, daß es sich heimlich bei jenen Fürsten, die dem Kaiser ebhold waren, für seine Interessen verwendete. Dem Könige von Preußen, dessen Gesinnungen gegen das Haus Oesterreich meldkundig waren, ward ganz unbefangen zugemuthet, er solle die Besitzungen und Einkünfte österreichischer Unterthanen in Schlesien in Beschlag nehmen und dem Wiener Hofe ankündigen lassen, daß dieselben nicht eher herausgegeben werden sollten, bis dem Passauer Domkapitel Gerechtigkeit widerfahren sey. Allein Friedrich zu weise, um durch unmittelbare Theilnahme an einem Streit, bei welchem er als protestantischer Fürst kein Interesse hatte, seine politische Eifersucht zu kompromittiren, versprach nur seine kräftigste Verwendung

beim Reichstag, wohin die Sache gehöre. Dagegen verſäumte er nicht, durch ſeine allzeit fertigen Publiciſten, den Vorfall als einen Gewaltſtreich dem Publikum darſtellen zu laſſen, um immer mehr und mehr die Nothwendigkeit kräftiger Gegenmaßregeln gegen die Anmaßungen des Kaiſers ans Licht zu ſtellen. Bald ertönten aus allen öffentlichen Organen proteſtantiſche Stimmen, welche ſich erſtaunlich ereiferten, für die vorgeblichen Rechte eines katholiſchen Hochſtifts auf die Seelſorge in einem unter fremder Souveränität ſtehenden Lande [1]! Inzwiſchen fand es keiner der Fürſten, welche dem Hochſtifte ihren Schutz verſprochen hatten, für gut, ſich unmittelbar am kaiſerlichen Hofe zu verwenden und überließen ſo das Domkapitel ſich ſelbſt, indem ſie den Vorfall nur für ſich ſelbſt nach Möglichkeit benützten.

Das Domkapitel wählte den Grafen von Auersperg damaligen Biſchof von Gurk, zum Nachfolger im Erzbisthum Paſſau und übertrug ihm die Schlichtung der Irrungen mit dem Wiener Hofe (19ten Mai 1783). Dieſer, die Schwierigkeiten ſeines neuen Amtes ermeſſend, dem Kaiſer ergeben und ſeine Reformen begünſtigend, wollte anfangs die Würde ausſchlagen, um ſich in keinen Zwieſpalt der

[1] Dohm, welcher 1785 von dem König von Preußen zur Abfaſſung ſeiner Darſtellung des Fürſtenbundes beauftragt wurde, ſpricht S. 25 von der jenem Hochſtifte, während der Erledigung des Biſchofsſtuhls unſtreitig zukommenden Rechtsausübung, — aber, wie immer in ſo unbeſtimmten Ausdrücken, daß man es kaum merkt, daß hier von der geiſtlichen Jurisdiktion eines ausländiſchen Stiftes über die Seelen öſterreichiſcher Unterthanen die Rede ſey! Man kann aus dieſer Aeußerung eines proteſtantiſchen Autors darauf ſchließen, wie heilig den damaligen Publiciſten ihre Ueberzeugung geweſen ſey!

Pflichten zu begeben, allein da der Kaiser ausdrücklich die Annahme des neuen Amts, eben so sehr als das Domkapitel wünschte, so gab er endlich nach und brachte, trotz der auf beiden Seiten wachsenden Hartnäckigkeit, ohne Einmischung der Reichsstände, eine ordentliche Unterhandlung zu Stande. Allein die Partheisüchtigen brachten es bald dahin, den Bischof beim Domkapitel selbst zu verdächtigen und, »ein gewisser Hof, der unschwer zu errathen,« bedeutete dem Domkapitel aufmunternd: es werde nicht schwer seyn, sowohl die Sache überhaupt nach den Rechten zu entscheiden, als in wiefern der Teschenerfriede durch dieselbe verlezt werde, welcher bei Ueberlassung des Innviertels an Oesterreich, die Rechte des Dritten vorbehalten. Wenn ein Bischof des Hochstiftes Gerechtsame oder Güter veräußere — wie es zur Schlichtung des Streits beantragt worden, so sey es die Pflicht des Domkapitels ihm zu wiedersprechen und beim Reich um die Abstellung dieser Zertrümmerungen einzukommen [1]). Dieser Hof werde am Reichstag die Sache schützen und mit gemeinem Rath reichssatzungsmäßige Hülfsmittel ausfindig machen.« Bei solcher auswärtiger Aufmunterung wurde die Sache immer schwieriger auf dem Weg gütlicher Uebereinkunft auszumachen, doch erklärte endlich das Domkapitel mit einer Mehrheit der Stimmen von vier gegen drei, dem Bischof das Geschäft der Schlichtung gänzlich überlassen zu wollen [2]). Und doch kam

[1]) J. v. Müller Darstellnng des Fürstenbundes, S. 147. Kabinetsresolution vom 9ten März 1784, an den Gesandten dieses Hofes in Regensburg.

[2]) Dieß tadelt J. v. Müller sehr und nennt die vier Domherrn Seelen, ohne public spirit, ohne Sinn fürs Vaterland,

endlich 1785 ein Vergleich zu Stande, wonach die Diöceſengerechtſame des Hochſtifts Paſſau in Oeſterreich aufgegeben, und von dem Kaiſer für die Rückgabe der Güter 400,000 fl. genehmigt wurden. Obgleich nun durch Abſchluß dieſer Uebereinkunft, welche freilich nicht von allen Domherrn gut geheißen wurde, alle Beſchwerden Paſſaus beſeitigt wurden, ſo mußten doch dieſe Irrungen ſpäter zur Rechtfertigung des Fürſtenbundes dienen.

Weitere Aufhebung fremder Diöceſanrechte. — Wahrnehmung kaiſerlicher Rechte im teutſchen Reich.

Daſſelbe Syſtem des Kaiſers, das Perſonale und die Realitäten der katholiſchen Hierarchie in allen öſterreichiſchen Staaten von dem Landesherrn abhängig zu machen — ein Syſtem, völlig begründet in den Souveränitätsrechten des öſterreichiſchen Kaiſers — welches die Paſſauiſchen Streitigkeiten veranlaßt, wurde gleichmäßig noch auf andern Seiten ausgeübt. So wurde von Salzburg die Abtretung ſeiner Diöceſanrechte, über den Grätzer und Marburgerkreis, verlangt, obgleich es dieſelben ſeit 1000 Jahren her ausgeübt, und die Trennung der vier öſterreichiſchen Bisthümer, Gurk, Lavant, Seckau und Leoben, von der Metropolitandiöceſe zu Salzburg, deren Biſchöfe zum Theil von Salzburg ernannt wurden. Der Erzbiſchof von Salzburg, ſonſt ein eifriger Beförderer der Reformen Joſephs, leiſtete doch hinſichtlich dieſes Begehrens in einigen Punkten Widerſtand, und es wurden um dieſen zu beſiegen, die ſalzburgiſchen Güter auf eine Zeitlang

Hierarchie, ꝛc. Seine ganze Darſtellung des Fürſtenbundes iſt noch weit einſeitiger als jene Dohms, bei dem hier und dort ſich das Gewiſſen regt.

eingezogen, doch kam es endlich zu einem Vergleich, wonach Salzburg die erzbischöflichen Rechte zu Lavant, Seckau und Gurk belassen wurden. Im Einklang mit den kaiserlichen Verfügungen gegen Passau und Salzburg, standen jene, durch welche der Bischof von Lüttich seiner Diöcesanrechte in den österreichischen Niederlanden, der von Regensburg jener in Böhmen (Egerkreis) verlustig wurden. Alle diese Unternehmungen lagen so sehr außer aller Beziehung mit dem teutschen Reich, daß sich Niemand darin von selbst darum bekümmerte, und die öffentliche Meinung, besonders auf Seiten der Protestanten sich günstig dafür aussprach, allein es fehlte nicht an geschickten Schriftstellern, welche die Sache mit Kunst so zu drehen wußten, daß diese rein kirchlichen Händel als wesentliche Verletzungen der Reichsverfassung erscheinen mußten. Mit welcher beschwerlichen Anstrengung dieß geschah, davon gibt Johannes Müller ein Probestück: »Die Frage von Befugniß der Einschränkung oder Tilgung eines Diöcesanrechts interessirt erstlich die ganze katholische Kirche, die Würde ihrer Freiheit; sie interessirt besonders das Reich wegen sechsundsiebenzig Prälaten, Fürsten und Churfürsten, deren Eigenthum und Reichsstandschaft von ihren Diöcesanrechten ausgegangen (!) und mit ihnen endlich aufhören würden [1]). Die Antwort ist nicht schwer, sie ist längst bestimmt. In den Gesetzen der katholischen Kirche, nach welchen jene auf das ewige und innere zielende Macht, von der so viele Staaten

[1]) „Daher es — der Pflicht keine Erwähnung zu thun — eine fehlerhafte Politik ist, gegen Zusicherung der Weltlichkeiten die Diöcesanrechte aufzugeben, die die Quellen und Urkunden derselben sind.“ Hinc illae lacrimae!

ihre erste Aufklärung und moralische Bildung haben, in denselben unabhängig existirt; unterhalten gemäß der Würde ihres Amtes aus einem Theil der Güter, deren Hervorbringung durch ihr Verdienst befördert wird; beschirmt, nicht beherrscht durch des Fürsten Gewalt [1]; zu verbessern bloß durch sich [2]; ewig, nach den Katholischen, und wenn sie umgeändert werden müßte, gewiß nicht von Einem, sondern durch die Nation, durch Geist und Kraft und nie mit Feuer und Schwert. Wenn die Hierarchie ein Uebel wäre, besser doch als Despotie. Sie sey eine lehmerne Mauer, sie ists doch gegen Tyrannei; der Priester hat sein Gesetz, der Despot hat keines; jener beredet, lezterer zwingt; jener prediget Gott, lezterer sich ꝛc..... In den Gesetzen des Reichs ist nach dem westphälischen Frieden der geistliche wie der weltliche Stand bei allen Banden, Herrlichkeiten, Gerechtigkeiten, Zinsen, Zehenten, Herkommen, Freiheit und Privilegien sicher [3]. Es ist in der Wahlkapitulation des Kaisers, daß er jene wie diese in ihren Hoheiten, Würden und Gerechtigkeiten, in ihrer

---

[1]) „Welchem sie auch nicht nützen kann, wenn sie offenbar Maschine in seiner Hand ist."

[2]) „Daher die Ideen periodischer Concilien."

[3]) „Ich bin weit entfernt alles zu vertheidigen, aber das ärgste, das unverbesserliche, der Tod alles Guten, ist Despotismus, militärische Alleinherrschaft. Ich möchte den großen Geist, welcher die Kirchenreform bewirkte, nicht unterdrücken, aber den unpolitischen Schultheologengeist, in den er ausartet. Ich will keinen Protestanten katholisch machen, aber der Katholische soll dürfen katholisch seyn. Ich habe nichts dawider, daß für sein Gewissen einer die Pfaffen und einer die Freigeister fürchtet; ich aber fürchte zwei Millionen Krieger gegen hülflose Rechte." Man sieht

Macht und Gewalt, bei Stand und Weſen läßt und ſchützt. Der Kaiſer iſt eher nicht erkannt worden bis er »der heiligen Kirche und ihrer Diener treuer Vormund und Beſchützer ſeyn zu wollen« geſchworen [1]). . . . . Ungültig iſt, was ein Biſchof ſeiner Stift vorgibt: er iſt nicht Eigenthümer, es iſt nicht ſein [2]). . . . Nur das Reich kann ſolchen Transactionen Gültigkeit geben. Ganz richtig; »man muß dem Stümmeln und Untergraben des Reichskörpers in den erſten Wegen wehren [3]). . . . Alsdann muß ein Fürſtenbund gemacht werden, zum Schutz der Geſetze.«

Zu dieſem Schluß führen alle preußiſchen Staatsſchriften damaliger Zeit, und ebendeßhalb ſind alle verdächtig, denn hiſtoriſche Darſtellungen ſollen keine redneriſche Uebungen mit beſtimmter Theſis ſeyn und dürfen ſelbſt nicht verhehlen, wie Ereigniſſe und Tendenzen ſich ſeltſam widerſprechen. Ohne in Abrede zu ſtellen, daß hier und da durch des Kaiſers Eifer

---

wie gegründet dieſe rechtlichen Aengſten J. Müllers ſind in dem Schluß dieſer Note. Die gewaltige Phantaſie des Verfaſſers ſieht das Recht durch zwei Millionen geübter Krieger[1]) angefochten. Reduzirt man dieſe entſetzliche Macht auf die ſtatiſtiſche Wahrheit, ſo findet man ungefähr das Verhältniß, nach welchem alle ſeine Darſtellungen reduzirt werden müſſen.

[1]) W. L. I. 2. II. 3.

[2]) Vis sanctis ecclesiis earumque ministris fidelis esse tutor ac defensor? Volo. Auf dieſes wenn er es beſchworen. Vultis tali principi et rectori vos subjecere, ipsiusque regnum firmare, fide stabilire, atque jussionibus illius obtemperare?

[3]) Worte des vortrefflichen Verfaſſers der Schrift: „über die Einſchränkung der Diöceſanrechte in kath. weltl. Landen,“ 1786. 8.

---

1) Wohin ſoll dieſer Anſchlag paſſen: auf Oeſterreich, Teutſchland oder Europa? Ich wüßte nicht.

manches alte Recht gekränkt worden, kann man doch nirgends die ihm untergeschobene Tendenz aller seiner Unternehmungen im Teutschen so vollständig gerechtfertigt finden, wie die preußischen Scribenten [1]), weder in den Diöcesanstreitigkeiten noch in den Burgauischen Insassengeschäften ꝛc. Hierbei waren die Landeshoheitsrechte seit zweihundert Jahren streitig, und daß Joseph, am Ende der Tage Maria Theresia's, 1779 auf seine Privilegien verwies, wurd übel aufgenommen. Fernere Beschwerden waren, daß beim Durchmarsch der wider Holland bestimmten Truppen, besonders in Rücksicht auf die Verpflegung, die wahlkapitulationsmäßigen Nachsuchungsformen nicht beachtet wurden (weil man unmäßig hohe Preise für die Pferderationen gefordert hatte) wodurch mehrere Kreise sich berechtigt glaubten, dagegen zu protestiren [2]); daß wider das Herkommen ein Lehensnexus mit Böhmen zu dem Ende hergestellt wurde, unter pfalzbairischer Landeshoheit österreichische Werbung zu veranstalten; daß die Auslieferung der Verhandlungen und Senatsprotokolle begehrt wurde, und andere höchst unbedeutende Klagen, wie sie häufiger unter allen Vorgängern Josephs in der Kaiserwürde statt gefunden haben.

---

[1]) Joh. v. Müller geht in seiner Darstellung gar systematisch zu Werk. Nach seiner Deduktion gab es eine lange Reihe von Anlässen zum Fürstenbund: erstens der Uebergang der Macht v. Habsburg auf Lothringen (!); zweitens die neuen Grundsätze (die auch Friedrich zeigte); die Passauischen Irrungen ꝛc. ꝛc. ꝛc. Von Friedrichs II. Interesse, dem einzigen Anlaß, ist aber keine Rede.

[2]) Dohms Denkw. S. 185.

Drittes Kapitel.

Projekt des Austauſches von Baiern gegen die Niederlande.

Dieſes war jedoch das Hauptbeſchwerniß. Welch' ein ſchwieriger Beſitz die Niederlande für Oeſterreich von jeher waren, davon ſprechen mattige Thatſachen. Weder die geographiſche Lage, noch die Landesverfaſſung, weder der Charakter des Volks noch irgend ein moraliſches, phyſiſches, ſtaatswirthſchaftliches Verhältniß der Niederlande paßte zu der politiſchen Exiſtenz Oeſterreich, das durchaus fremdartig in ſeinem Weſen, mit dieſem Beſitz niemals zufrieden war. So unbequem dieſer Beſitz war, ſo erſtrebenswerth, ſo vortheilhaft und einladend war jener von Baiern für Oeſterreich. Sowohl die Nationalität des Volks, als auch die geographiſche Lage, die Handels- und ökonomiſchen Verhältniſſe, endlich die politiſche Bedeutung dieſes Landes, gaben ihm faſt den Charakter eines getrennten urſprünglichen Beſtandtheils, der erſt dann, wenn er mit dem mütterlichen Ganzen wieder vereinigt, den vollen Umfang ſeines politiſchen Lebens, zu dem es beſtimmt ſchien, entwickeln könne. Mit Oeſterreich vereinigt, würde es den ganzen Staatenbund nach Oſten beſſer arrondirt und — den ganzen Lauf der Donau, ſo weit ſie ſchiffbar iſt, Oeſterreich erworben und dadurch eine höchſt vortheilhafte Verbindung mit dem europäiſchen Weſten gewonnen haben. Daher denn auch die Idee der Erwerbung Baierns leichten Eingang in der entwurfreichen Seele Joſephs fand und dort mächtige Projekte erzeugte. Das Projekt eines Ländertauſches war überdem nicht neu, denn ſchon

hundert Jahre früher geschah an dem Hofe zu Madrid, durch das Ministerium Kaiser Leopolds, der erste Vorschlag eines Tausches der bairischen Lande gegen die Niederlande, wurde aber von Spanien nicht genehmigt und von Frankreich durch Drohungen hintertrieben. Dieses Beispiel war lehrreich und führte zur Erkenntniß der Nothwendigkeit, sich bei Erneuerung eines solchen Projektes des Beistandes auswärtiger Mächte zu versichern. Kaunitz, welchem von Vielen der ganze Entwurf zugeschrieben wird, suchte daher, vereint mit seinem Monarchen, vorher die Höfe von Rußland und Frankreich für den Plan günstig zu stimmen. War dieses gelungen, so gab es wahrscheinlich kein Hinderniß der Ausführung des Tausches mehr, wenn Baiern einwilligte, denn im teutschen Reich hingen doch die meisten geistlichen Stände an Oesterreich, und unter den weltlichen war von dem, bei solchem Tausch vorzüglich betheiligten, auf die Stimme des südlichen Teutschlands einen großen Einfluß ausübenden Würtemberg kein Widerspruch zu besorgen, und die anderen bedeutenden Stände, vereinzelt oder ohne gesetzlichen oder konventionellen Vereinigungspunkt, war man gewiß, entweder zu gewinnen oder zu paralysiren. Die Möglichkeit des Gelingens war um so mehr ausgesprochen, da dem freiwilligen Austausch Baierns gegen die Niederlande kein völkerrechtlicher Vertrag entgegen stand, denn schon durch den 18ten Artikel des Badener Friedens (v. 7. Sept. 1714) ward die Möglichkeit eines Tausches vorhergesehen, und Frankreich hatte sich jedes Widerspruchs begeben. Der Teschener Friede selbst konnte kein Hinderniß seyn, denn wenn Oesterreich darin auf alle Ansprüche an Baiern verzichtete, so war diese

Verzichtleistung nicht auf die Erwerbung Baierns durch freundschaftliches Einverständniß oder Tausch auszudehnen, weil weder der Kaiser noch der Kurfürst in dieser Hinsicht ihre Freiheit beschränken ließen. Zwar sichern die pfalzbairischen Hausverträge diesem Hause seine sämmtlichen Besitzungen, allein sie behalten dem jeweiligen Regenten die Veräußerung in Nothfällen oder zur Verschaffung besseren Nutzens vor. Auch konnten die Völker der auszutauschenden Länder billigerweise keine Klage führen, da es sich ja nur um Herstellung eines naturgemäßen Verhältnisses handelte und einerseits zwei Völker gleichen Stammes mit einander vereinigt, andererseits ein fremdartiges aus unangemessenem nationalwidrigem Verbande gerissen und selbstständig werden sollte. Wen der Nachfolger des Kurfürsten mochte berechtigt seyn, gegen das Projekt Einsprache zu thun, der Herzog von Zweibrücken, der persönlich in Verbindungen stand, welche dem Projekte nicht günstig waren[1]). Doch hoffte man seine Einwilligung zu erlangen. Unter solchen Umständen wurde dem Kurfürsten Karl Theodor durch den kaiserlichen Gesandten Grafen Lehrbach der Antrag zum Austausch gemacht und die Einwilligung desselben erhalten[2]).

[1]) Hist. polit. Denkwürdigkeiten des Grafen von Görz, Stuttg. und Tüb. 1827. S. 271. Ueber die verschiedenen ältern Traktate, welche Bezug auf das Tauschprojekt haben, sind zu vergleichen: 1) Müllers Darst. des Fürstenb. S. 226. Historische Erinnerungen bei Gelegenheit des Tauschprojekts mit Baiern. 1780. (nach Bezna, Torcy, Noailles, Lamberti, Faber, Ludewig ꝛc.)

[2]) Böhms Denkw. 3r Bd. S. 32. Später läugnete der Kurfürst

Allein eben das Vortheilhafte des Planes für Oeſterreich war ſeinen Feinden höchſt anſtößig. Unter ihnen hatte der König von Preußen das nächſte Intereſſe jede politiſche Entwickelung des öſterreichiſchen Staates in demſelben Grade zu verhindern, in dem es ſeine eigene beförderte. Er ſah mit Beſorgniß voraus, daß Preußen in ſeine vorige Unbedeutenheit zurückſinken müſſe, wenn andere teutſche Mächte eben ſo auf ihre Vermehrung bedacht ſeyn wollten, wie dieſe neue künſtliche Monarchie, welche ſich auf die Schultern ſeiner Nachbarn ſtütze und auf den Trümmern ſeines politiſchen Syſtems einherſchreite. Friedrich II, wachſam alle teutſchen Angelegenheiten verfolgend und ſich zu dem Behufe der nöthigen Verbindungen ſichernd, erfuhr ſchon Anfangs Jänner 1780, durch den ihm ergebenen Herzog von Zweibrücken, daß der k. k. Hof dieſem Fürſten durch den Grafen v. Rumbeck, den ruſſiſchen Geſandten den Antrag habe machen laſſen, daß das Haus Pfalzbaiern dem Hauſe Oeſterreich ganz Ober- und Niederbaiern, die obere Pfalz, die Landgrafſchaft Leuchtenberg, und die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach abtreten ſollte, wogegen der Kaiſer dem Hauſe Pfalz mit dem Titel eines Reiches von Burgund, die niederländiſchen Niederlande mit den Vortheilen, welche man ſich von Seiten der Republik Holland verſpräche, mit Ausnahme des Herzogthums Luxemburg und der Grafſchaft Namur überlaſſen, außerdem dem Kurfürſten von Baiern und dem Herzog von Zweibrücken, die Summe von drei Millionen Gulden zu gefälliger, nützlicher oder vergnüglicher Anwendung bezahlen würde, (ſich aber alle Artillerie und andere Nationaltruppen, ſowohl von den Niederlanden, als von Baiern, und zugleich

das Recht in den Niederlanden nach Gutbefinden negociren zu können, vorbehalten wollte und ſollte ein jeder Theil die auf jedem Lande haftenden Schulden übernehmen [1]); der Tauſch ſollte aber geſchloſſen werden unter der Garantie von Frankreich und Rußland, ohne von Preußen und dem Reiche etwas zu erwähnen [2]).

Dieſer Antrag wurde jedoch nur mündlich gemacht und iſt wahrſcheinlich erſt durch Preußen in der ſonderbaren Art abgefaßt worden, um das Widerliche eines Länderverkaufs hervortreten zu laſſen. Zwar verſichern die preußiſchen Schriftſteller, der König von Preußen habe, in Folge dieſer Mittheilung, gegen Oeſterreich mit der größten Mäßigung gehandelt, allein die damals erfolgten Thatſachen beweiſen das Gegentheil. Es wurde nicht nur ein höchſt unanſtändiger Lärm über dieſen freundſchaftlichen Vorſchlag erhoben, ſondern auch die abenteuerlichſten Mährchen, über die Art, wie Oeſterreich Frankreichs Beiſtand gewann, ausgeſtreut. So entblödet ſich Dohm nicht mit einem Schein von Glaubwürdigkeit zu erzählen [3]).

Einige wollten zu jener Zeit ſogar wiſſen, der franzöſiſche Hof ſey nicht nur durch das Anerbieten eines Stücks der Niederlande, ſondern auch durch die geöffnete Ausſicht in Verſuchung geführt, ihn an dem der Pforte abzujagenden Raube Theil nehmen zu laſſen. Einige Inſeln des Archipelagus und ſogar Aegypten, behauptete man, ſeye Frankreich

[1]) Die eingeklammerte Stelle findet ſich in Preuß. Lebensgeſch. Friedrichs des Großen. Berlin 1834. 4ter B. S 161.

[2]) Flassan histoire d. l. dipl. fran. Vol. VI. p. 376.

[3]) Denkw. 3ter B. S. 35. Flaſſan, der nichts von alle dem weiß, wird deßhalb ſehr getadelt.

verſprochen, doch etwas beſtimmtes hat man hierüber nie erfahren und wahrſcheinlich bleibt immer, daß Vergennes weniger durch anerbotene politiſche Vortheile, als durch die Beſorgniß, der Königin zu mißfallen und ſeine Stelle zu verlieren, zu dem Verſprechen bewogen ſey, Oeſterreichs Abſichten ſich nicht zu widerſetzen, ſondern ſich bei dem Tauſchantrage leidend zu verhalten.«

Während man, durch ſolche widerſprechende Erfindungen, die öffentliche Meinung dem Projekt mißgünſtig zu ſtimmen ſuchte, ſchickte Herzberg den Legationsſekretär Ganz nach München, um durch die Herzogin Marianne Näheres ausforſchen zu laſſen. Ueberhaupt war man damals, ſelbſt in Berlin, der Meinung, daß dieſer Miniſter und Hofenfels Vieles an der Sache erfunden und übertrieben hätten, um den König von Preußen aufs Neue gegen Oeſterreich aufzureizen [1]). Sie legten ein großes Gewicht auf den Ton, welchen Graf Romanzow, gegenüber von dem Herzog von Zweibrücken, angenommen und auf deſſen Drohung, welche er ausgeſprochen, »daß, wenn der Herzog ſeine Einwilligung nicht binnen acht Tagen gebe, dieſe Weigerung die Ausführung nicht hindern werde [2]).«

War es des Herzogs Abſicht, den König aufzureizen, ſo muß man geſtehen, daß dieſes ihm ſehr bald und vollkommen gelungen iſt. Seine Schritte in dieſer Angelegenheit ſind auf eine

[1]) Görz S. 272. 1ter B.

[2]) Dohms Denkw. 3ter B. S. 41. Da alle dieſe Mittheilungen nur mündlich gemacht wurden, ſo ſind ſie höchſtens als eine erlaubte Kriegsliſt — die Romanzow auf eigene Fauſt ſich erlaubt haben konnte — zu betrachten.

Weiſe auffallend, die in gar keinem Verhältniß zu der Sache ſteht. Katharina II., wurde von ihm mit den dringendſten Vorſtellungen beläſtigt, worin er und der Herzog von Zweibrücken die Größe der Gefahren ſchilderten, welche das Tauſchprojekt für Teutſchlands, Preußens und ſelbſt Rußlands Intereſſen mit ſich bringe und die Kaiſerin beſchwor, einen Plan nicht gut zu heißen, welcher den von ihr ſo glorreich vermittelten Teſchener Frieden zerſtören würde. Allein Katharina ließ ſich hiedurch nicht benebeln und zeigte das größte Mißfallen an den Eröffnungen des preußiſchen Geſandten über dieſen Gegenſtand. Er wurde von dem Vicekanzler mit der äußerſten Kälte aufgenommen und ihm bedeutet, »es ſey nicht einzuſehen, warum der Herzog von Zweibrücken, über eine bloße Propoſition, die er annehmen und zurückweiſen könne, ſo beunruhigt ſeyn möchte; der Teſchener Friede werde keineswegs gebrochen werden, noch könnten die Garanten deſſelben eine Einwendung machen, wenn durch ein freundſchaftliches Einverſtändniß ein Tauſch zwiſchen Oeſterreich und Baiern ſtatt finde.« Auf die Entgegnungen des Grafen von Görz wiederholte man ihm, »der Herzog habe die ganze Sache zu ernſt genommen und ſich zur Unzeit darüber beunruhigt gefunden, es ſey ſchwer zu begreifen, wie man dem bloßen Vorſchlag eines Tauſches eine ſo große Wichtigkeit beilegen könne, man dürfe ja nur ſagen, man wolle nicht tauſchen und dann ſey Alles vorüber: man habe den Herzog übel berathen, ſo großen Lärm zu ſchlagen und dadurch ſich und Anderen Unruhe und Mühe zu verurſachen.« Bezberodko äußerte überdieß, man habe das ganze Projekt bloß unter dem Geſichtspunkte betrachtet,

daß ſolches ſämmtlichen Betheiligten angenehm ſey; — wäre dieß nicht, ſo ändere ſich Alles und wenn der Tauſch keinen Beifall finde, ſo müſſe man ihn als nicht vorgeſchlagen betrachten. Zugleich ward das Benehmen Romanzows mißbilligt. In dieſem Sinne wurden auch durch Dolgorucky in Berlin dem König Eröffnungen gemacht. Der Hof von Frankreich, welcher ebenfalls von Preußen angegangen worden, verwies einfach auf den Entſchluß des Kaiſers, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Jedermann ſah die Sache ſo an, wie dieſe beiden Höfe, allein den preußiſchen Publiciſten war dieſe Anſicht zu natürlich für ihre kunſtreichen Deduktionen, daher ſie von ihnen völlig verworfen wurde [1]).

Inzwiſchen hatte man auch in Baiern das Projekt dem Volke in dem gehäſſigſten Licht erſcheinen laſſen. Es iſt bereits erwähnt worden, wie es Preußen dort nicht an Hülfsverbindungen fehlte [2]). Die Stände verlangten vom Hofe eine Erklärung in einem ziemlich drohenden Tone. In München verſammelten ſich Bürgermeiſter und Räthe und richteten folgende Vorſtellung an den Churfürſten, über deren aufrichtige Meinung verſchiedene Urtheile gefällt werden: »Wer immer das mindeſte Gefühl einiger Vaterlandsliebe

[1]) J. v. Müller hat über das Tauſchprojekt ſich am meiſten bemüht, die natürliche Anſicht der Sache durch gelehrte Nachweiſungen zu entſtellen, allein man kann dadurch nicht leicht irre geleitet werden, da er die Thatſachen nur als Nebenſachen erſcheinen läßt und immer nur von dem Buchſtaben der Verträge künſtelt.

[2]) S. des Verf. Lebens- und Regierungs-Geſchichte Joſ. II. 1ten B. Die Darſtellung des Erbfolgeſtreits.

im Herzen habe, könne dieſe Gerüchte unmöglich ohne Schmerz vernehmen. Dieſes ehemalige Königreich, für deſſen Ruhm und Erhaltung des jezt regierenden Herren alle große Voreltern Jahrhunderte hindurch gewacht, geſorgt, gekämpft, ſo oft geblutet, ſollte von der alt hergebrachten Selbſtſtändigkeit herabſinken zu der jüngſten Provinz eines mächtigen Nachbars, der Schweiß der Väter, ihre erworbenen Rechte, die Freiheit Baierns — verloren gehen, auf einmahl? Auch fließen bereits die Thränen des Volks; ſchon bedaure der Vater nebſt ſeinem das künftige Elend der Enkel und es erkalte der Eifer der Geſchäfte, es keime Mißtrauen auf, der Bürger verliere den Muth, es erſterbe jeder Beweggrund gemeinnütziger Thätigkeit [1]).«

Auf dieſe Vorſtellung erklärte der Hof, »das Gerücht ſey falſch, die unterſchriebene Convention betreffe Grenzirrungen [2]). Oeſterreich, welches keinen Gewaltſtreich beabſichtigte, ließ ebenfalls von ſeinem Vorhaben ab, obgleich die damaligen politiſchen Verhältniſſe die Durchführung des Projekts begünſtigt haben würden. Görz verſichert ſelbſt: hätte Kaiſer Joſeph, die unfreundliche Stimmung Katharinens gegen Preußen benützend, ohne ſich durch des Königs Widerſpruch und deſſen bei mehrern teutſchen Höfen bewirkte Bewegungen zurückhalten zu laſſen, ſein Vorhaben verfolgt, ſo würde Katharina, nachdem ſie ſich nicht nur für daſſelbe erklärt, ſondern es auch bereits öffentlich unterſtüzt hatte, in

[1]) Vorſtellung der Landſtände. 11 Febr. 1785. München, in Reußens Staatskanzlei Thl. IX. Eine ſolche Convention wurde damals auch wirklich abgeſchloſſen.

[2]) Churfürſtl. Reſolution v. 13ten Febr. 1785.

den Fall gekommen seyn, mit Oesterreich gemeinschaftlich gegen Preußen zu handeln und die ohnehin mehr dem Schein, als der Wirklichkeit nach, bestehende Allianz, zwischen Preußen und Rußland, wäre dadurch ganz aufgelöst worden [1]).

Somit wäre Joseph abermals auf einem politischen Fehler betreten, gegen welchen sein Rechtsgefühl sich sträubte. Sein Rücktritt beendigte die Angelegenheit, und Niemand war berechtigt, dem österreichischen Hofe die bloße Aeußerung eines Wunsches zum Vorwurf zu machen, der in Oesterreichs politischer Lage so natürlich als gerecht war. Allein Friedrich hatte besondere Gründe, den Streit länger fortzuspinnen, als die Natur der Sache erheischte, Gründe, welche ihm von seinem eigenen Projekt eines Fürstenbundes, im Interesse Preußens gegen den Kaiser, an die Hand gegeben wurden. Als das Projekt des Austausches schon aufgegeben war, fuhren daher die preußischen Staatsschriftsteller fort, unter dem Vorwande, daß es ja wieder aufgenommen werden könnte, den Gegenstand von allen seinen gehässigen Seiten zu beleuchten. Erstens

[1]) Görz Denkwürdigkeiten 1ter B. S. 279. „Ein neuer Schriftsteller, Graf Segur, indessen bezweifelt in seinen Memoiren, daß es Katharina wirklich Ernst gewesen sey, den Kaiser Joseph in seinem Tauschplan zu unterstützen, weil sie besorgen mußte, die Ausführung desselben werde Oesterreichs Uebergewicht im deutschen Reich vergrößern und Rußland verhindern, den gewünschten Einfluß zu behandelt. — Flassan behauptet diesen Gegenstand kürzer und oberflächlicher, als es seine Gewohnheit ist und führt an, daß der Tausch vom Kabinet zu Versailles eben so sehr den Interessen Frankreichs als jenen Teutschlands und Italiens entgegengesezt erachtet worden. Dieß war aber wenigstens Anfangs nicht die Meinung Vergennes. — Dohm in seinen Denkw. bezweifelt die Angabe Flassans und behauptet dagegen, der französische Hof habe nie seine, dem Tausch ertheilte Zustimmung in Abrede gestellt, sondern nur seine Gesinnungen darüber geändert.

ſchien ihnen der Tauſch ganz und gar ungleich und Baiern ungünſtig, was vielleicht der Fall geweſen iſt [1]): Zweitens und hauptſächlich wurde behauptet, widerſtreite des Kaiſers Ruhm der Sicherheit und dem Intereſſe der teutſchen Fürſten, welche dieſe zu wahren ſich daher vereinigen müßten. Darüber entſpann ſich ein Federkrieg, deſſen Darſtellung von ſeinem Anhang noch während der Tauſchverhandlungen, bis zu ſeinem Ende, lange nach dem Ende derſelben, den beſten Aufſchluß über die beiderſeitigen Rechte und Abſichten gibt.

Viertes Kapitel.

Der Fürſtenbund und die Staatsſchriften über denſelben.

Schon im Jahre 1784 hatte der König von Preußen ſeinem Kabinetsminiſterium den Entwurf eines Fürſtenbundes

*) Vergleichung der Niederlande mit Baiern:

	mit Einſchluß der Fürſtenthümer Neuburg und Sulzbach	Einkommen. Gulden.	Menſchenzahl.	Flächeninhalt. Quadratmeilen.
		6,000,000	1,180,000	729
	Rheinpfalz	1,700,000	280,700	240
	Jülich und Berg	1,500,000	260,000	
		9,200,000	1,720,000	969
Niederlande		7,000,000	1,800,000	500

In den Oeſterreichiſchen Niederlanden wohnten damals auf einer Quadratmeile noch einmal ſo viel Menſchen, als in den Pfalzbairiſchen Landen, der Ertrag iſt aufs höchſte getrieben.

Von den Pfalzbairiſchen Landen liegt ein anſehnlicher Theil ſeit den ehemaligen Kriegen wüſte, und durch eine gute Adminiſtration konnten in wenigen Jahren, in Baiern wenigſtens die Volksmenge verdoppelt und ein dreifacher Ertrag herausgebracht werden; wie dann auch die Rheinlande zwar nicht immer ſo wichtiger, aber doch ſehr großer Verbeſſerung fähig wären.

(Hiſtor. Portef.)

mitgetheilt [1]), Frankreichs Beitritt zu gewinnen gesucht, und den Herrn v. Herzberg aufgetragen, den Gegenstand vollständiger zu entwickeln, und den Nutzen einer solchen Anstalt auseinander zu setzen; aber schon damals von Seiten seines eigenen Kabinetsministers, des Grafen Finkenstein Mißbilligung gefunden [2]). Im Entwurfe war die den wahren Zweck einhüllende Absicht ausgesprochen, die Verfassung des Reichs gegen widerrechtliche Gewalt zu schützen. Der wesentlichste Sinn desselben aber war in folgender Stelle ausgesprochen, welche auf ganz spezielle Zwecke hindeutet:

»Wenn Jemand, wer es auch sey, die verbündeten Fürsten, oder auch jedes andere Mitglied des Reichs, von welcher Religion es sey, geistlichen oder weltlichen Standes, in seinem wirklichen Besitzstande mit eigenmächtigen Ansprüchen, mit Secularisationen und Entgliederung hoher und niederer geistlicher Stifte, mit willkürlichen und aufgedrungenen Vertauschungen von alten erblichen Landen, den Reichs- und Hausverträgen und den Traktaten zuwider, beunruhigen und die Uebermacht dazu mißbrauchen wollte, so verbinden sich die

[1]) Projet de ligue entre les Princes d'Allemagne calquée sur le modèle de celle de Smalcalde, dressé par le Roi Frederic II. de Sa propre main, à Potsdam le 24. Octobre 1784, in de Hertzberg, Recueil T. 2, 1789, p. 364 und ebendaselbst p. 397 des Königs Brief vom 1. November 1784 als Antwort auf die Erwiederung seiner Kabinetsminister.

[2]) Der erste Kabinetsminister Graf Finkenstein war dieser Idee nicht besonders zugethan, was auch folgendes Billet des Königs an denselben vom 28. Mai 1785 zu bezeugen scheint: „Je Vous prie de Me mander ce que vous pensez sur ce sujet et n'oubliez pas que Nous pouvons être bons amis et envisager différement la même chose. Adieu Mon cher Comte. Frederic." Klaproth und Cosmar, Staatsrath S. 430.

vereinigten Fürſten, daß ſie alle reichsgeſetzmäßige Mittel und auch alle ihre habende Kräfte dahin anwenden wollen, um ſolchen Mißbrauch der Gewalt und Uebermacht abzuwenden. In jedem beſondern Falle wollen die verbündeten Fürſten ſich über die alsdann erforderlichen Mittel, auf das ſchleunigſte berathſchlagen, entſchließen und vereinigen, auch ſich dazu im Voraus, ein jeder nach ſeinen Kräften und Umſtänden, ſo viel als möglich vorbereiten und einrichten.«

Die Mittheilung dieſes Entwurfs an die Reichsſtände bewirkte um ſo leichter den Beitritt einer gewiſſen Anzahl, da die preußiſche Regierung das Gerücht hatte ausſtreuen laſſen, daß der Kaiſer geſonnen ſey, alle ſeine Projekte mit Gewalt ins Werk zu ſetzen, eine Unwahrheit, wozu auch Romanzows unbeſonnene Aeußerungen Anlaß gegeben hatten. Der Kaiſerliche Hof, hierüber mit Recht entrüſtet, erließ nun ein Rundſchreiben an alle Kaiſerlichen Geſandtſchaften, worin dieſen falſchen Gerüchten nicht nur widerſprochen, ſondern dieſelben widerlegt wurden.[1])

»Durch mein unter dem 13. April erlaſſenes Schreiben ſind Euer ꝛc. bereits von den Bearbeitungen des Königlich Preußiſchen Hofes benachrichtigt worden, durch welche derſelbe ſich bemüht, unter den gehäſſigſten Vorſpiegelungen eine förmliche Ligue mit den meiſten deutſchen Reichsſtänden zwar nicht namentlich, gleichwol aber bloß gegen Se. Kaiſerliche Majeſtät zu Stande zu bringen.

---

[1]) d. d. 1ten Mai 1785. Zu finden in Herzberg Recueil und hiſtor. Portefeuille. 1785. Neues teutſche Staatskanzlei. 10ten B. S. 398.

»In dem nämlichen Schreiben ſind zugleich die Urſachen enthalten, die uns anfänglich ganz unglaublich machten, daß dieſe Bearbeitung irgendwo einen günſtigen Eingang finden ſollte.

»Zu unſerm wahren Erſtaunen iſt inzwiſchen gleichwohl das Widerſpiel erfolget, und wiederholte Nachrichten beſtätigen uns ganz zuverläſſig, daß bereits einige der anſehnlichſten Reichsſtände ſich bereitwillig erklärt haben ſollen, der von Berlin in Antrag gebrachten Conföderation beizutreten. Wir können uns die Wirklichkeit eines ſolchen Erfolges nicht anders als durch die Vermuthung erklären, daß die ausgeſtreuten Verläumdungen Glauben gefunden und verſchiedene Reichsſtände in die wahre Beſorgniß verſezt haben müſſen: der hieſige Hof dürfte in der That Willens und im Begriffe ſeyn, die ihm angedichtete gewaltſame Austauſch-Theilungs-Secularisationsidee und mehrere andere der Aufrechthaltung der Stände gefährliche, die deutſche Grundverfaſſung zerſtörende Projekte zu bewerkſtelligen [1]).

»Es ergeht demnach an Euer ꝛc. hiemit der Auftrag an jene Höfe, an welche dieſelben accreditiret ſind, im Namen Sr. Kaiſerlichen Majeſtät die ungeſäumte Eröffnung gelangen zu laſſen, Kraft welcher alle vorerwähnte Ausſtreuungen ſomit und ſonders für das, was ſie wirklich ſind, nämlich für offenbare Verläumdungen und überhaupt für ſolche Abſichten erkläret werden, die der Kaiſerl. Königl. Hof nie gehabt, noch dermalen hat, noch jemals haben wird, bei deren

[1]) Dieſe Stelle gibt J. Müller Anlaß, den Kaiſ. Hof zu beſchuldigen, daß er ſeine Projekte geläugnet habe. Es iſt aber nur von gewaltſamen Projekten die Rede.

Erdichtung und Verbreitung kein anderer Endzweck seyn kann, als das allerhöchste Oberhaupt zum Gegenstand des allgemeinen Mißtrauens aufzustellen, dabei aber zugleich die selbst eigenen gefährdenvollen Anschläge vorzubereiten und durchzusetzen.

»Um jedoch die sämmtlichen hohen Stände des Reichs nicht bloß durch Worte allein, sondern auf die werkthätigste Art zu überzeugen, wie weit Se. Kaiserliche Majestät von den Ihnen so unverschämt angedichteten Absichten nicht nur entfernt, wie fest sie entschlossen seyen, die gesetzmäßige Reichsverfassung im Ganzen und einzeln genommen, unverrückt aufrecht zu erhalten, wollten Allerhöchstdieselben gedachten hohen Ständen, welche die allfällige Bewerkstelligung der bisher ausgestreuten, oder was immer für sonstige gefährliche Absichten von irgend einer Seite wirklich besorgten, und durch eine engere Vereinigung sich gezogen, solche sich zu stellen für nöthig ersehen durften, eine förmliche und feierliche Verbindung unmittelbar mit dem Reichsoberhaupte selbst anbieten, und sich gegen Sie hiezu bereitwillig erklären. Einen auffallendern, thätigern Beweis wüßten Se. Kaiserliche Majestät von Dero wahren Gesinnungen und Vorsorge für die Aufrechthaltung der gesetzmäßigen Reichs-Grundverfassung nicht zu geben, so wie im Gegentheil jene Stände, die sich diesem ungeachtet gegen alle bessere Vermuthung zu nebenseitigen Verbindungen einlassen dürften, bei der ganzen unpartheiischen Welt außer Zweifel setzen würden, daß hierunter ganz andere Beweggründe und Absichten, als die bloß äußerlich vorgegebenen, obwalten.«

Allein da das Mißtrauen, welches Friedrich II. gesäet hatte, schon tiefe Wurzeln geschlagen, und da sein Anhang nun die Beschuldigung gewaltsamer Tauschprojekte nicht mehr aufrecht,

erhalten konnte, so benutzte er das Kaiserliche Rundschreiben als einen Beweis der Inkonsequenz des Hofes, der nun leugne, was Rußland selbst öffentlich eingestand. Dieß veranlaßte ein zweites Rundschreiben vom 2. Juli 1785, worin das Türkische dieses Verfahrens gerügt, und die Anträge seiner Verbindung zu dem Zweck der Aufrechthaltung der Reichsverfassung erneuert werden.

Allein alle diese Schritte des Kaiserlichen Hofes kamen zu spät, um das, was der König im geheim schon lange und ehe noch Beschwerden vorhanden, vorbereitet, zu hindern. Dieser umsichtige Regent hatte wohl alle Fäden berechnet, die ein Vorwandszweck des Bundes nach sich ziehen müsse, und seine Vorkehrungen so getroffen, daß jeder Aufklärung zu spät kommen mußte. Ihm war es nicht um Reichsgesetze und Reichsverfassung zu thun, alle seine Unternehmungen waren bloß darauf berechnet, das Ansehen des Kaisers zu untergraben, das Vertrauen der Stände ihm zu entwenden. Den meisten Zeitgenossen war sein Fürstenbund ein Räthsel, allein jetzt hat die Zeit den Schleier von seinen Absichten gelüftet, und die umfassende Kenntniß seines Charakters und seines Systems läßt keinen Zweifel übrig, daß der Hauptzweck des Fürstenbundes die merkantilische Wirkung desselben gewesen sey. Welche politische Schöpfungen Friedrich mit derselben zu verknüpfen dachte, ward freilich nie ermittelt, da ihn der Tod in Beschließung seiner Kombinationen hinderte.

Genauere Unterhandlungen wurden vom Preußen zuerst mit Kursachsen und Hannover angeknüpft, welche Abgesandte nach Berlin schickten, um das Geschäft zu vollenden. Schon Ende Juni begannen die Konferenzen, das Geschäft wurde

mit ſolcher Eile betrieben, daß ſchon den 23ten Juli, der von den vier Bevollmächtigten unterzeichnete Traktat vorgelegt werden konnte [1]). Nach demſelben war der Zweck des Bundes weſentlich dahin ſich zu verwenden, daß die Reichskreiſe in ihrer Konſiſtenz, Integrität und Verfaſſung in keiner Art verletzt würden. Vorzüglich wollen ſie mit allem Nachdruck dahin ſich bearbeiten, daß ſämmtliche Stände des Reichs bei ihren Landen und Gerechtſame, auch Haus-, Familien- und Succeſſionsverfaſſungen unbeſchwert belaſſen werden.

Dieſem Bündniß ſchloßen ſich nun noch viele andere Reichsſtände an, ſo daß um Ende nur Würtemberg, Oldenburg, Heſſendarmſtadt, Kurköln, Münſter und Trier dem Kaiſer treu blieben. Friedrichs Abſicht war ſomit erreicht, der Bund war geſchloſſen [2]). Nach einem ſo wichtigen

[1]) Den Traktat des Fürſtenbundes ſammt den dazu gehörigen Acceſſionsakten und geheimen Artikeln hat zuerſt von Dohm in ſeinen Denkw. B. 3. S. 186. — 219. durch beſondere Vergünſtigung des weiland Staatskanzlers Fürſten Hardenberg, nach beglaubigten Abſchriften, der im Königl. Archive zu Berlin aufbewahrten Originale bekannt gemacht.

[2]) „An den edlen und freiſinnigen Churfürſten von Mainz, Karl Freiherrn von Erthal, der dem äußern Range und dem innern Charakter nach, zu den bedeutendſten Regenten im Reich gehörte und ein treuer Anhänger der preußiſchen Politik war, wurde der Freiherr von Stein, damals Bergrath in der Grafſchaft Mark, mit dem günſtigſten Erfolge abgeſchickt; Herzog Carl von Zweibrücken und ſein Bruder Prinz Maximilian ſchloßen ſich dankbar an; mit inniger Zuſtimmung traten ferner Markgraf Karl Friedrich von Baden und Fürſt Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Deſſau bei, die Fürſten Friedrich Albert von Anhalt-Bernburg und Karl Georg

Erfolg war es keine schwierige Aufgabe, den gethanen Schritt vor Teutschland zu rechtfertigen. Es fehlte Friedrich nicht an Leuten, welche dieß aus dem Grunde verstanden haben, und mit der gewöhnlichen Behelfen von alten Urkunden, verdrehten Vertragsartikeln u. dergl. mit Leichtigkeit Alles bewiesen, was der große König eben bewiesen haben wollte. So erschien nun auch bald eine Erklärung der Ursachen, welche Se. Majestät bewogen hätten, zur Aufrechthaltung des Reichssystems den Fürstenbund zu schließen. Man beklagte darin den bittern (aber gerechten) Ton der kaiserlichen Rundschreiben, behauptete, im Teschener Frieden habe Oesterreich allen Absichten auf Baiern entsagt und verwies auf die Möglichkeit der Wiederaufnahme des Projekts, ja es wurde

---

Lebrecht von Anhalt-Köthen folgten nach; so Landgraf Wilhelm der IX. von Hessen-Kassel, Markgraf Karl Alexander von Anspach-Baireuth; Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha, Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, die Herzoge von Mecklenburg, Friedrich Franz von Schwerin, und Adolph Friedrich von Strelitz, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel, Herzog Friedrich von York als Fürstbischof von Osnabrück. Nach dem westphälischen Frieden wechselte im Hochstift Osnabrück, dessen Einwohner gemischter Religion waren, immer ein katholischer und ein protestantischer Bischof, beide vom Domkapitel gewählt. Der protestantische mußte allemal ein Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg seyn. 1764 wurde Prinz Friedrich, Herzog von York, sechs Monate alt, gewählt." (Preuß S. 168.)

[1]) Daß es nicht der Zweck desselben gewesen, der ihn wesentlich interessirte, verräth Herzberg selbst in einem Brief an Görz. Er erzählt, daß als er ihm den Entwurf des Bundes vorlegte, der König sehr kalt geäußert hätte, „der Entwurf sey ganz gut, man könne ihn hinschicken wohin man wolle, aber man müsse auf den bald möglichsten Abschluß des Bündnisses dringen." Görz S. 283.

behauptet, das Projekt sey wider die goldene Bulle, wider den westphälischen Frieden und den ganzen Reichsverband, die Niederlande wären kein Aequivalent, da sie dreimal kleiner und weniger einträglich wären, und des Kaisers Macht würde durch diesen Tausch folglich so sehr gewinnen, daß das Gleichgewicht Teutschlands darunter leiden müsse. Der österreichische Hofrath A. v. Spielmann widerlegte diese Anschuldigungen vollkommen [1]). Er bewies, daß von der Unzuläßigkeit eines Tausches niemals die Rede gewesen, und daß ein Tausch kein Anspruch sey, wie denn auch der Antrag Friedrichs zum Eintausch der Lausitz kein Anspruch genannt werden könne, daß der 14te Artikel des Hausvertrags vom 26ten Hornung 1771 den Prinzen des pfalzbairischen Hauses das Tauschrecht nicht nur in Nothfällen, sondern auch bessern Nutzens wegen gestatte, daß im Jahr 1778 nur einem einzelnen Prinzen die Befugnisse zu tauschen abgesprochen worden sey, daß Gewährleistungen anderer Mächte nur gegen gewaltsame Zumuthungen schützen, daß Kaiser und Reich den Badener Frieden ratifizirt haben, daß die Anschläge des Werthes der auszutauschenden Länder so unrichtig seyen, daß Oesterreich bei dem Tausch nichts weniger als gewinne. Auch ließ der

---

[1]) *Herzberg* Recueil T. 2. 1789. p. 272.

[2]) Als der Wiener Hof dieser Erklärung eine (von dem Hofrath bei der Staats-Kanzlei Anton von Spielmann im September verfaßte Prüfung der Ursachen einer Association zur Erhaltung des Reichssystems, welche von Sr. K. Maj. v. Pr. vorgelegt sind, entgegen stellte, so schrieb von Herzberg, im Namen seines Herrn die Reponse à l'Imprimé qui a paru à Vienne, sous le titre: Examen des motifs d'une Association etc."

Kaiſer auf dem Reichstag feierlich erklären, »die Unterhandlung wegen Baiern ſey aufgehoben, der Kaiſer wolle das Reichsſyſtem in allen ſeinen Theilen erhalten und nichts geſchehen laſſen, was den Reichsgrundgeſetzen entgegen ſeyn könnte [1]). Der Reichsfreiherr von Gemmingen gab überdieß eine Schrift über die königl. preußiſche Aſſociation zur Erhaltung des Reichsſyſtems heraus, worin er nachwies, wie das ganze Geſchrei von der Gefahr der teutſchen Reichsverfaſſung grundlos und von dem Berliner Hofe künſtlich angeregt ſey. Bald geſtaltete ſich auch die öffentliche Meinung, nach bekanntwerdender Wahrheit, in ihrem ganzen Umfange zu Gunſten des Kaiſers, und ſelbſt in Berlin fing man an Friedrichs Benehmen zu tadeln. Im ganzen übrigen Teutſchland gab es aber hinfort unter allen Partheien nur zwei Meinungen, wovon die eine geheime Zwecke des Fürſtenbunds vermuthete, die andere aber den ganzen Verein als einen politiſchen Fehler darſtellte. Ja es gab Viele, welche ſich über dieſes auffallende Schutz- und Trutzbündniß, gegen eine Chimäre, luſtig machten und es ein ungeladenes Gewehr nannten [2]). In der Folgezeit erwies ſich der Fürſtenbund als Zweck- und Folgenlos, aber wohl eher weil Friedrich vom Schauplatze der Welt abgetreten, als weil Joſeph ihm bald in das Schattenreich nachgefolgt war [3]).

---

[1]) Cornova Leben Joſ. S. 265.

[2]) Dohm: das Gleichniß hinkt übrigens ein wenig.

[3]) Vergl. Preuß S. 170. — „Ueber die K. Pr. Aſſociation zu Erhaltung des Reichsſyſtems von Otto von Gemmingen, Reichsfreiherrn. Teutſchland (Wien) 1785 (im Juli) die bekannteſte, gegen welche der K. von Pr. durch den Geheimen-Rath (v.) Dohm im December 1785 die Schrift über den teutſchen Fürſtenbund

abfaſſen ließ, welche der Verfaſſer in ſeine Denkwürdigkeiten (Bd. 3. S. 220 — 364) ſammt der von Gemming'ſchen Schrift wieder aufgenommen. Auch die kleine Schrift „Deutſchlands Erwartungen vom Fürſtenbunde 1788." 61 S. 8. (ohne Namen des Verf. und ohne Druckort) iſt, wie man aus dem 1ten Bande der Schweizergeſchichte, Leipzig 1806, Vorrede S. L. I. erſieht, von Joh. von Müller. Er erhebt hier die Klage, daß der Fürſtenbund, zufrieden: „den bairiſchen Ländertauſch gehindert und Frankreichs Anſehen in Holland vernichtet zu haben," die weſentlichere Verbeſſerung in der Konſtitution des Reichs nicht bewirkt und alle gräulichen Gebrechen fortbeſtehen laſſen. — In des Grafen von Görz hiſtoriſch politiſchen Denkwürdigkeiten zu Ende des 2ten Bd. lieſt man, daß jener Diplomat als Kurbrandenburgiſcher Geſandter auf dem teutſchen Reichstage im Jahr 1788 die Idee des Fürſtenbundes „gegen Kaiſer Joſeph erneuerte Anmaßungen und Vergrößerungsverſuche" zur weitern Reife zu bringen trachtete, und daß ſelbſt die Schweiz, ja der Hof von Turin demſelben ſich zugeneigt habe; am eifrigſten bewieſen ſich Mainz und Weimar, die Gebrechen in der Reichsverfaſſung zu theilen; andere Städte aber, beſonders Kurſachſen und Hanover waren dagegen. Auch trat bald, mit Kaiſer Joſephs Tode, eine ganz neue Ordnung der Dinge ein."

II.

Der Streit mit Holland.

Erſtes Kapitel.

Der Barrierevertrag.

Während Joſeph im Innern der Erbſtaaten, im teutſchen Reich, mit dem römiſchen Hof und auf vielen anderen Seiten in Händel verwickelt war, verführte ihn eine, menſchliche Kraft überſteigende Kühnheit noch weiteren Streit anzufangen. Man kann ihn nicht frei ſprechen von dem Wahne einer damals herrſchenden Theorie — die ſtets den Redlichſten am meiſten zuſagte, weil ſie nur das Recht und niemals die Verhältniſſe ſahen — vermöge welcher ein jedes, vor der damaligen Philoſophie gerechtfertigtes Syſtem, im ganzen Umfang, der zu beherrſchenden Verhältniſſe und zu jeder Zeit, ausgeführt werden müſſe. Dieſer Irrthum iſt es hauptſächlich, der Joſephs Ruhm ſchmälerte; denn während jede einzelne ſeiner Unternehmungen für ſich unſere Bewunderung verdient, und durch Umſtände und das philoſophiſche Recht vorwurfsfrei gemacht wird, ſehen wir in der Geſammtheit ſeiner Unternehmungen und in ihrer Zeiteintheilung jenen Mangel an der gemeinſten Politik, die ſelbſt im Guten Maß hält und jedem Ding ſeine Weile läßt, eine Politik, durch welche von jeher die Einzelnen reich und mächtig geworden ſind, der aber die Menſchheit

nur oft kolossale politische Schöpfungen, aber niemals einen namhaften Zuwachs von Glückseligkeit zu danken hatte.

Jener selbstverderbliche Irrthum verursachte auch den Streit mit Holland, denn da Joseph die Handelsbedeutsamkeit der österreichischen Monarchie erheben, und ihre Fesseln lösen und alle, seinen Entwürfen und der freien Ausbreitung seiner Macht entgegenstehenden, politischen Schranken beseitigen wollte, so konnte seiner Aufmerksamkeit weder der Barrierevertrag, noch die beschränkte Scheldeschifffahrt entgehen.

Nach dem Frieden von Münster hatte die Republik der vereinigten Niederlande, die Nothwendigkeit erkannt, eine Vormauer gegen Frankreich zu erhalten, die im Stande wäre, sie gegen die ehrgeitzigen Absichten dieser Krone zu schützen. Dieses System wurde allmählig eine Grundmaxime ihrer Politik, die sich endlich nach Karls II. Tode in allen ihren Richtungen entwickelte [1]). Daher traten sie auch 1701 der großen Allianz bei, weil sie sich der Vormauer beraubt sahen, die sie zwischen sich und Frankreich an den spanischen Niederlanden an der sogenannten Barriere hatten. Der Kaiser machte sich jedoch damals nicht anheischig, den Holländern das Recht einer Privatbesatzung in den Plätzen der österreichischen Niederlande zu bewilligen, noch weniger aber ihnen Subsidien zu bewilligen, die diesen Ländern zur Last fielen. Erst 1707 fingen die Holländer an sich über diese beiden Punkte mit England ins Einverständniß zu setzen, zum größten Mißfallen des Kaisers. Die Folge davon war, daß im Frieden von Utrecht ausgemacht wurde, daß

[1]) Memoires historiques et politiques des Pays-bas autrichiens. Neuchatel. 1784.

die Niederlande dem Hause Oesterreich nicht eher zurückgegeben werden sollten, als bis sich dasselbe mit Holland über die Barriere würde verständigt haben, worauf 1714 zu Antwerpen Konferenzen gehalten und 1715 der Barrieretraktat geschlossen wurde. Karl VI. überließ in demselben den Holländern das Besatzungsrecht in seinen niederländischen Festungen Namur, Dornik, Menin, Furnes, Warneton, Ypern und Knocke; Dendermond hingegen sollte zugleich von Oesterreich besezt werden. Der wesentliche Inhalt dieses Vertrages war folgender:

I. Die Generalstaaten sollen dem Kaiser, vermöge der großen Allianz vom Jahr 1701, alle Provinzen der Niederlande, sammt denjenigen, welche Frankreich vor kurzem abgetreten hat, übergeben, welche stets mit den Staaten des Hauses Oesterreich in Teutschland vereinigt bleiben sollen. II. Der Kaiser verspricht, daß nie ein Theil, oder Stück Landes der Niederlande, weder an die Krone Frankreich, noch an einen Prinzen, oder Prinzessin, oder Verwandten von Frankreich, oder an einen andern, der nicht Nachfolger und Besitzer des Hauses Oesterreich wäre, fallen sollte, unter welchem Titel oder Vorwand solches auch geschehen möchte. III. In den österreichischen Niederlanden soll zu ihrer Sicherheit ein Corps von 30 bis 35,000 Mann unterhalten werden, wozu der Kaiser drei Fünftel, und die Generalstaaten zwei Fünftel geben sollten. IV. Der Kaiser bewilligt den Generalstaaten eine Privatbesatzung in den Städten und Schlössern, Namur und Tournay, in den Städten Menin, Furnes, Warneton, Ypres und in den Fors Knock.... VI. Die Generalstaaten mögen in den Barriere-Plätzen die

Gouverneurs und Staabsoffiziere nach ihrem Gefallen ſetzen, doch unter der Bedingniß, daß es keine ſolche Perſonen ſeyn ſollen, welche dem Kaiſer, aus beſonders anzuführenden Urſachen, unangenehm oder verdächtig ſeyn möchten. VII. Dieſe Staabsofffziere ſollen ganz allein, in allem, was die Bewahrung, die Sicherheit und andere Kriegsdienſte in ihren Plätzen betrifft, von den Generalſtaaten abhängen, doch ſollen ſie verbunden ſeyn, dem Kaiſer nach einem, dem Friedenſchluß beigefügten Formular, zu ſchwören, gedachte Plätze unter der Souveränität des Hauſes Oeſterreich zu erhalten, und ſich in keine andere Angelegenheiten zu miſchen. VIII. Der Generalgouverneur der Niederlande ſoll ſogar berechtigt ſeyn, in den Barriere-Plätzen die Parole auszutheilen ... IX. Die Truppen der Generalſtaaten ſollen die freie Uebung ihrer Religion haben. Was die Religion, in Rückſicht der Einwohner der öſterreichiſchen Niederlande, betrifft, ſo ſollen die Sachen in dem nämlichen Zuſtand bleiben, in welchem ſie unter der Regierung Karls II. geweſen ſind. X. Alle Kriegsmunition, Artillerie, Waffen, Materialien zum Feſtungbau, das Getreide, wenn daran Mangel iſt ꝛc., ſollen frei und ohne Zoll, auf vorzuzeigende Päſſe, durchgeführet werden .... XI. Die Generalſtaaten können ihre Beſatzungen nach Gutdünken verändern .... XIII. Die Generalſtaaten können die Plätze auf ihre Koſten befeſtigen .... XIV. Die Briefe und Boten, ſowohl ordentliche als außerordentliche, ſollen aus den vereinigten Provinzen in die Barriere-Städte, und aus dieſen in jene frei paſſiren .... XVIII. Der Kaiſer tritt den Generalſtaaten, in dem Oberquartier von Geldern, die Stadt Venloo, mit ihrem Gebiete, die Forts St.

Michel und Stovenſchwent und ſo viel Land ab, als zur Erwartung ihrer Feſtungswerke dieſſeits der Maas, nöthig iſt... Auch tritt der Kaiſer den Generalſtaaten die ganze Landſchaft Montfort ab, mit Ausnahme der Dörfer, Swalcut und Eliot, die ſich derſelbe reſervirt. Die Generalſtaaten ſollen die Gewohnheiten und Privilegien der Einwohner dieſer Diſtrikte, ſie ſeyen bürgerliche oder geiſtliche, erhalten, ingleichen das Diöcesrecht des Biſchofs von Rüremonde.... Die Zölle auf der Maas ſollen, ohne gemeinſchaftliche Verabredung, weder erhöhet noch vermindert werden können. Der Kaiſer ſoll diejenigen einziehen, welche zu Rüremonde und zu Navagne fallen, die Generalſtaaten aber diejenigen, welche zu Venloo entrichtet werden... XIX. Der Kaiſer bewilligt den Generalſtaaten eine jährliche Subſidie von 500,000 Thalern.... XXVI. In Anſehung der Handlung ſollen die Zölle in den Niederlanden von den eingehenden engliſchen und holländiſchen Waaren auf dem nämlichen Fuß bleiben, auf welchem ſie gegenwärtig ſtehen. Uebrigens ſoll die Handlung der öſterreichiſchen Niederlande und der vereinigten Provinzen auf dem Fuß des Münſterſchen Friedenſchluſſes bleiben.

Man ſieht auf den erſten Blick wie demüthigend und nachtheilig dieſer Vertrag nicht nur für die öſterreichiſche Macht, ſondern auch für das Volk der öſterreichiſchen Niederlande werden mußte. Auch äußerte dieſes zuerſt ſeinen Unwillen über einen Vertrag, der es den alten Bedrückungen wieder ausſetze, und die Stände von Flandern und Brabant ſtellten dem Kaiſer nachdrücklich vor, daß ſolche Bedingungen ſeiner Würde zuwider wären, daß er unter denſelben nicht mehr Souverän in ſeinen Landen, und der Wohlſtand ſeiner

Unterthanen durch eiferſüchtige Nachbarn gewaltſam unterdrückt. Dieß veranlaßte neue Unterhandlungen, beſonders in Bezug auf die in dem Traktate enthaltene Beziehung auf einen neu zu ſchließenden Handelstraktat, bis wohin die Beſtimmungen des Münſterſchen Friedens [1]) in Kraft bleiben ſollten. Nach demſelben hatte ſich König Philipp IV. 1648 verpflichtet, die ihm bleibenden zehn Provinzen der Niederlande für immer des Rechts zu berauben, Seehandel zu führen, zu welchem die Lage des Landes ſo vortheilhafte Gelegenheiten bot. Der ſchöne Scheldeſtrom ſollte von den Anwohnern deſſelben nie benuzt werden, und andere in die See gehende Kanäle für immer geſchloſſen bleiben [2]). Allein

[1]) Dieſer Friede wurde zwiſchen Spanien und der neuen Republik der vereinigten Niederlande am 30. Januar 1648 geſchloſſen, und iſt nicht zu verwechſeln mit dem weſtphäliſchen Frieden, welcher in eben dem Jahr am 24. Oktober auch zu Münſter und zu Osnabrück zwiſchen dem Kaiſer und der katholiſchen Reichstheile an einer Frankreich, Schweden und den proteſtantiſchen Reichstheil an der andern Seite geſchloſſen iſt, und eigentlich aus zwei Traktaten, dem zu Münſter und zu Osnabrück geſchloſſenen, beſteht. Dieſer weſtphäliſche Friede war der Republik der vereinigten Niederlande fremd. Den zwiſchen Spanien und der leztern geſchloſſenen münſterſchen Traktat ſiehe in Schmauß Corpus jur. gent. pag. 814. von Dohms Denkwürdigkeiten 2r. Bd. S. 163.

[2]) Dieß iſt die wörtliche Beſtimmung des münſterſchen Traktats Artik. 14.: les rivières de l'Escaut, comme aussi les canaux de Sas, de Swyn et autres bouches de mer y aboutissantes seront toutes closes du côté des dits Seigneurs-Etats. Es war dieß eigentlich Beſtätigung des uralten Stapelrechts, nach welchem in die Mündungen der Schelde fremde Schiffe zwar einlaufen konnten, aber ihre Waaren in ſeeländiſche Schiffe umladen mußten. Die Republik dehnte dieſes Recht aber dahin aus, daß gar keine fremden Schiffe einlaufen durften. Auch die Fahrt auf dem innern

Karl VI. konnte in der Convention 1718 nur unwesentliche Milderungen des Vertrags, aber keinen Antheil am Welthandel erlangen, und mußte sogar 1722 die Handelsgesellschaft von Ostende aufheben, und versprechen, daß den Niederländern die Schifffahrt nach beiden Indien für immer untersagt, und die Mündungen der Schelde durch Holland geschlossen bleiben sollten (1731). Der versprochene Handelstraktat kam nicht zu Stande, und somit blieb eine der wesentlichsten Bedingungen des Barrierevertrags unerfüllt, weil Karl VI., um seine pragmatische Sanktion durchzusetzen, sich zu nachgiebig gezeigt hatte. Daher wurden die Beschwerden der Niederländer immer lauter und dringender. Inzwischen verfiel die Barriere im Kriege immer mehr und mehr, und die Bedingungen des Vertrags, welche auf deren Existenz und Unterhaltung berechnet waren, blieben großen Theils ohne Erfüllung. Holland, das sich verpflichtet hatte, 14,000 Mann Besatzung zu unterhalten, hatte nicht nur diese Verpflichtung unerfüllt gelassen, sondern ließ auch alle Festungswerke in Verfall gerathen. Dennoch kostete diese Barriere, welche in Wirklichkeit fast nicht mehr vorhanden war, jährlich eine halbe Million Thaler, die dem Lande schwer zur Last fielen. Bei so großen, durch den Barriere-Vertrag verursachten Uebeln war schon Maria Thereſia

---

Strom wurde von ihr entweder ganz gehemmt, oder lästigen Abgaben unterworfen. Um dieses zu behaupten, wurden von Holland einige Forts am Ufer der Schelde, und besondere Wachtschiffe unterhalten, welche auch den Theil des Stroms befuhren, über den die Hoheit von Spanien und nachher von Oesterreich in Anspruch genommen wurde. (B. Dohm's Denkwürdigkeiten Nr. Bd. S. 165.)

bemüht, ſich der ungerechten Beſtimmungen deſſelben zu entledigen. Kaunitz bewirkte auch, daß dieſe Urkunde in dem Achener Frieden nicht beſtätigt wurde, allein Maria Thereſia zögerte mit einer urkundlichen Auflöſung des Barrierevertrags, obgleich ſie Joſeph wiederholt darum erſucht hatte, und beſchränkte ſich darauf, der Republik die Subſidien zu verweigern, bis die Feſtungswerke wieder hergeſtellt, und ein den gänzlich veränderten Umſtänden angemeſſene Abrede genommen werden würde, wozu ein unbeſtreitbares Recht befugt, da Holland in der Erfüllung der ihm läſtigen Bedingungen ſich ſo läſſig gezeigt hatte, während es die ihm vortheilhaften ſo weit ausdehnte, daß ſie die der Beſatzung gewährte Zoll- und Poſtfreiheit zu einem ausgedehnten, den öſterreichiſchen Niederlanden ſehr ſchädlichen Schleichhandel benützt hatten. Da ferner der verabredete Handelstraktat nicht zu Stande gekommen war, ſo wurde der Handel mit Holland und England mit neuen Abgaben belegt. Unterhandlungen, welche 1751 desfalls angeknüpft wurden, blieben erfolglos. Mittlerweile geſtalteten ſich alle politiſchen Verhältniſſe Oeſterreichs anders. Die Seemächte entfernten ſich von ihm in demſelben Maße, in welchem deſſen Beziehungen zu Frankreich freundſchaftlicher wurden. England verbündete ſich mit Preußen (1756), und die öſterreichiſchen Niederlande wurden von der Neutralität, welche in Bezug auf das teutſche Reich verabredet worden, ausdrücklich ausgenommen. Der ſiebenjährige Krieg bewirkte vollends eine Umwälzung des politiſchen Syſtems, und die wichtigſten Seeplätze der Niederlande wurden nun, um ſie gegen die Britten zu ſchützen, franzöſiſchen Truppen überlaſſen. 1763 rückten endlich die ſchwachen

holländischen Besatzungen in die immer mehr verfallenen Barriereplätze wieder ein, aber die Streitigkeiten wegen Nichterfüllung des Barrieretraktats erneuerten sich nun mit großer Heftigkeit. Oesterreich weigerte die Herausgabe der, gemäß des Traktats von 1718, abzutretender Distrikte, da diese Verträge aus eben erwähnten Gründen ungültig, und daher nur des Grenztraktats Bestimmungen von 1664 aufrecht zu erhalten seyen. Doch kam es zu keiner Endschlichtung dieses Streites, bis zum Regierungsantritt Josephs II., denn Maria Thereſia hatte nicht den Muth zu entschlossenen Maßregeln, und die Streitsache war auf dem Punkt angelangt, wo die Rechtsbehelfe auf beiden Seiten unzulänglich zu werden anfingen. Der Stand der Sache war: die Barrieren existirten nicht mehr. Ihr Zweck war ebenfalls aufgehoben, da von Frankreich nichts zu besorgen war — somit nur eine neue Veränderung der politischen Verhältnisse ihn wieder aufrichten konnte. Die Bedingungen des Vertrags waren nicht alle erfüllt worden. Das Fortbestehen einzelner Vertragsbestimmungen war verderblich für den Wohlstand des niederländischen Volks und die Interessen seines Fürsten, und brachte nur Holland Nutzen. Die Rechte auf beiden Seiten waen streirtig aus Mangelhaftigkeit ihrer Begründung, folglich hörte die Sache auf, eine Frage des historischen Rechts zu seyn, und wurde eine allgemeine des Völker- und Naturrechts, welche nur durch zwei Mittel, gütliche Uebereinkunft oder Krieg entschieden werden konnte, da es uns an einem allgemeinen Welttribunal für Entscheidung solcher Fragen durch Sentenzen zur Zeit noch mangelt. Die Wahl der Mittel war hingegen eine Frage der Politik. Als solche

isolirt betrachtet, konnte sie in dem Zeitpunkt für Oesterreich günstig entschieden werden, denn war auch von dem Willen und der eigennützigen Politik der Republik nichts zu erwarten, so konnte doch von deren Schwäche Nachgiebigkeit gehofft werden. Ihre Landarmee war nur 40,000 Mann stark und wenig kriegserfahren, und der Beistand Englands konnte nicht erwartet werden, da die Republik an dem amerikanischen Krieg Antheil nahm.

Unter solchen Umständen beschloß Joseph persönlich von den Verhältnissen der Niederlande Einsicht zu nehmen. Die Belgier kamen ihm vertrauungsvoll entgegen, und brachten alle ihre Beschwerden vor, welche langjährige Abwesenheit der Regenten gehäuft hatte. Aus der Prüfung ihres Wohlstandes ergab sich, daß er zwar durch Fleiß wohlgediehen sey, aber von der benachbarten Republik großartigem Reichthum sehr in Schatten gestellt werde. Die Gewerbe und der Handel Belgiens waren tief gesunken, und nur der Ackerbau erhielt die Nation, die Landeskultur war auf's höchste gestiegen, und wie nachmals die Gegner Josephs beim Tauschprojekt selbst gestanden, keiner Fortschritte fähig. Daher war der gegenwärtige Zustand der Provinz noch blühend, aber mit tiefer Bekümmerniß sah Joseph den Stillstand der Wohlhabenheit, welche, wenn durch die wachsende Bevölkerung die Bedürfnisse der Nation vermehrt würden, nothwendig zum Mangel herabsinken mußte. Und doch war die Lage des Landes zur Erhöhung der Nationalthätigkeit äußerst günstig, aber die schönsten Gelegenheiten ohne Nutzen. Antwerpen, eine prächtige Stadt an einem herrlichen Strom, war menschenleer, der Hafen ohne Schiffe. Wie verschieden war dagegen

die äußere Physiognomie Hollands von der seiner Schwesterprovinzen! Joseph sah hier einen wuchernden Reichthum, eine rastlose Thätigkeit und einen üppigen Handel, der sich auf Kosten der österreichischen Niederlande ernährte!

Zweites Kapitel.

Aufhebung der Barriere.

Was hier der Kaiser mit eigenen Augen sah, war seinem patriotischen Minister Kaunitz längst bekannt [1]). Er stimmte darin mit dem Kaiser vollkommen überein, daß der österreichische Hof die belgischen Provinzen aus ihrer Abhängigkeit befreien, und den lezten Rest einer Anstalt vertilgen müsse, die sich so verderblich für dieselben erwiesen hatte. In Folge dieses Entschlusses wurde unmittelbar nach der Rückkehr des Kaisers dem holländischen Gesandten in Brüssel bekannt gemacht [2]), »der Kaiser habe bei neulicher Anwesenheit in den Niederlanden bemerkt, daß es aus vielen Gründen nicht zuträglich sey, alle Vestungen in selbigen beizubehalten, er habe deshalb die Schleifung des größten Theils derselben beschlossen, und befohlen den Generalstaaten hiervon Nachricht zu geben, damit sie den, ihre Truppen in den Niederlanden kommandirenden, Generalen die deshalb nöthige Weisung geben möchten.« — Die holländische Regierung ließ auf diese sehr unerwartete, zugleich aber sehr unbestimmte Anzeige erwiedern: »wie sie, um ihren Truppen angemessene

[1]) Er hatte als Minister, dem Generalgouverneur zugeordnet, von 1745—1747 in den Niederlanden gelebt.

[2]) Dohms Denkwürdigkeiten 2r. Bd. S. 180.

Weisung ertheilen zu können, zuvörderst wissen müsse, welche von den Barrierepläzen unter den Vestungen begriffen wären, die schleifen zu lassen der Kaiser beschlossen habe.« Das Generalgouvernement gab unverzüglich die Antwort: »keiner der Plätze, in denen holländische Garnisonen sich befänden, sey von des Kaisers Entschluß ausgenommen, und da dieser Monarch die Schleifung beschleunigt wissen wollte, so erwarte man, daß die Generalstaaten die nöthigen Befehle zur Räumung an alle ihre in den Niederlanden befindlichen Truppen ungesäumt ertheilen würden.«

Vergebens bemühte sich die Republik den festen Entschluß des Kabinets zu erschüttern. Der Graf von Wassenaar, holländischer Gesandter am Wiener Hofe, ließ später den Inhalt einer Unterredung mit Kaunitz bekannt werden, welche den Eifer charakterisirt, mit welchem die Republik die Sache des Barrierevertrags vertheidigte, und zugleich über die Gesinnungen dieses Staatsmanns Aufschluß gibt [1]): »Ich will,« sagte Kaunitz, »mit Ihnen ganz offen und freimüthig reden: der Kaiser will nichts mehr von den Barrieren hören: sie existiren nicht mehr. Jeder Traktat hört von selbst auf, sobald die Umstände, die ihn hervorbrachten, aufgehört haben. Der Barriere-Traktat war gegen Frankreich gemacht; jezt aber sind unsere Verbindungen mit Frankreich von der Art, daß er dadurch gänzlich unnütz wird, und durch diese Verbindung haben wir Ihnen eine viel bessere und ungleich sicherere Barriere gegeben, als jene chimärische

[1]) Réflexion sur une Conversation ministerielle entre le Prince de *Kaunitz* et le Comte de *Wassenaar*. 1782.

war.« — Als Herr von Wassenaar hierauf äußerte, daß politische Systeme, wie alle Dinge in dieser Welt, Veränderungen unterworfen wären, erwiederte Fürst Kaunitz sehr lebhaft: »nein, das ist hier nicht der Fall. Unsere Verbindungen sind die Folge eines festen und wohldurchdachten Systems; sie sind nicht für kurze Zeit, sondern für ein Jahrhundert und länger gemacht. Wenn auch je einmal ein Minister, sey es, an dem Hof von Wien oder von Versailles, ein solcher Thor wäre (welches doch fast unglaublich ist), um diese Verbindungen zerreißen zu wollen, so würde es ihm nicht gelingen. Man würde ihn in's Irrenhaus bringen. Diese Verbindungen sind fest und unauflöslich. Ich wiederhole es Ihnen, sie sind die beste Barriere, welche Sie je wünschen können. Der Kaiser will Ihnen wohl, und Sie haben nie etwas zu fürchten weder von unserer Seite noch von Frankreich.« — Als Herr von Wassenaar hierüber ein angemessenes Compliment machte, aber zugleich bezeugte, wie es ihm sehr leid thue, zu sehen, daß alle Vorstellungen von Ihro Hochmögenden, um wenigstens Namur als Barriereplatz zu behalten, gar keinen Eindruck machten, erwiederte Kaunitz: »Sie erfüllen Ihre Instruktion recht gut, aber Sie haben Verstand, und ich bin gewiß, daß Sie mir Recht geben, und daß Sie selbst die Nichtigkeit dieser Barrieren fühlen.« Herr von Wassenaar antwortete, indem er die Achseln zuckte, bisher habe er noch immer geglaubt, daß Traktaten doch etwas bedeuteten; er werde seinen Commitenten von dieser Unterredung Bericht erstatten. Fürst Kaunitz erwiederte: »ich habe mit Ihnen als ein ehrlicher Mann und ganz offen gesprochen; melden Sie Alles, was ich

Ihnen gesagt habe. Ihre Commitenten werden sich wohl dabei befinden, wenn sie gegen den Kaiser Achtung beweisen; es wird Sie gewiß nicht gereuen, wenn Sie in dieser Sache sich mit Klugheit betragen.«

Die Folge der energischen Haltung des Kabinets war, daß am 11. Christmonat die Generalstaaten wirklich in die Räumung aller Barrierepläze willigten, und alle holländischen Soldaten daraus entfernten. Somit war ein Hauptzweck der österreichischen Politik erreicht; allein die gegnerischen Schriftsteller tadelten die Schleifung der Barrierepläze als eine höchst unpolitische Maßregel, wodurch Oestreich sich selbst einer Schutzwehr beraubt habe, und für welche es bei dem nachmaligen Angriff Frankreichs hart habe büßen müssen [1]). Diese Beschuldigungen erscheinen einerseits verdächtig, weil sie von Schriftstellern herrühren, welche sonst nicht das Wohl Oestreich im Auge behielten, andererseits nicht gerechtfertigt durch die Folgezeit, weil der nachherige Angriff Frankreichs kein gewöhnlicher politischer Krieg gewesen ist, sondern die Folge von ungeheuren und beispiellosen Welterei gnissen, deren Berechnung außerhalb aller politischen Combinationen des Jahrhunderts lag, einer Welterschütterung, während welcher alle politischen Existenzen auf wankenden Boden taumelnd tausendjährige Einrichtungen zu ihrer Schutzwehr um sich versinken sahen. Wenn daher Josephs Unternehmungen gegen Holland unpolitisch genannt werden, so kann dieß

[1]) Dohm sagt, man hätte in den Barrieren und ihren holländischen Besatzungen Schutzmittel gegen Gefahren von Innen und Außen gefunden.

nicht in dieſem Bezuge geſchehen, ſondern nur in Rückſicht auf ihren Zuſammenhang mit den übrigen großen Anſtalten ſeines Geiſtes.

Drittes Kapitel.

Weitere Forderungen an die Republik.

Durch die Aufhebung der Barriere wurde jedoch noch nichts Weſentliches für das Wohl der Nation gewonnen, ſie war nur eine Einleitung zu weit wichtigeren Anordnungen, deren Ausführung vorläufig aufgeſchoben wurde, aus Gründen, welche wohl nur in den anderweitigen und gleichzeitigen politiſchen Entwürfen Joſephs zu ſuchen ſind [1]). Durch die Aufhebung der Barriere und des darauf haftenden Vertrags, ſuchte der Wiener Hof ſich vorzüglich der Hinderniſſe anderer Projekte, welche in den Vertragsartikeln enthalten waren, und namentlich auf den Austauſch Baiern bezogen werde konnten, wie nach der Hand wirklich geſchah, zu entledigen, um freieren Spielraum für ein größeres Wirken zu gewinnen.

Gemäß alten Vergleichsverträgen hatte Oeſterreich noch einige Ausdehnung ſeiner Grenzen gegen Holland anzuſprechen, und dieß in den verſchiedenen Zeitperioden zu thun

[1]) Linguet gibt in den Annales du XVII. siécle T. XII. einen Grund des Aufſchubs an der dem Charakter Joſephs ſehr entſprechend, aber nicht hiſtoriſch iſt. Er ſagt, der Kaiſer habe ſeine wichtigeren Forderungen nicht in einem Augenblick an Holland ſtellen wollen, da dieſes wegen des Krieges mit England bedrängt geweſen ſey.

verſäumt. Demungeachtet waren dieſe Rechte niemals förmlich aufgegeben worden und auf folgende Art entſtanden [1]). Im Jahre 1672 wurde die wehrloſe Republik Holland von Frankreich durch ein Heer von 130,000 Mann angegriffen, und großentheils erobert. Die Republik war verloren, wenn nicht der ſpaniſche Statthalter ihr 10,000 Mann zu Hülfe ſchickte, welche den Feind ſo lange aufhielten, bis er durch die Bewegungen Kaiſer Leopolds und des Kurfürſten von Brandenburg gezwungen ward, ſeine Macht gegen die teutſchen Heere zu ſtellen. Um ſich noch mehr zu ſichern, ſchloßen die Holländer mit Karl II. von Spanien 1673 ein engeres Bündniß, worin ſie ihre Dankbarkeit für den geleiſteten Beiſtand ausdrückten und den ferneren Schutz des Königs zugeſichert erhielten. Im dieſem Vertrag waren folgende Artikel enthalten: »Die Generalſtaaten machen ſich aus Dankbarkeit für dieſe königliche Gnade und für den mächtigen Beiſtand, der ihnen in ihrer dringenden Noth bereits iſt geleiſtet worden, und in dieſem Krieg noch geleiſtet wird, anheiſchig, ſobald Se. Majeſtät, zugleich mit ihnen Theil an dem Bruch wird genommen haben, keinen Frieden, ohne Bewilligung Sr. katholiſchen Majeſtät mit dem allerchriſtlichen König zu ſchließen, woferne dieſelbe nicht werde zuvor in den Beſitz aller Städte, Plätze und Länder geſezt worden ſeyn, welche ihnen der allerchriſtliche König, nach dem zwiſchen beiden Kronen im Jahr 1659 geſchloſſenen Pyrenäiſchen Frieden

---

[1]) Dieſe Rechte wurden Joſeph nachgewieſen durch den Präſidenten des geheimen Raths Renny in den Memoires des pays bas autr., die zu ſeinem Unterricht verfaßt worden.

unrechtmäßiger Weise abgenommen hätte, es müßte dann seyn, daß nach der Zeit, zum Besten des Friedens etwas anders wäre verabredet worden. Gedachte Herren-Staaten versprechen noch überdieß Sr. katholischen Majestät die Stadt Maestricht, nebst der Grafschaft Vronhove nebst ihrem ganzen Antheil an dem Lande über der Meuß, und ihre Ansprüche, die sie an den Dörfern von Rademtie zu haben glaubten, ohne einigen Vorbehalt zu geben, im Fall, daß durch die Theilnehmung Sr. Majestät an diesem Krieg und durch das Glück der gemeinschaftlichen Waffen oder auf andere Art, die Sachen dahin kömten gebracht werden, daß gedachte General-Staaten nicht gezwungen würden, die Stadt Maestricht, oder eine andre ihrer Staaten, die ihnen in diesem Krieg bereits abgenommen worden, oder noch möchte abgenommen werden, aufzuopfern, um mit gemeinschaftlicher Bewilligung den Frieden zu erhalten.«

Allein diese Versprechungen wurden nicht gehalten. Die Holländer, welche sich verbunden hatten, keinen Frieden mit dem Feind zu schließen ohne Einwilligung des Königs, und ohne dessen Wiedereinsetzung in die ihm mit Gewalt entrissenen Orte, und ihm Maestricht abzutreten, wenn sie selbst kein Opfer für den Frieden würden machen müssen, fielen zuerst von dem geschlossenen Bunde ab, und ließ sich von Frankreich durch das Anerbieten einer Barriere und eines Handelsvertrags zu einem besonderen Frieden verleiten. Wenn daher bei politischen Räsonnements die Moral des gemeinen Lebens in Anwendung gebracht, wenn Urkunden aus verflossenen Jahrhunderten, Verträge, welche die Noth des Augenblicks und das Interesse der Verhältnisse geboten,

allen künftigen Zeiten zur Grundlage ihrer politischen Unternehmungen dienen soll, so hat Holland durch sein undankbares, eigennütziges Betragen gegen Mächte, welchen es allein seine Erhaltung zuschreiben mußte, nicht nur alle Ansprüche auf Mastricht, das es von Frankreich zurück erhielt, sondern auch alles Recht auf Schutz verwirkt. Als Folge dieses Treubruchs, der Karl II. zu einem sehr nachtheiligen Frieden zwang, die Republik zur Herausgabe von Mastricht aufforderte, wurden zwar seine Rechte anerkannt, aber die wirkliche Auslieferung des Verlangten unter dem Vorwande verweigert, daß der Prinz von Oranien ältere Ansprüche darauf besitzt, und zwar in Gemäßheit der Traktate vom 8. Jenner und 27. Decbr. 1647, der Artikel 45 des Münsterschen und der XII. des Traktates von 1651. Dieser Vorwand wurde vollkommen beseitigt durch einen Traktat vom 26. Decbr. 1687, wo es im X. Artikel lautet: »daß der Prinz von Oranien schlechterdings darein willigte, daß die Stadt Mastricht nebst der Grafschaft Bronhoven, und ihre Dependenzen Ihro Majestät, dem 18. Artikel des Traktats vom 30. August 1673 gemäß, zurückgegeben werden sollten, und daß deßwegen gedachter Prinz, von dem, auf sein Verlangen, auf diesen Platz geschlagenen Arrest abstehen, und selbst alles nur mögliche anwenden würde, die Generalstaaten zu bewegen, dem gedachten Traktat ein vollkommenes Genügen zu leisten.«

Obgleich nun dieser Anstand beseitigt und eine Forderung für den Aufwand der Seerüstung vom Jahre 1677 widerlegt worden war, blieb doch Mastricht bei Holland bis Joseph es zurückforderte. In Folge seiner Rechtsansprüche,

gegen die man nichts einzuwenden hatte, als den streitigen Barrierevertrag, welchen Holland als eine Aufhebung seiner Pflicht zur Rückgabe betrachtete, ließ Joseph im Novbr. 1783 einige Forts besetzen und an die Republik durch den Grafen Belgiojoso, bevollmächtigten Minister in Brüssel, den holländischen Kommissären folgende Forderungen vorlegen: 1) So wie Maria Theresia bereits erklärt hatte, keinen andern Gränzvertrag anzuerkennen, als den von 1664, und alle spätere, besonders durch die Traktaten von 1715 und 1718, verglichenen Gränzen als nicht gültig zu betrachten, so bestehe auch Joseph II. darauf, daß überall alles auf den Fuß gesezt werde, wie es der Convention vom 1664 gemäß sey, und verlange, daß Holland, was es in Kraft späterer Verträge in Besitz habe, herausgebe. 2) Die holländischen Forts Kruitschanz und Friedrich-Heinrich sollen geräumt und geschleift, von den Werken der Forts Lieskenshoek und Lillo aber, sollte der Theil, der die ehemals bestimmten Gränzen überschreite, geschleift werden. 3) Das Wachtschiff, welches Holland bei dem Fort Lillo hatte, soll für immer zurückgezogen, und des Kaisers Hoheit über den Theil der Schelde in dieser Gegend anerkannt werden. 4) Die Stadt und Festung Mastricht sollen abgetreten werden, weil die Republik dieses in einem mit Spanien am 30. August 1673 abgeschlossenen Traktat versprochen habe. 5) Alles Land über der Maas, als zu Mastricht gehörig, solle aus gleichem Grunde abgetreten werden. 6) Noch mehrere andere Distrikte und Orte werden aus verschiedenen Gründen zurückgefordert. 7) Die aus den jezt abzutretenden Landen von Holland, während es sie besessen, bezogenen Einkünfte sollen ersezt

werden. 8) Von dem Antheil der Niederlande, welchen Holland nach alten Traktaten beſaß, werden die an Spanien ehemals rückſtändig gebliebenen Abgaben gefordert. 9) Es verlangt der Kaiſer Entſchädigung ſeiner Unterthanen für die Zölle und Abgaben, welche dieſe vielleicht nicht würden haben bezahlen müſſen, wenn der ſeit ſo vielen Jahren verabredete Handels-Traktat zu Stande gekommen wäre. 10) Die in den Kriegen mit Frankreich verlohren gegangene Artillerie der von Holländern beſezt geweſenen Barrieresplätze, ſolle nach ihrem jezt auszumittelnden Werth erſezt werden. 11) Endlich werde Befriedigung mehrerer Corporationen und Familien verlangt, welche für die in ältern Kriegen an die holländiſche Armee geleiſteten Lieferungen noch Forderungen machten.

Dieſe Forderungen [1]) bargen jedoch nur des Kaiſers Hauptzweck, die Freiheit der Scheldeſchifffahrt zu erlangen, und Antwerpen zum Freihafen zu erklären. Dieſe Abſicht gab er auch in Folge der Unterhandlungen auf eine Weiſe kund, welche zwar ſeine wohlwollende Geſinnung gegen ſeine Völker, aber höchſt unklug einige Geringachtung alter Verträge

[1]) Wer von denſelben ſich noch genauer unterrichten will, den verweiſe ich auf Hr. v. Martens Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuen europäiſchen Völkerrechts, Göttingen 1800. I. Bd. p. 50, wo man alle von beiden Seiten gewechſelten Schriften chronologiſch geſammelt mit zweckmäßigen hiſtoriſchen Erläuterungen findet. Schon früher und gleichzeitig mit dieſen Irrungen erſchien eine Sammlung von Häuſen unter dem Titel: Allerneueſte Staatskunde von Holland, d. i. Erläuterungen der Streitigkeiten zwiſchen Kaiſer Joſeph II. und den vereinigten Niederlanden. Berlin 1785. 4tes Stück.

verrieth. Schon früher hatte man gegen alle seine Rechtsansprüche, vielleicht nicht ohne Grund eingewendet: das Haus Oesterreich habe die Niederlande von den Seemächten nur so erhalten, wie sie Karl II. besessen und nicht anders, und nun erhob sich große Entrüstung über die kathegorische Anmuthung, welche der Kaiser plötzlich (23. Aug. 1784) an die Republik machte; »Das Verlangen, der Republik seine Freundschaft zu beweisen, und mit ihr in gutem Verständniß zu leben, habe auf ein Auskunftsmittel geführt, das, wie der Kaiser hoffe, mit Dankbarkeit angenommen werde. Er sey bereit, auf alle seine gemachten Forderungen zu verzichten, wenn die Republik sich dagegen erkläre, die Schelde zu öffnen und die Schifffahrt auf derselben frei zu lassen, auch den niederländischen Unterthanen nicht weiter zu wehren, aus ihren Häfen nach fremden Welttheilen Schifffahrt und Handel zu treiben. Werde dieses bewilliget, dann bedürfe es nichts weiter, als die Räumung und Schleifung einiger, alsdann unnütz gewordener Forts, und die Regulirung der Grenzen nach dem ältern Vertrage von 1664, um den Kaiser zu bewegen, allen und jeden übrigen Forderungen an Land- oder Geldentschädigungen für immer zu entsagen.« Graf Belgiojoso fügte dem gemachten Ansinnen noch die bestimmte Erklärung hinzu: »der Kaiser stelle die verlangte Freiheit der Schelde nicht als einen Gegenstand neuer Unterhandlungen auf, sondern von jezt an betrachte er sie als bereits entschieden, und jedes Hinderniß, das man der Schifffahrt seiner Unterthanen auf diesem Strom entgegensetzen würde, werde er von diesem Tage an als wirkliche Feindseligkeit, als förmliche Kriegserklärung ansehen und ahnden.«

In Folge dieſer drohenden Erklärung des Wiener Hofes, welche die unpartheiiſche Geſchichte als ein gewaltſames Verfahren gegen anerkannte Rechte niemals gutheißen wird, wurde der Scheldeſtreit eine europäiſche Angelegenheit, über welche die verſchiedenſten Meinungen herrſchten. Das Begehren Joſephs war ſo natürlich, menſchenfreundlich und abſolut gerecht, daß viele Schriftſteller und Politiker, welche, wo ihn die Menſchenliebe begeiſterte, ihn mit Eifer vertheidigten, aber das Begehren in ſeiner einzigen Beziehung auf Holland und die beſtehenden Friedensverträge betrachtet, erſchien gleichzeitig allem Völkerrecht zuwider, folglich ungerecht, gewaltſam und die Geſinnung des Kaiſers, welche ſich darin ausſprach, für die Ruhe Europas höchſt gefährlich. Die ausgezeichnetſten Schriftſteller machten die Sache zum Gegenſtand eines intereſſanten Federkriegs, der das lebhafteſte Intereſſe erregte. Zu Gunſten Joſephs ſprachen Schlettwein, Lehrer der politiſchen Wiſſenſchaften in Gießen und begeiſterter Freund des phyſiokratiſchen Syſtems, der zu beweiſen ſuchte, wie bei dem Gelingen der Befreiung der Scheldeſchifffahrt die ganze Menſchheit betheiligt ſey [1]; Linguet, ein durch ſeine Beredtſamkeit berühmter franzöſiſcher Parlamentsadvokat, deſſen Ruhm aber größtentheils durch Vertheidigung paradoxer

[1] In einer Schrift: „Die Gerechtigkeit und das allgemeine europäiſche Staats-Intereſſe bei dem Streit über die Oeffnung der Schelde, und die oſtindiſche Handelsfreiheit für die öſterreichiſchen Niederlande, aus dringenden Wünſchen für das Glück der Völker, dargeſtellt von Schlettwein. Gießen 1785." — Auch noch in mehrern Aufſätzen ſeines Staats-Kabinets. (Dohm Denkwürdigkeiten S. 202.)

Sätze befördert worden war [1]), welcher Umstand eben nicht der Sache, die er nun vertheidigte, zum Vortheil gereichte. Er entwickelte die Ansprüche des Kaisers mit vielem Scharfsinn und gewann dem Kaiser und seinen Absichten viele Freunde [2]); allein seine Uebertreibungen und ein baroker Styl beeinträchtigten die Kraft seiner Beredtsamkeit gegenüber derjenigen, die sich dadurch nicht verblenden ließen [3]). Dagegen fand Joseph II. einen furchtbaren Gegner an dem Grafen von Mirabeau, der in der nachherigen Revolution so gewaltig auf die Stimmung der Nation wirkte, und nun den vielen zu Gunsten Josephs erschienenen polemischen Schriften, eine Broschüre entgegenstellte, in der er das Unrecht des Kaisers mit all der erfinderischen Gewandtheit seines Geistes darstellte [4]). Er bewies mit kräftigen Argumenten, daß der Kaiser durchaus nicht befugt sey, die Handelsfreiheit seiner Niederlande, der seine Vorfahren feierlich entsagt,

---

[1]) Linguet erklärte den asiatischen Despotismus für die beste aller Regierungsformen, er redete dem Tiberius und andern römischen Kaisern vom schlimmsten Ruf, das Wort; er behauptete, das Brod sey ein sehr ungesundes Nahrungsmittel und der Kornbau dem Staat schädlich. S. ebendaselbst.

[2]) In einem Journal, das damals, wenn auch nicht mit Bestimmung, doch mit Aufmerksamkeit gelesen wurde, den Annales politiques, civiles et literaires du XVIIIme Siècle.

[3]) Der schöne Scheldestrom ist nach Linguets Terminologie bald mit einem Verhaftsbefehl betroffen, bald in der Bastille gefangen, bald zum Tode verurtheilt, ohnmächtig, verstümmelt, endlich gar todt, ein Leichnam und Skelett, doch plötzlich wieder aufgestanden wird er ein Vulkan, der seine Flammen über Europa speit.

[4]) Doutes sur la liberté de l'Escaut, reclamée par l'empereur. à Londres 1785.

gewaltsam zu fordern; daß einmal abgeschlossene Traktaten unter allen Umständen beobachtet werden müßten. Hierauf zu bestehen, sey das Wichtigste von allem. Dem Mächtigen das Gegentheil zu erlauben, sey Gefahr für alle europäischen Staaten. Auch wollte Mirabeau beweisen, daß die durch die Traktaten festgesezten Beschränkungen bei weitem nicht so vortheilhaft für die Holländer, nicht so nachtheilig für Niederländer wären, als es geglaubt wurde. Der Holländer Wohlstand, behauptete er, beruhe nicht sowohl darauf, daß ihren nächsten Nachbarn untersagt sey, mit ihnen im Welthandel zu wetteifern, als vielmehr auf ihrer lang angewöhnten Industrie und Thätigkeit, ihrer politischen und religiösen Freiheit, auf ihren Kolonien und Fischereien; die österreichischen Niederländer aber könnten bei ihrem, zu so großer Vollkommenheit gebrachten Landbau, ihren noch immer bestehenden und sehr leicht noch weiter zu bringenden Manufakturen, des Handels nach fremden Welttheilen sehr gut entbehren, sie seyen vielmehr glücklich zu preisen, diesen Handel und seine Nachtheile nicht zu kennen. Doch, behauptete Mirabeau, andere Mächte, vorzüglich Frankreich und England, hätten ein hohes Interesse, den jetzigen Zustand, wie Traktaten ihn festgesezt, zu vertheidigen, und durchaus nicht zuzugeben, daß Holland durch Uebermacht gezwungen werde, seinen erworbenen Rechten zu entsagen.

Diese Schrift Mirabeaus machte großes Aufsehen, um so mehr, da man glaubte, er sey von Frankreichs Hofe dazu beauftragt worden. Allein der Ton, in welchem er schrieb, war durchaus nicht im Sinne der Regierung, denn es war derselbe, welcher nachher jenen Sturm der Gemüther erregte, der bald

darauf über die ganze Menschheit Greuel ausspie. Derselbe wilde Geist der Freiheit athmete aus dieser Schrift, der Mirabeaus ganzes Leben und Wirken charakterisirt, und durch ihn siegte er über die Gemüther und entfremdete dem Kaiser auch solche, welche den Streit als eine Humanitätsfrage betrachteten. Er überwand den natürlichen Widerwillen, den Jedermann gegen ein knauserisches Handelsvolk fühlte, das einem Strom Fesseln anlegte, um ein Nachbarvolk zu beeinträchtigen, und erfüllte Alle mit dem Glauben an die Heiligkeit der Verträge, zu was immer für, selbst den heillosesten, Zwecken. Zwar sah sich der französische Hof genöthigt, diese Schrift wegen der darin enthaltenen excessiven Beleidigungen eines Souveräns zu verbieten, allein der Eindruck, den sie bereits gemacht hatte, konnte nicht wieder verwischt werden.

Am gefährlichsten für Josephs Pläne war die Mißbilligung vieler Staatsmänner und der interessirten Höfe Europas, welche ihn traf. Vor diesen Richtern galt nur die Kraft der Verträge von Münster und vom Jahre 1731 zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion, worin Oesterreich für immer auf Handel und Schifffahrt seiner Niederlande nach Ostindien verzichtet hatte. Die Generalstaaten konnten daher auf Unterstützung rechnen, als sie sich auf diese völkerrechtlichen Bestimmungen beriefen und fest erklärten, sie könnten keine Zugeständnisse einräumen, welche die Unabhängigkeit, Sicherheit und den Wohlstand der Republik gefährden würden, als sie ferner Anstalten machten, um die Schelde wie bisher den Oesterreichern zu verschließen. Die Gewißheit fremden Beistandes gab den Maßregeln der Republik eine Sicherheit und

einen ſo feindſelig herausfordernden Charakter, daß der Streit, welcher von Seiten Joſephs, keineswegs in der Abſicht Krieg hervorzurufen, begonnen wurde, gleich anfangs friedensgefährlich wurde. Sie rief ſogleich die Hülfe Frankreichs an und ließ Maſtricht und Breda militäriſch beſetzen, ehe noch Oeſterreich Miene machte, Gewalt anzuwenden. Der beleidigte Eigennutz der Republik zeigte ſich in auffallenden und lächerlichen Unternehmungen. Die furchtbarſten Anſtalten der Gegenwehr wurden getroffen, ehe noch ein Feind vorhanden war, und die Beſatzung Sas van Gent feuerte mit Flinten und Kanonen auf eine Heerde Schaafe, die ſie für anrückende Oeſterreicher hielt. Dieß geſchah zu einer Zeit, da eine höchſt unbedeutende Truppenzahl in den öſterreichiſchen Niederlanden vorhanden war. In ihren diplomatiſchen Vertheidigungsanſtalten waren die Holländer nicht minder voreilig und gehäſſig; ſie ſprachen von Undank, da ſie doch die Vortheile Oeſterreichs ſeit dem Nimweger Frieden mit Füßen getreten hatten, ſie nannten Friedensbruch, was in der That nur ein Antrag und eine diplomatiſche Drohung war. Mit Mühe vermochte es Frankreich über die Generalſtaaten, daß ſie nach beſchloſſenem Widerſtand den Weg der Unterhandlungen wieder einſchlugen, von welchem Joſeph noch nicht abgewichen war. Er hatte ſogar ſich bereitwillig erklärt, von der Schifffahrt nach Indien abzuſtehen, wenn nur die Freiheit der Schelde gewährt würde. Allein dieſe friedliche Stimmung des Kaiſers wurde bald durch einen Vorfall geſtört, der ihm höchſt unvermuthet kam und daher doppelt aufregte. Wider den Rath ſeines Miniſters Kaunitz hatte nämlich Joſeph einen Verſuch der Scheldefahrt angeordnet und mit Zuverſicht

erwartet, daß die Holländer kein gewaltsames Hinderniß wagen und nicht schießen würden. Alle Vorstellungen des Fürsten Kaunitz, wodurch er verhindern wollte, daß die kaiserliche Flagge kompromittirt werde, waren fruchtlos. Der Kaiser bestand auf seinem Willen, alle Einwendungen damit beantwortend: die Holländer würden es nicht wagen zu schießen. Den 8ten Oktober 1784 fuhr wirklich die Brigantine Ludwig unter Kapitän Isegh em von Antwerpen die Schelde hinab, wurde aber von Sänftingen aus mit Kanonenschüssen empfangen. Man ließ zwar Tags darauf das Schiff nach Antwerpen zurückkehren, aber die Generalstaaten beklagten sich nun bei allen Höfen über die versuchte Scheldefahrt. Ein anderes Schiff von Ostende, welches die Schelde hinauf nach Antwerpen fahren wollte, wurde durch vier Schaluppen von den Holländern aufgebracht.

In Folge dieser Ereignisse wurden alle Unterhandlungen abgebrochen. Der Kaiser, im höchsten Grade aufgebracht, folgte weniger den Eingebungen der Staatsklugheit, — welche ihm einen Krieg zu vermeiden befahl, der Interessen betraf, — die keinen Bezug auf das Wohl der ganzen Monarchie hatten, — als jenen seines ungestümen Ehrgefühls. Die Beschimpfung der kaiserlichen Flagge schien ihm ein unerhörter, strafwürdiger Frevel, ob sie gleich von Seiten eines Volkes erwartet werden konnte, das sich wenig um die Ehre anderer Nation, ja kaum um die eigene zu bekümmern gewohnt war.

Sogleich verließ der kaiserliche Gesandte, Freiherr von Reischach den Haag, und Belgiojoso erklärte der holländischen Gesandtschaft zu Brüssel, daß dieß aus Anlaß der

Beſchimpfung kaiſerlicher Flagge geſchehen und jede Unterhandlung abgebrochen ſey. Auch die Holländiſchen Miniſter verließen Brüſſel, und Graf Waſſenaar kehrte ebenfalls nach Holland zurück, als ihm Kaunitz erklärte, der Kaiſer werde von der freien Scheldefahrt nicht abſtehen, und hätte bereits 40,000 Mann nach den Niederlanden befehligt [1].

Viertes Kapitel.

Fortſetzung des Scheldeſtreits.

Es ſchien nun unvermeidlich, daß Oeſterreich werde einen Krieg unternehmen müſſen, der in ſo große Entfernung geführt, bei weitem mehr das Wohl der Monarchie gefährdete, als die Eröffnung der Schelde es gefördert haben würde. Der Bericht von den Vorfällen auf der Schelde, was dem Kaiſer von Kaunitz, mit Beifügung der wenigen Worte: ſie haben doch geſchoſſen, überſandt worden [2], die erſten Feldherrn, mit Ausnahme Lacys, widerriethen eine Kriegsunternehmung, allein der Kaiſer glaubte dieſe Ehrenkränkung nicht ungeſtraft laſſen zu dürfen, und rüſtete ſich zum Angriff der Republik. Es wurden ſelbſt Anſtalten zur Abreiſe des Kaiſers nach dem Kriegsſchauplatz gemacht. Auch die Holländer ſezten alle ihre Kräfte gegen den Kaiſer in Bewegung. Schon den 6ten Nov., alſo ehe noch ein Angriff Oeſterreichs zu beſorgen war, ſezten ſie Lillo und andere Forts unter Waſſer. Zugleich beſtürmten ſie alle

[1] Cornaya, Leben Joſ. S. 211.

[2] Dohms Denkw. 2r Bd. S. 217.

fremden Höfe mit Vorstellungen über das Unrecht des Kaisers, und insbesondere die teutschen Fürsten mit der Zumuthung, daß sie ihnen Truppen in Sold geben sollten. Als jedoch diesem Verlangen wenig Folge gegeben wurde, machten die holländischen Patrioten den Antrag, die ganze männliche Bevölkerung vom 18ten bis zum 60ten Jahr unter die Waffen zu rufen, und ehe noch der Kaiser sich selbst gerüstet habe, seine wehrlosen Niederlande zu überfallen. Indessen war dieser heroische Entschluß so wenig der den Holländern inwohnenden Streitkraft gemäß, daß sie ihn weder zu fassen den Muth hatten, noch, wenn sie ihn wirklich gefaßt hätten, der schwachen Besatzung hätten den mindesten Schrecken dadurch erregen können. Als die Holländer ihre Forts unter Wasser sezten, und dadurch auch auf österreichischem Boden großen Schaden anrichteten, sah sich der Kommandant von Antwerpen, Fürst de Ligne, genöthigt, die Holländer an ihren Ueberschwemmungen durch Waffengewalt zu hindern, und wollte mit Freude die Gelegenheit zur Eröffnung des Krieges ergreifen [1]). Er bat das Gouvernement um Erlaubniß, die vier Forts Lillo, Lieskenshoek, Kruitschaanz und Fort Henrich den Holländern abzunehmen, allein die Regierung von Brüssel hielt sich hierzu nicht ermächtigt.

1) Der Prinz von Ligne selbst hat uns eine Nachricht hinterlassen von den Begebenheiten eines Krieges von sieben Tagen, wie er denselben, im Gegensatz jener von sieben Monaten (baierſche Erbfolgekrieg), und sieben Jahre scherzhaft nennt; s. Nachrichten in den Memoires militaires, literaires et sentimentales Tom. XVII., wo mit der Laune, welche der geistvolle Mann über alles verbreitet, auch dieser Gegenstand behandelt ist.

Preußen, Oesterreich immer abgeneigt, versäumte auch dießmal nicht, sich insgeheim bei den großen Höfen auf eine mißbilligende Art zu äußern. Zwar erklärte Friedrich II. öffentlich, er würde den Absichten des Kaisers kein Hinderniß in den Weg legen, und schlug der Republik die Bitte ab, ihnen den General Möllendorf zum Oberfeldherrn zu geben, (welche Abweisung er mit dem Rath begleitete, die Republik solle den Franzosen Maillebois an die Spitze ihrer Kriegsmacht stellen), allein er gab doch den Generalstaaten Erlaubniß, die Kriegsbedürfnisse in den preußischen Ländern anzukaufen, und hielt mit größeren Dienstleistungen wohl nur darum zurück, weil er einsah, daß die politische Existenz Oesterreichs selbst durch Eröffnung der Schelde — die übrigens für Teutschland und insbesondere für das Clevische vortheilhaft gewesen wäre — nicht bedeutend an Macht gewonnen haben würde, weil die Entfernung der Niederlande keinen wesentlichen Einfluß des niederländischen Handels auf die übrige Monarchie zuließ [1]). Indessen wurde im November der Graf von Görz beauftragt, dem russischen Kabinet zu erkennen zu geben: »wie sehr das Benehmen des Kaisers gegen Holland ganz Europa in Erstaunen sezte, da solches offenbar eine Verletzung des Friedens von Münster sey; daß dadurch insbesondere die teutschen Fürsten beunruhigt werden, weil jener Frieden die Unabhängigkeit Hollands begründe, und sie sich daher nicht für sicher halten, daß der Kaiser nicht ebenso den Osnabrücker Frieden zu brechen, die Grundlage der teutschen Freiheit und Verfassung, bei der ersten Veranlassung Willens seyn könnte; der König wünsche daher die

[1]) Cornova, S. 211.

Gesinnungen der Kaiserin, seiner großen Alliirten, über diesen wichtigen und folgereichen Gegenstand zu erfahren.«

Allein die russische Kaiserin war wenig geneigt, den Feindseligkeiten Preußens gegen Oesterreich Unterstützung zu leisten. Sie erklärte unumwunden, sowohl dem Grafen Görz, als den Bevollmächtigten Hollands, wie sehr sie die übereilten ungemäßigten Schritte dieser Republik mißbillige und dafür halte, daß die Sache ohne Gewalt hätte beigelegt werden können, denn durch das Vorbeifahren einiger Schiffe würde Holland wenig Schaden gelitten haben, und der Weg gütlicher Unterhandlung wäre dann für dasselbe nicht verschlossen gewesen. Sie, welche aufrichtig den Frieden Europas wünsche, habe nur mit dem äußersten Bedauern vernommen, »daß die Sache aufs Aeußerste gekommen sey.« Auf noch dringendere Erklärung drückte Ostermann diesem eifrigen Diplomaten in manchen Anspielungen sein Befremden darüber aus, daß Preußen sich so sehr der Sache Hollands annehme, da es doch mit diesem in keinem Bündniß stehe und ruhig die Vermittlung Frankreichs abwarten könne [1]).

Der König von Preußen ließ es indessen bei dieser Feindseligkeit nicht bewenden. Obgleich durch die offenbare Freundschaft, welche Rußland gegen Joseph, und die Gleichgültigkeit, welche andere Höfe (England ꝛc.) gegen Holland zeigten, gewarnt, die so ungünstige Sache wesentlich zu unterstützen, ohne Aussicht auf Gewinn für sich, legte er doch seine unfreundlichen Gesinnungen durch sarkastische Ausfälle und eine Neckerei an den Tag, die selbst seine Lobredner seiner unwürdig

[1]) Görz, Denkw. S. 335 u. f.

finden. Als Joseph den Durchmarsch seiner Truppen nach den Niederlanden, wie durch andere Kreise des teutschen Reiches, so auch durch den westphälischen begehrte, dessen Mitdirektorium bei dem Könige war, ließ dieser erklären: »Wie er durch seine eigenen Lande, weil dieselben nach schlechter Erndte den Truppen keinen Unterhalt zu liefern vermöchten, den Durchmarsch nicht gestatten könne, was andere Kreisstände zu thun gut fänden, überlasse er ihnen, doch halte er sich nicht verpflichtet, sie als Kreisausschreibender Fürst aufzufordern, indem im jetzigen Falle die österreichischen Truppen nicht als kaiserliche betrachtet werden könnten, und sie nicht für das Interesse des Reichs gebraucht werden sollten.«

Wirklich wurden die sonst üblichen Requisitionsschreiben des Kreisdirektoriums nicht erlassen. Demungeachtet zogen die österreichischen Heere durch des Kreises Lande; nur die preußischen wurden nicht berührt.

Die teutschen Reichsfürsten selbst zeigten in Folge solchen Beispiels dem Kaiser wenig Willfährigkeit in Bezug auf die holländische Sache. Sein eigener Bruder, Maximilian, Kurfürst von Köln, hielt sich bloß streng neutral, und blieb bei seinem Bündniß mit Holland, wobei er sich bloß ausbedung, daß seine Hülfstruppen niemals gegen den Kaiser verwendet würden, und versprach, nie mit einer Macht, die gegen Holland Krieg führe, sich zu verbinden, noch derselben Absichten zu befördern. Andere teutsche Fürsten folgten solchem

h) Böhmer Diplom. S. 220.

Beiſpiel, vermehrten die ſchon in Sold gegebenen Truppen, oder ſchloßen neue Traktate.

Inzwiſchen war das öſterreichiſche Kabinet nicht unthätig geweſen, und hatte ſich, wie eben gezeigt worden, des Beiſtandes von Rußland verſichert. Bald nach der, ſeiner Flagge widerfahrenen Beleidigung, machte es allen auswärtigen Höfen bekannt: daß es dieß als eine Kriegserklärung anſehe, und achtzigtauſend Mann in die Niederlande marſchieren laſſe. Dieſe Nachricht wurde von den neutralen Höfen verſchieden aufgenommen, aber von Frankreich mit entſchiedener Beſtürzung. Dieſe Macht unterhandelte eben ein Bündniß mit den Generalſtaaten, und konnte daher eine Schmälerung dieſer Macht nicht zugeben, wollte aber zugleich die Freundſchaft des Kaiſers erhalten, da ſie nicht in der Lage war, bei dem ſchlechten Zuſtand der Finanzen und der Unzufriedenheit des Volks, dieſem neuerdings die Laſten eines Kriegs aufzuerlegen. In dieſer Lage der Dinge baten die Generalſtaaten um die Vermittlung Frankreichs, welches eben wegen ſeiner zweifachen Gebundenheit Allen, die den Frieden wünſchten, zu dieſem Geſchäfte am tauglichſten war. Der Herzog von Vauguyon, Geſandter Frankreichs in Haag erklärte auch die Bereitwilligkeit ſeines Hofes zu Gunſten der Generalſtaaten, ſich mit allem ſeinem Anſehn beim Kaiſer zu verwenden. Herr von Vergennes rieth jedoch ſeinem Hofe zur äußerſten Vorſicht, und machte dem König den Vorſchlag zu einem direkten Briefwechſel über dieſe Sache mit dem Kaiſer, ſeinem Schwager, ein Mittel, den Streit beizulegen, das den Kaiſer einigermaßen aufreizte, da ſein Charakter ſich dagegen ſträubte, durch ein Verwandtſchaftsverhältniß auf ſich

einwirken zu lassen[1]). Während Frankreich sich, um seinen Vorstellungen Nachdruck zu geben, zur Unterstützung Hollands rüstete und seinen General Montesquiou zur Uebernahme des Oberbefehls nach Holland abschickte, schrieb Ludwig XVI. an den Kaiser unterm 17ten Nov. nachstehende Erklärung: »Die aufrichtige Freundschaft des Königs für den Kaiser und die Wünsche desselben für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe, machen es ihm zur Pflicht, sich ohne Rückhalt über die Mißhelligkeiten auszusprechen, welche zwischen Sr. Majestät dem Kaiser und der Republik Holland entstanden sind. Der König zaudert um so weniger, seine Meinung über diesen wichtigen Gegenstand auszudrücken, da die Reinheit seiner Grundsätze und Absichten keinem Zweifel unterliegen können. Indem Se. Majestät der König auf das Verlangen beider Theile seine Vermittlung angetragen, hat er sich enthalten, irgend eine Meinung über den Grund der ersten Forderungen des Kaisers zu äußern. Der König schreibt sich noch dasselbe Stillschweigen vor, allein der Antheil, welchen er an dem Ruhme des Kaisers nimmt, berechtigen ihn zu der Bemerkung, daß die ersteren Ansprüche des Kaisers und sein Verlangen der Scheldeöffnung nicht unter demselben Gesichtspunkt betrachtet werden können. Indem die Holländer über diesen lezten Gegenstand sich unnachgiebig gezeigt, haben sie nur ein Recht aufrecht erhalten, welches sie seit anderthalb

[1]) Cette correspondance eut lieu en effet, et c'est aux explications qu'elle amena insensiblement que l'on doit l'accommodement auquel l'empereur se prêta, mais après avoir manifesté l'humeur la plus aigre, piqué de ce que le roi, qu'il croyait dominer par le crédit de la reine, n'avait écouté en définitif, que l'avis de son conseil. (Flassan p. 263.)

Jahrhunderten genießen, welches ihnen durch einen feierlichen Vertrag verbürgt ist, und das sie als den Grund ihres Wohlstandes und selbst ihrer Existenz betrachten: woraus hervorzugehen scheint, daß die abschlägige Antwort der Generalstaaten keine andere Wirkung haben könne, als die Zurückführung der Unterhandlungen auf die früheren Ansprüche. Der König wünscht um so mehr, daß dieser Weg eingeschlagen werde, da er zu einer billigen Ausgleichung führen könnte. Ein entgegengesetztes Verfahren von Seiten des Kaisers würde — so wäre zu fürchten — eine allgemeine Unruhe erzeugen, und wahrscheinlich die meisten Mächte veranlassen, jene Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, welche die Ereignisse erfordern könnten. Der König selbst könnte nicht umhin, Truppen an seinen Grenzen zu versammeln. Wenn so wichtige Betrachtungen den Kaiser bestimmen könnten, alle feindseligen Maßregeln einzustellen, um nur die Stimme der Mäßigung und Gutmüthigkeit zu vernehmen, so erneuert der König seinen Antrag einer Vermittlung. Se. Majestät würden sich dazu mit um so größerem Eifer anschicken, da seine persönlichen Gesinnungen für den Kaiser ihn wünschen lassen, daß das Feuer eines Krieges gelöscht werde, dessen Folgen unberechenbar wären [1]).

Zugleich verwendete sich Frankreich in Holland für eine friedliche Wendung des Streits, und machte die Generalstaaten, welche durch die russischen Erklärungen nachgiebig gestimmt waren, nachgiebiger. Der Kaiser, welchem nicht entging, daß sein Versuch, die Scheldeschifffahrt durch Unterhandlungen zu

[1]) Flassan hist. d. l. d. fr. p. 365—367.

befreien, weiter geführt habe, als es dem politiſchen Intereſſe Oeſterreichs angemeſſen ſey, zeigte ſich nun, um einen ſo unpolitiſchen Krieg zu vermeiden, bereitwillig zu Unterhandlungen, und erklärte: »daß, wenn vorläufig der Beleidigung der kaiſerlichen Flagge eine öffentliche und vor Europa in die Augen fallende Genugthuung gegeben werde, ſein Monarch nicht abgeneigt ſey, wegen aller ſeiner Forderungen ſich mit einigen kleinen Grenzberichtigungen und einer Entſchädigung in Gelde zu begnügen.«

Nun war ein Mittel der Verſtändigung gegeben, und Frankreich erklärte nun unumwunden, daß, nachdem die wichtigſte Forderung des Kaiſers beſeitigt, kein Grund für ſeinen König vorhanden ſey, mit ſeinem Bundesgenoſſen und Schwager einen Krieg anzufangen. Die Generalſtaaten, welche wegen der geforderten Genugthuung eben keine Schwierigkeiten machten, fingen jezt mit dem Kaiſer über die Größe der Entſchädigungsſumme zu markten an. Der Kaiſer verlangte fünfzehn Millionen Gulden; allein die Holländer verſicherten ſo viel nicht geben zu können. Der Kaiſer ermäßigte hierauf ſeine Forderung auf neun und eine halbe Million und außerdem noch eine halbe Million Entſchädigung für die niederländiſchen Unterthanen, welche durch die holländiſche Ueberſchwemmung gelitten hätten. Wenn am 22. September, ſagte Graf Merci, die Generalſtaaten ſich nicht erklärt hätten, die Summe entrichten zu wollen, ſo ſehe der Kaiſer die Unterhandlung als abgebrochen an, und werde ſofort den Krieg anfangen.

Allein auch dieß war den Holländern zu viel. Ihre Bevollmächtigten vertrauten endlich dem Vermittler, daß ihre

Instruktionen ihnen schlechterdings nicht erlaubten, die Summe von fünf Millionen zu überschreiten. Keine Drohung, keine Vorstellung konnte sie bewegen, hiervon abzugehen, der französische Hof mußte, um sein Vermittlungsgeschäft nicht an dem Geize der Republik scheitern zu sehen, des Kaisers Forderungen aus der eigenen Staatskasse voll machen. So endigte dieser Streit für den kaiserlichen Hof unvortheilhaft, denn die Entschädigungssumme, welche er erhielt, war nur ein Ersatz der Kriegskosten [1]). Wie sehr auch des Kaisers Freunde die Erfolglosigkeit dieses Streits zu bemänteln suchten, so konnte sie doch Niemanden verborgen bleiben, der die Ereignisse in ihrem Zusammenhange verfolgt.

Im Juli 1785 erschienen der Graf v. Wassenaar und Baron v. Lynden in Wien, um dem Kaiser die genugthuende Erklärung zu machen: »daß bei den Maßregeln, welche ihre Hochmögenden zu Behauptung unläugbarer Rechte zu nehmen sich genöthigt sehen, durchaus nicht ihre Absicht gewesen sey, Seine Majestät zu beleidigen, mit welcher sie

[1]) Man behauptete damals in Wien, noch nie habe das Haus Österreich einen so kostbaren Krieg geführt, und es läßt sich dieses begreifen, wenn man erwägt, daß in ältern Zeiten verhältnißmäßig immer weit mehr Truppen und Artillerie in den Niederlanden waren, auch dieselben vorzüglich von England und Holland vertheidigt wurden, also nicht dorthin so viele österreichische Truppen aus weiter Ferne gesandt werden durften. Der Marsch jedes Regiments aus Ungarn oder Böhmen nach den Niederlanden soll, den gewöhnlichen Sold ungerechnet, 570,000 Gulden, und der Transport jeder einzelnen Kanone 542 Gulden gekostet haben (?) die sämmtlichen Kosten des Marsches der Truppen und Transport der Artillerie wurden auf fünf Millionen Gulden geschäzt (?) (Dohms Denkwürdigkeiten S. 240.)

vielmehr das gute Vernehmen bald möglichst herzustellen und unwandelbar zu befestigen sehnlichst wünschten.

In Folge dessen wurden die Präliminarien geschlossen, und der ganze Streit bald darauf durch einen Definitivtraktat beigelegt, welcher folgende wesentliche Punkte enthielt [1]: 1) Der Münsterſche Friede vom 30. Januar 1648 wird bestätigt, mit der Bestimmung, daß ein kleiner Theil des Schelde-Stroms, von Antwerpen bis Säftingen, der bisher streitig war, dem Kaiser zugestanden wird; der übrige Theil aber, bis zum Ausfluß in das Meer, verbleibt der Republik. 2) Mit den eigenen Worten des Münsterſchen Traktats wird das Recht der Republik anerkannt, diesen Theil des Stroms, der unter ihrer Hoheit ist, so wie die Kanäle von Sas, Swyn und andern, ferner wie bisher verschlossen zu halten [2]. Die Grenzen zwischen beiden Staaten sollten so bleiben, wie es in der Convention von 1664 ausgemacht worden, und wo es nöthig, sollten sie hiernach regulirt werden. 4) Die Republik verspricht, die Forts Lillo und Liefkenshoek mit den Festungswerken in dem Stande, worin sie sind, die Forts Friedrich, Heinrich und Kruitsschanz, aber geschleift, dem Kaiser abzutreten. 5) Der Kaiser entsagt allen und jeden

[1]) Groß-Hoffinger's Archiv der Urkunden, Gesch. Jos. II.

[2]) Dieß war der Hauptpunkt, um den gestritten worden. Zwar war Anfangs auch die Freiheit der Niederländer, aus den flandrischen Häfen nach beiden Indien zu fahren, von Oesterreich in Anspruch genommen, da aber dieses Punkts in den fernern Unterhandlungen nicht weiter erwähnt worden, so bewog Graf Vergennes die holländischen Bevollmächtigten, nicht darauf zu bestehen, daß der Kaiser auch diesen Ansprüchen förmlich entsagte, sondern sich mit der stillschweigenden Aufgebung derselben begnügen.

Ansprüchen, die er auf die Stadt und Festung Mastricht, so wie auf andere Distrikte gemacht hat. 6) Die Republik zahlt dagegen neun und eine halbe Millionen holländischer Gulden, und außerdem noch zur Entschädigung der Unterthanen, welche durch Ueberschwemmung gelitten, eine halbe Million. Diese Zahlung von zusammen zehn Millionen Gulden wird in sechsmonatlichen Terminen berichtigt, und drei Monate nach Ratifikation dieses Traktats soll damit angefangen werden.

Dieses Ende der holländischen Streitigkeiten schadete der Autorität Oesterreichs in Europa sehr. Friedrich II hörte nie auf darüber zu spotten. Schon im Laufe der Unterhandlungen hatte er zu dem Marquis v. Bouillé gesagt: »Vergennes zwingt am Ende die durchlauchtigste Republik, sich mit einem Trinkgeld abzufinden.«

befreien, weiter geführt habe, als es dem politischen Interesse Oesterreichs angemessen sey, zeigte sich nun, um einen so unpolitischen Krieg zu vermeiden, bereitwillig zu Unterhandlungen, und erklärte: »daß, wenn vorläufig der Beleidigung der kaiserlichen Flagge eine öffentliche und vor Europa in die Augen fallende Genugthuung gegeben werde, sein Monarch nicht abgeneigt sey, wegen aller seiner Forderungen sich mit einigen kleinen Grenzberichtigungen und einer Entschädigung in Gelde zu begnügen.«

Nun war ein Mittel der Verständigung gegeben, und Frankreich erklärte nun unumwunden, daß, nachdem die wichtigste Forderung des Kaisers beseitigt, kein Grund für seinen König vorhanden sey, mit seinem Bundesgenossen und Schwager einen Krieg anzufangen. Die Generalstaaten, welche wegen der geforderten Genugthuung eben keine Schwierigkeiten machten, fingen jezt mit dem Kaiser über die Größe der Entschädigungssumme zu markten an. Der Kaiser verlangte fünfzehn Millionen Gulden; allein die Holländer versicherten so viel nicht geben zu können. Der Kaiser ermäßigte hierauf seine Forderung auf neun und eine halbe Million und außerdem noch eine halbe Million Entschädigung für die niederländischen Unterthanen, welche durch die holländische Ueberschwemmung gelitten hätten. Wenn am 22. September, sagte Graf Merci, die Generalstaaten sich nicht erklärt hätten, die Summe entrichten zu wollen, so sehe der Kaiser die Unterhandlung als abgebrochen an, und werde sofort den Krieg anfangen.

Allein auch dieß war den Holländern zu viel. Ihre Bevollmächtigten vertrauten endlich dem Vermittler, daß ihre

zu erhöhen ſuchte. Die Ungnade des Grafen Panin vernichtete Preußens Anſehen in Rußland gänzlich, und die Vereinigung beider Kaiſerhöfe ward inniger. Man ſchloß keinen förmlichen Vertrag, weil Katharina II. die Unterzeichnung beider Urkunden verlangte, wie zwiſchen Fürſten gleichen Ranges. Joſeph II., der einen der Kaiſerwürde ſo zuwiderlaufenden Punkt nicht bewilligen konnte, wendete ein, er habe ſein Recht von den Kurfürſten, ſey ihnen dafür Rechenſchaft ſchuldig, und bisher habe noch kein Machthaber Europa's dem teutſchen Kaiſer den Vorſitz verweigert. Die Kaiſerin beharrte lang auf ihrem Geſuch; endlich ward auf ihren Vorſchlag feſtgeſezt, daß, ſtatt einer förmlichen Urkunde, die Artikel, worüber man ſich vergleiche, in einen brieflich abgefaßten Vertrag aufgenommen werden ſollten, welche beide Monarchen gegenſeitig unterzeichneten und an einander richteten. So ſchloßen ſie ein Schutzbündniß, und gewährleiſteten einander gegenſeitig ihre Staaten. Die Zahl der Hülfsſchaaren und die Dauer des Bündniſſes ward nicht beſtimmt.

Die Freundſchaft Rußlands, welche Joſeph ſchon als Mitregent zu gewinnen wußte, hatte bei den eigennüzigen Abſichten der ſtets auf Vermehrung bedachten preußiſchen Macht, den Wünſchen Friedrichs in Beziehung auf die Herrſchaft in Teutſchland und der geographiſchen Lage der Erbſtaaten, eine doppelt wichtige Bedeutung. Sie gewährte einerſeits ein mächtiges Gegengewicht gegen die Gefahren der preußiſchen Eiferſucht, die ſie mäßigen konnte, andererſeits Handelsvortheile, welche von unberechenbarem Gewichte waren. Und dieß war auch der einzige Zweck dieſes

Freundschaftsbundes, der wohl auf Seiten Rußlands mit geheimer Nebenabsicht geschlossen wurde, aber dem Kaiser nur in den angedeuteten Beziehungen wichtig war. Die allgemeinste, in damaliger Zeit herrliche Vermuthung, daß die Artikel eines 1780 wahrscheinlich nur in handschriftlichen Versicherungen bestehenden Allianz-Vertrages hauptsächlich den Handel auf der Donau nach dem schwarzen Meere betroffen habe, ist wohl auch die richtigste, denn sie ist es allein, welche durch alle nachfolgenden Ereignisse gerechtfertigt wird. Offenbar hat auch Katharina in ihrer Politik gegen Oesterreich die Freundschaft desselben an diesem Ring zu befestigen gesucht, denn schon bei der ersten Anwesenheit des Kaisers in Rußland ließ sie seine Aufmerksamkeit in dieser Richtung hin mehrfach Auffallen erregen. So las in Gegenwart Josephs II. der Professor Güldenstädt, wahrscheinlich im Auftrage der Kaiserin, eine Abhandlung über die Einleitung des Handels zwischen den österreichischen Staaten und den russischen Häfen im schwarzen Meere vor. Er sagte bei dieser Gelegenheit unter Anderem die folgenden merkwürdigen Worte: »Der für Katharina so glorreiche Friede bei Kainardgy kann nicht allein für Rußland, sondern auch für Teutschland, und besonders für die an der Donau gelegenen österreichischen Staaten höchst vortheilhaft werden; sobald außer der von den Russen auf dem schwarzen Meer eröffneten Schifffahrt noch auf der Donau durch das türkische Gebiet russische und österreichische Unterthanen mit einander handeln wollen. Die ihnen von der Pforte durch die lezten Friedensschlüsse zugestandenen Freiheiten, die Bequemlichkeiten der kürzern Wasserkommunikationen, und die gegenseitigen

hinauszuwerfen, die Idee der Gründung eines griechisch-östlichen Kaiserreichs knüpfte ihre fruchtbare Phantasie an den frommen prosaischen Wunsch der Christenheit. Diese entflammte Katharinen's Unternehmungslust, und setzte ihren Geist in solche Bewegung, daß ihn nichts beschwichtigen konnte, als der Beschluß, sie zu verwirklichen. Dieser Traum beschäftigte sie fortwährend, und verrieth sich furchtlos durch mehrere Handlungen der Czarin. So ließ sie ihren Enkeln die bedeutungsvollen Namen Konstantin und Alexander beilegen, um frühzeitig ihre Phantasie mit großartigen Erinnerungen zu nähren. Der ältere von beiden sollte vereinst das nordische Reich erben, der jüngere dagegen das neue eroberte Ostland. Dem gemäß wurde der jüngere Prinz nach dem Ritus der orientalisch-griechischen Kirche getauft, und von griechischen Ammen und Wärterinnen aus dem Archipelagus gepflegt. Noch als Kind empfing Konstantin schon die Huldigungen der Griechen, und wurde der Stern des Morgenlandes geheißen. Ganz Europa pflichtete ihren Absichten gegen die Türken bei, und der welthistorische Autor Voltaire forderte feierlich dazu auf, die Osmannen aus der gesitteten Welt zu verdrängen, damit ganz Europa dann um so leichter französirt und alle Nationalität zerwässert werde [1]).

---

[1]) „Es ist klar," sagte er, „daß Barbaren, welche die schönen Künste verachten und die Weiber einschließen, ausgerottet zu werden verdienen, und daß es einer Heldin gebühre, sie wegen der wenigen Achtung zu züchtigen, die sie von jeher den Damen bewiesen haben." — „Dieser Krieg," sagte er zu einer andern Zeit, „muß nicht durch einen Frieden gewöhnlicher Art geendigt werden, es ist nicht genug, die Türken zu demüthigen,

In der Regierungsperiode Josephs II. ließ Katharina diesen Zweck niemals aus dem Auge, und es ist wahrscheinlich, daß sie auf den Beistand des Kaisers gerechnet habe. Die Gelegenheiten zur Ausführung ihres Projekts schienen sich bald zu finden. Nach dem Frieden von Kainardgy blieben zwischen Rußland und der Pforte zwei Punkte streitig: die Unabhängigkeit der Krimm und die freie Schifffahrt durch die Dardanellen. Die leztere, im Frieden zugestanden, wurde doch von der Pforte auf alle Weise erschwert, und in der ersteren Provinz suchte die Pforte das Volk in seiner Widerspenstigkeit gegen den, Rußland ergebenen Chan, zu erhalten. Dieser hatte die Unzufriedenheit freilich dadurch erregt, daß er die europäische Civilisation unter den Tartaren einzuführen sich bestrebte, und die herkömmlichen Gebräuche verlezte, allein es wurde behauptet, daß, ohne der Pforte geheime Aufhetzung, der Aufstand nicht ausgebrochen seyn würde. Ein anderer Prinz des tartarischen Stammes warf sich zum Chan auf, stellte sich an die Spitze der Rebellen, und die Pforte schickte ihm Truppen zu Hülfe nach Taman. Rußland, hierdurch beleidigt, unterdrückte nun mit Gewaltmitteln [1]), den Aufstand, und nahm die freiwillige Unterwerfung

---

nein, ihr Reich in Europa muß vernichtet, und sie müssen auf ewig nach Asien verbannt werden."

[1]) „Man erzählt, ein General, Knees Prosorowsky mit Namen, habe sich durchaus geweigert, die widerspenstigen Tartaren niederhauen zu lassen, mit der ihm Ehre bringenden Erklärung, „weil er kein Scharfrichter sey;" aber Paul Potemkin, der statt seiner den Auftrag erhielt, ließ sofort 30,000 Männer, Weiber und Kinder einfangen und niedermetzeln. So wurde bald allem Widerspruche ein Ende gemacht. Der Chan und noch

zu erhöhen ſuchte. Die Ungnade des Grafen Panin vernichtete Preußens Anſehen in Rußland gänzlich, und die Vereinigung beider Kaiſerhöfe ward inniger. Man ſchloß keinen förmlichen Vertrag, weil Katharina II. die Unterzeichnung beider Urkunden verlangte, wie zwiſchen Fürſten gleichen Ranges. Joſeph II., der einen der Kaiſerwürde ſo zuwiderlaufenden Punkt nicht bewilligen konnte, wendete ein, er habe ſein Recht von den Kurfürſten, ſey ihnen dafür Rechenſchaft ſchuldig, und bisher habe noch kein Machthaber Europa's dem teutſchen Kaiſer den Vorſitz verweigert. Die Kaiſerin beharrte lang auf ihrem Geſuch; endlich ward auf ihren Vorſchlag feſtgeſezt, daß, ſtatt einer förmlichen Urkunde, die Artikel, worüber man ſich vergleiche, in einen brieflich abgefaßten Vertrag aufgenommen werden ſollten, welche beide Monarchen gegenſeitig unterzeichneten und an einander richteten. So ſchloßen ſie ein Schutzbündniß, und gewährleiſteten einander gegenſeitig ihre Staaten. Die Zahl der Hülfsſchaaren und die Dauer des Bündniſſes ward nicht beſtimmt.

Die Freundſchaft Rußlands, welche Joſeph ſchon als Mitregent zu gewinnen wußte, hatte bei den eigennüzigen Abſichten der ſtets auf Vermehrung bedachten preußiſchen Macht, den Wünſchen Friedrichs in Beziehung auf die Herrſchaft in Teutſchland und der geographiſchen Lage der Erbſtaaten, eine doppelt wichtige Bedeutung. Sie gewährte einerſeits ein mächtiges Gegengewicht gegen die Gefahren der preußiſchen Eiferſucht, die ſie mäßigen konnte, andererſeits Handelsvortheile, welche von unberechenbarem Gewichte waren. Und dieß war auch der einzige Zweck dieſes

Freundschaftsbundes, der wohl auf Seiten Rußlands mit geheimer Nebenabsicht geschlossen wurde, aber dem Kaiser nur in den angedeuteten Beziehungen wichtig war. Die allgemeinste, in damaliger Zeit herrliche Vermuthung, daß die Artikel eines 1780 wahrscheinlich nur in handschriftlichen Versicherungen bestehenden Allianz-Vertrages hauptsächlich den Handel auf der Donau nach dem schwarzen Meere betroffen habe, ist wohl auch die richtigste, denn sie ist es allein, welche durch alle nachfolgenden Ereignisse gerechtfertigt wird. Offenbar hat auch Katharina in ihrer Politik gegen Oesterreich die Freundschaft desselben an diesem Ring zu befestigen gesucht, denn schon bei der ersten Anwesenheit des Kaisers in Rußland ließ sie seine Aufmerksamkeit in dieser Richtung hin mehrfach Auffallen erregen. So las in Gegenwart Josephs II. der Professor Güldenstädt, wahrscheinlich im Auftrage der Kaiserin, eine Abhandlung über die Einleitung des Handels zwischen den österreichischen Staaten und den russischen Häfen im schwarzen Meere vor. Er sagte bei dieser Gelegenheit unter Anderem die folgenden merkwürdigen Worte: »Der für Katharina so glorreiche Friede bei Kainardgy kann nicht allein für Rußland, sondern auch für Teutschland, und besonders für die an der Donau gelegenen österreichischen Staaten höchst vortheilhaft werden; sobald außer der von den Russen auf dem schwarzen Meer eröffneten Schifffahrt noch auf der Donau durch das türkische Gebiet russische und österreichische Unterthanen mit einander handeln wollen. Die ihnen von der Pforte durch die lezten Friedensschlüsse zugestandenen Freiheiten, die Bequemlichkeiten der kürzern Wasserkommunikationen, und die gegenseitigen

Nationalbedürfnisse laden zu diesem Kommerz ein, auf welches schon ehemals der immer mit allen Völkern weteifernde Handlungsgeist der Engländer und Franzosen sehr aufmerksam war.«

Der Graf von Cobenzl, welcher als Gesandter nach Petersburg geschickt wurde, unterhielt die freundschaftliche Verbindung zwischen beiden Höfen durch ununterbrochene Unterhandlungen, welche wenigstens in ihren Wirkungen an den Tag kamen. Als solche hat man Grund, die wirklich angefangene Schiffahrt auf der Donau, die Ausfuhr österreichischer Fabrikate nach Cherson und Konstantinopel, und ein besonderes Etablissement zu Kilia, an dem Ausfluß der Donau in das schwarze Meer, zu bezeichnen. Das erste Schiff dieser Gesellschaft ging am 1. Jun. 1782 nach seinem Bestimmungsort ab. Wäre aber hierdurch des Kaisers Entferntheit von allen ehrgeizigen und kriegerischen Entwürfen nicht vollkommen außer Zweifel gesetzt, so widerspricht sein Betragen gegen die kriegführenden Mächte, England und Frankreich, solchem Argwohn. Allein außerdem gibt die Art und Weise, wie sich Joseph der Kriegsunternehmung Rußlands anschloß, nicht nur Belege für die Reinheit seiner Absichten, sondern vollständige Beweise. Es wird darum vollkommen klar: Joseph hatte bei seinen Bestrebungen keine andere Triebfeder, als die reinste Humanität und den großmüthigen Enthusiasmus eines Menschenfreundes, der seinen Ehrgeiz und seine Habgier in der Ehre und dem Wohlstand der Seinigen befriedigt findet [1]).

[1]) Cobenzl, S. 116.

Anders dachte und fühlte Katharina II., die aus niederem Haus entsprossen, durch ein außerordentliches Schicksal sich auf einen der größten Throne der Welt erhoben sah; Ihre Seele lernte durch so umfassendes Glück die größten Entwürfe mit einer Leichtigkeit fassen, die jenen Gemüthern nicht eigen ist, die in gewohnter Höhe den Umfang des Welthorizonts von Kindheit an überschauen, und schon durch den angewohnten Glauben an die Sicherheit ihres Wirkungskreises auch zu dem an dessen Begrenztheit angewiesen werden, weil nothwendig das Eingreifen in fremde Sphären die Gefährdung der eigenen vermuthen läßt. An große Schritte gewohnt, und durch solche auf ihrer Stufe angelangt, fand Katharina dagegen das Ziel ihrer Wünsche und ehrgeizigen Bestrebungen stets in großen Fernen, wo geheimnißvolle Dämmerung ein Feenreich von erfüllten Wünschen umfloß.

Als sie sich auf dem Throne der Czaren sah, umgeben von dem Glanz einer neuen Civilisation, die sie selbst erschaffen, mit Gesetzen herrschend, die sie selbst erfunden, von Günstlingen ihrer Wahl umgeben, geachtet und gefürchtet von Europa, mit Vorbeeren aus Asien bekränzt, ein Gegenstand abgöttischer Verehrung für ihre Unterthanen, geschmeichelt von dienstfertiger Galanterie gekrönter Verehrer, hatte sie zunächst nichts Großes mehr zu thun, denn die Ausführung großartiger Anstalten im Innern ihres ungeheuern Reiches überließ sie gerne kleineren Geistern. Ihr neue Aussichten erstrebender Blick fiel auf den Orient. Ein der damaligen Aufklärungsepoche nahe liegender Gedanke war es, die ungläubigen Barbaren aus der europäischen Christenwelt

hinauszuwerfen, die Idee der Gründung eines griechisch-östlichen Kaiserreichs knüpfte ihre fruchtbare Phantasie an den frommen prosaischen Wunsch der Christenheit. Diese entflammte Katharinen's Unternehmungslust, und setzte ihren Geist in solche Bewegung, daß ihn nichts beschwichtigen konnte, als der Beschluß, sie zu verwirklichen. Dieser Traum beschäftigte sie fortwährend, und verrieth sich furchtlos durch mehrere Handlungen der Czarin. So ließ sie ihren Enkeln die bedeutungsvollen Namen Konstantin und Alexander beilegen, um frühzeitig ihre Phantasie mit großartigen Erinnerungen zu nähren. Der ältere von beiden sollte dereinst das nordische Reich erben, der jüngere dagegen das neue eroberte Ostland. Dem gemäß wurde der jüngere Prinz nach dem Ritus der orientalisch-griechischen Kirche getauft, und von griechischen Ammen und Wärterinnen aus dem Archipelagus gepflegt. Noch als Kind empfing Konstantin schon die Huldigungen der Griechen, und wurde der Stern des Morgenlandes geheißen. Ganz Europa pflichtete ihren Absichten gegen die Türken bei, und der welthistorische Autor Voltaire forderte feierlich dazu auf, die Osmannen aus der gesitteten Welt zu verdrängen, damit ganz Europa dann um so leichter französirt und alle Nationalität zerwässert werde [1]).

---

[1]) „Es ist klar," sagte er, „daß Barbaren, welche die schönen Künste verachten und die Weiber einschließen, ausgerottet zu werden verdienen, und daß es einer Heldin gebühre, sie wegen der wenigen Achtung zu züchtigen, die sie von jeher den Damen bewiesen haben." — „Dieser Krieg," sagte er zu einer andern Zeit, „muß nicht durch einen Frieden gewöhnlicher Art geendigt werden, es ist nicht genug, die Türken zu demüthigen,

In der Regierungsperiode Joseph's II. ließ Katharina diesen Zweck niemals aus dem Auge, und es ist wahrscheinlich, daß sie auf den Beistand des Kaisers gerechnet habe. Die Gelegenheiten zur Ausführung ihres Projekts schienen sich bald zu finden. Nach dem Frieden von Kainardgy blieben zwischen Rußland und der Pforte zwei Punkte streitig: die Unabhängigkeit der Krimm und die freie Schifffahrt durch die Dardanellen. Die leztere, im Frieden zugestanden, wurde doch von der Pforte auf alle Weise erschwert, und in der ersteren Provinz suchte die Pforte das Volk in seiner Widerspenstigkeit gegen den, Rußland ergebenen Chan, zu erhalten. Dieser hatte die Unzufriedenheit freilich dadurch erregt, daß er die europäische Civilisation unter den Tartaren einzuführen sich bestrebte, und die herkömmlichen Gebräuche verlezte, allein es wurde behauptet, daß, ohne der Pforte geheime Aufhetzung, der Aufstand nicht ausgebrochen seyn würde. Ein anderer Prinz des tartarischen Stammes warf sich zum Chan auf, stellte sich an die Spitze der Rebellen, und die Pforte schickte ihm Truppen zu Hülfe nach Taman. Rußland, hierdurch beleidigt, unterdrückte nun mit Gewaltmitteln [1]), den Aufstand, und nahm die freiwillige Unterwerfung

---

nein, ihr Reich in Europa muß vernichtet, und sie müssen auf ewig nach Asien verbannt werden."

[1]) „Man erzählt, ein General, Knees Proforowsky mit Namen, habe sich durchaus geweigert, die widerspenstigen Tartaren niederhauen zu lassen, mit der ihm Ehre bringenden Erklärung, „weil er kein Scharfrichter sey;" aber Paul Potemkin, der statt seiner den Auftrag erhielt, ließ sofort 30,000 Männer, Weiber und Kinder einfangen und niedermetzeln. So wurde bald allem Widerspruche ein Ende gemacht. Der Chan und noch

einiger Stammfürsten, die um seinen Schutz baten, an. Der Tartarchan trat seine Souveränitätsrechte an Rußland förmlich ab, und Katharina erklärte in einem Manifeste d):

„Da die Tartaren das ihnen durch den lezten Frieden verschaffte Glück, eines unabhängigen Staats, zu genießen nicht fähig seyen, so finde die Kaiserin, zu Herstellung der Ruhe in der Krimm, und zur Sicherheit ihres eigenen Reichs, auch zu billigem Ersatz der bereits für das Wohl der Tartaren aufgewandten über 12 Millionen Rubel betragenden Kosten, sich bewogen, die krimmische Halbinsel, Kuban und die Insel Taman unter ihre Herrschaft zu nehmen. Die Unterthanen wurden ermahnt, durch Treue und Gehorsam sich der kaiserlichen Huld und Gnade würdig zu machen."

Nach dieser Demüthigung der Pforte drang Rußland auf den Abschluß eines Handelstraktats, der in dem Frieden

einige Prinzen seines Hauses erhielten Pensionen, und wurden angewiesen, sich ins Innere des russischen Reichs zu begeben. Schahin Gherns ging nach Kaluga. Da aber die zugesicherte Pension nach einigen Jahren nicht mehr ausgezahlt wurde, flohe er, voll Reue und Schaam über die an seinem Volk begangene Untreue, zu der er sich verleiten lassen, nach der Türkei zurück, wurde aber auf der Insel Rhodus hingerichtet." Diese Nachrichten scheinen höchst fabelhaft, da Potemkin nur 12,000 Mann zu diesen Unternehmungen verwendete, und damit schwerlich 30,000 „einfangen" konnte. Eben so unrichtig scheint das zu seyn, was dieser Schriftsteller von dem Zustande der taurischen Provinz erzählt, welche von Gegnern blühend gefunden wurde, und deren Bevölkerung mehr als verdreifacht war. Herr Dohm, scheint es, hat sich, wie so manches Mal, in seinen einseitigen Darstellungen vom preußischen Patriotismus zum Mährchenglauben verleiten lassen.

d) Dohms Denkwürdigkeiten 2r. Bd. Sr. 59.

vorbehalten, und erwarb durch denſelben bedeutende Handelsvortheile. »Hierauf mehrte Rußland unbedingte Anerkennung ſeiner Oberherrſchaft über die Krimm, von Seiten der Pforte, welche jedoch zu dem äußerſten Widerſtand ſich anſchickte. Indeß beharrte Katharina auf dieſem gewaltigen Fortſchritt ihrer Pläne. Ihr Ehrgeiz fand ſich durch den Gewinn jener wichtigen Eroberung ſehr geſchmeichelt.

Oeſterreich, das man, als in einer Offenſivallianz mit Rußland ſtehend, betrachtete, und ſein Bündniß bei drohender Gefahr für ſeinen Bundesgenoſſen inniger machte, ſuchte gleichwohl Katharinas ausſchweifende Unternehmungsluſt herabzuſtimmen, und den Ausbruch eines Krieges zu verhindern, wozu es die Türken an aufreizenden Handlungen nicht fehlen ließen. Nicht nur ward dem Belgrader Frieden entgegen die Befeſtigung Belgrads verſtärkt, nicht nur wurden die kroatiſchen Grenzwachen mit bewaffneter Hand angefallen, ſondern man inſultirte auch kaiſerliche Schiffe von Belgrad aus durch Kanonenſchüſſe. Trotz dieſer ſchweren Beleidigungen und eines mit Rußland geſchloſſenen Defenſivtraktats verharrte Joſeph auf dem friedlichen Wege der Unterhandlungen, in der Hoffnung, die Sicherheit ſeiner Grenzen feſtzuſtellen, wobei er ſich jedoch rüſtete, um ſeinen Forderungen Nachdruck zu geben, und Rußland, deſſen Freundſchaft für den öſterreichiſchen Handel ſo wichtig war, zufrieden zu ſtellen. Hierdurch wurden Frankreichs Beſorgniſſe rege; es machte Vorſtellungen gegen einen Türkenkrieg, welche der Kaiſer mit Offenheit beantwortete: »An einem offenſiven Kriege Rußlands würde er keinen Theil nehmen; aber wenn die Ruſſen

angegriffen würden, ſo fordre die Defenſivallianz die Theilnahme, und darum müſſe man ſich rüſten.«

Inzwiſchen nahmen die Mißhelligkeiten zwiſchen Rußland und der Türkei ihren Fortgang, denn auf beiden Seiten herrſchte herausfordernde Feindſeligkeit. Da die Beſitznahme der Krimm den oberherrlichen Rechten der Pforte widerſtreitend befunden wurde, ſo bot Frankreich ſchon bei dieſer Gelegenheit an Rußland ſeine Vermittlung, welche von dieſem jedoch nur für den Fall eines wirklichen Kriegsausbruchs angenommen wurde. Gemeinſchaftlich mit Rußland ſcheint Joſeph damals nur in ſo weit Maßregeln der Politik verabredet zu haben, als es zur Behauptung alter Rechte und Erreichung von Handelsvortheilen nöthig war. Auch Rußland ſchien den Ermahnungen Oeſterreichs zur Mäßigung Gehör gegeben zu haben, denn es erklärte gegen England, das ebenfalls vermitteln wollte: es würde ſich mit dem Beſitz der Krimm und mit der freien Schifffahrt durch die Dardanellen begnügen, aber alle Forderungen Oeſterreichs mit ganzer Macht unterſtützen.

Inzwiſchen verſäumte Joſeph keine Maßregel der Vorſicht, und unternahm im April 1783 eine Reiſe in die ungariſchen Länder, wobei er bis Belgrad kam, das er aus einem kleinen Fahrzeug von der Donau aus beſichtigte. Seine Erſcheinung an der türkiſchen Grenze flößte den Moslims große Beſorgniſſe ein. Sie trafen Vertheidigungsanſtalten der ernſthafteſten Art. Als man ihnen hierüber Befremden zu erkennen gab, da der Kaiſer ohne alles Kriegsvolk in ihre Nähe gekommen ſey, zeigten ſie eine abergläubiſche Furcht vor dem großen Fürſten, von welchem ſie behaupteten, »ſeine

Absichten wären unergründlich, und er könne Kriegsschaaren mit dem Fuße aus dem Boden stampfen.

Inzwischen genoßen die Erbstaaten schon wesentliche Vortheile von der durch Rußlands Freundschaft begünstigten Donauschifffahrt, welche mehr noch versprach, als sie wirklich schon an Nutzen für den erbländischen Handel gewährte. Die Zollfreiheit, welche Joseph allen, auf diesem Fluß auszuführenden erbländischen Produkten gestattete, und die Ermunterung österreichischer Handelsleute durch die Kaiserin von Rußland, vermittelst wesentlicher Begünstigungen des Verkehrs mit den russischen Häfen und der Herabsetzung aller, auf österreichische Waaren gesezten Zölle und Abgaben, belebte die träge Donauschifffahrt, und äußerte wichtigen Einfluß auf das österreichische Gewerbswesen. Diese Vortheile dauerhaft zu sichern und zu vermehren, war der einzige Zweck Josephs, welcher die Freundschaft der Pforte nicht geringschäzte. Inzwischen gewährte diese Macht, wegen der Treulosigkeit ihres Charakters und ihrer zunehmenden Schwäche keine Garantie so wichtiger Vortheile, und es war daher sehr natürlich, daß sich der Kaiser an Rußland anschloß, sich zu gegenseitigem Beistand verpflichtete, und sich mit allem seinem Ansehen für seine Interessen verwendete. Es war hauptsächlich die Erklärung des kaiserlichen Gesandten in Konstantinopel, »daß sein Souverän die Forderungen Rußlands unterstützen werde,« welche den Divan bestimmte, Rußlands Erwerbung der Krimm anzuerkennen. Alles schien sich nun zum Besseren zu wenden: Rußland blieb im Besitz der Krimm, und Oesterreichs gerechten Forderungen wurde zum Theil, insofern sie die Sicherstellung des Handels betrafen, durch einen Senat

oder Handelsvertrag abgefaſſen. Derſelbe wurde den 24ten Hornung ausgefertigt, und erneuerte nachſtehende weſentliche Beſtimmungen des Paſſarowitzer Friedens: 1) Werden die Oeſterreichiſchen Handelsleute, außer einem Zoll von drei vom Hundert, frei von allen Laſten erklärt, und es wird ihnen wider eingeriſſene Mißbräuche, beſonders in der Wallachei und Moldau, Schutz verſprochen. 2) Wird dieſen Kaufleuten ſowohl, als Allen, die mit ihnen handeln, Sicherheit von allen Kränkungen verheißen, die auch den türkiſchen Beamten durch Firmans eingeſchärft werden ſoll, von welchen der Kaiſerliche Hof Abſchriften bekommen wird. 3) Wird allen, mit Kaiſerlichen Päſſen verſehenen Kaufleuten, Freiheit der See und der Flüſſe im türkiſchen Gebiet zugeſtanden. 4) Wird ihnen das, ohnehin auf Traktaten gegründete Recht eingeräumt, alle Handelsvortheile der Franzoſen, Engländer, Holländer und Ruſſen, als der begünſtigten Nation zu fordern. 5) Wird der Kaiſerlichen Flagge auf eigenen Schiffen und mit eigener Mannſchaft die freie Fahrt auf Flüſſen in die See und umgekehrt geſtattet; ſo, daß die ſich hierauf beziehende Ausnahme im Paſſarowitzer Friedensſchluſſe wegfällt. Dürfen die Kaiſerlichen Schiffe, die doch nicht größer ſeyn ſollen als die Ruſſiſchen, an den Küſten und namentlich durch den Kanal des ſchwarzen Meeres frei durchfahren: auch das Ueberladen von Flußfahrzeugen auf größere Schiffe, zur Befahrung der See, wird man ohne Neckerei geſchehen laſſen; ſo wie man bei ihrem Aufenthalte überhaupt das freundſchaftlichſte Betragen gegen ſie beobachten wird. 6) Sollen alle Anſtände, die ſich etwa ereignen könnten, freundſchaftlich beigelegt werden.

Unmittelbar nach Ausfertigung dieſer Urkunde, wurde die, an der türkiſchen Grenze zuſammengezogene Kriegsmacht

wieder aufgelöst. Der Frieden ſchien auf lange um ſo mehr geſichert, da im Fall eines Angriffs der Türkei, eine Allianz zwiſchen Frankreich, Preußen und England zu befürchten war. Gewiß würde auch Joſephs ehrgeizloſe Politik den Frieden länger erhalten haben, wäre dieſer nicht durch Katharinas abweichende Geſinnungen und die Pforte ſelbſt geſtört worden.

Zweites Kapitel.

Reiſe des Kaiſers nach Cherſon.

Bis zum Jahre 1786 währte die trügeriſche Ruhe, welche Alle, die Katharinas ungemeſſenen Ehrgeiz kannten, bloß als einen proviſoriſchen Zuſtand betrachteten. In dieſem Jahre aber häuften ſich die Klagen Oeſterreichs gegen die Pforte immer mehr, und obgleich die Langmuth des Kaiſers unerſchöpflich ſchien, ſo war doch Alles zu beſorgen, denn Rußland ſchien begierig jeden Anlaß zur Eröffnung des Krieges zu ergreifen, und erbot ſich dem Kaiſer, ihm mit aller Macht gegen die Pforte beizuſtehen. Joſeph wies dieſe Hülfe zurück, und ertrug die Weigerungen, welche der Divan ſeinen billigen Forderungen wegen Sicherheit der Grenzen entgegenſtellte, mit unbeſiegbarer Gelaſſenheit. Selbſt die Feindſeligkeiten, welche von Belgrad aus ununterbrochen auf ſeinem Gebiete ausgeübt wurden, machten ſeinen Entſchluß nicht wankend, ſo lange als möglich einen Krieg zu vermeiden, der ſeine Unterthanen ungewohnten Laſten preis geben könnte. So wenig gab er damals Plänen auf Vergrößerung Raum, daß er der Pforte erklärte, er wolle

gegen Einräumung der freien Donauschifffahrt auf alle weitern Forderungen willig Verzicht leisten.

Ganz entgegengesezt war das Streben Rußlands. Unverhohlen äußerte Katharina ihren Wunsch, Konstantinopel zu erobern und die Türkei zu theilen. Die Erwerbung dieser neuen Provinz hatte sie mehr zu neuen Eroberungen aufgemuntert als befriedigt. Die großartigen Anstalten, welche sie in der Krimm hervorrief, wiesen deutlich auf einen größeren Zweck, als die Kultur eines barbarischen Landes zu erheben. In kurzer Zeit wurde die ganze Phisiognomie des Landes verändert und an der Mündung des Dnieper eine neue Stadt Cherson erbaut, über deren Thoren die prophetische Inschrift: „Weg nach Konstantinopel“ gesezt wurde. Kaufleute wurden nun hieher gezogen, um die Handelsentwürfe des Hofes ins Werk zu sezen, und die neu erworbenen Lande wurden in ein Gouvernement, Tauris, vereinigt. Auch über Georgien breitete sich die Macht Rußlands aus.

Im Jahre 1787 war die neue Provinz Rußlands durch Katharinas und Potemkins Sorgfalt schon so umgestaltet, daß Segur, der sie mit der Kaiserin bereiste, davon eine sehr reizende Schilderung entwerfen konnte. Die Bevölkerung war vervierfacht, neu entstandene Städte zierten das Land, neue Kultur vermehrte seine natürlichen Reichthümer. Die pomphafte Reise der Kaiserin Katharina in diese Provinz im Frühling dieses Jahres, in Gesellschaft fast aller Gesandten am russischen Hofe und des Königs von Polen Stanislaus Augustus, erregte damals die Aufmerksamkeit Europas um so mehr, da Joseph II. — wahrscheinlich durch eine Einladung veranlaßt — mit der großen Czarin

zusammentraf, und man allgemein glaubte, es würde zwischen den beiden Monarchen eine große Unternehmung gegen die Türkei verabredet werden. Dieß war um so wahrscheinlicher, da die Kaiserin aus ihrem ehrgeizigen Projekt wenig Geheimniß machte, und der Gesandte Oesterreichs bei der Pforte, Baron Herbert, bei dieser Zusammenkunft zugegen war. Wie wenig aber noch damals Joseph II. sich empfänglich zeigte, für die ehrgeizige Idee seiner Bundesfreundin, davon gibt Segur, welcher damals als französischer Gesandter das Vertrauen Katharinas und Josephs II. und die Freundschaft des Fürsten de Ligne genoß, ein merkwürdiges Zeugniß in seiner heiteren Erzählung aller, in Cherson, vorgefallenen Begebenheiten.

Seine Nachrichten gewähren einen tiefen Blick in den Charakter und die Politik Josephs II., und verdienen um so mehr Glauben, da Segur seiner Stellung nach ein natürlicher Gegner der Entwürfe Katharinas war. Seine Erzählung ist darum ohne alle Zuthat, welche die Authentizität der Unpartheilichkeit beeinträchtigen könnte, durch wahre Darstellung der Verhältnisse Rußlands und Charakterisirung der Gesinnungen des Kaisers, eine wichtige Episode der Geschichte desselben.

Segurs Nachrichten über die Zusammenkunft Joseph II. mit Katharina II. zu Cherson.

Der Plan dieses Monarchen war gewesen, die Kaiserin auf ihrer Galeere zu besuchen; allein der Fürst Potemkin, der nach Kaydak vorausgegangen war, benachrichtigte seine Gebieterin bei Zeiten. Sie ließ sich ans Land setzen, ließ uns fast

alle auf der Flotte, ſtieg geſchwind in den Wagen und fuhr dem Kaiſer entgegen, dem ſie bei dem einſam ſtehenden Hauſe eines Koſaken begegnete, wo ſie ſich wenige Stunden aufhielten und darauf zuſammen nach Kaydak fuhren, wo wir am andern Morgen, den 19. Mai wieder zu ihnen trafen.

Zu Kamirz hatte ich einen König geſehen, ohne Macht und Anſehen, aber mit dem Glanz und der Pracht des größten Monarchen umgeben; zu Cherſon ſah ich (ein merkwürdiger Contraſt!) einen mächtigen Kaiſer, der einfach in ſeinem Aeußern, beſcheiden in ſeinen Manieren, vertraulich im Umgang, jedem Zwange feind war, über alle mögliche Gegenſtände Geſpräche anknüpfte, und durch nichts glänzen wollte, als durch ausgebreitete Kenntniſſe, treffendes Urtheil und einen gebildeten Geiſt.

Als Katharina II. in Kaydak mich ihm vorſtellen wollte, ſagte er zu ihr: »Gnädige Frau, ich bin hier nur der Graf von Falkenſtein, und ich bin es daher, der dem franzöſiſchen Geſandten vorgeſtellt werden muß.«

Dieſer Fürſt war in einer einfachen Kaleſche nach Rußland gekommen, von einem General und zwei Bedienten begleitet. (?) Das ſtrenge Incognito, welches er beobachtete, war ihm ebenſo bequem als nützlich, um mehr zu ſehen und zu hören; auch wollte er durchaus, man ſollte ihn wie einen Reiſenden, nicht wie einen Monarchen behandeln.

Alle Morgen kam er zum Levee der Kaiſerin, miſchte ſich unter uns, und wartete mit uns, bis die Fürſtin erſchien. Den Tag über durchſtreifte er die Umgegenden der Orte, in

welchen wir uns aufhielten, und da ihm zufällig meine Unterhaltung gefiel, so machte er oft lange Spaziergänge mit mir, indem er vertraulich Arm in Arm mit mir ging.

Er zeigte sich in seinen Gesprächen nicht geneigt, den Ehrgeiz Katharinens zu unterstützen. Die Politik des Königs schien ihm in diesem Punkte sehr weise. »Konstantinopel,« sagte er, »wäre ein Zankapfel, welcher eine Vereinigung der großen Mächte, zu einer Theilung des türkischen Reichs immer unmöglich machen würde.«

Ich bemerkte, daß er wenig Verwunderung über das Fortschreiten der russischen Unternehmungen zeigte. »Ich sehe darin mehr Glanz,« sagte er, »als Reelles, der Fürst Potemkin ist thätig, aber mehr geeignet, große Unternehmungen anzufangen, als sie zu vollenden. Uebrigens scheint Alles leicht, wenn man Geld und Menschenleben verschwendet. Wir in Teutschland oder Frankreich könnten nicht versuchen, was man hier ungehindert wagt. Der Herr befiehlt, Schaaren von Sclaven arbeiten. Man bezahlt ihnen wenig oder nichts; man ernährt sie schlecht; sie wagen nicht zu murren und ich weiß, daß seit drei Jahren in diesen neuen Gouvernements, durch die Strapazen und die verderblichen Ausdünstungen der Moräste 50,000 Menschen zu Grund gegangen sind, ohne daß man sie beklagte, ja, ohne daß man nur von ihnen sprach.«

Da an einem andern Tage das Gespräch auf den Fürsten Potemkin kam, so sagte er: »Ich begreife wohl, wie trotz seiner Bizarerien dieser sonderbare Mensch eine große Gewalt über die Kaiserin erlangt und behauptet hat; er hat einen starken Willen, einen scharfen Blick; hierdurch wird er

nicht nur nützlich, sondern sogar nothwendig; denn Sie kennen die Russen und müssen gestehen, daß man nicht leicht unter ihnen einen Mann finden würde, der fähiger wäre, ein noch so rohes Volk im Zaum zu halten, dem die Civilisation erst seit so kurzer Zeit näher gerückt ist, und einen Hof zu zügeln, der seit so lange an Verschwörungen gewöhnt ist.«

Je mehr Herr von Kobenzl sah, daß mich der Kaiser mit seinem Wohlwollen beehrte, desto offener wurde das Vertrauen, das er mir bewies: er versicherte mich zwar, daß er wirklich Befehl habe, meine Schritte zur Erhaltung des Friedens zu unterstützen, schien mir aber zu fürchten, der Kaiser lasse sich doch endlich zum Kriege verleiten, wenn die Kaiserin ihre Forderungen auf Oczakow und Akjerman beschränke und ihn über die Idee einer weiteren Vergrößerung beruhige.

»Uebrigens,« sagte er, »würde der Monarch nur mit dem äußersten Widerwillen die Hände dazu bieten, weil er befürchtet, ein Bruch mit Preußen und eine Spannung mit Frankreich möchten die Folgen dieser Nachgiebigkeit gegen seine Verbündeten seyn.«

Indessen waren Herr von Bukgakow, der Gesandte der Kaiserin, und Herr von Herbert, der Internuntius des Kaisers, von Konstantinopel angekommen und es eröffneten sich einige Konferenzen zwischen ihnen, den Grafen Bezborodko und mir.

Ein neuer Zufall befestigte die Hoffnung zu Erhaltung des Friedens. Der Kaiser bekam einige beunruhigende Nachrichten aus den Niederlanden, wo sich große Gährung zeigte. Diese neuen Unruhen mußten ihn natürlich von dem

Gedanken abbringen, der Kaiſerin beizuſtehen, wenn ſie die Türken angreifen wollte.

Am Abend, als ſie den Cirkel entlaſſen hatte, wollte der Kaiſer den ſchönen Abend genießen, und nahm mich beim Arm; wir verließen das Lager, und luſtwandelten lange auf der ungeheuren, grünen Ebene, wo das Auge keine Grenze finden konnte.

Beim Anblick mehrerer Kameele und einiger tartariſcher Hirten, welche in der Ebene herumſchweiften, ſagte der Fürſt zu mir: »Welch' ſonderbare Scene! wer hätte geglaubt, man würde mich mit Katharina II. und den Geſandten von Frankreich und England in der Tartarenwüſte herumirren ſehen? Das iſt ein ganz neues Blatt in der Geſchichte.«

»Mir,« antwortete ich, »ſcheint es eher ein Blatt aus Tauſend und einer Nacht; ich bin Giafer, und gehe mit dem Kalifen Harun-al-Reſchid ſpazieren, der nach ſeiner Gewohnheit verkleidet iſt.«

Als wir wieder herauskamen, ſahen wir eine ziemlich ſtarke Abtheilung tartariſcher Reiterei; reichlich gekleidet und bewaffnet, welche der Kaiſerin entgegen kam, um ihr als Ehrenwache zu dienen. Dieſe Fürſtin, deren Ideen alle großartig, erhaben und kühn waren, wollte während ihres Aufenthalts in der Krimm keine andere Eskorte, als eben von dieſen Tartaren, welche ihr Geſchlecht ſo verachteten, die Chriſten ſo tief haßten, und erſt ſo kurz von ihr beſiegt worden waren. Dieſe unerwartete Probe von Vertrauen glückte, wie faſt Alles, was kühn iſt.

»Geſtehen Sie, lieber Segur,« ſagte der Prinz von Ligne lachend zu mir, »daß es ein ſonderbares Ereigniß

wäre und großen Lärm in Europa verursachen würde, wenn die 1200 Tartaren, die uns hier umgeben, sich etwa einfallen ließen, uns Hals über Kopf in einem benachbarten Hafen zu schleppen, sich dort mit der erhabenen Kaiserin Katharina, so wie mit dem mächtigen römischen Kaiser Joseph, einzuschiffen, und sie nach Konstantinopel zu führen, zur Unterhaltung und zum Vergnügen Sr. Hoheit, Abdul-Hamids, Beherrschers der Gläubigen, und diese List hätte durchaus nichts Unmoralisches; denn sie könnten ohne Skrupel zwei Menschen wegkapern, die mit Verletzung alles Vertrags und alles Völkerrechts ihr Land geraubt, ihren Fürsten enthront und ihre Freiheit in Fesseln geschlagen haben. Glücklicherweise kam diese Tollheit den loyalen Kindern Mahomets nicht in den Sinn. —

Zu Baschtschi-Sarai kam der Prinz von Ligne zu mir, und sagte lachend: »Wissen Sie wohl, mit was sich gegenwärtig unsere beiden großen Reisenden beschäftigen, der gewaltige römische Kaiser und die erlauchte Selbstherrscherin aller Reußen? Ich habe einige Worte von dem Gespräch dieser beiden großen Despoten abgelauscht. Sollte man es glauben, mein Lieber? sie unterhielten sich freundschaftlich von einem sehr schönen Projekt, von der Wiederherstellung der griechischen Republiken.«

»Sie sehen mich nicht so sehr in Erstaunen, wie Sie glauben,« versetzte ich, »umsonst will man sich der Luft seines Jahrhunderts entziehen; man muß sie athmen und wird von ihr durchdrungen. Die Luft des unsrigen ist die der Philosophie und der Freiheit; sie breitet sich ganz in der Stille aus und dringt in die Pallästa wie in die Hütten. Man

kann sie nicht wegdrücken, und wenn man es mit Gewalt versucht, wie England in Amerika, so verwandelt man sie nur in einen fruchtbaren Sturmwind.« Der Fürst von Ligne spottete über diese philosophische Träumerei. Wir ahnten damals nicht, daß es eine Prophezeihung war, die in Erfüllung gehen sollte.

Während des letzten Theils unserer Reise wiederholten wir in den Steppen unsere gewohnten Spaziergänge; der Kaiser erlaubte mir, mich mit ihm über die Konstantinopolitanischen Angelegenheiten zu unterhalten, und sprach sehr offen von seinen und von Katharinens politischen Absichten. Ich halte es nicht für unnütz, hier in wenigen Worten dieses Gespräch zu wiederholen, um zu zeigen, welche Idee er von dem Charakter, dem Ehrgeiz und der Macht der Kaiserin hatte.

»Sie sind jezt zufrieden, wie ich hoffe,« sagte er eines Tags zu mir, »Herr v. Bulgakow und Herr v. Herbert werden der Pforte die von Ihnen gebilligten Vorschläge vorlegen. Halten Sie in diesem Augenblick nicht den Frieden für wahrscheinlich?«

»Herr Graf,« antwortete ich (denn er wurde ernstlich böse, wenn mir manchmal das Wort Sire oder Eure Majestät entschlüpfte), »Alles hängt von der Art ab, wie die Kaiserin selbst diese Vorschläge betrachtet, und von dem Ton, in dem sie vorgebracht werden; vielleicht sieht sie darin nur gute Materialien zu einer Kriegserklärung. Ich fürchte, der Anblick ihrer versammelten Land- und Seemacht habe in ihrem Geist die Furcht vor den Hindernissen zerstreut, auf die sie bei ihren Vergrößerungsplänen stoßen könnte.«

Alles ist bereit, und sobald sie will, kann unter dem Vorwand, daß die Türken mit der Abstellung ihrer Beschwerden zögern, ein Theil ihrer Truppen Oczakow und Mjermann angreifen. Diese Plätze sind unfähig, lange zu widerstehen, und werden leicht erobert werden. Zugleich kann ein anderer Theil der Armee sich auf der Flotte zu Sebastopol einschiffen, eine Landung an der Küste zwischen Konstantinopel und Warna machen, und so die Hauptstadt des türkischen Reichs bedrohen, ja, sie vielleicht selbst erobern, wenn Schrecken den abergläubischen Geist der Muselmänner ergriffe. Die Türken dagegen, welche die Krimm nicht mehr haben, müßten, ehe Sie die Russen angreifen könnten, durch die Bulgarei, Bessarabien, die Moldau, die Wallachei, Neu-Serbien ziehen, wo kaum eine disciplinirte Armee bestehen kann. Ueberdieß würden 15,000 Russen hinreichend seyn, sie am Bug oder Dnieper aufzuhalten. Ich sehe nur ein politisches Hinderniß, das diese Fürstin aufhalten könnte, und Sie wissen besser als ich, bis zu welchem Punkt sie dieses Hinderniß zu fürchten hat.«

»Ich verstehe Sie recht gut,« erwiederte der Kaiser, »meine Nachgiebigkeit zur Zeit der Eroberung der Krimm, flößt Ihnen Furcht ein; ich möchte sie noch in neuen Vergrößerungs-Planen unterstützen. Sie irren sich, ich wünsche aufrichtig die Erhaltung des Friedens, die Besitznahme der Krimm durch die Russen brachte mir keinen Nachtheil; die einzige Folge davon war, daß die Türken friedlicher wurden, weil ihnen das Mittel benommen war, einen Offensiv-Krieg anzufangen.«

»Ueberdieß gewann ich dadurch unberechenbare Vortheile: erstlich den, meine eigenen Staaten vor jedem Angriff der

Türken zu ſchützen, weil ſie die Truppen und Schiffe in der Krimm fürchten, die zur Rache bereit ſind, und dann die Gewißheit, den Petersburger Hof mit dem Berliner zu entzweien, und ſo den letzteren einen mächtigen Alliirten zu rauben.«

»Dieß hat mich in der That beſtimmt, Tauris durch die Pforte an Katharinen abtreten zu laſſen; aber jezt hat Alles eine andere Geſtalt; ich werde nicht dulden, daß ſich die Ruſſen in Konſtantinopel niederlaſſen. Die Nachbarſchaft der Turbane wird für Wien immer weniger gefährlich als die der Hüte. Uebrigens kann dieſer durch die erhizte Einbildungskraft der Kaiſerin ausgebrütete Plan nicht ausgeführt werden, und bedürfte ſie auch nur einer Ukaſe, um ſich Konſtantinopels zu bemächtigen, und ihren Enkel Konſtantin krönen zu laſſen, ſo könnte ſie ſich nicht gegen die türkiſchen Streitkräfte in Klein-Aſien und gegen mehrere große Mächte halten, die ſich der Türken annehmen würden; überdieß müßte ſie in dieſem Falle ihr ganzes Reich von Truppen entblößen, die Hälfte davon verlaſſen und die Hauptſtadt wechſeln.«

»Ich glaube in der That,« verſezte ich, »daß man ſich über die Exiſtenz von Konſtantinopel beruhigen kann, deſſen Erhaltung dem Wiener Hof ſo wichtig iſt, als dem franzöſiſchen; aber nach den ungeheuren Rüſtungen, von welchen wir Zeugen waren, muß man wohl über ein anderes viel wahrſcheinlicheres Projekt beunruhigt ſeyn, nämlich die ruſſiſchen Grenzen bis zum Dniester auszudehnen. Wenn dieſer Plan ausgeführt würde, ſo würde er unvermeidlich einen für unſere Intereſſen ſehr ernſtlichen Krieg herbeiführen.«

»Was ich noch hoffe,« ſagte ich, »iſt, daß die Weisheit des Kaiſers und ſeine Freundſchaft für den König ihn bewegen,

werden, ſeine Bemühung zur Erhaltung des Friedens fortzuſetzen und alle Maßregeln zu ergreifen, die einen Bruch verhüten können. Es ſcheint mir, der König habe ein Recht, darauf zu zählen, denn zur Zeit der Invaſion in die Krimm hat er die Türken nur in der Abſicht zur Abtretung dieſer Halbinſel an Rußland bewogen, um etwas zur Ruhe und zur Beförderung der politiſchen Intereſſen ſeines Schwagers und Alliirten beizutragen.«

»Ich thue, was ich kann,« verſetzte der Kaiſer, »aber ſie ſehen ſelbſt, daß dieſe Frau exaltirt iſt, die Türken müſſen in den Streitpunkten nachgeben. Wenn ſie Katharinen durch eine Weigerung herausfordern, wie kann man ſie hindern, ſich durch Wegnahme einiger Städte zu entſchädigen? Sie hat zahlreiche, abgehärtete, unermüdliche Truppen. Man kann ſie hinführen, wo man will.«

»Sie ſehen, wie wenig man ſich hier aus dem Leben und den Strapazen der Menſchen macht; 800 Stunden von der Hauptſtadt legen ſie Straßen an, graben Häfen, bauen auf Moräſte, errichten Palläſte, pflanzen engliſche Gärten mitten in Wüſten, Alles dieß ohne Bezahlung, ohne Bett, oft ohne Lebensmittel und immer ohne Murren.«

»Die Kaiſerin iſt der einzig wahrhaft reiche Souverain in Europa: ſie braucht viel überall und iſt nichts ſchuldig, ihre Papiere gelten ſo viel ſie will; wenn ihr der Gedanke käme, ſie könnte Geld aus Leder ſchlagen laſſen. England liegt unter einem Berg von Papiergeld begraben. Frankreich machte das öffentliche Geſtändniß von dem ſchlechten Zuſtand ſeiner Finanzen, und ich kann kaum aufbringen, was

mich meine Kolonien in Gallizien und die Festungen kosten, die ich dort habe bauen lassen.«

Ich erwiederte, daß alle diese nur zu gegründeten Umstände eben so viele Gründe seyen, die Anstrengungen zu verdoppeln, um nicht in einen kostspieligen Krieg verwickelt zu werden.

Da wir verschiedene Male auf denselben Gegenstand der Unterhaltung zurückkamen, so suchte ich ihm zu beweisen, daß die kolossale Macht Rußlands mehr in die Höhe steige, als eine feste Grundlage habe. »Sehen Sie,« sagte ich, »Alles hat hier mehr Glanz, als Realität; Alles wird angefangen, nichts vollendet. Der Fürst Potemkin läßt schnell wieder liegen, was er mit Feuer unternommen hat; keiner seiner Plane ist gerecht und ganz ausgeführt. Er hat Sie zu Ekaterinoslow den Grundstein zu einer Hauptstadt legen lassen, die man nicht bewohnen wird; zu einer Kirche, so groß, wie St. Peter in Rom, in der vielleicht nie eine Messe gelesen werden wird. Er hat zur Gründung dieser neuen Katharinens-Stadt einen Berg gewählt, auf dem man eine sehr schöne Aussicht hat, dem es aber gänzlich an Wasser gebricht. Cherson, das eine schlechte Lage hat, hat 20,000 Menschen gekostet; es ist von verpesteten Sümpfen umgeben. Schiffe können beladen gar nicht einfahren. Seit sechs Jahren sind die Steppen öder, als sie es je waren. Die Krimm hat zwei Drittel ihrer Bevölkerung verloren. Kaffa liegt in Trümmern und wird sich nicht wieder erheben. Sebastopel allein ist jezt schon ein bedeutender Platz; aber es braucht noch eine gute Zeit, bis eine wahre Stadt daraus wird.«

»Man hat sich bestrebt, Alles zu schwärzen, Alles zu verschönern, Alles augenblicklich vor den Augen der Kaiserin zu beleben; aber wenn Katharina abgereist seyn wird, verschwinden mit ihr die Zaubereien aus diesen weiten Gegenden.«

»Ich kenne den Fürsten Potemkin: er hat seinen Theaterstreich ausgeführt, der Vorhang ist gefallen; jezt will er sich mit neuen Scenen beschäftigen, sey es in Polen oder in der Türkei. Die Verwaltung und Alles, was anhaltende Thätigkeit verlangt, ist unverträglich mit seinem Charakter; der Krieg selbst, wenn er ihn je anfängt, wird ihm bald beschwerlich fallen, und hat er einmal das Großkreuz des St. Georgen-Ordens gewonnen, so werden wir ihn eben so eilig sehen, wieder Frieden zu schließen, als jezt, ihn zu brechen.«

»Ich gebe dieses Alles zu,« sagte der Kaiser, »man hat uns von Täuschung zu Täuschung geführt: das Innere hat hier große Fehler, aber die äußere Macht ist eben so reel, als glänzend. Der Soldat, der leibeigene Bauer sind Werkzeuge, deren man sich bedient, um abzutreiben, was man will. Der sklavische Adel kennt kein anderes Gesetz, als den Willen seiner Monarchin, keinen andern Zweck, als ihre Gunst. In Rußland findet keine Zwischenzeit zwischen einem Befehl, so launenhaft er seyn mag, und seiner Ausführung Statt. Wäre ein Karl XII. das Haupt dieser Nation, er würde mit 600,000 Mann ganz Europa in Schrecken setzen.«

Es war leicht abzunehmen, daß der Kaiser, bei solchen Ideen, dem Willen Katharinens keinen sehr hartnäckigen Widerstand entgegensetzen und sich wider Willen in den Krieg

hineinziehen lassen werde, wenn sie ihm die Alternative stelle, ihr zu helfen oder eine so mächtige Bundesgenossin zu verlieren.

Nichts desto weniger ist es wahr, daß zu dieser Zeit Rußland, wie sich Diderot emphatisch ausdrückt, nur noch ein Koloß mit thönernen Füßen war; aber man hat diesen Thon hart werden lassen, er hat sich in Metall verwandelt.

Der Kaiser hielt sich über die Fehler des Fürsten Potemkin auf, der Einfluß aber, den er über Katharinen gewonnen hatte, schien ihm sehr begreiflich. »Aber was ich nicht begreife,« sagte er eines Tages zu mir, ist, »daß eine so stolze Frau, die so sehr für ihren Ruhm besorgt ist, eine so sonderbare Schwäche für die Launen ihres jungen Adjutanten Momonow zeigt, der in Wahrheit nur ein verdorbenes Kind ist.«

Das Unglück in den Niederlanden und die Nothwendigkeit, in der sich Joseph II. befand, Truppen dahin zu schicken, kühlten die ehrgeizigen Wünsche ab, die der Fürst Potemkin der Kaiserin durch den Anblick seiner schönen Armee und das prahlerische Schauspiel der in dem Hafen von Sebastopel vereinigten Seemacht eingeflößt hatte.

Der Kaiser theilte Katharinen durch einen Kourier seinen Entschluß mit, aus den Niederlanden die Gouverneure und die Gesandten abzuberufen und den Staaten zu befehlen, sie sollten sich unterwerfen und Deputirte an ihn schicken, widrigenfalls sie gewärtig seyn sollten, daß er sie durch die Gewalt der Waffen zur Annahme aller seiner neuen Organisations-Vorschläge zwingen würde, deren Gerechtigkeit und Nützlichkeit er ihnen zu beweisen suchte.

Diese Nachrichten entschieden das russische Ministerium zur Vermeidung des Krieges. Der Graf Bezborodko machte mir in dieser Rücksicht größere Eröffnungen, als er bisher gethan hatte.

Katharina überhäufte ihren geachteten Gast mit Aufmerksamkeiten bei dieser Gelegenheit, und gab einem eben vom Stapel laufenden Kriegsschiff von 80 Kanonen den Namen Joseph II. Den 27. verließen beide Souveräne Cherson, um die Krimm zu bereisen. Inzwischen erfüllte diese Zusammenkunft die Pforte mit den größten Besorgnissen, die sich in Zusammenziehung ihrer Land- und Seemacht bei Orzakow äußerte, während Rußland 120,000 Mann auf der Halbinsel versammelte und eine russische Flotte bei Sebastopol aufstellte.

Drittes Kapitel.

Neue Mißhelligkeiten mit der Pforte.

Inzwischen wurde Katharina noch einige Zeit durch die politischen Verhältnisse Europa's an Ausführung ihrer Entwürfe gehindert. Es stellten sich in der Gesinnung der großen Mächte ihren Absichten gewaltige Hindernisse entgegen, deren Ermessung ihr besonders eifrig durch Joseph II. angerathen wurde. England hatte sich sowohl von Rußland als von Oesterreich abgewendet. Der Kaiser, der in seiner Politik einzig und allein von dem Interesse seiner Unterthanen leiten ließ, hatte diese Macht dadurch beleidigt, daß er der nordischen Seeneutralität beigetreten war, daß er seinen niederländischen Unterthanen gestattete, mit den empörten Kolonien Handel zu treiben, und daß er dem Versailler Hof die Mittheilungen des Londoner Kabinets enthüllt hatte. Sie hatte sich nun mit dem Könige von Preußen allirt. Außer diesem Bund geboten Joseph die Rücksichten für

den Zustand der Niederlande, noch mehr die Stimmung von Ungarn, wo seine Reformen mit glühendem Haß aufgenommen wurden, Vermeidung aller kriegerischen Entwürfe, obgleich sich die schönsten Aussichten zur Vergrößerung der Monarchie gegen Osten darbieten möchten. Vielleicht wäre er jedoch glücklicher gewesen, hätte er die letztere Idee in ihrer großen Bedeutung erfaßt, und im Sinne des Systems der Herstellung eines slavischen Reiches, wozu in den Erbstaaten die meisten Elemente vorhanden waren, mit Hintansetzung aller teutschen Interessen und seiner niederländischen, im Verein mit Rußland zur Anwendung gebracht. Da nun Joseph weder seiner natürlichen Neigung, noch seinen Interessen nach, einen Krieg gegen die Pforte nicht wünschen konnte, so konnte der Kaiser in Aufmunterung, die ihm, wie jedem großen Geist, angeborene Liebe zu den Waffen zu einem Unternehmen reizen, das für seine Unterthanen so gefährlich war. Er ließ sich im Gegentheil bereitwillig finden, Frankreichs Wünsche für die Erhaltung des Friedens bei Rußland zu unterstützen.

Allein Josephs Mißgeschick schürzte eifrig die günstigsten Verhältnisse zu seinem Verderben, und riß ihn zu Unternehmungen fort, deren unglücklicher Ausgang ihn stets für die Fehler Anderer büßen ließ. Eben so wenig als er geneigt war, einen Krieg gegen die Pforte zu unternehmen, konnte er daran denken, ein Bündniß aufzulösen, das seine Macht (wie es offenbar schien, und die Geschichte Maria Theresia's bewies) einzig vor den Gefahren der Auflösung schützte, die das feindselige Interesse der Nachbarhöfe gegen Oestreich bei jeder Gelegenheit herauf beschwor. Die äußerst unglückliche politische Lage der österreichischen Monarchie in damaligen Zeiten bot dem Erzfeinde dieser Macht, Friedrich II., die besten Gelegenheiten zu den gewaltigsten Streichen.

Fast gab es keinen Theil der Erblande, wo sein Einfluß und seine Waffengewalt nicht wesentliche Grundfesten des österreichischen Staates erschütterte. Sein Geist und sein System war um so gefährlicher, da es erblich werden mußte bei seinem Hause, und da es fast nicht anders als auf Kosten Oesterreichs bestehen konnte. Josephs Politik ward daher gewaltsam in die Richtung gedrängt, welche sie an das Schicksal Rußlands und an die Schritte Katharina's fesselte.

Ungleich wichtiger noch als die politischen Rücksichten, welche die Erhaltung der russischen Freundschaft nöthig machten, war der mit Rußland abgeschlossene Handels- und Schiffahrtstraktat, welcher durch glückliche Unternehmungen dieser Macht eine äußerst günstige Gestaltung des Handels herbeiführen mußte. Der neue Handelsplan betraf eine direkte Verbindung durch die österreichischen Flüsse und Häfen über das schwarze Meer, welcher sich in Kurzem über das ägäische, adriatische und jonische Meer ausdehnen, und eine viel leichtere Verbindung mit den beiden kaiserlichen Hauptstädten vermittelst der Kanäle, der Flüsse Don, Dnieper, Wolga und Donau herstellen mußte. Durch diese Flüsse konnten die benachbarten Provinzen große Schiffe nach dem schwarzen Meere senden, und dort die Handelszuflüsse aufnehmen, welche aus der Donau kamen. Die kleine Tartarei und die angrenzenden, zwischen dem Dnieper und Don gelegenen russischen Provinzen wurden auf einem äußerst beschwerlichen Umweg, mit teutschen, holländischen und französischen Waaren versehen, welche über das baltische Meer zuerst nach Petersburg gebracht werden mußten. Nach dem neuen Plan konnten diese Waaren nun auf viel kürzerem Weg über die Donau und das schwarze Meer nach Cherson oder nach Taganrog in das azowische Meer gebracht, und

von da durch den Dnieper und Don in's Innere Rußlands geführt werden. Die Vortheile einer ſolchen Communikation nach Erwerbung der Krimm und der großartigen Anlage der neuen Handelsſtadt Cherſon, waren für Rußland und Oeſterreich unermeßlich. Nicht nur mußten mit der Zeit die inländiſchen Manufakturen ungemein gewinnen, ſondern es ließen ſich die gemeinſamen Handelsverbindungen bis nach Oſtindien und China ausdehnen [1]).

Ein weſentlicher Beſtimmungsgrund zur Unterſtützung Katharina's war auch die Rückſicht auf die politiſche phyſiſche und induſtrielle Lage Ungarns. Dieſes Reich hatte in früheren Zeiten eine weit größere Ausdehnung, und umfaßte noch im 14ten Jahrhundert nebſt dem eigentlichen Ungarn, die Moldau, Walachei, ganz Kroatien, Bosnien, Dalmatien und Serwien. Allein in der unglücklichen Schlacht bei Mohacz verlor König Ludwig II. (1526), Schwager Kaiſer Karls V., an Soliman einen großen Theil der Ländereien. Dadurch gewann die türkiſche Macht eine gefährliche Ausdehnung gegen Oeſterreich, die ſie trefflich nuzte; Ungarn aber verlor ſeine natürliche und politiſche Ganzheit. Die Herſtellung derſelben war jezt, da es mit Oeſterreich vereinigt war, noch ungleich wichtiger, denn ſie erſt würde dem öſterreichiſchen Staate das gewährt haben, was ihm ſo noth war — einen beſſeren Charakter überwiegend ſlaviſch-magiariſcher Natur. In der gegenwärtigen Ausdehnung aber war es an ſeinen Grenzen immer gefährdet durch einen Nachbar, den man nicht durch Verträge entwaffnen konnte, angewieſen das Centrum des Staates weſtlicher zu legen,

[1]) Prospetto degli Affari attuali dell' Europa ossia storia della guerra presente fra le varie potenze belligeranti con aneddoti ed illustrazioni analogue in Lugano MDCCLXXXVIII Con publica Approvazione. Si vende in Venezia da Antonio Zatta e figli.

und den Kreislauf des inneren Lebens so zu regeln, daß Ungarn stets ein todtes Glied des ganzen Körpers blieb. Und doch welche ungeheuern Kräfte und Reichthümer barg diese Provinz in ihrem Innern! Kein Land Europa's hat solche Schätze aufzuweisen. Die Berge decken ungeheure Metalladern von Gold, Silber, Kupfer, Blei, Quecksilber, Eisen, großen Salzreichthum, der Boden erzeugt das beste Getreide, den besten Wein der Erbstaaten, und auf den öden Fluren des unbebauten Landes weidet das schönste Vieh Europa's. Und dieses Land war bevölkert von einem Volk, in dem alte Stammkraft wie ein herrlicher, wiewohl verwilderter Geist sich vereinigte. Mit allen diesen Vorzügen war Ungarn hinter einer Grenze eingekerkert, die es zwang, alle seine Reichthümer verschlossen zu halten, und den schönsten Strom der europäischen Erde unbenützt zu lassen. Diese Grenze zu durchbrechen, um Luft, Licht und Leben einströmen zu lassen auf die ohnmächtige Nationalthätigkeit, war ein Vorsatz, zu dessen Ausführung ein unternehmender Geist wie der Josephs, jede Gelegenheit zu benützen, sich nothwendig gedrungen fühlen mußte.

Aus allen diesen Gründen war die Wahl nicht zweifelhaft, welche Oesterreich im äußersten Falle einschlagen mußte, und die ganze Mäßigung Josephs konnte sich nicht weiter erstrecken, als zu Maßregeln, um das Aeußerste zu verhüten. In diesem Sinne war auch die Erklärung, welche Kaunitz an Frankreich ergehen ließ, daß der Kaiser eben so wie diese Macht Allem aufbieten werde, um die Differenzen zwischen Rußland und der Pforte auszugleichen, und daß er, wenn es zu einem Kriege zwischen den beiden Mächten kommen sollte, nur dann die Waffen ergreifen würde, wenn es seine eigene Sicherheit erfordere, bis dahin aber neutral sich verhalten werde. Allein die Pforte verachtete alle Rücksichten

der Staatsklugheit in so hohem Grade, daß sie nicht nur die Vermittlung Frankreichs ausschlug, sondern Rußland, das anfing den allseitigen Aufforderungen zur Erhaltung des Friedens Gehör zu geben, noch mehr aufreizte. Künstlich erregte und natürliche Mißhelligkeiten entstanden wegen Beschützung des georgischen Fürsten Heraklius durch die Pforte, wegen Neckereien der Oczakower Türken bei'm Salzeinkauf, wegen des russischen Consuls in Varna, den die Türken entfernt wissen wollten, und wegen der Bedrückung, welche die Einwohner der Wallachei und Moldau, die Glaubensgenossen der Russen, von der Pforte erleiden mußten. Diese Mißhelligkeiten steigerten die Gereiztheit der Pforte bis zu einem Grade, der den Großvezier zum Kriege selbst geneigt machte. Er glaubte den Kaiser durch die niederländischen Unruhen zu sehr beschäftigt, und von dem Fürstenbunde zu sehr beängstigt, als daß er den Beistand des Kaisers gegen die Pforte besorgen hätte können. Man legte daher dem russischen Gesandten von Bulgakow im übermüthigsten Tone folgende Forderungen vor: 1) die Auslieferung des Moldau'schen Hospodars Maurokordato, der sich in's russische Gebiet geflüchtet hatte; 2) die Abberufung des russischen Konsuls zu Jassy, den man einen Friedensstörer nannte; 3) die Zulassung türkischer Konsuln in allen russischen Seehäfen und Handelsplätzen; 4) Preisgebung des Prinzen Heraklius; 5) Durchsuchung der aus dem schwarzen Meere kommenden russischen Schiffe; 6) freien Salzkauf für die Oczakower Türken zu Kynburn; 7) Abrufung aller russischen Konsuln in der ganzen Levante, welche man des Einverständnisses mit den aufrührischen Beys in Egypten beschuldigte [1]).

---

[1]) Prospetto della guerra turchese. T. I. p. 97.

In diesem hartnäckigen Trotz bestärkten England und Preußen die türkischen Minister, welche sich ganz von diesen Mächten leiten ließen. Als Bulgakow sogleich die vier ersten Forderungen zu erfüllen verweigerte, und wegen der drei übrigen erst Befehle einholen zu müssen erklärte, brachten es die Gesandten dieser Mächte dahin, daß man sogleich mit Krieg drohte, und dem russischen Minister keine Frist zur Absendung eines Eilboten bewilligte. Ein so gewaltsames, völkerrechtswidriges Verfahren veranlaßte den österreichischen Internuntius, eine Vorstellung zu machen, worin er bemerkte, daß seinem Souverän, dem Kaiser, als Alliirten Rußlands, dieses Betragen gegen dessen Abgesandten höchlich mißfallen werde. Allein anstatt diese Warnung zu beachten, verlangte man übermüthig, der Kaiser habe sich selbst offen zu erklären, da es der Großherr vorziehe, einen Feind zu kennen, als einen unbekannten zu haben, der ihn meuchlings und unversehens ermorden könne [1]).«

Kaiser Joseph antwortete unverzüglich auf diese muhamedanische Insolenz: es habe ihn höchlich befremdet, daß die Pforte an einen ihr gleichen Hof in einem so hohen Ton schreibe: in Bezug auf die verlangte Erklärung könne es aber dem Divan nicht unbekannt seyn, wie er in einer befestigten Freundschaft und in engem Bündniß mit Rußland stehe, und daß er daher nicht gesonnen sey, sich von den Verträgen zu entfernen, welche zwischen ihm und dieser Macht bestünden.« Vergeblich waren indessen die Vorstellungen, welche der Pforte die verschiedenen Gesandten machten; der Einfluß Englands und Preußen siegte über jede andere Einwirkung, und sieben Tage später, den 6. August, wurde der Gesandte Rußlands mit aller Feierlichkeit zu einer

[1]) Cornova, S. 379.

Konferenz eingeladen; und da er ſich deſſen am wenigſten verſah, in die ſieben Thürme geworfen und der Krieg an Rußland erklärt *).

Die Kaiſerin war nie weniger auf den Krieg gefaßt, als in dem Augenblicke, da er erklärt wurde. Die Vorſtellungen Oeſterreichs und Frankreichs hatte ſie friedlicher als je geſtimmt, und ſie ſchien ihren Lieblingsplan vollkommen aufgegeben zu haben. Sie verſprach Nachgiebigkeit, und hatte bereits demgemäß Herrn von Bulgakow autoriſirt, die durch den franzöſiſchen Geſandten in Vorſchlag gebrachten Auskunftsmittel anzunehmen. Man unterhandelte über die Abfaſſung des an den Paſcha von Achalzig zu erlaſſenden Firman's, Rußland war mit dem Verſprechen, daß man die Tartaren von Kuban im Zaum halten wollte, zufrieden, und ſah, wegen der Friedens-Verletzungen hinſichtlich des Salzes in der Krimm und der Zaporanier, durch die Finger.

Man wollte zwar den Türken Maurokordato nicht ausliefern, verzichtete aber auch ruſſiſcher Seits auf die Auslieferung der ruſſiſchen Ueberläufer. Die Pforte erhielt die Abſtellung der durch die ruſſiſchen Konſuls im Archipelagus begangenen Mißbräuche unter der Bedingung: die durch die Raubſtaaten genommenen Schiffe zurückzugeben.

---

*) Segur ſchrieb von Petersburg nach Paris: „Die Lage der Sachen iſt kritiſcher geworden, als wir geglaubt. Preußen und England waren die Erſten, welche ein Feuer anzündeten, das nach und nach ganz Europa in Flammen ſetzen kann. So nothwendig mir auch der Urlaub, um den ich gebeten und erhalten hatte, war, ſo mache ich doch jezt keinen Gebrauch davon, ſondern ſehe ihn als nicht bewilligt an und bleibe auf meinem Poſten, mit dem Wunſche, daß der König dieſen Beweis meines Eifers wohl aufnehmen möge.“

Dieß waren die Zugeſtändniſſe, die Herr von Segur und Herr von Kobenzl bei der Kaiſerin ausgewirkt hatten; die Kouriere waren im Begriff mit dieſer Nachricht nach Konſtantinopel, Verſailles und Wien abzugehen, als ein von Herrn Herbert abgefertigter Kourier, von den durch den Großherrn, (trotz aller von Seiten des franzöſiſchen Geſandten und des kaiſerlichen Internuntius an das ottomaniſche Miniſterium gemachten Bitten, eine Antwort von Petersburg abzuwarten) gegen den ruſſiſchen Miniſter genommenen heftigen Maßregeln die Kaiſerin in Kenntniß ſezte. — Dieſe Fürſtin ſah ſich ungern gezwungen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben.

Der Graf Bezborodko hat Segur zu ſich und wiederholte ihm daſſelbe. »Während wir,« ſagte er, »im Verein mit Ihrer Regierung Allem aufboten, den Frieden zu erhalten, brachten es der preußiſche und engliſche Miniſter durch ihre Intriguen und dadurch, daß ſie dem Reis-Effendi und Großvezier die perſönliche Furcht einflößten, als ſey unſer Handelsvertrag mit Frankreich eine Offenſiv-Allianz, und unſere Truppen-Zuſammenziehungen das Zeichen eines nahen Einfalls von unſerer Seite, dahin, daß alle unſere Anſtrengungen vergebens waren; ſie ſezten mit einem Wort alle Leidenſchaften der Türken in Bewegung, um ſie in einen Krieg hineinzuziehen; indem ſie dieſelben zu gleicher Zeit über den glücklichen Ausgang deſſelben dadurch beruhigten, daß ſie die Verlegenheit des Kaiſers wegen der Niederlande und die unſrige wegen des Mißjahrs vergrößerten.«

»Dieß war auch der Grund, warum die Pforte zu unſerem großen Erſtaunen, ſogleich nach der Ankunft des Herrn von Bukgukow in Konſtantinopel, anſtatt die Unterhandlungen über die früheren ſtreitigen Punkte fortzuſezen, auf eine arrogante Weiſe die Zurückgabe der Krimm verlangte,

mit der Drohung unsern Gesandten in das Gefängniß zu werfen, wenn er nicht in der kürzesten Frist eine befriedigende Antwort ertheile.«

»Sie sehen hieraus,« fügte er hinzu, »daß es nie eine augenscheinlichere Händelsucht gab; aber trotz dieser kann ich Sie bei meiner Ehre versichern, daß die Kaiserin, obgleich beleidigt, auch jezt noch nicht im Sinne hat, das türkische Reich über den Haufen zu werfen, sondern bloß eine gerechte Genugthuung wegen der erlittenen Beleidigung verlangt, und hierbei auf die Freundschaft Ihres Königs rechnet; und daß dieselbe, im Fall die Pforte durch dessen Bemühungen zur Vernunft zurückgebracht wird, auf jene verderblichen Rathschläge zu achten aufhört, Herrn von Bulgakow in Freiheit sezt, und ihre Beleidigung zurücknimmt, einwilligt, die Unterhandlungen von Neuem anzuknüpfen, und zwar nach denselben Grundsätzen, wie solche vor dem Bruch geführt wurden.«

»Man muß von der andern Seite zugestehen, daß der englische und preußische Gesandte ein Mittel gefunden haben würden, den muselmännischen Hochmuth und dessen Unwissenheit zu einer solchen Nachgiebigkeit zu leiten, wenn nicht der Fürst Potemkin durch die drohende Sprache, die er Herrn von Bulgakow vorgeschrieben hatte, und durch die unnütze und übertriebene Schaustellung von Streitkräften, die er zur Verherrlichung von Katharinen's Triumphzug versammelt hatte, am Anfang nicht die Türkei in Schrecken versezt, und späterhin gegen Rußland aufgebracht hätte.«

»Der Zeitpunkt war nun gekommen, wo Joseph, eingedenk seiner Bundespflichten, Rußland seinen Beistand gegen die Pforte nicht mehr versagen konnte. Selbst seine verheißene Neutralität konnte in diesem Falle nicht mehr anerkannt werden, denn Rußland war der angegriffene Theil

in einem Augenblick, da es zu Unterhandlungen am geneigtesten war. Von nun an konnte der Kaiser nur im Einverständniß mit Rußland handeln, oder mußte in einem kritischen Moment den Bund zerreißen.

Viertes Kapitel.

Ausbruch des Krieges.

Bei der zunehmenden Wahrscheinlichkeit des Krieges fing Joseph an, die umfassendsten Anstalten zur Einleitung desselben ins Werk zu setzen. Unmittelbar nach der Kriegserklärung der Pforte erhielten die meisten österreichischen Regimenter Befehl, sich marschfertig zu halten, und wurden auf den Kriegsfuß gestellt. Ein militärischer Kordon wurde um die ganze türkische Grenze gezogen, aber keine Provinz gänzlich von Truppen entblößt, da man über die Rolle, welche Frankreich und Preußen spielen würden, noch keine Gewißheit hatte. Außer der Hauptarmee, an deren Spitze der Kaiser selbst sich stellen wollte, und welche an der Donau und Save operiren sollte, wurden noch fünf andere Armeekorps aufgestellt in Gallizien, Siebenbürgen, im Banat, in Sirmien, Slavonien und in Kroatien, Triest, Fiume, Porto Re, und die ganze Küstenstrecke wurden in militärische Verfassung gesezt, und durch sechs Regimenter gedeckt. Kleine Kriegsschiffe wurden ausgerüstet, um Handel und Schifffahrt zu schützen. Da die Sicherstellung des Banats vor einem Einbruch der Türken geschüzt werden, und der Kriegsplan zunächst auf Eroberung Belgrads gerichtet seyn mußte, so wurden Dämme gebaut, um das Banat mit dem rechten Donauufer zu verbinden. Der zwischen beiden verbündeten Kaiserhöfen angenommene Hauptoperationsplan zeichnete als Hauptzweck vor: in einem vereinigenden Kreise, dessen großer

Bogen südwestlich am adriatischen Meer begann, und nordwestlich am schwarzen Meere endigt, gegen das Herz des türkischen Reiches vorzudringen. Die Russen unter Romanzow, unterstützt von ihren Flotten im schwarzen Meer, und durch das österreichische Armeekorps in Galizien sollten Bessarabien und die Moldau nehmen, in die Walachei eindringen, und sich der untern Donau bemeistern. Die Aufgabe der österreichischen Hauptarmee war, die Save frei zu machen, Schabacz, Belgrad und Widdin zu nehmen, und mit Nissa sich ganz Serviens zu bemächtigen. Doch sollte die Unternehmung auf Belgrad erst beginnen, wenn die Russen die untere Donau überschritten haben, und im Marsch gegen Silistria seyn würden. Den übrigen Armeekorps ward aufgegeben, in steter Verbindung und Wechselwirkung, in Bosnien vorzudringen, die Bergfestungen am linken Unnaufer zu bezwingen, Dubitza zu nehmen, Novi zu belagern, hierauf weiter nach Albanien vorzurücken, dessen Unterwerfung man durch Unterhandlung im Wege der Ueberredung und Insurgierung vorzubereiten suchte, welche große Aufgabe dem bekannten Hauptmann Bukassevich, durch seine Sendung nach Montenegro aufgetragen ward. Diesen Riesenplan zur Ausführung zu bringen, wurden auch riesenhafte Anstrengungen gemacht. Der Stand der kaiserlichen Armee ward bedeutend über den gewöhnlichen Kriegsstand erhöht, und zum Ersatz der ausmarschierenden Greuzregimenter wurden Landesvertheidigungsdivisionen in der Grenze errichtet, deren Stärke sich auf 15,000 Mann belief. Die Feldartillerie bestand aus 898 Feldstücken jeden Kalibers, mit 176,700 Stück Kugeln und 10,000 Zentnern Pulver. Der Effektivstand der sechs Armeekorps betrug Ende 1787 245,062 Mann und 36,725 Pferde. Die Hauptarmee betrug im Laufe des Feldzugs, mit ihren neueren Verstärkungen 125,000 Mann und

22,000 Pferde. Die Verpflegungsanstalten für die Armee wären eben so großartig, in Mezöhegyes war immer ein Vorrath von 6000 Schlachtochsen. Das Fuhrwesen betrug 16,355 Knechte, 19,000 Pferde, 12,000 Ochsen; 18,000 spanische Reiter und 33,000 Stück Schanzzeug wurden auf besonderen Fuhrwesensdivisionen den Armeekorps nachgeführt. Mit Ende 1787 war die ganze Armee vollkommen schlagfertig [1]).

Mitten unter diesen gewaltigen Anstrengungen zur Eröffnung eines furchtbaren Krieges, arbeitete Joseph mit fast noch größerem Eifer — obschon mit wenig Zuversicht — am Frieden. Ununterbrochen arbeitete er in seinem Kabinete an Europas Ruhe und vergönnte sich selbst nicht so viel, als seine geschwächte Gesundheit erforderte. Als er dem preußischen Gesandten Depeschen für seinen Hof übergab, äußerte er sich ein Mal: »wenn es so nicht zum Frieden kommt, so brennt es in allen vier Welttheilen [2]).« Allein während der Arbeit schwand ihm selbst jede Hoffnung, denn die Pforte selbst vereitelte alle seine Friedenspläne. Diese Macht, welche nach der Hand ihre Abtretung der Krimm bereute, ließ sich durch nichts zufrieden stellen, und ernannte wieder einen Kan dieser Provinz. Schon im Herbstmonate begann sie ihre Feindseligkeiten gegen Rußland durch Streifzüge unter dem Bassa von Oczakow und Angriffe der russischen Schiffe. Diese Initiative gewährte Rußland und seinen Verbündeten den Vortheil, nunmehr der Pforte Bedingungen vorschreiben

[1]) Oesterreichische militär. Zeitschrift Jahrg. 1831. 4tes Heft S. 171 — 180. Es sind hier die ersten zuverlässigen militärischen Daten über diesen merkwürdigen Krieg niedergelegt worden, und dieselben dienen mir bei meiner Darstellung der Kriegsbegebenheiten zum Leitfaden.

[2]) Leben und Geschichte Jos. 3r Bd.

geben. — Der Kaiser hatte ihr eröffnen lassen, daß er bei nunmehr eingetretener Nothwendigkeit der Kaiserin von Rußland Hülfstruppen zu liefern, dennoch sich zur fernern Friedensvermittlung längs ihrer beiderseitigen Grenzen, eben so, wie dem Vermittlungsgeschäfte bei der Kaiserin erbötig sey, über diese Zumuthung eine Antwort erhalten, in der sich diese barbarische Macht, die gegen Maria Theresia beobachtete Neutralität zum größten Verdienst anrechnete und dem Kaiser seinen eigenen Friedensbruch zum Vorwurf machte. »Es sey der Pforte nicht zu verdenken, wenn sie bei dem Umstande, daß der kaiserliche Hof an der Grenze eine Armee von mehr als 160,000 Mann versammelte und große Kriegsrüstungen machte, ein Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit des kaiserlichen Hofs hege, und nicht eher der Erklärung der freundschaftlichen Friedensvermittlung Glauben beimessen könne, bis der Kaiser seine Truppen zurückzöge, welches bald geschehen müsse, wenn die Pforte nicht in die Nothwendigkeit sich gesetzt sehen sollte, dem Kaiser den Krieg zu erklären; indem ihr Alles daran gelegen sey, jetzt gleich zu wissen, wer ihr Freund oder Feind sey.«

Dem Kaiser entgegneten weder die Bünde des Kaisers, noch die Sicherheit der kaiserlichen Staaten, noch endlich die mit Rußland bestehenden Traktaten, erlaubten den Korden zurückzuziehen; wollte die Pforte diese Maßregel sich nicht gefallen lassen, so sehe man ruhig einer Kriegserklärung entgegen.

Demungeachtet wurde der Antrag zur Vermittlung der Pforte noch ein Mal wiederholt, und von mehreren Friedensvorschlägen begleitet, in welchen Rußland nun seine Forderungen steigerte, und die definitive Abtretung von der Krimm und Georgien, wie auch der Feste Oczakow verlangte. Dagegen sollten der Pforte alle ihre Besitzungen

in Europa garantirt werden [1] — welcher Antrag, wenn er wirklich geschehen ist, allein hinreicht, Josephs Entfernung von aller Vergrößerungssucht außer Zweifel zu stellen. Allein die Pforte weigerte sich fortwährend aufs Bestimmteste, auf diese Vorschläge einzugehen, und verlangte im Gegentheil die Krimm zurück, für deren Besitz Oesterreich in dem Abtretungsvertrage der Pforte die Gewährleistung übernommen hatte. Mittlerweile wurden die österreichischen Grenzen ununterbrochen von den zügellosen Räuberhorden, welche die Pforte in ihrer Kriegsnoth hatte aufbieten müssen, durch Einfälle beunruhigt. Die herannahende Winterszeit hinderte jedoch den wirklichen Ausbruch des Krieges, und Kaiser Joseph säumte mit der Kriegserklärung bis zum Februar 1788, die Zwischenzeit zu kriegerischen Vorbereitungen benützend. Unter diesen wurden ihm die wiederhölten Versuche, sich Belgrads durch Einverständniß mit türkischen Verräthern, als völkerrechtswidrig sehr zum Vorwurfe gemacht. Es wurden nämlich in der Nacht vom 2ten auf den 3ten Christmonat zwei Abtheilungen österreichischen Militärs auf türkischem Gebiete hart an den Thoren der Festung von den Türken betreten. Da sie sich wieder zurückgezogen, so hatte dieß keine anderen Folgen, als daß der Befehlshaber von Belgrad bei dem österreichischen Kommandanten anfragen ließ, was dieß zu bedeuten habe [2]). — Es wurde ihm

[1]) Cornova, S. 386.

[2]) Cornova (S. 388) erzählt: Die Frage ist nicht leicht zu beantworten, was bei dieser Bewegung die eigentliche Absicht der Oesterreicher gewesen sey? Nach Einigen, die freilich mit der ersten Nachricht nicht übereinstimmen, war es der Bassa von Belgrad selbst, der die kaiserlichen Feldherren wegen eines Einfalls warnen ließ, den er von den unruhigen Janitscharen besorgte; auch behauptete man, es wären bei 4000 Türken in dieser Nacht

geantwortet, daß man einen Einfall der Türken besorgt habe, doch war nach späteren Eingeständnissen wirklich bei diesem und einem zweiten Fall ähnlicher Art, eine Absicht auf Belgrad im Spiele, welche jedoch durch ungünstige Witterung jedesmal vereitelt wurde [1].

Diese Zwischenfälle und die bereits begonnenen Kriegsvorfälle zwischen der Pforte und Rußland machten schon Ende 1787 den Krieg unvermeidlich. Noch blieb Joseph II. die Wahl zwischen einem selbstständigen Krieg mit der Pforte und einer Hülfleistung an Rußland von 30,000 Mann nach dem Beispiele Karls VI., und hierin allein ist vielleicht das Fehlerhafte der Politik Josephs zu finden, daß er angelockt von den Aussichten zur Erhebung Oesterreichs, welche die Gelegenheit bot, sich für das Erstere entschied.

Anfangs 1788 ließ daher der Kaiser bereits eine Kriegssteuer ausschreiben, und antwortete seiner Hofstelle, die ihm vorstellte, daß es zweckmäßiger wäre, diese Maßregel bis zum wirklichen Ausbruch des Krieges zu verschieben, »es käme ihr nicht zu, über Krieg und Frieden zu entscheiden, er allein wisse, wie die Sachen stünden [2].« Indessen offenbarte er bei vielen Gelegenheiten seine Betrübniß über diesen Krieg, und die Mäßigung seiner Absichten in ernsten und launigen Aeußerungen. »Ich suche keine Eroberungen zu machen [3],« sagte er selbst noch, als der Krieg schon erklärt war, und dieß rechtfertigt seinen vielgetadelten Angriffsplan mit vielfach zertheilten Kräften, die mehr zum Schutze als zur Eroberung

---

gegen Semlin angerückt, denen man entgegen gezogen sey und sie bis an die Thore von Belgrad zurückgetrieben habe.

[1] Oesterr. militär. Zeitschrift. 1831. 4tes Heft S. 182.

[2] Leben und Gesch. Jos. II. 4r Bd.

[3] Cornova, Leben Jos. II. S. 408.

aufgestellt schienen. Besonders waren es die ungeheuren Kosten der Rüstungen, welche ihn bekümmerten. Selbst Lacy, der zu diesem Krieg gerathen hatte, erstaunte über die Größe derselben, als er dem Kaiser den Kostenbetrag des Artillerietransports nach Ungarn vorlegte: »Ja ich sehe wohl, sagte der Kaiser, daß die Kosten groß sind, allein wüßte ich einen Bischof, der bloß mit seinem Segen die türkische Armee schlagen könnte, so wollte ich ihm gern doppelte Generalsgage geben.« Ununterbrochen arbeitete er nun an den militärischen Entwürfen, mit Beiziehung der Generäle Loudon und Lacy, welchen Beiden, da sie zufällig zusammentrafen, er die Frage vorlegte, wie viel Zeit sie wohl zur Eroberung Belgrads brauchen würden? »Wenn Alles an Ort und Stelle ist, was zur Belagerung gehört,« antwortete Loudon, »so getraue ich mir in zehn bis zwölf Tagen Meister von Belgrad zu seyn.« Lacy bezweifelte dieß, aber Joseph bedeutete ihm lachend: »Wir müssen ihm schon glauben, lieber Lacy, denn wir Beide haben noch keine Festung eingenommen [1]).« Und in der That war es eine üble Vorbedeutung für den Ausgang der ungeheuren Kriegsunternehmung, daß zwei Männer von untergeordneten militärischen Talenten, obschon von sorgfältiger Bildung, die ganze Leitung derselben führten, während der kriegserfahrene Loudon in müßiger Zurückgezogenheit lebte.

Den 2ten Februar 1788 endlich erließ Joseph an die Pforte nachstehende Kriegserklärung: »Es ist ganz Europa bekannt, mit welcher Redlichkeit und Aufrichtigkeit der kaiserlich königliche Hof seit so vielen Jahren eine ruhige gute Nachbarschaft mit der Pforte zu unterhalten gesucht, und mit welcher unermüdeten Sorgfalt derselbe sich bestrebt hat, durch

[1]) Leben und Gesch. Jos. II. 4r Bd.

seine freundschaftliche Vermittlung auch alle Veranlassungen des Friedensbruches zwischen dem ottomanischen Reiche und dessen übrigen Nachbarn aus dem Wege zu räumen. Einen neuen überzeugenden Beweis von dieser Sorgfalt gab der kaiserlich königliche Hof, vereinigt mit seinen Alliirten, dem königlich französischen Hofe, bei Gelegenheit der lezten, zwischen Rußland und der Pforte entstandenen Beschwerden. Da nach dem wörtlichen Inhalt der Traktaten die Gerechtigkeit der russisch kaiserlichen Forderungen nicht zu mißkennen war, und überdieß der russischen Kaiserin Majestät zu einem gütlichen billigen Vergleiche sich geneigt bezeigten; so zweifelte der kaiserlich königliche Hof keineswegs, daß es seinen und den königlich franz. vereinigten Bemühungen gelingen würde, dem Ausbruche des Kriegsfeuers zuvorzukommen und den erwünschten Ruhestand aufrecht zu erhalten. Desto unerwarteter und befremdlicher mußte Seiner kaiserlichen Majestät das Betragen der Pforte seyn. Weit entfert, den wohlgemeinten dringlichsten Vorstellungen des kaiserlich königlichen und des königlich französischen Hofes Gehör zu geben, gestattete sie dem russisch kaiserlichen Gesandten nicht ein Mal die physisch nothwendige Frist, um von Petersburg mit neuen Anweisungen versehen werden zu können. Sie forderte von ihm, daß er durch eine schriftliche Urkunde, den mit seinem Hofe bestehenden Handlungsvertrag und die Transaktion wegen der an Rußland abgetretenen Halbinsel Krimm, für null und nichtig erklären sollte. Als er eine Forderung verweigerte, deren Bewilligung alle Gewalt und Vollmacht eines Ministers weit übersteigt, ward derselbe, mit offenbarer Verletzung des Völkerrechts als Gefangener in die sieben Thürme gebracht, und dem russisch kaiserlichen Hofe der Krieg angekündigt. Selbst noch in der Lage dieser Umstände sahen Seine kaiserliche Majestät für die Abhaltung wirklicher Gewaltthätigkeiten noch nicht alle Hoffnung

als verloren an. Allerhöchstdieselben gründeten solche auf die Vermuthung, daß die Pforte durch die vereinigten Vorstellungen aller in Konstantinopel anwesenden fremden Botschafter und Minister sich bewegen lassen dürfte, den russisch kaiserlichen Gesandten in Freiheit zu setzen, für die durch seine Gefangennehmung verübte schwere Verletzung des allgemeinen Völkerrechts hinlängliche Genugthuung zu leisten, und dadurch wenigstens die Möglichkeit einer gütlichen Unterhandlung wiederherzustellen. Allein auch diese Erwartung hat die Pforte vereitelt. Sie hat mit Ausübung wirklicher Feindseligkeiten den Anfang gemacht, sie hat folglich den russisch kaiserlichen Hof in die unumgängliche Nothwendigkeit gesezt, gleichfalls die Waffen zu ergreifen und zu seiner gerechten Vertheidigung Gewalt gegen Gewalt anzuwenden. Der Pforte sind die engsten Bande der Freundschaft und der Allianz zwischen Seiner kaiserlichen und Ihrer russisch kaiserlichen Majestät nicht unbekannt. Sie sind mit allen ihren nothwendigen Folgen bei andern Gelegenheiten mündlich und namentlich zu Ende des Jahrs 1783 schriftlich in wohlgemeinte freundschaftliche und zugleich nachdrückliche Vorstellung gebracht worden. Die Pforte hat es also einzig und allein sich selbst beizumessen, daß Seine kaiserliche Majestät nach einer, gegen sie beobachteten vieljährigen, friedfertigen, guten Nachbarschaft und nach allen, bei jeder Gelegenheit angewendeten eifrigsten Vermittlungsbemühungen nunmehr sich veranlaßt und durch sie genöthigt sehen, die Allerhöchstderoselben, als getreue Freunde und Alliirten Ihr russisch kaiserlicher Majestät obliegenden Pflichten in die vollständigste Erfüllung zu bringen und an dem Kriege unverzüglichen wirklichen Theil zu nehmen.«

Fünftes Kapitel.

Eröffnung des Feldzugs. — Einnahme von Schabacz. — Der Kaiser beim Heere.

Unmittelbar nach der Kriegserklärung wurden von allen österreichischen Korps die Feindseligkeiten eröffnet, Dubicza von dem kroatischen angegriffen, Dresnik eingenommen. Das slavonische Korps forderte Berbir zur Uebergabe auf, überschüttete es von Neu-Gradisca aus mit Kugeln, zerstörte die Vorstadt, und bohrte die bei der Festung liegenden Schiffe in den Grund. Im Banate nahm General Papilla die Stadt Alt-Orsowa weg, und machte die Garnison zu Gefangenen. Von der Hauptarmee wurden alle türkischen Schiffe auf der Save weggenommen.

Während dieses energischen Anfalls verließ der Kaiser selbst seine Residenz, um eine Reise zur Besichtigung des Kordons von der Meeresküste bei Triest an über Kroazien, Slavonien bis an die Donau und dann dem Dorfe Klenak gegenüber, vor der Festung Schabacz — den Feldmarschall Lacy, der am 10. März zu Futak im Hauptquartiere angekommen war, zu erwarten. Das österreichische Heer war aber mit seinem Oberkommando nicht zufrieden, und verlangte laut nach Loudon, der mürrisch auf einem Landgute bei Wien auf seinen Loorbeeren ruhte, und wohl aus Empfindlichkeit wegen der verminderten Aufmerksamkeit, mit welcher ihn seit Maria Theresias Ableben der Hof behandelte, keinen Antheil an den Kriegshändeln Oesterreichs nahm. So unzufrieden das Heer war, einen General an seiner Spitze zu sehen, dem es nicht vertrauen konnte, so mißmuthig sahen die Oesterreicher ihren Kaiser persönlich am Kriege Antheil nehmen, und viele enthusiaste Verehrer desselben suchten ihn

zu überzeugen, wie wenig ein leidenschaftlicher Menschenfreund seiner Art an der Spitze eines Kriegsheeres an seinem Platze sey. Allein Joseph ließ sich von seiner Liebe zu dem Kriegswesen zu dem unverzeihlichen Fehler verleiten, das blutige Geschäft des Krieges, wie jedes andere seiner Regierung, nach Grundsätzen zu leiten, welche nur für die Werke des Friedens passen. Daher stellten viele gleich am Anfang des Feldzugs für dessen Ausgang ein schlimmes Prognostikon, das die Zukunft in Erfüllung brachte.

Die Türken ihrerseits hatten Vorkehrungen zu ihrer Vertheidigung getroffen, welche den angreifenden Kräften fast überlegen waren. In ihrem Gegenmanifest beklagten sie sich bitter über den Bruch der fünfzigjährigen Freundschaft durch Joseph aus Gefälligkeit für die russische Kaiserin, was auf ganz Europa einen um so schlimmern Eindruck machte, da die Pforte sich mit vieler Humanität gegen Oesterreich betrug, seinen Gesandten mit freundschaftlichem Bedauern entließ, und alle österreichischen Unterthanen in der Türkei ungekränkt ziehen ließ. Es scheint daraus hervorzugehen, daß diese Macht angefangen habe, ihre Zurückweisung der österreichischen Vermittlung, wozu sie fremder Einfluß verführt hatte, zu bereuen. Die Kriegserklärung Osterreichs und dadurch bewirkte Vertretung der russischen Angriffsmacht, scheint sie trotz aller Vorgänge überrascht zu haben. Alles, worauf sie vorbereitet schien, war, daß Oesterreich Hilfstruppen zur russischen Armee stoßen lassen werde, was in der That für Oesterreich und seinen Kaiser ersprießlicher gewesen wäre, als ein selbstständiger Krieg mit einer Macht, deren Kräfte man nicht hinlänglich kannte und mit Unrecht gering schätzte. Die türkische Kriegsmacht war nicht so leicht zu besiegen, als das übrige Europa zu glauben schien. Schon Montecuculi hatte von ihren

Truppen eine hohe Meinung [1]). Die Janitscharen, der Kern der türkischen Kriegsmacht, waren den Feinden der Pforte um so verderblicher, da die Verfassung dieser Truppengattung, die im Frieden bürgerlichen Geschäften nachging, zu allen Zeiten eine große Anzahl von Streitfähigen ins Feld zu stellen möglich machte. Diese Truppen bestanden aus gebornen Kriegern, denn die Kinder der Janitscharen wurden schon im zartesten Alter in den Waffen geübt. Die Unterhaltung derselben kostete der Pforte sehr wenig, weßhalb sie stets im Stande war, ungeheure Heere gegen ihre Feinde ausziehen zu lassen. So zog Soliman 1526 mit 300,000 Mann nach Ungarn, und in der Schlacht nächst St. Gotthart kämpften 126,000 Mann unter Kiuperli Ogli. Beherzte und erfahrene Führer mit unbeschränkten Vollmachten, unverantwortlich für nöthige Opfer, standen an der Spitze der Heere, deren Disziplin sie durch schreckliche Strafen und große Belohnungen von Beute zu erhalten wußten. Ihre Kriegsführung war höchst eigenthümlich und schon darum gegen Feinde erfolgreich, deren Phantasie von Kindheit an durch Mährchen von türkischer Unmenschlichkeit und Wuth betäubt worden war.

Was aber die türkischen Truppen bei verschiedenen Gelegenheiten unbesiegbar machte, das war der ihrem Nationalcharakter inwohnende fatalistische Enthusiasmus, das Echtheitsgepräge ihrer orientalischen Abstammung. Die hyberbolische Sprache dieses Volkes verkündete die Stärke ihrer Leidenschaften und ihres Glaubens, der sie öfter zum Siege führte als die Kriegskunst. Als der Großvezier aus Konstantinopel auszog, stieg der Mufti auf einen Thurm, betete zu dem Gott des

[1]) Lehre vom Krieg, 3r Theil. Der Türkenkrieg. Von dem Generalmajor Freih. v. Valentini. Berlin. 1822. Volke, Oesterreichisch-militärische Zeitschrift. 1825. 5s Heft S. 140 u. ff.

Propheten, und rief mit erhobener Stimme dem Heere zu: »Eure Feinde sollen vor euch verschwinden wie der Thau und die Sterne vor der aufgehenden Sonne: eure Spieße mögen glänzen wie der Blitz, der vor dem Donner hergeht; eure Säbeln sollen seyn wie die Sicheln in den Händen geschickter Schnitter, und eure gezogenen Röhre sollen die Wirkung des Wetterstrahls haben. Dabei vergesset Mahomet und seine heiligen Gesetze nicht; erinnert euch, daß die Ungläubigen, die ihr tödtet, euch zu Staffeln dienen werden, damit ihr auf selbigen in den Himmel steigen und euch einer ewigen Herrlichkeit nähern könnet.«

Hierauf kehrte der Großvezier bis an die Schwelle der Stadtthore zurück, und rief aus: »Diese Thore sollen mir auf immer verschlossen seyn, wenn ich nicht als Sieger über meine Feinde zurückkommen werde [1].«

Dieser wild fanatische Geist war ein gewaltiger Würgengel, und schlug die Feinde Mahomeds öfter noch durch die Furcht, welche er verbreitete, als durch die eigne Kraft. Doch litt ihre Heeresverfassung an vielen wesentlichen Gebrechen, welche geschickt benüzt, zu einem siegreichen Ausgang des Krieges hätten führen müssen. Nachdem der Krieg erklärt worden, nachdem alle politischen Verhältnisse Oesterreichs nicht ungünstig gestaltet worden, war die Unternehmung rein militärisch. Hier hörten die natürlichen Grenzen der Wirksamkeit Josephs auf, allein sein gewaltiger Geist verkannte sie, und strebte über dieselben hinaus, um zugleich der Lykurg und Alexander Oesterreichs zu seyn. In diesem Irrthum wurde der Feldzug auf eine Weise begonnen, die für den Ausgang voll Verhängniß war.

Der Kaiser nahm sein Hauptquartier zu Futak. Er hatte dem Fürsten Kaunitz in Wien sein Testament hinter-

[1] Leben und Gesch. Josephs II.

lassen, und zeigte sowohl dadurch als durch sein Betragen als König, daß er entschlossen war, mit dem Heere alle Gefahren des Kriegs zu theilen. Indessen begann er den Feldzug mit einer Mäßigung, Menschlichkeit und Großmuth, die wohl seinem Charakter, aber keineswegs den traurigen Geboten der Kriegskunst und dem Beispiele Friedrichs des Großen, den er sich zum Muster als Feldherr nahm, entsprach. Er hatte den Russen Flaggenpatente zur Kaperei gegen die Türken verliehen, um den Handel so viel möglich zu schonen, entließ zu Fiume einige Türken aus der Kriegsgefangenschaft, empfahl die schonendste Behandlung der Ueberbringer, und geizte mit dem Leben der Seinigen, die er mehr schonte als sich selbst. Seinen Kriegsplan betreffend tadelten alle Sachverständigen bei so ungeheuren ins Feld gestellten Streitkräften die Unterlassung großer Angriffsbewegungen und die Beschränkung auf eine Art Vertheidigungskrieg, dessen System die Kräfte in Unthätigkeit hinopferte. Man hätte allein mit der Anzahl von Soldaten, welche durch den langen Aufenthalt in sumpfigen Gegenden von Krankheiten hingerafft wurden, ein großes Heer schlagen können.

Während dieses zögernden, schonenden Verfahrens gegen den Feind waren die Kosten ungeheuer. Täglich gingen große Vorräthe zu Wasser und zu Land nach Ungarn ab, und doch bemerkte man keine Erschöpfung der reichen Erbstaaten. Man behauptet, Joseph hätte Ende August 1788 nicht weniger als 600,000 Mann ins Feld stellen können, ohne dem Ackerbau und Handel zu schaden. Allein die Zeit verzehrte unermeßliche Kriegsmittel. Schon Ende Juni desselben Jahres betrugen die Kriegskosten, mit Einschluß der 16 Millionen, welche Rußland geliehen worden, die Summe von 64 Millionen Gulden [1]). Die Armee brauchte täglich 8000 Centner

[1]) Leben und Gesch. Josephs II. 4r Bd., S. 18.

Mehl und 200 Ochsen. Einer oberflächlichen Berechnung nach wurde mehr als die Hälfte der Staatseinkünfte Oesterreichs in diesen Kriegszeiten für die Armee verbraucht. Diese Berechnungen, welche man in Wiener Blättern anstellte, durch welche die ganze Staatswirthschaft offen am Tage lag, sind indeß nur aus diesem Grund in so hohem Grad auffallend. Denn in früheren und späteren Zeiten hat Oesterreich seinen verschiedenen politischen Systemen und seiner Sicherheit noch größere Opfer bringen müssen, doch immerhin waren sie damals gegründete Vorwürfe gegen eine Kriegführung, welche dem Staate in dem Grade verderblicher werden mußte, in dem sie auf seine Schonung berechnet war [1]).

Die verschiedenen Kriegseinleitungen dieses Jahres hatten sehr verschiedenartige Erfolge. An Serviens Grenzen wurde selbst unter den türkischen Unterthanen für Oesterreich geworben, denn es befanden sich dort viele Christen. Der Hospodar der Walachei, Maurogenyi, erließ deßhalb ein Manifest, worin er seine Unterthanen warnte. Lacy erklärte bald nach Ankunft beim Heere im Sinne seines menschenfreundlichen Souveräns den türkischen Unterthanen: daß man jeden Besiegten an seinem Eigenthum und Gewerbe schützen werde, daß die Religion und ihre Diener ungekränkt bleiben, daß man nur Bewaffnete als Feinde betrachten und der Flüchtigen sich bemächtigen werde, um sie an andere Moslemins zu vertheilen [2]). Inzwischen war Prinz Koburg, nachdem er Chocsim vergeblich aufgefordert, in die Moldau vorgedrungen, um dieser Festung die Verbindungen abzuschneiden, aber seine Schritte wurden bald durch Terrainhindernisse aufgehalten. In der Moldau und Walachei wurden glückliche

[1]) Diese Betrachtungen sind jedoch nur darum in hohem Grade auffallend, weil sie angestellt und nicht verglichen werden.

[2]) Cornova 423.

Scharmützel geliefert. Die Türken, welche mit großer Tapferkeit fochten, dankten für die ihnen erwiesene Humanität dadurch, daß sie den gefangenen Oesterreichern die Köpfe abschnitten, welchen Gebrauch später der Pascha von Belgrad zur Erwiederung der ihm erwiesenen Höflichkeiten durch das Versprechen von 10 Dukaten für jeden lebenden Oesterreicher, der eingebracht wurde, zu steuern suchte [1]). Die Erwerbung der Salzwerke von Okna in der Moldau, Erbeutung von 300 Fahrzeugen, mehrerer Magazine und einer Anzahl von Gefangenen: dieß waren die Resultate der ersten Unternehmungen, womit sich der Kaiser geraume Zeit begnügte, in Erwartung des Heranzugs eines großen Heeres der Türken unter dem Großvezier gegen Servien. Die Belagerung von Belgrad, das wichtigste Unternehmen, worauf die erste Kraft des Heeres verwendet werden sollte, wurde unverzeihlicherweise als zeitraubend aufgehoben, dafür aber Schabacz an der Save, der wichtige Verbindungspunkt zwischen Syrmien und Servien, genommen. Diese Unternehmung leitete Joseph in eigener Person, und setzte dabei sich so aus, daß eine feindliche Stückkugel kaum drei Schritte von ihm auf einmal drei Mann zu Boden schlug [2]). In seiner Umgebung wurden der Major Fürst Poniatowsky und Feldmarschallieutenant Ruvroy gefährlich verwundet. Allein diese glücklichen Erfolge waren nicht von gleichmäßigen bei den übrigen Korps begleitet. Lange schon lag Lichtenstein vor Dubicza, ohne den Platz zwingen zu können, und ward endlich durch ein Gefecht auf offenem Felde gezwungen, über die Unna zurückzuweichen. Mit größerem Vortheile wurde an der siebenbürgischen Grenze und in der Moldau gefochten, die Angriffe der Türken auf den rothen Thurm und Terzburger Paß wurden zurückgeschlagen,

[1]) Leben und Gesch. Josephs II. 4r Bd.

[2]) Oesterreich. militär. Zeitschrift. 1831. 6s Heft, S. 255.

der angreifende Theil aber bis nach Jassy verfolgt, wo man den Hospodar Ypsilanti gefangen nahm. Durch Besetzung Jassys wurde die Festung Chocziu abgeschnitten. Die in deren Nähe erfochtenen Vortheile waren von einem Antrag des Divans der Moldau gefolgt, wonach derselbe Oesterreich gegen dessen Schutz 6000 Arnauten in Kriegsdienst zu geben versprach. Die Pforte schien somit die Moldau und Walachei preiszugeben [1]), um mit größerem Nachdruck Kroatien anzugreifen. Diese Befürchtung hielt den Kaiser ab, für die Behauptung dieser Länder größere Sorge zu tragen, und bestimmte ihn, sich auf Vertheidigung seiner Grenzen zu beschränken. Diese wurde mit Glück geführt in vielen Gefechten an der Unna unter Kray, auf dem nächst Belgrad aufgeworfenen Damm bei Beschania, und sollte fortgesezt werden, bis der Großvezier nahe genug seyn würde, daß man ihm mit aller Macht entgegenrücken könne, und bis die Russen ihrerseits ihre Unternehmungen angefangen haben würden. Von diesen hieß es, daß sie absichtlich damit zögerten, um Joseph den ersten Anprall der türkischen Hauptmacht aushalten zu lassen. Die Mißgunst Potemkins, welche sich Joseph durch seine Geringschätzung aller Favoriten zugezogen, soll die Ursache dieser Politik gewesen seyn; doch ist dieß niemals erwiesen worden. Indessen wäre durch diese Annahme das Zögern Josephs mit allen entscheidenden Unternehmungen erklärt. Nur das Corps des Prinzen Koburg ließ er angriffsweise den Krieg führen. Es rückte den 10. und 11. Mai gegen Rukzin vor, jagte ein Detaschement der Chocziner Besatzung zurück und beschoß diese Festung, welche von den gegen Oesterreich und Rußland aufgeregten Polen mit Lebensmitteln unterstüzt wurden. Dieser Platz, welchen Kennet für

[1]) Cornova S. 434.

schwach und unhaltbar erklärt, widerstand doch lange Zeit allen Angriffen, und Koburg vermochte um so weniger gegen sie, da die Polen alle auf ihrem Boden errichteten Belagerungswerke zerstörten [1]).

Bei dem Hauptheere gerieth die wichtigste Unternehmung in's Stocken. Nach der Einnahme von Schabacz wurde Semlin in Vertheidigungsstand gesezt, und alle Vorbereitungen zur Belagerung von Belgrad getroffen. Schon waren die nöthigen Dispositionen für die Hauptarmee gegeben, die Belagerungsartillerie bei Banovcze an's Land gesezt, und den 16. Mai sollte die Ausführung der Cernirung Belgrad's vollendet werden, als der Kaiser plözlich einen Gegenbefehl erließ, in Folge dessen alle erlassenen Dispositionen aufgehoben und das Belagerungsgeschüz zurückgeführt wurde. Die wahre Ursache dieser Unentschlossenheit kann nicht mit Sicherheit angegeben werden, doch ist es wahrscheinlich, daß die Nichtausführung des gemeinschaftlichen Kriegsplanes von Seiten der Russen der einzige Anlaß dieser auffallenden Maßregel gewesen sey [2]). Während der Kaiser

---

[1]) Choczim wurde im Jahr 1718 durch Hülfe einiger französischen Ingenieurs zu einer förmlichen Realfestung gemacht. Die Russen haben sie im lezten Kriege nicht ordentlich belagert, indem die Uebergabe derselben bloß die Folge des Sieges war, welchen der Fürst von Galizin zwei Tage vorher über die türkische Hauptarmee erfochten hatte. Dieß geschah am 20. Sept. 1769. Dreißig Jahre vorher eroberte sie der russische Feldmarschall, Graf von Münnich, aber erst, nachdem er drei Tage zuvor einen herrlichen Sieg über die 90,000 Mann starke türkische Armee erhalten hatte. Nun ist sie aber seit dem Frieden 1744 nicht nur ausgebessert, sondern noch mehr befestiget worden. — Leben und Gesch. Josephs 4r. B. S. 221.

[2]) Um mit Sicherheit die Ursache anzugeben, welche diesen Gegenbefehl hervorrief, müßte man näher von den geheimen Fäden der damaligen Politik unterrichtet seyn; indem in den

seine Truppen im Banate verstärkte, vermehrten die nunmehr gewarnten Türken ihre Besatzung in Belgrad bis auf 9000 Mann, wodurch sie in den Stand gesezt wurden, Ausfälle gegen ihre Feinde zu machen. Immer ungünstiger gestalteten sich von nun an die Verhältnisse der Armee gegen den Feind. Die ungesunde Luft erzeugte in der Sommerhitze unter der Mannschaft zahlreiche Erkrankungen an Wechselfieber; schon Ende Mai waren dadurch gegen 6000 Mann dem Dienste entzogen. Demungeachtet blieb die Armee den ganzen Juni hindurch in ihren Lagern bei Semlin und Banovcze. Nur von Zeit zu Zeit wurde diese verderbliche Ruhe durch unbedeutende Vorfälle gestört. Der Krankenstand mehrte sich in diesem Monat auf 12,000 Mann, indem sich die Ruhr zu den Wechselfiebern gesellte und zahlreiche Opfer heischte. Um den Abgang zu ersetzen mußten 10 Bataillons und zwei Kompagnien Artillerie aus dem Innern der Monarchie berufen werden. Demungeachtet geschah auch im Juli fast nichts, außer einigen kleinen Bravourstücken österreichischer Offiziere, welche an Langerweile litten. Der Geist der Armee, die sich durch bloßen Stillstand und Unthätigkeit täglich mehr gelichtet sah, wurde immer schlechter,

---

kriegsgeschichtlichen Akten nichts darüber vorkommt, und nur die Hinweisung erscheint, auf einen Kourier des Prinzen Koburg, der die Nachricht gebracht hatte, daß die Russen jene vier Bataillons, welche sie zu dem Korps des Prinzen hatten stoßen lassen, wieder zurückberufen hatten. Wahrscheinlicher aber ist, daß das Zaudern der Russen, welche sich bis dahin beinahe noch gar nicht von der Stelle bewegt hatten — somit die Nichterfüllung des adoptirten Operationsplans, den Kaiser Joseph bewogen habe, eine Unternehmung einzustellen, die ihn für den Fall, daß die Türken, bei der Unthätigkeit der Russen, ihre ganze Kraft gegen Oesterreich entwickelt hätten, in der freien Disposition seiner Streitkräfte würde gehemmt haben.

(Oest. mil. Zeitschr. 1831. 6. H. S. 267.)

die Generäle verloren das Vertrauen ihrer Mannschaft, und der Kaiser selbst wurde hart getadelt. Indessen wanderten viele serbisch-türkische Unterthanen in die österreichische Militärgrenze aus, aber nicht selten wurden ganze Karavanen dieser Emigranten von den Türken zusammengehauen [1]). Auf dem Damm von Beschania fiel ein größeres Gefecht mit den Türken vor. Der Monat Juli verschlimmerte den Gesundheitszustand der Armee noch bedeutend; am Ende desselben lagen 20,000 Mann in den Spitälern. Die Ruhr hatte die Reihen mancher Bataillone so gelichtet, daß aus dreien kaum eines zusammengesezt werden konnte. Dieser Uebelstand wurde täglich größer, obgleich der Kaiser Alles aufbot, ihm abzuhelfen. Er that Alles, was er vermochte, und schonte die Mannschaft so, daß er ihnen alle militärische Ehrenbezeugungen gegen seine Person erließ: »Wer sizt, bleibe sitzen, wer liegt, bleibe liegen,« lautete sein Befehl [2]). Jeder Mann erhielt ein besseres Frühstück aus der Schatulle seines Kaisers. Er bereiste in Person alle Spitäler, um sich von der Befolgung seiner Anordnungen zur Pflege der Kranken zu überzeugen. Ohne Rücksicht auf den Kostenaufwand wurden alle erdenklichen Mittel angewendet, um das Leben und die Gesundheit der Mannschaft zu erhalten. Es wurde ein General zur Oberaufsicht der Spitäler ernannt, der seine Meldungen unmittelbar dem Kaiser zu bringen hatte. Aber Alles war vergeblich. Das giftige Miasma der Sümpfe fuhr fort Tausende seiner bravsten Soldaten zu tödten [3]).

---

[1]) Oest. mil. Zeitschr. 1831. 7s. Heft S. 1—14.

[2]) Cornova S. 471.

[3]) Oesterr. militär. Zeitschr. 1831. 7s. H. S. 18. Vergl. f. Jahrg. 1825. 5s. H. S. 176. „Es scheint offenbar wahr zu seyn, was General Valentini sagt: daß nämlich brennende

Der Kaiser selbst fing an sehr leidend zu werden. Er wohnte in einem dürftigen Gasthofe der Vorstadt Semlin's in drei elenden Stübchen. Er und die ganze Armee waren am Tage nur in leichte Leinwand gekleidet, denn obgleich die Nächte so kalt waren, daß man ohne Mantel sich nicht der Luft aussetzen konnte, herrschte am Tage sengende Hitze. Der Kaiser litt am meisten dadurch; denn in diesem Klima selbst, das die Kräftigsten abspannte, und zur Trägheit geneigt machte, arbeitete er unter ungeheuren Aktenstößen in den Geschäften des Staates mit gewohntem Eifer. Zahllose Schnaken (eine Art Moskitos) umschwärmten ihn unaufhörlich, und die ungesunde Luft machte auf seinen Körper einen so üblen Eindruck, daß man die Folgen zu fürchten begann. Um einigermaßen sich gegen die schlechte Luft zu schützen, mußte er sich zum Genuß starker Getränke und zum Tabakrauchen bequemen, obgleich ihm das erstere besonders zuwider war [1]). All' dieses Ungemach hinderte Joseph nicht im Mindesten an seinen Arbeiten; ja selbst im Feldlager gönnte er sich keine Ruhe. Man hat Depeschen in Wien, welche in der Nacht vor dem Angriff auf Schabacz unter freiem Himmel ausgefertigt wurden. Aber sein Körper erlag solchen Beschwerden. Er wurde von einem Faulfieber befallen, und nahm den Keim des Todes in sich auf.

Dürre am Tage, kühle Nächte und Mangel an frischem Wasser — und wir fügen hinzu, so wie überhaupt schneller Temperatur-Wechsel — an der untern Donau Ruhren, Wechsel- und Faulfieber erzeugen; daß ferner der unmäßige Genuß des Obstes [1]), leichtfertige Bekleidung, lange Standläger, forcirte Märsche, Waffenübungen ohne Zweck, die Krankheiten fördern.

[1]) Vorzüglich der Melone. Taube sagt mit Recht: daß der Genuß dieser Frucht dem österreichischen Heere in Syrmien mehr Krieger getödtet habe, als der Säbel der Türken. — Man sehe in Hiezinger's Statistik der militär. Grenze des österreichischen Kaiserthums.

[1]) Leben und Geschichte Josephs 4r. B. S. 71.

Sechstes Kapitel.

Loudon bei'm Heere. — Einnahme von Dubicza und Novi. — Schluß des Feldzugs.

So vergingen sechs Monate des Feldzuges, ohne daß man noch die Hauptarmee der Pforte ansichtig geworden war. Erst im Juni erhielt man die erste Nachricht von einer Armee von 80,000 Mann, welche der Großvezier bei Sophia versammelt habe, und gegen Widdin zu marschiren bestimmt sey. Auch sollte der Seraskier von Rumelien mit 30,000 Mann von Adrianopel her auf dem Marsch nach Nissa begriffen seyn, aber erst Ende Juli erhielt man hierüber Gewißheit, welche die Streitkräfte der Türken um 40,000 Mann geringer zeigte. Am 9. August erhielt der Kaiser die Nachricht, daß die Posten Alt-Orsowa und Schuppanek mit Uebermacht angegriffen worden und General Papilla zurückgeworfen sey. Schöne Waffenthaten wurden von den österreichischen Truppen verübt, allein sie hatten keine wichtigen Erfolge. So kämpfte eine handvoll Leute den 28. Brachmonat gegen 4000 Türken, welche hart am rechten Donauufer bei Semendria und Ranna gelagert hatten, und ließ sich unter dem Schutte des Schlosses Rama begraben. Lopresti war der Name des Lieutenants, der heldenmüthiger als Leonidas mit noch geringeren Kräften, 23 Mann, bis in den Tod sich hielt. Coburg belagerte Choczim mit verhältnißmäßig geringen Kräften. Am Passe Boza wiesen 4000 Oesterreicher 10,000 Türken mit blutigen Köpfen zurück. An der Savespitze wurde wiederholt gefochten; aber alle diese kleinen Vorfälle gaben dem Kriege keine vortheilhafte Wendung. In Anordnung und Ausführung der Operationen wurden viele Fehler begangen, und

unter den Befehlshabern waren mehrere, welche den von ihren Talenten gehegten Meinungen durch ihre Handlungen nicht entsprachen. Die Soldaten wurden täglich muthloser, mehr in Folge der Beschwerden und üblen Witterung, als aus Furcht vor dem Feinde, mit dem sie handgemein werden wollten. Die Mißstimmung ward bald in der ganzen Monarchie allgemein. Man beschuldigte den Kaiser, daß er in einen vorgeblichen Antrag Katharinen's, die Krimm abtreten zu wollen, falls die Pforte des Kaisers Forderungen erfülle, aus einer Art ritterlicher Caprice [1]) nicht eingewilligt habe, man beschuldigte allgemeiner Lacy, daß er schlechte Dispositionen angeordnet, man beschuldigte Rußland, daß es den Kriegsplan Oesterreichs ohne Unterstützung lasse, und wünschte vor allen Dingen, daß man Loudon zur Armee rufe und ihm den Oberbefehl übergebe. Dieser treffliche Feldherr soll sich, als er von dem Ungemach der Armee, von den Krankheiten und Mißgriffen hörte, geäußert haben: »Lieber wäre ich jung in einer Schlacht gefallen, als daß ich jetzt in der Ohnmacht des Alters meinem Kaiser nicht mehr dienen kann.« Seine Gebrechlichkeit war wirklich groß, aber noch größer sein Eifer für Oestreich. Der Kaiser, um wenigstens einen Wunsch der Armee und seiner Unterthanen zu erfüllen, schrieb endlich an ihn: »Ich befehle Ihnen nicht, allein lieber Feldmarschall Loudon, das Kommando meiner Truppen zu übernehmen, aber ich bitte Sie, es zum Besten des Staats und aus Liebe für mich anzunehmen [2].« Ueberwunden durch solche Huld gehorchte Loudon den Wünschen des Kaisers, erbat sich aber unbeschränkte

[1]) Er soll gesagt haben „lieber wolle er alle seine Ansprüche fahren lassen, als die Abtretung der Krimm zugeben."

[2]) Leben und Gesch. Josephs II. 4r. B. S. 91.

Vollmacht, welche ihm auch bewilligt wurde [1]). Am 13. Aug. reiste er zur Armee, welche ihn mit lautem Jubel empfing.

Inzwischen hatten sich gegen die Russen neue politische Mißverhältnisse gebildet. Schweden hatte sich gegen dasselbe gerüstet. Schon am 9ten Juni stach seine Flotte unter dem Herzog von Südermanland in See. Indessen gingen die Russen am 16ten über den Bug gegen die Türken, am 21sten nach Michakowska unfern von Oczakow. Am 18ten und 27ten wurden die Türken in zwei Seeschlachten vor diesem Platz geschlagen. Aber an demselben Tage wurde der Verbindungstraktat zwischen den Höfen von Berlin, London und des Haags unterzeichnet. Zu Land hatten die Russen unterdessen Coburgs Heerschaar durch Soltikows Korps unterstützt, welche somit an den ersteren Unternehmungen großen Antheil hatten. Romanzow, der den 5ten Heumonat über den Dniester gegangen war, machte Miene, sich der Donau zu nähern, was dem Feldzug eine andere Wendung gegeben haben würde. Aber diese Bewegung unterblieb. Die Kräfte Rußlands, zwischen dem Krieg mit Schweden und den gegen die Pforte getheilt, konnten der ursprünglichen Angriffsplan in Gemeinschaft mit Oesterreich nicht durchführen, und so war die Grundidee der Unternehmung vernichtet, und Alles, was darauf Bezug hatte, hauptsächlich aber die Einleitungen Oesterreichs in ihrer Wesenheit — vergeblich.

Die Ankunft Loudons bei der Armee, welche Joseph zum feierlichen Empfang des Helden ausrücken lassen wollte, belebte Alles mit neuem Muthe. Er langte am 18ten bei dem kroatischen Korps im Lager von türkisch Dubiczа an, nachdem er mit dem Kaiser eine Unterredung gehabt, und

[1]) Loudon's Leben und Thaten. Herausgegeben von einer patriotischen Gesellschaft. 2r Th. S. 47. Wien, 1791.

noch in derſelben Nacht ſchlug er den Feind. Seit Lichtenſtein den Oberbefehl dieſes Korps niedergelegt, hatte ihm Devins gut vorgearbeitet, und alle Anſtalten zum Sturm der Feſtung gemacht. Loudon überſchüttete ſie mit Kugeln, verwandelte ſeine Mauern in Schutt und überwältigte ſie.

Aber wo Loudons Befehle nicht hinreichten, da häuften ſich die Unglücksfälle deſto mehr. Die türkiſche Hauptmacht hatte ſich immer mehr gegen die Donau gezogen, und kündigte ſich den 7ten Auguſt durch einige Kanonenſchüſſe gegenüber von Alt-Orſowa an. Bei Anbruch des Tages gewahrte man eine Reiterei von 13,000 Mann. Papilla, zu ſchwach, dem Feinde zu widerſtehen, mußte ſich zurückziehen, verlor 13 Kanonen, viele Mannſchaft und opferte die Verbindungslinie dem Feinde. Die Türken erbeuteten überdem eine Kriegskaſſe mit namhaften Summen. Immer zahlreicher drangen die feindlichen Schaaren ins Banat. Den 10ten Aug. wurde der Major v. Stein von Brechainville aus der Schanze von Dubowa hinausgeſchlagen, und mußte auch die Palanka den Feinden preisgeben, nachdem er großen Verluſt erlitten hatte, um in der Veteraniſchen Höhle zurückgezogen, dem Feinde die Donau zu verſperren [1]).

---

[1]) Die Veteraniſche Höhle liegt am linken Ufer der Donau, in jenem Banatiſchen Gebirge, welches zwiſchen den Flüſſen Cherna und Skera in mehreren Zweigen an die Donau herabzieht und meiſt in hohen felſigten Abſtürzen endet. Jener dieſer Gebirgszweige, in welchen ſich die Veteraniſche Höhle befindet, liegt 5½ Stund aufwärts der Feſtung Neu-Orſowa, zwiſchen den Dörfern Dubowa und Plawiſcheviczka, und hat unter mehreren Namen auch den des Blutſteines, weil er ſo oft, vorzüglich mit Türkenblut getränkt worden war. Die Benennung der Höhle rührt von dem Feldmarſchall Grafen Veterani her, unter deſſen Oberbefehl der Hauptmann Baron d'Arman, vom Regimente Mansfeld, mit 300 Mann und 5 Kanonen dieſe Höhle im Jahre 1692 durch 45 Tage gegen die Türken vertheidigte. Der Felſenweg,

Die Türken, welche die Wichtigkeit dieſes merkwürdigen Platzes wohl kannten, und um jeden Preis die freie Donauſchifffahrt gewinnen wollten, ſuchten ſich deſſelben zu bemächtigen, und es gelang ihnen Brechainville auch von hier zu vertreiben, nachdem der Kampf an der Redoute ſich auf 2000 Leichen angehäuft hatte. Auch Wartensleben wurde in ſeiner Stellung auf dem Laßmare von den Türken angegriffen, und verlangte vom Kaiſer Hülfe. Alle Ereigniſſe ſchienen das Gegentheil von dem zu weiſſagen, was Joſeph bei Empfang der Nachricht von dem Eindringen der Türken im Banat mit ſichtbarer Freude verhieß. »Nun müſſen wir ſiegen; Alles war wohl vorhergeſehen und bedacht. Hier erfocht Prinz Eugen 1697 einen glänzenden Sieg über die Türken, und hier iſt auch der beſte Platz ſie wieder zu ſchlagen.«

Sein nächſtes Ziel war nun, ſich mit Wartensleben zu vereinigen, der fortwährend hart bedrängt wurde, ſeine Stellungen verlaſſen, und bei Feniſch eine neue Poſition faſſen mußte. Der Kaiſer begab ſich nun nach Weißkirchen

---

den ſich hier die Donau gebahnt hat, iſt ſo enge, daß ein Piſtolenſchuß von einem Ufer zum andern reicht. In der Mitte dieſes Felſenkanals nun liegt am linken Ufer die Höhle mit ihren Verſchanzungen, welche die Fahrt auf der Donau dergeſtalt ſperren, daß kein feindliches Schiff es wagen darf, ihnen zu trotzen, ohne Gefahr zu laufen, in Grund gebohrt zu werden. Dieſe gänzliche Hemmung der feindlichen Kommunikation auf dem Donauſtrome war auch in dieſem Feldzuge die Aufgabe der Beſatzung dieſer Höhle, welche ſie genau erfüllte, ſo lange ſie in ihren perſönlichen Kräften und im Vorrathe ihrer Munition die Mittel dazu fand. Die Beſatzung beſtand, vor dem Einbruche der Türken bei Schuypaneck, aus zwei Kompagnien der walachiſch-illyriſchen Grenzregimente von 280 Köpfen, unter Kommando des Hauptmanns Mahowacz, mit 11 Kanonen. Nach dem Vorrücken der Türken wurde der Major Stein von Brechainville mit ſeinem Bataillon dahin beordert. (Oeſterr. milit. Zeitſchr. 1831. 3. B. S. 204 — 205.)

ohne Weiteres zu unternehmen. Durch die Eroberung der Veteranischen Höhle wurden inzwischen die Türken Herren der ganzen Donau, auf der sie eine Menge Kriegsfahrzeuge bis Belgrad unterhielten. Die österreichische Hauptarmee selbst war in ihrer Stellung nicht mehr sicher, indem sich die Türken aller Pässe bemeistern und die Armee von ihren Verbindungen im Rücken abschneiden konnte. Während dieser dringenden Gefahr blieb die Hauptarmée in unseliger Unentschlossenheit, weil sie keine bestimmten Nachrichten von der Donau her hatten, und als sie endlich Bestimmtes erfuhr, war es die Nachricht, daß Brechainville sich noch weiter nach Versch[illegible] zurückgezogen, Lilien Panczowa geräumt, und die schöne Ebene zwischen Ujpalanka, Weißkirchen, Pancsowa bis Oppowa preisgegeben hatte. Dieß bestimmte die Hauptarmee, die Stellung bei Karansabes zu beziehen, was am 20ten Sept. geschehen sollte, nachdem man die Stellung zwischen Salota und Slatina verlassen hatte. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein Vorfall, der besser als jede andere Episode aus diesem Feldzug den moralischen Zustand eines Heeres charakterisirt, dessen schlechterer Theil aus barbarischen Völkern bestand, dessen besserer vielleicht mit Recht seinen Führern mißtraute [1]). Anfangs ging der Marsch in der schönsten Mondnacht in bester Ordnung vor sich, allein ein unbedeutender Umstand brachte bald das ganze Heer in Verwirrung. Einige Husaren geriethen bei einem Wagen mit

[1]) Diese Begebenheit ist vielfach entstellt, in mehreren Schriften mitgetheilt worden. Einige lassen den Kaiser durch Walachen den Türken verrathen werden, Andere sprechen von einem wirklichen Angriff der Türken. Obige Darstellung ist nach den Kriegsakten verfaßt, welche der österreich. militärischen Zeitschrift bei ihren Darstellungen zum einzigen Leitfaden dienen. Man findet die ersten ausführlichen Nachrichten im Jahrg. 1831. 4r B. S. 60 u. folg.

Branntwein in Händel mit mehreren Soldaten des Freikorps, und verjagten sie. Die Vertriebenen, der Rachsucht alle anderen Rücksichten aufopfernd, kamen wieder zurück, brannten ihre Gewehre auf die Husaren los, und schrien laut Turci! Turci! Auf dieses Geschrei entstand allgemeine Verwirrung und Flucht unter den überraschten Husaren, welche um so schneller um sich griff, da das Kommando »Halt!« »Halt!« statt zu hemmen, noch mehr erschreckte, denn man hielt es für das Allahgeschrei der angreifenden Türken. Da sich wider die gegebenen Befehle eine Menge Reitknechte mit Pferden zwischen den Kolonnen der Infanterie aufhielten, so wurde die allgemeine Verwirrung noch größer, denn viele Mannschaft, welche im Vertrauen auf die Sicherheit des Marsches, während der Ruhe sich dem Schlafe überlassen hatte, feuerte beim Erwachen gegen die Leute vom Gepäck. Beim ersten Lärm sezte sich der Kaiser zu Pferde, und versuchte die Ordnung herzustellen, allein das Kreuzfeuer seiner eigenen Truppen täuschte ihn selbst über die wahre Ursache der Verwirrung. Er verlor seine Suite, verirrte sich, und kam in Begleitung eines einzigen Mannes nach Karansebes[1]). Der Erzherzog Franz kam in derselben Nacht in das Gedränge, wurde aber in ein Quarré genommen, bis die Ordnung wieder hergestellt war. Dieser geringfügige Vorfall hatte heillose Folgen. Der Troß gerieth in eine beispiellose Zerrüttung. Die Führer der Pferde schnitten die Sattelgurten ab, warfen die Lasten auf die Straße, und flohen auf den nackten Pferden mit dem Geschrei: »die Türken sind da, rettet Euch, Alles ist verloren!« — davon. »Die Fuhrknechte der Artillerie zerschnitten die Stränge, und folgten dem gegebenen

[1]) Karansebes ist der Ort, wo Ovid sein Leben schloß. Den Namen will man von dem Anfange einer seiner Oden Cara mihi sedes ableiten.

Beispiel[1]). Die einzelnen dabei kommandirten Soldaten feuerten hier und da ihre Gewehre los, ohne zu wissen, warum und auf wen, und vermehrten dadurch die Angst und das Geschrei unter dem Trosse. Kurz, die ganze Straße war bedeckt mit wie wahnsinnig rennenden Menschen zu Fuße, zu Pferde, in Wagen — schreiend, fluchend, weinend — Alles umwerfend, was ihnen in den Weg kam. Sie war besäet mit Sätteln, Packtaschen, Zelten, Kesseln, Geräthe, Koffern u. s. w. Die Unordnung in diesem Trosse war gränzenlos, über allen Ausdruck, alle Beschreibung.«

Die Folgen für die Landeseinwohner waren noch trauriger. Die Flüchtlinge vom Troß waren durch nichts mehr aufzuhalten, und benützten ihre Freiheit zu Raub und Plünderung. Das erste Opfer derselben war das Städtchen Karansebes; von hier zog der blinde Lärm bis nach Lugos, das von seinen Einwohnern verlassen, nun eine Beute der zügellosen Horde wurde.

Die übrigen Kriegsereignisse des Feldzugs 1788 waren nicht bedeutender als die vorhergegangenen. Der Kaiser schlug ein neues Lager bei Lugos auf, wo er die Nachricht von der Uebergabe Chotims erhielt. Für diesen hatte Coburg Befehl, die ganze Moldau den Russen zu übergeben. Der Kaiser bemühte sich nun, die Türken auf allen Seiten zu drängen, und sie allmählich aus dem Banat hinauszuwerfen. Die Uebergabe Chotims hatte auf diesen Plan wesentlichen Einfluß, denn die Türken fingen nach derselben an, sich schaarenweise zurückzuziehen. Prinz Coburg und Spleny verfolgten ihre Vortheile, und verkürzten den Kordon, um die Stellung des Heeres mehr zu konzentriren. Wartensleben rückte bis Mehadia vor, und der Kaiser zog sich gegen

[1]) Oesterr. milit. Zeitschr. 1831. 4r Bd. S. 63.

Panczowa, Syrmien und Semlin. Die Lipalanka wurde überwältigt. Indeſſen hatte Loudon Novi genommen. Er ward anfangs November nach Semlin berufen, und bald darauf bezogen die beiderſeitigen Kriegsheere Winterquartiere. Nach der Meinung Kriegsverſtändiger hätte Oeſterreich jedoch einen Winterfeldzug wagen ſollen, da die Heeresverfaſſung der Türken, die Beſchaffenheit ihrer Reiterei, deren Pferde nicht beſchlagen wurden, und die Gewohnheiten der Türken ihren Feinden den Sieg leicht gemacht haben würden [1]).

Die Reſultate dieſes Feldzuges waren immerhin weſentlich. Oeſterreich war im Beſitz der Hauptfeſtung Choczim, der kleinen Feſtungen Dresnick, Dubicza, Novi und Schabacz, ſammt fünf Diſtrikten der Moldau, hielt einige vortheilhafte Päſſe in der Walachei beſezt, hatte durch Feſtſetzung in Zabrecz, Pallaſch und Schabacz feſten Fuß in Serbien gewonnen, hatte Truppen in Bosnien und in türkiſch Kroatien ſtehen, und war noch immer ſo wenig geſchwächt, daß es den nächſten Feldzug mit 300,000 Mann beginnen konnte. Die Vorräthe betrugen 100 Millionen im Werth. Dagegen hatte die Pforte am Schluß des Feldzugs kein Dorf im öſterreichiſchen Gebiet, und nach einer Wahrſcheinlichkeitsberechnung bei einem Koſtenaufwand von 35 Millionen 120,000 ihrer beſten Truppen verloren, während Oeſterreich kaum 60,000 Mann eingebüßt hatte [2]). Doch waren die Verluſte des Kaiſers immerhin höchſt bedeutend. Der größte Theil der verlornen Mannſchaft war durch Krankheiten hingerafft, nur 12,000 Mann waren gefallen oder gefangen. Von 172,000 Kranken, welche man während des ganzen Feldzuges gezählt,

---

[1]) Oeſterr. milit. Zeitſchr. Ueber den Türkenkrieg. Beurtheilung eines Werkes von Valentini.

[2]) Leben und Geſch. Joſ. II. 4r Bd.

starben nicht weniger als 33,000 [1]). Die Kosten werden auf 50 bis 70 Millionen berechnet. Der größte Gewinn Oesterreichs bestand demnach in den, während dieses Feldzugs gesammelten Erfahrungen, die gehörig benüzt, für Fortsetzung des Kriegs hätten entscheidend seyn können.

Der türkische Feldzug vom Jahr 1788 zeigte erstens die moralische Gewalt der Civilisation und Humanität über einen barbarischen Feind, dessen natürlicher Charakter alle Achtung verdient. Der Name des guten Kaisers hatte bei seinen Feinden fast einen besseren Klang als in den eigenen Monarchie. Jussuf Pascha, der Grosvezier, und den Pascha von Belgrad gaben die Achtung, welche sie gegen ihn hegten, bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Sie sprachen nicht anders als mit der größten Ehrfurcht von den großen Eigenschaften ihres erhabenen Gegners. Sie bewilligten mit einer, unter den Türken bisher beispiellosen Bereitwilligkeit, alle Forderungen seiner Humanität wegen Einstellung des Kopfabschneidens der Gefangenen und ihrer Auswechslung, und sendeten ihm den Leichnam des Helden Loudon mit seidenen Tüchern bedeckt, unter Ausdrücken der Bewunderung und des Bedauerns zurück. Diese Ehrfurcht vor dem Kaiser theilte sich auch ihren Horden mit. Man erzählt sich davon viele rührende Anekdoten. Während einer kurzen Waffenruhe kamen einst einige Türken aus der Festung Gradiska in die Nähe der österreichischen Vorposten. Einer von ihnen riß eine Stange aus, welche zu einem Signal von den Oesterreichern gesezt worden war, sezte sie aber sorgfältig

[1]) Cornova. Leben Jos. II. S. 478. Diese Angabe ist aus Dr. Schmidts vorläufigen Nachrichten nach dem Krankheits- und Moralitätszustand der Armee während der Feldzüge v. 1788 bis 1789.

wieder an ihre Stelle, als ihm ein Soldat im Scherz zurief, »Laß sie da, der Kaiser hat sie setzen lassen.«

Der Feldzug 1788 zeigte ferner, daß Josephs humanes Kriegssystem und sein menschenfreundlicher Charakter nicht zu dem grausamen Kriegsgeschäft tauge, daß persönlicher Muth nur zu den untergeordneten militärischen Anlagen gehöre, daß in gewissen Lagen Schonung der Truppen eine Grausamkeit gegen das ganze Heer sey. Der Kaiser hatte sich bei mehreren Gelegenheiten durch Entschlossenheit und Tapferkeit rühmlich ausgezeichnet. Noch im Oktober erfochten seine Truppen, unter seiner persönlichen Leitung, einen rühmlichen Sieg, nachdem Joseph sich gegen seinen Kriegsrath zum Rückzuge erklärt hatte. Die Türken mußten, nach einem Verlust von 7000 Mann, nach Panczowa flüchten. Allein, so wenig er selbst die Gefahr scheute, so sehr suchte er die Seinigen derselben zu entziehen. Der Anblick der Sterbenden und Verwundeten ergriff sein Gemüth so stark, daß er auf dem Wahlplatz von Panczowa ausrief: »Es ist gut, daß der Kampf ein Ende nimmt; es fließt zu viel Blut, von dem jeder Tropfen meinem Herzen theuer ist. Es ist genug um Anderer willen geschehen [1].« Mit diesem Gemüthe sollte er seinen Krieg gegen Türken beginnen — sagten die Zeitgenossen.

Der Feldzug 1788 zeigte, daß Oesterreich, vermöge der Zusammensetzung seines Heeres, nicht in der Verfassung eines kriegerischen Staates sey. Denn so verschiedenen Völkerschaften einen gemeinsamen Geist einzuhauchen, war eine Aufgabe für ein Jahrhundert. So reich das österreichische Heer an innerer und äußerer Kraft war, so fehlte doch zur Zeit noch

[1] Leben u. Gesch. Jos. 4r. Bd. S. 148.
[2] Daselbst. S. 132.

in demſelben der geiſtige Organismus. Daher gab es im Türkenkriege zahlloſe Heldenthaten Einzelner, aber kein kräftiges Zuſammenwirken. Loudon beklagte ſich oft über den geringen Pflichteifer der Generäle. Einige Truppengattungen waren durch ihre Feigheit für das ganze Heer gefährlich, wie der Vorfall bei Karanſebes beweist, da die ganze Armee durch einige beſtialiſche Wichte in Unordnung gerieth; das Heer war ein Gemiſch von wohl disciplinirten, tapferen und vom beſten Geiſt beſeelten Truppen und einem aufgerafften Geſindel aus den Puſten des tiefen Ungarns und den Wäldern des Banats.

Der Feldzug zeigte ferner, wie mißlich das Zuſammenwirken zweier Armeen verſchiedener Souveräne ſey, wenn einer ſeine Vorkehrungen von den Plänen und Unternehmungen des Anderen abhängig macht, wie gefährlich übrigens der Krieg auf einem Schauplatze ſey, deſſen Einwohner, die Walachen [1]), feig, käuflich, verrätheriſch, hinterliſtig und diebiſch, jeden Schritt der Armee durch blinden Lärm, Spionendienſt an den Feind und falſche Nachrichten gefährdeten. Dieſes Volk brachte unſägliches Unheil über die öſterreichiſche Armee, und nöthigte den Kaiſer ein Detaſchement gegen ſie auszuſchicken, mit dem Befehl, Jeden, deſſen ſie habhaft würden, hängen zu laſſen, ihre Kinder aber aufzugreifen, damit man ſie in andere Provinzen vertheilen und zu beſſeren Unterthanen erziehen könne. Im Oktober wurden acht vornehme Walachen nach Wien ins Stockhaus

[1]) Ihr Name gilt noch heute als Schimpfwort in den ungariſchen Ländern. Graf Veterani ſagt in ſeinen Memoiren von ihnen: „ſie ſind eine treuloſe Nation, die nicht civiliſirt werden kann und der man nicht trauen darf.“

gebracht, von welchen es hieß, daß ſie zu einen Attentat auf das Leben des Kaiſers ſich verſchworen hätten [1]).

Der Feldzug vom Jahre 1788 zeigte endlich, daß die natürliche Stimmung der öſterreichiſchen Völker dem Kriege überhaupt, und insbeſondere dem gegen die Türken abgeneigt ſey, die als friedliche Nachbaren längſt die Greuel vergeſſen gemacht haben, welche ſie in früheren Zeiten auf öſterreichiſchem Boden und dicht vor den Mauern Wiens verübt haben; die Kriegsſteuer, welche ſchon 1788 ausgeſchrieben werden mußte, erregte großen Unwillen, ſowohl gegen den Kaiſer als den durch Lacy angeordneten Defenſivoperationsplan, ſtatt deſſen Ausführung man nach allgemeiner Meinung Belgrad hätte ſtürmen und die Pforte auf ihren eigenem Gebiet hätte zwingen ſollen um Frieden zu bitten.

Siebentes Kapitel.

Vukaſſevich in Montenegro.

Während der unmittelbare Angriff des Feindes zu ſo unbefriedigenden Reſultaten führte, mißlang auf einer anderen Seite eine Unternehmung, welche als das kühnſte und reizendſte Abentheuer dieſer Zeit, eine ſchöne Epiſode in der Geſchichte des Türkenkrieges bildet.

Nachdem die Mißhelligkeiten zwiſchen Oeſterreich mit der Pforte einen ſo ernſthaften Charakter angenommen hatten, daß die Wahrſcheinlichkeit eines Krieges den höchſten Grad erreichte, hatte Mahmud, Paſcha von Scutari, ein Mann von heftigem, treuloſem Charakter, das Banner des

[1]) Leben und Geſch. Joſ. 4r. Bd. S. 127.

Aufruhrs ergriffen. Ganz Albanien, ohnehin durch verſchiedenartige Glaubensbekenntniſſe der Bewohner in ſich zerfallen, ſtrebte nach Unabhängigkeit von der Pforte; das Gebiet von Montenegro hierdurch der Gefahr ausgeſezt, ein Schauplatz blutiger Empörung zu werden, ſandte Abgeordnete zum Wiener Hofe, und bat den Kaiſer um ſeinen Schutz. Dieß veranlaßte das Kabinet, ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſe Gegenden zu richten, wo es bei dem Stande der Angelegenheiten leicht ſchien, die Pforte auch außerhalb des Kriegsſchauplatzes zu beſchäftigen, um ihrer Macht Abbruch zu thun. Kaiſer Joſeph faßte ſchnell den Gedanken auf, und beſchloß unter ſeiner unmittelbaren Leitung eine Unternehmung in dieſer Richtung zu verſuchen, welche getrennt von der Wirkſamkeit des kroatiſchen Armeekorps, unabhängig für ſich beſtehen mußte, da ihr Wirkungskreis vom Schauplatz des Krieges weit entfernt lag und theils von feindlichen, theils von zweideutiggeſinnten Gebieten umſchloſſen war. Einer Sage nach, hatte ſich der Paſcha von Scutari in einen unmittelbaren Rapport mit dem Kaiſer geſtellt, und ſowohl von ihm als von der Kaiſerin von Rußland die Zuſage der Anerkennung ſeiner Unabhängigkeit erlangt[1]. Um den Fortgang des Aufſtandes genau zu beobachten und deſſelben Entwicklung genau

[1] In Wien erzählte man ſich ein intereſſantes Mährchen: „Nachdem Se. Majeſtät, hieß es, bereits Trieſt verlaſſen hatten, und ſich auf der Straße von Kroatien befanden, ſprengte ein Trupp türkiſch gekleideter Reiter gegen den Wagen des Monarchen zu, und erkundigten ſich, ob der teutſche Kaiſer nach Trieſt kommen würde, und ob ſchon dort, und wo er eingekehret ſey, da ſie einen wichtigen Auftrag an ihn hätten. Der Monarch erwiederte, „der teutſche Kaiſer ſey ſchon von Trieſt weg; ſie würden ihn aber an einem beſtimmten Orte, wenige Meilen von hier, wo Nachtlager ſeyn würde, um 6 Uhr des nämlichen Abends ſprechen können.“ Wirklich erhielten ſie Gehör, aber wie erſchracken ſie, als ſie nun in dem teutſchen Kaiſer denſelben

zu beruhen, erhielt der Hauptmann Baron Philipp Wukassevich, ein eingeborner Dalmatiner und entschlossener patriotischer Offizier, der besonders begünstigt, dem Kaiserhofe blind ergeben war und schon vor acht Jahren Montenegro bereist hatte, den Auftrag, in Begleitung des Hauptmanns Pennet und fünf anderer Gefährten worunter ein Priester, das eigentliche Verhältniß des Landes Montenegro zur Empörung in Albanien zu durchforschen, eine geheime Verbindung mit dem Armeekorps in Kroatien zu unterhalten und mit dem Pascha in Unterhandlungen zu treten. Er erhielt den 26sten Jenner 1788 die nöthigen Instruktionen und Hülfsmittel, und begab sich im Februar desselben Jahres auf einem mit Früchten überdeckten Fahrzeuge nach Ragusa. Die Gefahren seiner Unternehmung zeigten sich bald auf der See, wo zwei türkische Kanawellen an der Küste streiften, denen Aufmerksamkeit Wukassevich nur mit Hülfe eines venetianischen Schiffes entging, welches seine Waffenvorräthe barg. In einem Fischerboot erreichte er selbst glücklich das Gebiet von Montenegro. Hier hauste ein wildes Hirtenvolk, das beinahe unbekannt der übrigen [1]) Welt seine

---

Mann erblickten, der sie hieher bestellt hatte. Der Vornehmste unter ihnen hielt sogleich in illyrischer Sprache eine Anrede, die Sr. Majestät durch einen bei sich gehabten Dollmetscher verteutschet ward, und zog zulezt aus seinem Busen ein Originalschreiben des Paschas von Scutari an Se. Majestät, das er mit äußerster Ehrfurcht übergab. Der Monarch ließ sie hierauf durch Dollmetscher von seinem Willen ausführlich verständigen, gab ihnen ein Antwortsschreiben an den Pascha, ihren Herrn, mit, nebst einem kostbaren mit Brillanten besezten Raigerbusch zum Geschenk für denselben. Der Korrespondent schließt mit den Worten, daß ihm mehreres von diesem wichtigen Auftritte zu sagen nicht erlaubt sey." — (Leben und Gesch. Jos. II. S. 191.)

[1]) Erst in neuerer Zeit erhielt man nähere Nachrichten von diesem Volk durch einen französischen Militär im Viallo L. C.

Unabhängigkeit von Albanien und Herzegowina behauptete, und in einem unzugänglichen Gebirg verschanzt, sich nur mit Gewalt von der Pforte Steuern abnehmen ließen. Die Rohheit dieses Volkes, das immer bewaffnet ist, wird nur von seiner Grausamkeit und Treulosigkeit übertroffen. Für Geld waren die Meisten Meuchelmörder. Mit dieser Nation unterhandelte Vukassevich von Stagniewitsch aus; allein Venedig verlangte dessen Ausweisung aus seinem Gebiet, indem es sich auf die freundschaftlichen Verhältnisse mit der Pforte berief. Das Kloster, auf dessen Schutz er rechnete, behandelte ihn als einen Flüchtling und Abentheurer mit Mißtrauen und Geringschätzung. Alle diese Schwierigkeiten besiegte indessen die Entschlossenheit und Schlauheit des kühnen Mannes. Er brachte eine Volksversammlung zu Stande, setzte sich mit Gefahr seines Lebens der Wildheit ihrer Mitglieder aus, und brachte diese dahin, daß sie gegen das Versprechen eines Goldstücks für jedes Haus zum Geschenk und des Wiederaufbau's eines eingeäscherten Klosters, sich willig bezeigten, die Pläne des Vukassevich zu unterstützen. Dieser verlangte die Bildung einer Leibwache aus den Tapfersten des Volks und den Huldigungseid für seinen Kaiser. Obgleich nun Vukassevich wirklich die versprochenen Geschenke unter das Volk austheilen ließ, wurde er doch bald wit Verrätherei umsponnen, deren geheime Fäden von dem Bischof Petrovich, der mit dem Pascha von Scutari im Einverständniß schien, geschlungen wurden. Lezterer hatte nämlich sich wieder anders besonnen, wollte sich mit der Pforte aussöhnen und suchte nun vereint mit Petrovich das Vertrauen der

---

de Sommières, voyage historique et politique de Montenegro. Ornée d'une carte et de XII. gravures. Paris 1820. 8. 2 Vol. Topographische Notizen daraus enthält die österreichische milit. Zeitschrift von 1828. 2r. Band. S. 174 Litt.

österreichischen Offiziere zu bewirken. Ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers in türkischer Sprache, an den Pascha gerichtet, wünschte Petrovich nur zu erhalten, um dadurch dem Pascha zu seiner Aussöhnung mit dem Großherrn behülflich zu seyn. Mit Mühe erhielt sich Vukassevich unter den Montenegrinern zu Cettigne, und beschwichtigte die durch des Paschas Kreaturen bewirkten Gährungen mit großen Geldopfern, welche ihm einen kleinen Anhang sicherten. Demungeachtet wurde seine Lage immer gefährlicher, denn der Pascha verlangte von Montenegro die Köpfe der kühnen Fremdlinge und Petrovich wiegelte das Volk gegen ihn auf, während er zugleich Vukassevich Ergebenheit heuchelte. Ein anderes Werkzeug des Pascha, Namens Pichler, der als Arzt in Albanien bekannt, gab vor, von dem Pascha mit Aufträgen in das Hoflager des Kaisers gesendet worden zu seyn, aber mit nichts seine Angaben beglaubigte. Mitten unter den Täuschungen dieser gleißnerischen Betrüger, täglich Anschlägen auf sein Leben ausgesezt, wußte Vukassevich sich doch so lange zu behaupten, bis ihm eine Verstärkung von 220 Mann, deren Durchzug die Venetianer lange nicht gestatten wollten, eine gesicherte Grundlage für seine Unternehmung gewährte.

Während der türkische Pascha von Scutari öffentlich die größte Feindseligkeit gegen Oesterreich an den Tag legte, und an seinen Küsten die Hinderung des Einlaufens aller österreichischen Schiffe anbefehlen ließ, hatte er durch Pichler die schmeichelhaftesten Versprechungen dem Wiener Hofe geben lassen, wodurch sich dieser veranlaßt fühlte, den Offizianten der Staatskanzlei, Herrn v. Brogniard mit neuen Aufträgen nach Raguſa zu senden, um von dort aus die Unterhandlungen mit dem Pascha fortzusetzen. Dieser junge Diplomat hoffte den Pascha gänzlich zu gewinnen durch ein

Geschenk von 15,000 Dukaten, mit welcher Summe er sich, ungeachtet der Warnung des mit dem Charakter des Paschas genau unterrichteten Vukassevich, in Begleitung des Hauptmann Pernet, unverzüglich nach Scutari begab, um unter dem Schilde einer Gewürzhandlung seine Unterhandlungen fortzusetzen. Am 12. Juni empfing der Pascha um Mitternacht die Abgeordneten im Schlosse, nahm ihnen später die großen Summen, welche das Pfand des Bundes mit Oesterreich seyn sollten ab und verlangte auch Vukassevich zu sprechen, der jedoch dieser Zumuthung keinen Erfolg gab. Als sich der Pascha im Besitz der Schätze sah, die der Preis seines Abfalls seyn sollten, dachte er neuerdings an Verrath, welcher durch die Unzufriedenheit des Volkes mit der räthselhaft günstigen Aufnahme der Fremden und die drohenden Gefahren eines Aufstandes gegen ihn beschleunigt wurde. Kaum waren die österreichischen Abgeordneten mit einem Sicherheitsschreiben vom Pascha abgereist, als er ihnen seinen Vertrauten, Asanhot, mit 12 Bewaffneten nachsandte, welche die Abgeordneten überruderten, sie zur Landung verlockten und hinterlistig ermordeten.

Unmittelbar nach dieser Schandthat sendete Mahmud Bassa an die Häupter des Volkes von Montenegro folgendes Aktenstück kanibalischer Niederträchtigkeit:

»Mein Gesetz, mein System und meine Neigung heißen mich unabhängig seyn, und jede Allianz, auch die vortheilhafteste, verwerfen. Der Kaiser hat mir geglaubt, und ich habe mich nur verstellt, um ihn zu betrügen; es ist mir geglückt und es freut mich. Der Tod seiner Offiziere ist die Belohnung gewesen, die ich ihm für achtzig Beutel mit 4000 Zechinen für eine Menge Kriegsvorrath, für zwei Windbüchsen und viele andere Geschenke die er mir geschickt, gemacht habe. Damit bin ich aber noch nicht völlig zufrieden; ich will noch das Blut aller Oesterreicher in diesen

Gegenden. Ich biete euch also 5 Zechinen für jeden Kopf eines Teutschen an, den ihr mir überschicken werdet, und 500 für den Kopf des österreichischen Obrist Vukassevich, der, wie ich weiß, sich noch bei euch verschanzt befindet. Folgt meinem Beispiele, massakrirt alle und theilet ihre Sachen als gute Brüder; weigert ihr euch aber mir zu gehorchen, so komme ich nach dem Raimazan mit meinen Truppen selbst zu euch [1]).«

Die Köpfe der vier Ermordeten wurden zu Scutari öffentlich auf Pfählen aufgepflanzt, und hierauf dem Sultan als Zeichen der Unterwerfung gesendet. Der Pascha fügte dieser Sendung ein Schreiben bei, worin er versicherte, daß er eigentlich nie ein Feind der Pforte gewesen, und nur die benachbarten Bassa's zu demüthigen gesucht hätte. Allein der Großherr schickte ihm die Köpfe mit dem Bemerken zurück: »Du hast dich gegen den teutschen Kaiser eben so als ein Schurke betragen, wie du dich gegen den Großherrn, deinem rechtmäßigen Gebieter, immer noch als ein treuloser Schürke erwiesen hast. Du bist ein ehrloser Mann, und als solcher wirst du auch sterben.«

Bald zeigten sich indessen die üblen Folgen dieses Ereignisses in Montenegro, das zu behaupten nun Vukassevich täglich schwieriger wurde. Schon am folgenden Tage dachten ihm Meuchelmörder das Schicksal der Abgesandten nach Scutari zu, und mit Mühe rettete er sein Leben. Das ganze Land gerieth in Aufstand gegen ihn, und er sah sich genöthigt, sich zu verschanzen und vier Geschütze, welche er zu

[1]) Von den Charakter dieses Kanibalen erhält man einen Begriff durch die damals allgemeine Sage, daß er seine Weiber eben so schnell überdrüssig wie seiner Freundschaftsbündnisse der Geliebten seiner neuen Wahl gewöhnlich dadurch zu huldigen anfing, daß er ihre Vorgängerin ermordete.

seiner Unternehmung erhalten hatte, aufzupflanzen. Dennoch gelang es ihm sich zu behaupten, obgleich er in seinen Anstalten durch den Bischof Petrovich und die Daziſchenkunft eines russischen Obristlieutenants Ivelich, der sich im Namen seines Hofes in die Angelegenheiten des Landes einmischen wollte, gehindert sah. Er brachte es durch die Gewalt, welche er über das Volk ausübte sogar dahin, daß es gegen den Pascha von Scutari eine offene Kriegserklärung erließ. Seine Anstalten, um das türkische feste Städtchen Fabiak mit Hülfe der Montenegriner zu überfallen, wurden nur durch Petrovich vereitelt. Eine Verstärkung von 100 Mann, welche er am 10. Juli erhielt, erfüllte die Montenegriner mit neuem Muth, denn das Gericht verzehnfachte ihre Anzahl. Petrovich selbst schien nun dem Unternehmen günstig gestimmt, und ward von Vukassevich mit Vorsicht benüzt. Mit einer kleinen, aber trefflich geführten Schaar, zog er nun gegen Spuß, dessen Vorstädte er in Brand steckte. Ein großer Haufen, welcher von Scutari zum Entsatz herbeieilte, wurde mit Tapferkeit empfangen und geschlagen. Bei Fabiak erneuerterten sich diese Scenen, allein eine bedeutende Macht sammelte sich inzwischen in Scutari, um das kleine Häuflein des österreichischen Offiziers zu vernichten. Sobald sich die Nachricht davon verbreitete, zeigte auch das Volk neuerdings eine üble Gesinnung, wodurch der unerschrockene Held von allen Seiten mit Gefahren umringt wurde. Mit einer stolzen Haltung unter unzähligen Stratagemen, bewerkstelligte er seinen Rückzug nach Cettigne, wo ihn eine ungeheure Menge Volks bestürmte, die Ersatz für den Verlust von Angehörigen verlangte und sehr geneigt schien den Pascha mit seinem Kopf zu versöhnen. Die Ankunft zweier russischer Offiziere, welche feierlich die Vereinigung der beiden Kaiserhöfe mittelst eigener Patente erklärten und Petrovich ein kostbares Brillantkreuz

überbrachte [1]), beſchwor den Sturm zwar, beſeitigte aber nicht die Nothwendigkeit die Unternehmung aufzugeben. Allein dieß war faſt eben ſo unmöglich, als ſie fortzuſetzen; denn das Volk und die eigene Leibwache des Bukaſſevich bewachten jeden ſeiner Schritte mit dem äußerſten Mißtrauen. Nur mit Liſt konnte er ſich aus der Bedrängniß von den rohen, bettelhaften Montenegrinern los machen, indem er durch ſeinen Arzt in Gegenwart der Aelteſten des Volkes erklären ließ, es ſey für die Kranken nothwendig, daß man ſie in's Venetianiſche bringe, wo ſie keinen Mangel an Waſſer hätten, der allein ſchuld an den vielen Krankheiten ſey; dieß gab Anlaß zu ihrer Fortſchaffung. Indeſſen war der Paſcha von Scutari nicht müßig und äſcherte die Wohnſitze der Berdjaner ein, wurde aber dafür von dem bewaffneten Volke zurückgeſchlagen. Bukaſſevich wollte dieſem zu Hülfe eilen; allein der Aufſtand um ihn her, fortwährend begünſtigt durch Petrovich, zwang ihn, auf ſeinen völligen Rückzug bedacht zu ſeyn. Er bewerkſtelligte ihn endlich durch Hülfe eines künſtlichen Aufſtandes der Soldaten, welche in eine mit Waſſer verſehene Gegend verlegt zu werden verlangten. Unter unſäglichen Gefahren gewann er endlich mit ſeiner Truppe in der Nacht des 17. Septembers das venetianiſche Gebiet, nachdem er ſchon im Auguſt von dem Kaiſer zum Rückzug ermächtigt worden war. So endigte ſeine abentheuerliche Sendung, welche wenigſtens den großen Zweck erreichte, den Paſcha Mahmud in Albanien zu beſchäftigen, und ihn mit ſeinen Schaaren zu hindern, dem Befehle des Divans gemäß nach Bosnien zu ziehen und von dort die von dem

[1]) Während man dieſen Unwürdigen belohnte, ließ man den Gouverneur und andere verdiente Perſonen leer ausgehen, was die Stimmung des Volkes noch verſchlimmerte. Die beiden ruſſiſchen Kommiſſäre dankten dem Himmel, als ſie durch ein ſicheres Geleite geführt, wieder in Cattaro anlangten.

österreich-kroatischen Armeekorps eingeleitete Eroberung der festen Plätze an der untern Unna zu bekämpfen [1]).

Die Unternehmung des Hauptmanns Bukassevich beleuchtet die Eigenthümlichkeit des Kampfes gegen die türkischen Völker mit neuen Farben. Wäre der ganze Krieg in so zweckmäßiger Weise geführt worden wie diese kleine, aber in ihrer Isolirtheit und Armuth an Mitteln zu einem verhältnißmäßig so großen Zweck bedeutend erscheinende Unternehmung, hätte man im Großen wie hier im Kleinen, das Uebergewicht der Civilisation so wirksam geltend zu machen gesucht wie Bukassevich, so wäre der Erfolg gewiß weniger zweideutig gewesen. Höchst abentheuerlich war die Art wie dieser ausgezeichnete Mann sich Gewalt über ein abentheuerliches Volk erwarb. Er gewann ihre Liebe hauptsächlich durch die Lieder, welche der ihn begleitende Priester Kempatich zum Ruhme der Montenegriner verfaßte und diese so entzückten, daß sie als eine wesentliche Bedingung ihrer Treue gegen den Kaiser in einer förmlichen Urkunde das feierliche Versprechen verlangten, »daß Kempatich ihre rühmlichen Thaten im Kriege auch künftig besingen solle.« Dagegen sicherte er sich ihre Achtung dadurch, daß er ihre Prahlereien von ihrer Stärke und Geschicklichkeit im Schießen durch seine stärksten Leute und besten Schützen widerlegen ließ. Obgleich er sie sich ganz unterwürfig gemacht, traute er ihnen doch nie und wußte stets durch Gegenlist ihre listigen Anschläge zu vereiteln. Immer auf ihre Phantasie einwirkend, Ernst, Muth und Stolz zeigend, an Schlauheit Alle überbietend, wurde er wie ein höheres Wesen verehrt

[1]) Die ersten verläßlichen Nachrichten über diese Unternehmung finden sich in der österreichischen militärischen Zeitschrift vom Jahre 1828. 1r u. 2r Bd.

und gefürchtet. Die Unbedeutenheit seiner Mittel war die einzige Ursache der Fruchtlosigkeit seines denkwürdigen Abentheuers [1]).

Achtes Kapitel.

Der Feldzug 1789. — Josephs militärische Anordnungen.

Der Anfang des Jahres 1789 war viel versprechend. Schon am 2. Januar brachte ein Kurier des Fürsten Potemkin die Nachricht von der Erstürmung der Festung Oczakow durch die Russen den 17. Dezember 1788, welche den kranken Kaiser so erfreute, daß er das Bildniß Katharinens in seinem Kabinete eigenhändig illuminirte, in das Lob der Russen, welche sich bei dieser Gelegenheit sehr ausgezeichnet hatten, mit Enthusiasmus ausbrach, und ein feierliches Tedeum in der Hofkirche halten ließ [2]). In der That bedurfte er eines so belebenden Trostes schon sehr, denn seine Gesundheit war von Anstrengungen, Kummer und dem giftigen Miasma, welches die ungarischen Sümpfe aushauchen, in hohem Grade erschöpft. Durch diesen Sieg waren die Russen Herren von ganz Bessarabien bis auf Bender geworden und die Pforte hatte dieses Ereigniß um so mehr zu bedauern, da sie dadurch die Dienste des Großveziers und des Kapudan Bassas einbüßte, welche sich aus Furcht vor der seidenen Schnur flüchteten. Indessen war auch Abdul-Hamid, bisheriger Sultan, gestorben (27. April), und sein Nachfolger rüstete

[1]) Schon Maria Theresia hatte die trefflichen Anlagen des jungen Bukassevich im Kadettenhause erkannt. Die Kühnheit seines Blickes und Gewandtheit im Fechten waren ihr besonders aufgefallen und hatten sie veranlaßt den hoffnungsvollen Knaben großmüthig zu unterstützen.

[2]) An der vermehrten Thätigkeit der Russen wurde damals dem Kaiser die Veranlassung durch ein sehr empfindliches Schreiben an die Kaiserin zugeschrieben.

sich mit neuer Anstrengung, indem er neue Werbungen ausschrieb.

Der Kaiser dagegen traf neuerdings Anstalten zur wirksamsten Eröffnung des Feldzuges, dem er zu seinem großen Leidwesen nicht mehr persönlich beiwohnen konnte. Auch Feldmarschall Lacy, der die Unzufriedenheit des Publikums und das Mißtrauen des Heeres durch seine Dispositionen auf sich gezogen hatte, verzichtete freiwillig auf den Oberbefehl, welcher nun dem Feldmarschall Haddik übertragen wurde. Der Liebling von Heer und Publikum, der greise Loudon übernahm hingegen neuerdings (20. Mai) das Kommando des kroatischen Korps. Der Kriegsentwurf des neuen Feldzugs war von jenem des vorigen Jahres sehr verschieden, und zeigte eine dreifache Absicht [1]: entweder alle Kräfte über die Save zu führen und bei der Belagerung Belgrad's zu verwenden — sie in Siebenbürgen zu versammeln, und längs der Aluta die Donau zu gewinnen — oder aber allenthalben in der Vertheidigung zu bleiben, mit der Hauptmacht aus Slavonien und Kroatien, nach der Eroberung von Bihacz und Berbir, jene von Banialuka vorzunehmen und dann ganz Bosnien zu erobern. —

Da man in dem vorigen Feldzug die Erfahrung gemacht hatte, daß es vorzüglich die Eigenthümlichkeit der türkischen Kriegsweise sey, woran so viele Unternehmungen scheiterten, so befahl der Kaiser dem erfahrenen Haddik Verhaltungsregeln für den Feldzug von 1789 wider die Türken abzufassen, wonach sich die verschiedenen Befehlshaber zu richten hätten.

---

[1]) Oesterreichische militärische Zeitschrift. 1825. 1r Bd., S. 9. Aufsatz: Feldzug des k. k. kroatisch-slavonischen Korps und der Hauptarmee im J. 1789 gegen die Türken, unter den Befehlen des Feldmarschalls Gideon Freiherrn v. Loudon. Nach den Originalquellen.

Zur Bestreitung der Kriegskosten, welche bisher schon 60 Millionen betrugen, wurden Anlehen negozirt und die Kriegssteuer eingetrieben. Bald zeigte die österreichische Kriegsmacht wieder einen Stand von 159 Bataillons mit 90 Divisionen, welche durch eine Donauflottille von einer Fregatte, vier Schaluppen 10 Bombardierschiffen, 32 Czaiken und 21 schwimmenden Batterien sammt 328 Kanonen unterstüzt wurden [1]).

Der neue Großsultan Selim III. machte nicht minder furchtbare Rüstungen. Sein Großvezier Kudschuk-Hassan Pascha entwarf einen neuen Operationsplan für das türkische Heer, nach welchem die Hauptmacht der Pforte gegen die Russen bestimmt wurde. Er ließ alle Truppen aus Bulgarien nach Bessarabien ziehen, wohin auch der größte Theil des in der Walachei gesammelten Korps aufbrach. Man ließ dort nur 30,000 Mann unter dem Kommando des Hospodars Mavrojeny, welcher die siebenbürgischen Päße beunruhigen und das Land vertheidigen sollte. Eine zweite türkische Armee hatte sich bei Nissa unter dem Kommando des Abdi-Pascha gesammelt, und sollte die österreichische Hauptarmee beobachten [2]).

Während dieser beiderseitigen Rüstungen dauerten die Bemühungen der großen Mächte zur Herstellung des Friedens ununterbrochen fort. Die Bourbonschen Höfe verwendeten sich eifrig für den Frieden und die Kaiserin von Rußland säumte nicht die Bedingungen desselben dem Hofe von Versailles bekannt zu machen. In einer Zusammentretung mit den Botschaftern von Rußland, Frankreich und Spanien sezte Kaunitz die Punkte auf, die dem Minister der lezteren Macht, Bouligny, bei seinen Unterhandlungen zu Konstantinopel zur Richtschnur dienen sollten, allein die Pforte lehnte

[1]) Cornova, S. 511.

[2]) Hamburger politisches Journal. 1789. S. 959.

nicht nur die Vermittlung der Bourbonſchen Höfe ab, ſondern beſtand auf der Abtretung der Krimm als Grundlage des Friedens. Zugleich warf ſie ſich zur Beſchützerin von Polen auf, welches durch ſeinen Geſandten, Grafen Woyna, von Oeſterreich Entſchädigung für die auf dem Boden der Republik errichteten Batterien und Nachlaß der doppelten Steuer für die in Galizien begüterten Polen verlangte. Der Kaiſer bewilligte ihnen wirklich 28,680 Gulden für die erſte gegründete Forderung [1]). Im Uebrigen blieben alle Unterhandlungen fruchtlos und das Recht flüchtete ſich wieder unter die Waffen.

Im Juni begann der Feldzug durch Loudons rühmliche Unternehmung auf die Feſtung Berbir (türk. Gradisca), welches vom 23. Juni bis 10. Juli den tapferſten Widerſtand leiſtete. An dieſem Tag endlich eilten bei fünfzig Türken mit der flüchtigſten Behendigkeit ihrer Pferde aus der Feſtung unter dem Feuer der Belagerer einem Walde zu. Es war der ganze Reſt der Beſatzung, welche die Feſtung mit großen Kriegsvorräthen preisgab.

Bei der Hauptarmee waren den Winter über neuerdings Krankheiten eingeriſſen. In fünfzehn Tagen ſtarben im Jenner von 6802 Kranken 803. Der ſchnelle Uebergang von Kälte zur Wärme, der in dieſen Gegenden ſtattfindet, hatte die Krankheiten noch vermehrt. Schon im Februar übernahm Graf Hadbik das Kommando bei der Armee, doch dauerte die Waffenruhe bis April. In dieſem Monate verließ er Wien, um nach Futak zum Heere zu reiſen. Die Nachricht, daß die Pforte dem Seraskier Abdy-Paſcha bei Nizza ein Heer von 70,000 Mann zu verſammeln befohlen habe, um ſie gegen Mehadia und Belgrad zu entſenden, beſtimmte den Kaiſer zu der Anordnung, daß der Kommandirende ſeine

[1]) Cornova S. 510.

Hauptkräfte bei Karansebes konzentriren solle. Allein während der Operationen wurde der 78jährige Greis im Lager bei Weißkirchen todt krank. Der Kaiser, welcher trotz der Gegenvorstellungen seiner Aerzte (welchen er stets durch die Aeußerung auswich: ich wünschte ihre Rathschläge befolgen zu können), nebst allen Staatsgeschäften auch die unmittelbare Oberleitung der Armee führte, sandte unaufhörlich Verhaltungsbefehle zu derselben, und rief Haddik nach Wien zurück [1]):

»Ich bin äußerst besorgt über die Folgen der schweren Krankheit, mit der Sie befallen werden; über die an Ihrem Fuße noch habenden drei offenen Wunden; über ihre vorgerückten Jahre und Leibeskonstitution; daß Sie bei jezt vorzunehmenden wichtigen Operationen nicht Ihrem unbegrenzten Diensteifer unterliegen mögen. Hierzu kömmt noch, daß Sie bei der vorhabenden Unternehmung auf Belgrad, bei den täglichen und noch mehr nächtlichen Fatiquen, bei der nassen und kalten Herbstzeit und bei der Nothwendigkeit alsdann zu kampiren, Alles dieses ohne Gefahr unmöglich aushalten könnten; und daß, wenn Sie auch die Belagerung anfingen, Sie solche zu vollenden ganz gewiß nicht im Stande wären; welches dann sowohl für Sie höchst betrübt, als für den Dienst sehr nachtheilig wäre.«

»In Folge dieser Umstände, um Ihren Kindern und dem Staate einen so würdigen Mann noch länger zu erhalten und weil Sie wirklich hier bei dem Hof-Kriegsrathe, wegen aller Vorbereitungen zur kräftigen Kampagne höchst nothwendig sind, muß Ich Ihnen auftragen, einstweilen und bis zur Ankunft des Feldmarschalls Loudon, dem ich das Kommando der Armee übertrage, selbes dem Feldzeugmeister Colloredo nebst dem beigeschlossenen Schreiben, in welchem der

[1]) Oesterreich. militär. Zeitschrift 1825. 1r Bd., S. 136.

dießfällige Befehl enthalten ist, zu übergeben, damit Sie noch bei guter Jahreszeit gemächlich reisen und selbe nicht versäumen, da die hier fortzusetzenden Mittel, bei noch günstiger Witterung, Ihre gänzliche Herstellung desto sicherer erwirken werden.

Ich erwarte Sie sehnlichst, mein lieber Feldmarschall! um Ihnen meine Erkenntlichkeit und Zufriedenheit über das so sorgfältig als unermüdet geführte Kommando, mündlich, so wie ich es hier schriftlich thue, zu bezeigen.«

Gleichzeitig schrieb er an Loudon:

»Nachdem die Gesundheitsumstände des Feldmarschalls Haddik, die schweren Folgen, so seine ausgestandene Krankheit hinterlassen hat, nicht ohne augenscheinlicher Gefahr gestatten, daß er sich den Fatiquen der Unternehmung auf Belgrad aussetze, noch minder aber die geringste Hoffnung vorhanden ist, daß er solche würde vollenden können; so habe Ich Mich beängstiget gefunden, ihn hierher zum Hofkriegsrath zurück zu berufen und Ich überschicke Ihnen diesen Kadeten, um Sie mittels gegenwärtigen Schreibens zu ersuchen, das Kommando über diese Armee zu übernehmen, zu der auch diejenigen Truppen gehören werden, die Sie aus Slavonien und Kroatien derselben werden beiziehen können.«

»Sie werden also allein en Chef die ganze Unternehmung auf Belgrad führen und Ich könnte unmöglich Jemand, der das Vertrauen dazu mit mehreren Rechten von Mir, von der Armee und dem ganzen Publikum verdient und besizt, diese Ausführung anvertrauen, als Ihnen, mein lieber Feldmarschall!«

So waren nun alle Truppenkörper endlich dem allgemeinen Wunsche gemäß, von der Licca bis Mehadia unter der leitenden Hand eines sieggewohnten Führers.

Während dieser Veränderungen hatte Prinz Coburg, der Eroberer von Chocim sich mit 20,000 Mann durch die

Moldau bis an die Grenze der Walachei gezogen. 7000 Russen unter Suwarow gingen ihm zur Seite. In der Gegend von Fokczan hatte sich ein Korps von 30,000 Türken und Arnauten gelagert, um ihr weiteres Vordringen zu hindern. Coburg und Souwarow [1]) vereinigten nun ihre Truppen gegen den Feind, griffen ihn bei Fokczan an, und schlugen ihn mit großem Verluste zurück.

Die Nachricht von dieser Niederlage hemmte auch die Unternehmungslust der Türken im Banat, welche bis Mehadia

---

[1]) Von diesem bewahrt der Wiener Hofkriegsrath noch folgende in seiner originellen Art abgefaßten Tagsbefehl:

„Morgen den 19. (30.) Marsch um 3 Uhr früh bis Kalimanestie; abkochen und ausruhen bis 4 Uhr Nachmittags; von hier zum Zebroutz, wo kein Feuer gemacht werden darf, wenn es nicht verborgen. Beim Zebroutz angekommen, werden die Truppen halten und den 20. (31.) verweilen; am Abende des Tages, zur verabredeten Stunde brechen die Truppen auf und rücken bis zum Puttna, wo sie eine, auch zwei Stunden ruhen.

Eine Stunde nach Mitternacht, Marsch im Schutze Gottes bis zum feindlichen Lager und hier die Schlacht.

Die Zeichen zwischen uns: die Oesterreicher werden Joseph, die Russen Katharina rufen.

Man kann immer mit kleinen Patrouillen streifen, und es ist sogar nöthig; bei Begegnung kleiner feindlichen Parteien lasse man sie ruhig. Wenn aber der Feind Streifparteien entsendet, welche stark sind, z. B. von 1000 Mann, so wird der Oberst Karaczay sie angreifen, und, ohne sich aufzuhalten, schlagen.

In der Nähe des Feindes angekommen, — Jeder nach seiner Schlachtordnung sich stellen, gerade auf den Feind losgehen, und trachten, in ein Kreuzfeuer mit Kartätschen ihn zu bringen. Wenn die Feinde bei unserer ersten Annäherung fliehen, — sie mit der möglichsten Schnelligkeit verfolgen; werden sie fliehen, wenn sie geschlagen sind, muß man immer mit dem größten Nachdruck ihnen folgen.

Bei Anfang des Angriffs keine Gefangene machen.

Wenn die Feinde Stand halten, alle drei Lager, eines nach dem Andern, einschließen.“ — Oesterr. milit. Zeitschr. 1826. Bd. 1. S. 33.

vorgedrungen, am 3ten August von Hohenlohe geschlagen worden waren. Am 28sten August, unmittelbar nach der Ankunft Loudons bei der Hauptarmee, vertrieb Clerfait die Barbaren aus dem Gebiete der Monarchie. Die Operationen Loudons leiteten des Kaisers unmittelbare Verhaltungsbefehle, welche nach dem Urtheil Kriegsverständiger viele Scharfsicht verrathen. Die Haupttendenz aller Unternehmungen zeichnet er nun in einem Schreiben vom 23sten August aus Luxenburg vor [1]):

»Ich habe Ihr wichtiges Schreiben vom 18. dieses durch den Obersten Hiller gestern Nachmittag überkommen, und mit demselben auch, obwohl Ich bettlägerig bin, persönlich gesprochen.

Nichts Uebleres, nichts Unglücklicheres könnte für den Staat fast nicht erfolgen, als wenn in dieser Kampagne nichts geschähe. Sein Ansehen, jenes der ganzen Armee würde verkleinert, die Feinde des Staates, ordentlich angereizet, ihn anzugreifen, und seine Freunde von ihm abwendig gemacht; ohne zu rechnen, daß keine Hoffnung zum Frieden dadurch erzielet, so viele Menschen, durch Krankheit nur, aufgerieben, Millionen verworfen, und die Monarchie, sowohl in ihrem äußerlichen Ansehen, als an innerlichen Kräften herabgesezt werden würde.

Geschehen wird und kann nichts, als unbedeutende Kleinigkeiten, wenn wir nicht offensive vorgehen, den Feind in seinem Lande aufsuchen, oder ihn nöthigen, um eine, ihm schätzbare Festung nicht zu verlieren, das Aeußerste zu wagen, und es auf eine Schlacht ankommen zu lassen.

Diese offensiven Unternehmungen könnten nun, unter allen möglichen Fällen folgende seyn:

---

[1]) Oesterr. militär. Zeitschr. Jahrg. 1825. I. Bd. S. 150.

1) Einen Theil der Armee wieder nach Kroatien marſchiren zu laſſen, um alldort entweder Banialuka oder Bihacs zu belagern, ſcheinet, da die Truppen ſo weit entfernt ſind, und für eine größere Anzahl die Verpflegung und der Nachſchub alldorten nicht vorbereitet iſt, für heuer zu ſpät und unmöglich. Ein oder anderes kleineres Schloß in Bosnien wegzunehmen, führt zu keinem der im Anfange meines Briefs bemerkten Gegenſtände, da die Türken und die Welt deren Beſitz für ſehr geringe ſchätzen.

2) In die Walachei zu marſchiren, in ſelber die Türken aufzuſuchen und zu verdrängen, könnte nicht anders als mit der Armee bewerkſtelligt werden, wenn man die Zufuhr auf der Donau frei hätte. Dazu aber iſt Belgrad, Semendria und Orſowa, die wir nicht haben, nöthig.

3) Durch Verſtärkung des Fürſt Hohenlohe in Siebenbürgen, um demſelben die Gelegenheit zu verſchaffen auch den Prinz Coburg verſtärken zu können, um vorwärts an die Donau zu rücken, oder ſeitwärts in die Walachei; kann wieder nicht in einer hinlänglichen Stärke Platz greifen, da Siebenbürgen ſchon jezt mit der Verpflegung, für die allda befindlichen Truppen äußerſt ſchwer aufkommt und Prinz Coburg aus Galizien auf eine enorme Diſtanz ſeine Lebensmittel beziehen muß, auch dieſer nie ſo ſtark ſeyn könnte, um ganz allein ohne die Ruſſen gegen die Donau vorrücken zu können; ebenfalls nicht in die Walachei, weil er ſeine Komunikationen mit Galizien, wovon er lebt, ganz ausſezte. Und wenn man auch etwas in der Walachei vorgerückt wäre, da man keinen haltbaren Ort beſäße, ſo müßte man ſie doch wieder im Winter verlaſſen, weil in ſelben wegen Schnee die Komunikationen mit Siebenbürgen, aus dem man die Lebensmittel alsdann ziehen müßte, unterbrochen würden.

4) Die Belagerung von Orsova vorzunehmen, muß man nothwendig beide Ufer haben; und die Donau frei zum Nachschub, um das Schiff-Armament alles hinabzubringen. Dieses wird nun wieder verhindert, wenn wir Belgrad nicht haben.

5) Abzuwarten, daß die Türken mit Kraft und Stärke in's Banat vordringen und Gelegenheit zu einer vortheilhaften Schlacht geben, ist heuer um so weniger zu erwarten, als sie voriges Jahr, wo so viele Versehen und Zufälle ihnen die schönste Gelegenheit darboten, doch eine Schlacht vermieden, wo sie ganz sicher in weit stärkerer Anzahl als sie heuer sind, waren, auch für sie nichts mehr in dieser ohnehin verwüsteten Gegend zu plündern ist.

Daß ein Korps von Nissa gegen Belgrad marschire, und durch Uebersetzung der Save, oder durch einen Angriff auf Sabacz, uns eine Gelegenheit zu einer Schlacht gäbe, da bis jezt kein Korps bei Belgrad stehet, wo voriges Jahr ein ziemlich ansehnliches war und dieses doch gegen die einigen Bataillons in Semlin nichts wesentliches unternahm, wo nebst den Bataillons in Semlin sich heuer 18 in Polieszce befinden, die aus Slavonien gekommen sind, ist noch weniger zu erwarten.

Es bleibt also nichts übrig, als entweder Nichts zu thun, oder die Save zu übersetzen und Belgrad zu berennen. Dieser erste Schritt wird klar sehend machen, was die Türken, die darauf vorbereitet seyn müssen, im Schilde führen. Ob sie Belgrad durch Dahinziehung derjenigen Truppen, die sie bei Nissa, Orsova oder Widdin herum haben, zu schützen gedenken, oder ob sie durch eine Diversion im Banat uns von unserer Unternehmung auf Belgrad abhalten wollen.

Geschieht das Erstere, so kann sich auch die Armee ganz allda versammeln und es wird zu einem entscheidenden

Streich oder Schlacht kommen können; gedenken ſie das lez-tere, ſo kann es dadurch vereitelt werden, daß man im Bä-nat an Truppen noch ſo viel läßt, als zur Zurückhaltung des Feindes vom gar zu tiefen Eindringen in ſelbes noth-wendig ſind, und kann er alſo zu gleicher Zeit bei Belgrad auch nicht ſo ſtark ſeyn.

Wie, wo, wann, und mit wie vielen Truppen der Uebergang der Save wird bewerkſtelligt und was im Banat noch an Truppen zurückbleiben könne, muß Ich bloß Ihrer bekannten Einſicht und Kenntniß, der Umſtände wegen, überlaſſen.

Dieß iſt alles, was Ich Ihnen über dieſen wichtigen Gegenſtand zuſchreiben kann. Da Sie aber einen poſitiven Auftrag dazu von mir verlangen, ſo kann Ich Ihnen keinen andern geben, als die Save zu überſetzen, offenſive zu agiren und Belgrad wo möglich zu belagern. Das Uebrige überlaſſe Ich vollkommen Ihrer Einſicht und bekannter Er-fahrung.

In dieſem Befehle war der Wille, Belgrad zu belagern, endlich beſtimmt ausgedrückt, doch bleibt es merkwürdig, daß der Kaiſer den Uebergang der Save behufs der Erreichung dieſes Platzes dem Uebergang der Donau vorzog. Er wich hierin weſentlich von der Meinung Haddiks ab, der den lezteren unternehmen wollte und rechtfertigte gegen ihn ſeinen eigenen Plan auf eine Weiſe, die hinlänglich beweist, daß es dem Kaiſer nicht an militäriſchen Talenten und der höhe-ren ſtrategiſchen Bildung, ſondern nur an der genialen Unternehmungskühnheit eines Friedrich gefehlt hatte [1].

»Ich habe Ihren Bericht von S. D. ſo eben empfangen, und bin Ihnen für das darin enthaltene Detail und Rai-ſonnement, unter welchen Umſtänden und auf welche Weiſe

[1]) Oeſterr. militär. Zeitſchrift. J. 1825. 1ter Bd. S. 154.

zur Belagerung Belgrads geschritten werden könnte, welche Beurtheilung Ich allerdings richtig finde, verbunden. Nur habe ich in Absicht der Uebersetzung der Donau, und der Berennung des Platzes zu bemerken, daß, ob zwar es ganz erwünschlich wäre, diese vorläufige Operationen in der Gegend und auf die Weise, wie Sie sie hier einführen, bewirken zu können, es vor Allem auf eine genaue Kenntniß des Terrains ankommt, um mit Sicherheit bestimmen zu können, wo die Brücken auf der Donau unterhalb Panczova zu dem ersten Uebergange über den Strom; dann nachher weiter oberhalb, wo sie in der Nähe der Kontravallations-Linie kommen müßten, zu schlagen seyn werden; weil der Zugang zu selben auf der Banater Seite wegen den vielen Morästen, welche unterhalb Panczova die Donau und oberhalb die Temes, die Sibniza und die Borcza verursachen, wo besonders im Spätjahr bei einfallendem regnerischen Wetter, wenn auch sonst alles ausgetrocknet wäre, gewiß keine Fuhren mehr durchkommen würden — vielleicht ohne vorhergehende große Arbeiten immer sehr beschwersam, wenn nicht ganz unmöglich seyn dürfen.

Zu Prinz Eugens Zeiten, wo die Armee, um vor Belgrad zu rücken, den Uebergang über die Donau gleichfalls von Seite des Banates und ungefähr in der nämlichen Gegend bewirkt, auch während der Belagerung einen Theil ihrer Subsistenz aus dem Banat, mittels einer nach der Hand mehr oberhalb bei Borcza auf der Donau geschlagenen Brücke erhalten hat, waren diese Moräste noch nicht so ausgebreitet, wie jezt und ein Beweis hiervon ist, daß damals große Dörfer in Alt-Borcza und Ofcza standen, wo jezt kein Haus mehr ist. Ich ersuche Sie also, über diesen wesentlichen Umstand die genaueste Erkundigung einzuziehen, um, wenn

man hernach zur Ausführung schreiten will, nicht durch unverhoffte Hindernisse aufgehalten zu werden.«

Loudon schritt nun zur Belagerung von Belgrad. Die Kosten der Anstalten dazu wurden auf eine halbe Million Gulden angeschlagen, aber der Kaiser bewilligte sie unbedenklich und äußerte: »es koste was immer, wenn nur Menschenblut dabei geschont wird.« Loudon hielt, was er einst mit so vieler Kühnheit und Zuversicht gegenüber von Lacy versprochen: Am 11ten September wurde, wie es der Kaiser angeordnet, der Uebergang der Save bei Ostruschnizza bewerkstelligt, den 12ten lagerte sich die Armee auf dem Dedina-Berge, den 18ten wurde die erste Paralelle eröffnet, den 30ten begann die eigentliche Belagerung, nach Vollendung aller Voranstalten durch Erstürmung der Vorstädte, den 1ten Oktober wurde die erste Paralelle auf dem Glacis eröffnet und den 8ten wurde Belgrad übergeben durch einen Vertrag, welcher, wie folgt, begann [1]).

Erster Artikel.

Da durch göttliches Verhältniß die Uebergabe der Festung Belgrad von Ewigkeit her einmal beschlossen war, so soll bei Ueberantwortung des, mittels der betreffenden Specifikation darinnen vorfindigen, großherrlichen Mund- und Kriegsvorrathes, Niemand von den k. k. Truppen sich unter die Unsrigen mischen, noch etwas von Ihren Waffen hergeben oder Jemand, Großen oder Kleinen, mit der Forderung, daß er seine Waffen hergeben möchte, belästigen.

---

[1]) Oesterr. militär. Zeitschrift 1825. 2ter Bd. S. 57.

Antwort:

Obſchon die Garniſon, weil ſie meinen erſten Antrag, nach Eroberung der Stadt, halsſtarrig abgewieſen, nicht verdient hätte, ihr einen honorablen und freien Abzug zu gewähren, ſo werde ich jedoch bloß dadurch hierzu bewogen, weil mir die Geſinnungen von Gnade und Menſchlichkeit, welche Sr. Majeſtät der Kaiſer, mein allergnädigſter Herr, ſelbſt gegen dieſe Feinde beobachtet wiſſen wollen, bekannt ſind.

Loudon [1]).

Der Erzherzog Franz [2]) hatte die erſte Kanone gegen Belgrad losgefeuert. Unbeſchreiblich war der Jubel, mit dem man die Nachricht in Wien empfing. Der General Klebek brachte ſie dahin und zog mit 24 blaſenden Poſtillionen in die Stadt ein unter dem Jauchzen einer zahlloſen Menge. Drei Tage lang überließen ſich die Wiener dem Vergnügen, alle Arbei-

---

[1]) Osman Paſcha ſagte zu Loudon: Dein Name erfüllte meine Leute mit Schrecken. Und dein Feuer! ſo etwas ſah man nie; es zertrümmerte meine Felſen. Und die ſchreckliche Feuerwachteln, ſie liefen den Leuten nach, wie die Hunde." (Cornova. S. 533.)

[2]) Ein merkwürdiger Zufall iſt in Bezug auf die Eroberung Belgrads folgende Zuſammenſtellung: Kaiſer Franz, damals Herzog von Lothringen, Marien Thereſiens Gemahl, war im Jahr 1739 bei der kaiſerlichen Armee, als Belgrad an die Türken verloren ging. Sein Enkel der Erzherzog Franz, war im Jahr 1789 bei der kaiſerlichen Armee, als Belgrad den Türken wieder abgenommen wurde; und er feuerte mit eigener Hand die erſte Kanone gegen Belgrad ab. General Wallis kommandirte im Jahr 1739 die Armee bei Belgrad, und übergab die Feſtung an die Türken. Sein Sohn der jetzige Feldmarſchall Wallis, wurde jezt nach 50 Jahren der erſte Kommandant von Belgrad. Der türkiſche Kommandant Osman Baſcha, welcher jezt die Feſtung an die Kaiſerlichen übergab, war ein Sohn desjenigen Paſcha, dem ſie die Kaiſerlichen vor 50 Jahren übergeben hatten. (Oeſt. mil. Zeitſch. 1825. II. Bd. S. 62.)

ten bei Seite legend. Am 14ten Okt. wohnte der Kaiſer einem feierlichen Tedeum bei, das unter dem Donner der Kanonen auf den Wällen gehalten wurde. Abends war die ganze Stadt beleuchtet, in den Schauſpielhäuſern war freier Eintritt; man ließ Bier und Wein fließen und warf Geld unter das jauchzende Volk. Um Mitternacht veranſtalteten die Studenten vor den Fenſtern des Kaiſers und der Gattin Loudons feierliche Serenaden. Erſt mit Tagesanbruch endigte der allgemeine Jubel. Dieſe Freudenfeſte wiederholten ſich in allen Theilen der Monarchie [1]). Der Kaiſer ſchickte aus ſeiner Schatzkammer den brillantenen Ordensſtern des Marie Thereſen Ordens, welcher dem Großmeiſter allein zukommt.

Inzwiſchen blieb auch Coburgs Kriegsglück ſich beſtändig. Er erfocht den 20ſten September bei Martineſtie in der Walachei einen vollkommenen Sieg über die Türken, bei welchem Souwarow den Ruhm mit ihm theilte. 100,000 Türken ſtanden hier 24,000 Mann Ruſſen und Oeſterreichern gegenüber, aber die Lezteren wurden nur durch die Entſchloſſenheit Souwarows zu einer Schlacht, trotz der trefflichen Aufſtellung der Türken und mannigfachen Nachtheilen der ihrigen gezwungen. Coburg dagegen widerrieth eine ſo gewagte Unternehmung, allein Souwarows Hartnäckigkeit ſiegte über die Zweifel des öſterreichiſchen Feldherrn. »Man wird« — ſagte Souwarow hierauf — »eine Schlacht bei Fokzan zwar vermeiden, dagegen zu zehn andern gezwungen ſeyn, wenn man den Rückzug im Angeſichte des überlegenen Feindes ausführt. Man wird nicht allein den in der Moldau eroberten Landſtrich verlieren; ſondern man wird, was von

[1]) Loudons Leben und Thaten, 2ter Theil. Wien 1791. S. 227. — Wiens Geſchichte von Hormayr 5ter Band.

weſentlichen Folgen ſeyn kann, die unbeſezten Oſt-Päſſe Siebenbürgens eröffnen und auch dieſes Land dem Feinde überlaſſen.«

Der Gedanke an einen Rückzug wurde aufgegeben, aber verſchanzen wollte man das Lager vor Fokczan; die Schwäche der Streitkraft darf Stärke der Stellung erſetzen. — »Gelänge es auch« — bemerkte Souwarow — »bis zum nächſten Morgen ſich zu verſchanzen, was würde es in die Länge der Zeit nützen? Durch vierfache Ueberlegenheit des Gegners kann und wird man eingeſchloſſen, der Zufuhr der Lebensvorräthe beraubt, und endlich doch zu einer Schlacht, oder zu einer Uebergabe gezwungen. Ich ſehe keinen Ausweg vor mir, als den augenblicklichen Angriff des feindlichen Lagers; ja ich bin von ſeiner Nothwendigkeit ſo ſehr überzeugt, daß ich ihn mit meinen Ruſſen allein unternehmen würde. Bin ich Sieger mit 7000 Mann, nie hat es einen rühmlicheren Sieg noch gegeben. Werde ich geſchlagen, ſo iſt der Ruhm des Feindes nicht größer, als meine Schande.

Während Souwarow ſo drängte erwartete der ſtolze Großvezier in ſeinem Zelte bei Odaja am rechten Ufer des Rimnickfluſſes den kecken Angriff. Er hatte bereits zwanzig Wägen mit Ketten [1]) für 5000 Gefangene in Bereitſchaft, um ſie als Sklaven heim zu führen, aber der Witz des Schickſals ließ ihm ſelbſt genau dieſelbe Zahl 5000 an ſeinen eigenen Leuten verlieren. Die Türken wurden fürchterlich geſchlagen und verloren 100 Fahnen und 77 Feldſtücke. Die Verbündeten verloren nicht mehr als 800 Mann an Verwundeten und Todten. In Folge ſeines Berichts über dieſe

[1]) In dem Wiener Zeughauſe wird eine derſelben noch aufbewahrt. Sie mißt 24 Schuh und wiegt 38¾ Pfund, fünf Halseiſen ſind an der Kette angebracht.

glückliche Schlacht erhielt Coburg das Feldmarschallspatent und einen Ehrendegen und Souwarow das Diplom eines Reichsgrafen, dessen Namen Katharine mit einer Erinnerung an diese ruhmvolle That schmückte. Sie nannte ihn von nun an Souwarow-Rimniksky von dem Orte Rimnik, in dessen Nähe gefochten wurde.

Den Eindruck nützend, den so glückliche Ereignisse auf die türkischen Truppen machen mußten, forderte Loudon, dessen Ruf nun Schrecken verbreitete [1]), auch Semendria auf und besetzte diese Festung. Passarowitz ward von den Türken freiwillig geräumt. Nachdem Loudon das Kommando von Belgrad an Wallis übergeben hatte, ging er selbst nach Orsowa, um dem Wunsch des Kaisers gemäß, wo möglich Neu-Orsowa noch in diesem Jahre zu nehmen. Den 9ten November wurde Kladowa eingenommen und die Beschießung von Neu-Orsowa begonnen. Der Feldzug dieses Jahres endigte hier mit Streifzügen. Auf allen übrigen Punkten entsprachen die Ereignisse dem allgemeinen Kriegsglück dieses Jahres. Der schönen Waffenthaten waren so viele, daß Joseph die jedem Gemeinen zugängliche Auszeichnung der Tapferkeitsmedaille, welche mit einem Gehalt verbunden ist, zu stiften sich veranlaßt fühlte. So umfassendes Kriegsglück ließ für den nächsten Feldzug die Entscheidung über das Daseyn der Pforte in Europa erwarten, allein es war dem Kaiser nicht vorbehalten, diese Hauptkrisis zu erleben und sein Nachfolger beendigte sie unter veränderten politischen Verhältnissen durch ein anderes System.

Die Russen hatten während des glorreichen Feldzugs der Oesterreicher nicht minder Fortschritte gemacht. Repnin war

[1]) Die Türken nannten ihn nicht anders als den „teutschen Teufel" (nemtsche Leheitan).

im Herbſtmonat bis Ismael vorgerückt und Potemkins Vortrab unter dem Prinzen Anhalt-Bernburg hatte den 26ten über ein feindliches Korps geſiegt. Den 13ten hatte ſich Akkiermann ergeben und der Fall von Bender war gewiß. Dem ungeachtet verharrte die Pforte bei ihrem Widerſtand und verwarf alle Friedensvorſchläge. Ihre ſiegenden Feinde waren immer verſöhnlicher geſtimmt als ſie, deren Kräfte täglich mehr zu ſchwinden begannen. Und ein glücklicher Inſtinkt war es, der ſie hiezu antrieb, denn es bereitete ſich jezt eine Epoche in der Welt der Chriſten vor, welche die Pforte bald aus ihrer Bedrängniß retten ſollte.

Überblick der politiſchen Verhältniſſe.

Der Krieg gegen die Pforte war der lezte Akt der Politik Joſephs, deren Charakteriſtik durch die Schilderung ſeines allgemeinen politiſchen Verhaltens und darauf baſirten beſondern Beziehungen zu den verſchiedenen Mächten, vollendet wird. Es ſpiegelt ſich in demſelben, ſo wie in ſeinem aktiven Einwirken auf fremde Verhältniſſe, ganz die Eigenthümlichkeit ſeines Charakters und ſeiner Abſichten und daſſelbe Schickſal, von Freunden und Gleichgültigen mißverſtanden und verkannt, von Feinden und Eiferſüchtigen verläumdet und verfolgt zu werden. Sein Walten hier zeigt Kunſtloſigkeit, Würde, Redlichkeit, Kenntniß der Pflichten gegen die Menſchheit, welche damals von manchem ſouveränen Haupt verleugnet wurden. Klar und einfach ſtellt ſich hier ſein Syſtem den Blicken dar, und zwar auf einer Grundlage, die der politiſchen Wiſſenſchaft fremd und dem eigenen Selbſt gefährlich iſt.

Fremde Einmiſchung hatte keinen Einfluß auf die Tendenz der Politik des Kaiſers; der Beiſtand des Miniſters Kaunitz, der dieſelben Geſinnungen mit einem höheren Grade von Weltklugheit verband, regelte ſie bloß und entfernte abnorme Abweichungen. Ohne Einfluß auf den Willen des Kaiſers zu beſitzen, wies er ihm doch die Bahn der Nothwendigkeit für denſelben, welche Joſephs Begeiſterung und natürliches Ungeſtüm zuweilen verließ, um ſeinen

Irrthum hart zu büßen. Kaunitz, die Zwecke seines Souveräns liebend, tadelte doch oft seine Mittel und die Schleunigkeit ihrer Anwendung in unangemessenen Zeiten.

Frankreich.

Dieses hatte unter lezterem wohl den meisten natürlichen Anspruch auf seine Freundschaft gewonnen, allein nur wenig Sympathie von seiner Seite gefunden. Seine Schwester Marie Antoinette saß zwar auf Frankreichs Thron, allein Joseph war nicht der Mann, der ein Verwandtschaftsverhältniß, oder irgend eine andere persönliche Beziehung zu seinem Herzen, Einfluß auf das Wohl und Wehe der Staaten gewinnen ließ. Bei ihm wurde das Sprichwort, welches auf unblutige Art des Ländererwerbs seines Hauses hindeutet, zur Lüge, denn hätte er die Weltherrschaft einheirathen können, er würde sie stolz verschmäht haben. Wie schnell er die Unterscheidung der Königin von Frankreich, von seiner Schwester aufgefaßt habe, davon gab er während seiner Anwesenheit in Frankreich wiederholte unliebenswürdige Beweise. Wichtiger war der Einfluß des moralischen und intellektuellen Zustandes dieser Nation auf seine Völkerschaften und seine eigene Regierung. Von hier ging das unglückliche System der Physiokraten aus, das so großen Beifall fand, weil man dessen versteckte Unbrauchbarkeit und Ungerechtigkeit durch Experimente noch nicht hinlänglich kennen gelernt hatte. Von hier verbreitete sich die neue Humanität, welche daraus im Heimathland in Irrthum degenerirte, während ihre geläuterten Grundideen in anderen Staaten das gestörte Gleichgewicht des Rechts wieder herstellte. Demungeachtet blieb Joseph Frankreich abgeneigt aus leicht erforschlichen Gründen. Obgleich Frankreich das Vaterland jener Aufklärung ist, welche einen neuen Zeitraum in der Weltgeschichte bezeichnet,

ſo war doch die franzöſiſche Nation unter allen Nationen der Erde, die lezte, welche vermöge ihres Charakters von dem neuen Lichte einen weiſen und guten Gebrauch zu machen geneigt geweſen wäre. Die Folge hat gelehrt, was dem Beobachtungsgeiſte Joſephs nicht entgangen ſeyn konnte, daß nur die Laſter dieſes Volks es geweſen ſind, welche ſie neue Theorien erfinden und annehmen ließen, und daß nach ihrer Auffindung und Verbreitung ins Leben, wieder niemand geneigter war den umfaſſendſten Mißbrauch davon zu machen, als die Franzoſen. Grundſätze, welche Joſephs ganzes Herz erfüllten, wurden von ihnen bloß deklamirt, eine kosmopolitiſche Menſchenliebe, die Joſeph begeiſterte, zeigte ſich dort mehr in Affectation, als in Handlungen, und die Erleichterungen, welche die neuen Theorien der von dem Gewicht veralteter Regelketten belaſteten Zeit gewährten, führte ſie zur Zügelloſigkeit und Ausſchweifung; nichts ward von ihnen mehr verſpottet, als der Glaube irgend einer Art und die Begeiſterung für das Rechte, die ſie nur in Augenblicken, wie ein Rauſch erfaßte. Der einzige Grund der natürlichen Abneigung Joſephs vor Frankreich, war nur der Mangel alles Aehnlichen mit ihm, der Grund aller Antipathien. Die Menſchenliebe Joſephs wurde hier nicht verſtanden, ſeine großen Zwecke blieben dem franzöſiſchen Diplomaten unerforſchliche Räthſel. Man ſieht dieß deutlich in der Art, wie ſie ſeine Politik anzuſehen pflegten aus dem Berichte, welchen Vergennes bei Gelegenheit der Reiſe Joſephs nach Frankreich 1777 an ſeinen König machte. »Wenn die Reiſe des Kaiſers einen politiſchen Zweck hat, ſagte er, ſo kann er ſich nur zweierlei vorgenommen haben, die Allianz mit Frankreich zu verengen, zweitens hinſichtlich beabſichtigter Vergrößerung auf Koſten der Türken Ew. Majeſtät zur Beiſtimmung zu überreden.« Demnach

war die ganze Basis der Politik Frankreichs gegen Oesterreich, das Mißtrauen und der Entschluß, jede Vergrößerung dieser Macht zu hindern, indem man Preußens Eifersucht unterstützte; doch muß man bekennen, daß es hierbei Mäßigung beobachtet und sich niemals von seinem politischen Zweck entfernt hat, um weiter zu gehen, als es die Klugheit erforderte. Vergennes, obgleich Diplomat aus einer eigenthümlichen Leidenschaft für die höhere Politik und in seiner Methode mißtrauisch und streng, war doch ein großer Freund der politischen Treue, welche aus dem Systeme mancher Höfe damaliger Zeit gänzlich verbannt schien. Seine eben nicht hervorragenden Talente waren gerade zulänglich für die konservative Rolle, welche das in seinem Innern zerrüttete Frankreich gegen die übrigen Mächte spielen mußte. Er war stets wohlwollenden Maßregeln geneigt und beobachtete eine bewunderungswürdige Mäßigung sowohl im Ausdruck als in der That. Er widerstand mit derselben dem rastlosen Ungestüm Josephs und suchte gleichzeitig das Interesse Frankreichs mit den Rücksichten für den Bruder der Königin in Einklang zu bringen. Er gestand einmal dem Prinzen von Preußen, daß er den Vertrag von 1786 nicht gemacht haben würde, aber nun er gemacht sey, man ihn aufrecht erhalten müsse. Er unterstützte zwar Friedrichs Wirken gegen Joseph und Katharina, allein er überließ sich dem König von Preußen, dessen moralischen Charakter er verachtete, nie zu sehr. Er sagte von dieser Macht ein wahres Wort, welches sich in der Folgezeit bestätiget hat: eine Armee und ein Schatz ist noch keine Macht! Indessen veranlaßte seine, einmal angenommene Methode, Frankreich zu der Rolle, welche es bei der Vermittlung des Friedens mit Preußen, bei der Besetzung von Baiern und anderen Gelegenheiten gegen Oesterreich gespielt hat.

Solche Gesinnungen Frankreichs waren wenig geeignet, Josephs Zuneigung zu erregen, allein die Rücksicht auf die Interessen seiner Monarchie bei veränderter politischer Lage, der Rath seines Ministers und ein günstiger Eindruck, den eine neue Reise nach Frankreich auf ihn machte, vielleicht auch seine Absichten gegen Holland und die Barriere veranlaßten ihn, das Bündniß mit Frankreich, der ihm angebotenen Freundschaft Englands vorzuziehen.

Allein der französische Hof entsprach den Erwartungen Josephs von seiner Bundesfreundschaft nicht vollkommen, und Frankreich handelte nach dem Bündniß nicht anders, wie vor demselben. Es verharrte unerschütterlich bei seinem System und gab Oesterreich, namentlich durch seine Annäherung an Preußen, Grund zu Besorgnissen. Es trat daher bald in den gegenseitigen Verhältnissen jene Unentschiedenheit und Lauheit ein, welche gewöhnlich die Verschiedenheit der Interessen in einem Bunde erzeugt: Das Mißtrauen wurde gegenseitig und die Vorsicht gebot Oesterreich die Ergreifung jeder Gelegenheit, um Frankreich auf die Nachtheile aufmerksam zu machen, welche ein Erkalten der österreichischen Freundschaft nothwendig demselben verursachen mußte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet Flassan den Antrag der Friedensvermittlung zwischen Frankreich und England, welchen Kaunitz aus Anlaß des Anerbietens der russischen Kaiserin hierzu 1782 an den französischen Gesandten zu Wien, Baron Breteuil, gestellt. Allein diese Vermittlung erregte sowohl Frankreichs als Englands Mißtrauen, beide Mächte beklagten sich gleichmäßig über die ihnen gemachten Vorschläge, und indem sie annahmen, daß Rußland und Oesterreich dabei nicht aufrichtig wären, fingen sie an, sich direkt mit einander zu verständigen, was in der That zum Frieden führte. Oesterreich dagegen, von den übelwollenden Gesinnungen

Englands überzeugt, befeſtigte neuerdings ſeine Freundſchaft mit Frankreich in der Hoffnung, deſſen Beiſtand bei Auflöſung der ohnehin gegen Frankreich gerichteten Barrierre zu erhalten, mehr noch aber in der Zuverſicht, daß es bei ſeinen Entwürfen keinen heftigen Widerſtand finden werde, und wenn auch nicht auf deſſen thätige Freundſchaft rechnen könne, doch von ſeiner Feindſchaft nichts zu befürchten habe. Auf dieſer wichtigen Annahme gründete ſich in der That die Feſtigkeit des Bundes, der, wie Kaunitz ſagte, auf ein Jahrhundert berechnet war, und dieſes Vertrauen war auch ganz dem Syſteme dieſes Staatsmannes angemeſſen, wornach Oeſterreich keineswegs auf Vergrößerung, wohl aber auf innere Ausbildung bedacht ſeyn ſollte, denn nur bei dieſem Grundſatz ließ ſich Feſtigkeit des Bundes verſprechen. Die Bundesfreundſchaft dauerte in Wirklichkeit bei den verſchiedenartigſten politiſchen Geſtaltungen Europas eine Zeitlang ununterbrochen fort, allein bald gaben die holländiſchen Streitigkeiten und die Unternehmung gegen die Pforte neuen Anlaß zu Mißhelligkeiten; die erſteren wurden glücklich vermittelt, aber die lezteren erzeugten auf Seiten Frankreichs eine Oppoſition, welche kaum mit der Allianz verträglich war. Als der franzöſiſche Hof ſchon 1783 des Kaiſers Geſinnungen in Bezug auf die Türkei zu erforſchen ſuchte, verſicherte der Kaiſer, daß er Alles thue, um Katharina von einem Kriege abzuhalten, allein von der Hartnäckigkeit dieſer Frau nicht viel zu erwarten habe [1]).

[1]) „Je vous assure que je ne m'épargne pas à répéter à Catherine II., tout ce qui doit l'éloigner du désir d'une guerre avec la Porte; mais cette femme a une tête peu commune, et qui rien n'arrête. Il est vrai," ajoutait l'empereur, „que souvent l'inconséquence fait l'office de la raison. Par exemple, quand j'ai vu le peu d'ensemble de son projet de neutralité armée, je me suis permis de lui mander que les puissances maritimes qui

Da dieſe Sprache Frankreich wenig befriedigte, ſo drang Ludwig XVI. auf eine unumwundenere Erklärung, indem er zugleich den Kaiſer vor einer Zerſtückelung der Türkei nachdrücklich zu warnen ſuchte, allein Joſeph konnte die Rückſicht, welche er auf Frankreich zu nehmen hatte, nicht ſo weit ausdehnen, ihr das Bündniß mit Rußland zum Opfer zu bringen; ſohin trat in Bezug auf die orientaliſche Frage eine Spannung zwiſchen beiden Höfen ein, welche ſie zu abgeſonderten Schritten veranlaßte. Frankreich wußte ſeinen Einfluß auf die Pforte zu behaupten und hintertrieb bei derſelben alle Forderungen Joſephs, der nach Flaſſans Behauptung Anſprüche auf die Moldau und Walachei gemacht hatte. Zugleich wußte es durch Segur den Petersburger Hof ſo geſchickt zu bearbeiten, daß es bereits Hoffnung faßte, den Krieg trotz Potemkins und Bulgakows Gegenwirken zu hindern durch ein Einverſtändniß der franzöſiſchen Geſandten in Petersburg und Konſtantinopel, die ſich gegenſeitig unterſtüzten. Dem ungeachtet wurde das gute Einvernehmen dieſer in diplomatiſcher Kunſt ſo erfahrener Macht mit den beiden Kaiſerhöfen nicht geſtört. Sie entwarf im Jahr 1788 ſogar ein Projekt der Quadrupelallianz zwiſchen Frankreich, Rußland, Spanien und Oeſterreich, um ſich dadurch an den Höfen von Berlin und London zu rächen, welche mit

---

étaient si intérressées a donner de la force à ce projet, n'armant pas pour le protéger vigoureusement, il était impossible qu'elle se flattoit de voir le succés de sa bonne idée. L'impératrice au lieu de convenir de cette vérité, m'a répondu fièrement, que si les puissances maritimes ne savaient pas mettre toutes leur forces à soutenir et à affermir l'indépandance des mers, *elle ne tarderait par à avoir seule, cent vaisseau de ligne qui feraient respecter son code maritime par toutes les nations.*

Deux ans après cette rodomontade — disait encor l'empereur — Catherine l'avait assez oublieé pour appeler dans une de ses lettres, la neutralité armée, *la nudité armée.*" Flassan, S. 6. p. 584—85.

ihr in neue Spannung gerathen waren. Allein das Projekt scheiterte an dem Verlangen der Kaiserhöfe, die Garantie der Theilung Polens betreffend und mehreren anderen Schwierigkeiten, welche Frankreich und Spanien zu Gunsten der Türkei machten. Später zeigte sich die Pforte selbst so wenig willfährig Vermittlungsanträgen Gehör zu geben, daß es Frankreich der Mühe überhob, sich noch angelegentlicher für sie zu verwenden. Inzwischen kam der Zeitpunkt heran, wo diese Macht durch innere Zerrüttung den europäischen Händeln ganz entzogen werden sollte. Die Revolution brach aus im Jahre 1789 und beschuldigte Marie Antoinetten, daß sie ihrem Bruder Geld zum Türkenkrieg geschickt hätte, — eine schändliche Erdichtung, welche hinlänglich widerlegt worden ist. Schon zwei Jahre früher, nach dem Tode des nüchternen Vergennes, hatte Frankreich sein Mißtrauen gegen den Kaiser aufgegeben und die Nachfolger dieses Ministers Montmorin und der Graf von Brienne beobachteten gegen Oesterreich jenes achtungsvolle Zutrauen, das dem einzigen mächtigen Bundesfreund Frankreichs und dem natürlichen Beschützer seines Thrones zukam. Dieß war die Ursache der Verleumdungen, welche später die französischen Schriftsteller über dieß Verhältniß zu verbreiten suchten und so glücklich als Reitzmittel auf den Revolutionsgeist anwendeten [1]).

Rußland.

Die Verhältnisse dieser Macht zu Oesterreich bezogen sich hauptsächlich auf den gemeinschaftlichen Türkenkrieg und sind in so fern bereits gewürdigt worden. Die Bundesfreundschaft ward unterhalten durch gemeinsame politische Tendenzen

[1]) Soulavie in seinen Memoires theilt einen erdichteten Brief Josephs an Marie Antoinetten mit, der damals große Aufregung bewirkte.

durch persönliche Beziehungen und Besuch. Zweimal reiste der Kaiser nach Rußland und erhielt in der eigenen Residenz einen Besuch des Großfürsten Paul Petrowitsch. Vielversprechend für das Bündniß war auch die Verbindung des Neffen Josephs, Franz, mit der Schwester der Großfürstin Elisabeth von Würtemberg.

Großbrittanien.

Dieses zürnte Joseph gleich Anfangs aus Anlaß seines Beitritts zur bewaffneten Seeneutralität. Die Entstehungsgeschichte dieser Anstalt rechtfertigte Englands Gereiztheit, denn diese Macht war es selbst, welche sie veranlaßt hatte, ohne zu ahnen, in welcher nachtheiligen Gestalt sie in's Leben treten sollte. Es hatte im Jahre 1762 auf alle Verbindung mit den Mächten des Kontinents verzichtet, und fühlte so wie Preußen schmerzlich seine Verlassenheit. In dem Augenblick, wo der Krieg mit den nordamerikanischen Staaten, mit Frankreich und Spanien zugleich zum Ausbruch kam, erkannte es mit Besorgniß die Gefahren einer solchen Lage, und bemühte sich die politischen Verhältnisse des Kontinents sich günstiger zu gestalten. Es suchte Bündniß, und ersah sich zu solchem die Höfe von Petersburg und Wien, allein um mit diesen in Verbindung zu kommen, mußte es die Freundschaft zwischen Oesterreich und Frankreich einerseits, zwischen Rußland und Preußen andererseits zu zerstören suchen. Ritter Harris, nachheriger Lord Malmesbury, ward mit diesem schwierigen Geschäfte beauftragt, und zu dem Ende nach Rußland geschickt. Es gelang ihm wider Wissen des Grafen Panin die Kaiserin durch Eröffnung von Aussichten auf Realisirung ihres Projekts gegen die Türkei, einem Bündniß mit England günstig zu stimmen. Ein unvermuthetes Ereigniß schien seine Unterhandlungen zu

begünſtigen. Spaniſche Kaper brachten im Jahre 1779 zwei ruſſiſche nach dem Mittelmeere beſtimmte Getreideſchiffe mit Ladung für die Engländer auf, wofür der ruſſiſche Hof Genugthuung forderte. Harris drängte Potemkin ſo zu ſchleunigen Maßregeln der Rache, daß unverzüglich eine Flotte von 15 Linienſchiffen und ſechs Fregatten ausgerüſtet wurde, um eine Weigerung Spaniens gleich beſtrafen zu können. Allein während Harris ſchon insgeheim über das Gelingen ſeiner ſchwierigen Unternehmung frohlockte, benüzte Panin denſelben Vorfall im Einverſtändniß mit Preußen zu einem Staatsſtreich, der mit einem Male alle Hoffnungen Englands vernichtete. Er entwarf nämlich den Plan zu einer bewaffneten Seeneutralität, zur Verhütung der Willkürlichkeit für die ganze Zukunft gegen die Schiffe neutraler Mächte. Die Grundſätze der Seeneutralität wurden in einer Note vom 28. Februar allen Höfen mitgetheilt. Sie waren folgende: 1) die neutralen Schiffe fahren frei von Hafen zu Hafen und an den Küſten der kriegführenden Mächte; 2) friedliches Eigenthum iſt frei in neutralen Schiffen, mit Ausnahme der Kontrebande, die auf Waffen und eigentliche Kriegsbedürfniſſe beſchränkt bleibt; 3) die Kaiſerin hält ſich, in Bezug auf das, was eigentlich Kriegsbedürfniſſe ſeyen, an die Artikel 10 und 11 ihres zwanzigjährigen Handelsvertrages mit Großbrittanien vom 21. Jun. 1766, indem ſie dieſe Verbindlichkeit auf alle Kriegführende ausdehnt; 4) ein blockirter Hafen iſt nur der, in welchen der angreifende Theil augenſcheinlich einzudringen fähig iſt; 5) dieſe Beſtimmungen ſollen bei der Rechtmäßigkeit der Priſen als Regeln dienen.

Dieſe Grundſätze waren dem Intereſſe Englands genau entgegengeſezt, denn dieſe Macht erlaubte ſich ſelbſt alle

Willkürlichkeiten zur See, und durchſuchte fremde Schiffe unter dem Vorwande, daß ſie den Amerikanern Vorräthe zuführten [1]).

Nähere Anläſſe zur Unzufriedenheit gab des Kaiſers unmittelbares Verhalten gegen England im Uebermaß. Nachdem Frankreich durch ſein Benehmen im bairiſchen Kriege Joſephs und ſelbſt Maria Thereſens Mißfallen erregt hatte, gewann es den Anſchein, als ſuchte Oeſterreich wieder ſeine alte Verbindung mit den Seemächten wieder aufzunehmen. Joſeph perſönlich äußerte oft den Wunſch England zu ſehen, und der Herzog von Gloceſter, welcher 1787 nach Wien kam, um, wie man glaubte, den Wünſchen Joſephs entgegen zu kommen, hatte ihn dahin förmlich eingeladen. General d'Alton, der Vertraute des Kaiſers, welcher bald darauf in England erſchien, und von dem erwähnten Herzog dem König vorgeſtellt wurde, veranlaßte durch ſeine Reiſe, vielleicht auch durch ſeine Aeußerungen den Glauben, daß es zu einer engen Verbindung zwiſchen England

---

[1]) Mémoire ou Précis historique sur la neutralité armée et son origine; suivi des pièces justificatives; p. Mr. le Comte de Goertz. A Basle 1801. gr. 8. (dieſe wichtige Schrift war ſchon 1797 zu London in engliſcher Ueberſetzung erſchienen, und der ungenannte Verfaſſer war bloß als „a german noble Man" bezeichnet worden). — Nouveau Mémoire ou Précis historique sur l'association des puissaucere neutres, connue sous le nom de la neutralité armée, avec des pièces justificatives; p. le Baron *d'Abedyhl*, lors de negociations pour cette convention Secrétaire de la Mission Suédoise en Russie. Stockholm 1798. 8.; — von Egger's Denkwürdigkeiten des däniſchen Staatsminiſters, Grafen von Bernſtorff. Kopenhagen 1800. — Die Staatsſchriften über die bewaffnete Neutralität findet man vollſtändig beiſammen in von Henning's Sammlung von Staatsſchriften während des Seekrieges von 1776 bis 1783. Altona 1784. 2 Bde. (Preuß Leben Friedrichs des Großen. Bd. 4. S. 123 (2.).)

und Oesterreich kommen werde. Allein Josephs Reise nach England, von der man sich den definitiven Abschluß eines Bundes versprochen hatte, unterblieb, und die Zumuthung einer Diversion zu Gunsten Englands am Rhein oder in den Niederlanden, ward von ihm mit den Worten beantwortet: »Ich habe weder Ursache noch Lust zum Kriege, und suche meinen Ruhm bloß in der Beförderung des Wohlstandes meiner Unterthanen[1]).

Die anlockende Vorstellung der unermeßlichen Vortheile, welche ihm die bewaffnete Einmischung in den Krieg Frankreichs mit England verschaffen könnte, machte keinen Eindruck auf ihn. Dagegen weigerte er sich, nicht im Verein mit Rußland Versuche zur Friedensvermittlung zu machen, und schlug vor, daß zur Berathung über die Mittel zur Herstellung des Friedens ein Kongreß zu Wien gehalten werden solle. Allein England, vor Allem die Staaten Amerika's nicht als einen selbstständigen anerkennend, weigerte sich so hartnäckig auf die in Vorschlag gebrachte Basis der Unterhandlungen einzugehen, und machte selbst so unannehmbare Vorschläge, daß Kaunitz sich nicht enthalten konnte, dem Sir Robert Keith, englischen Minister zu Wien, in Bezug auf eine Depesche Lord Stormonts zu äußern: »Vergessen Sie nicht dem Lord zu sagen: wenn er einen Menschen findet, der durch die Mittel, welche er zum Vorschlag bringt, den Frieden bewirken kann, mihi erit magnus Apollo[2])!« Die Vorschläge Oesterreichs wurden in England auch so übel aufgenommen, daß der Hof von London in Bezug auf dieselben den 15. Jun. 1782 erklärte: der

[1]) Cornova S. 40—41.

[2]) Flassan hist. d. l. d. f. T. VI. p. 291.

König von Großbrittanien könne niemals zulassen, daß sich irgend eine fremde Macht in die Angelegenheiten mit seinen rebellischen Unterthanen einmische, und, ohne seine Würde herabzusetzen, die Zulassung einer Person seiner empörten Unterthanen zu einem Kongreß niemals gestatten.« Bei diesen Gesinnungen des Kabinets von St. James war eine Friedensvermittlung unmöglich, obgleich die vereinigten Staaten sich geneigt zeigten, die Vermittlung des Kaisers anzunehmen. Benjamin Franklin schrieb bei dieser Gelegenheit an Ingenhouß: »mein Souverän, der Kongreß der vereinigten Staaten von Amerika, würde mit Vergnügen die Vermittlung des Kaisers angenommen haben, da er mit der ganzen übrigen Welt eine hohe Meinung von der Billigkeit und Weisheit desselben hat [1]).«

Allein es war das Zeitalter gekommen, in welchem der Stolz der Souveränität den höheren Interessen der Menschheit zum Opfer gebracht werden mußte. England sah sich nach einem verzweifelten und erschöpfenden Kampf genöthigt, den Frieden von Versailles 1783 (20. Jenn.) zu schließen und die Unabhängigkeit seiner rebellischen Kolonien anzuerkennen. Oesterreich übernahm die Gewährleistung des Versailler Friedens zwischen England, Frankreich und Spanien gemeinschaftlich mit Rußland. So war endlich der blutige Streit geschlichtet, und England konnte gleichgültiger die Angelegenheiten des Kontinents betrachten, allein unversöhnlich blieb es stets Joseph und seinem Systeme abgeneigt. Als der Fortgang des Türkenkrieges Kaiser Joseph das endliche Gelingen aller seiner Unternehmungen, welches allein von einem glücklichen Ausgang des Türkenkrieges abhing, versprach, vereitelte dieser die Einmischung Englands und seiner Verbündeten

[1]) Cornova Leben Josephs S. 119.

unversöhnliche Feindschaft durch ein Bündniß gegen Oesterreichs und Rußlands Umsichgreifen. Dagegen läßt sich nichts einwenden, denn so wollte es das Gebot der Politik dieser großen Nation, und der Fehler war auf Seiten der schlechten Kombinationen Oesterreichs. Aber unverzeihlich, und der Würde des glorreichen Englands höchst unangemessen ist es, daß politischer Haß die Schriftsteller dieser Nation hinriß, das Andenken Josephs auf eine unverantwortliche Weise zu verunglimpfen und seine großen Eigenschaften so lügenhaft zu entstellen, wie es Coxe und Andere gethan, und somit einer schändlichen Fälschung der Geschichte sich schuldig gemacht haben.

Preußen.

Weit übertroffen hat diese Macht jede andere im Haß gegen Oesterreich. Friedrich II., vermöge seines natürlichen Charakters, wenig zur Freundschaft geneigt, nur für das Gefühl seiner Größe und seines Ruhmes empfänglich, war vollkommen geeignet, die Größe Preußens zu begründen, denn ihm galt nichts als dieser Zweck. Leicht und gewandt bewegte er sich in der Sphäre der Politik; Rücksichten und Satzungen, welche für Andere mächtige Bande waren, fesselten seinen philosophischen Geist nur wie Spinngewebe, die sein Athem zerreißen konnte. Das ganze Geheimniß seiner politischen Weisheit bestand darin, daß er ein kalter, unerwegbarer Beobachter der Weltereignisse, Niemanden befreundet, jedes ihm günstige Verhältniß schnell und mit Energie benüzte. Das Netz seiner Kombinationen war über ganz Europa ausgespannt; aus einem Winkel desselben lauerte er begierig auf die Beute, welche sich darin verfangen würde, und wußte sie im entscheidenden Augenblick zu fassen. Zutrauenlos, nur immer seine Interessen wahrend und

fremde benützend, sein ganzes System auf den Grundpfeilern des menschlichen Eigennutzes erbauend, fremde Leidenschaft stets erregend, niemals die seinige entzügelnd, so konnte er leicht von Allem Nutzen ziehen, was sich in Europa begab. Sicherlich war er der größte Diplomat seines Jahrhunderts, und da seine Erziehung und Gemüthsart ihn bald von jenen schönen Schwächen der Menschen befreite, welche sie zuweilen zu Märtyrern ihres Glaubens macht, so konnte ihn nichts daran hindern, vermöge seiner diplomatischen Kunst, der größte Mann seiner Zeit zu werden. Von seinen wirklich bewunderungswürdigen Verdiensten um Preußen muß die österreichische Geschichte schweigen, seine Verdienste um die Welt gehören vor den Richterstuhl der Nachwelt — seine Handlungen gegen Oesterreich allein gehören hierher, und können sowohl ihren Beweggründen und Zwecken nach vom völkerrechtlichen und moralischen Standpunkte aus nur höchst verwerflich erscheinen. Friedrich II., seinen eigenen Ruhm zu politischen Zwecken kaufmännisch benützend, mißbrauchte das Gewicht seiner Autorität, um den Mächten glauben zu machen, Joseph II. sey ein ehrgeiziger Thor, dessen Herrsch- und Ländergier man mäßigen müsse, und seine eigene Politik gegen Oesterreich habe nur den redlichsten aller Zwecke. Aber ernst frägt die Geschichte seine eigenen Handlungen prüfend, nur eine für alle in's Auge fassend: wenn Friedrich das Princip der Vergrößerung verwarf, warum fiel er in Schlesien ein? — wenn er Verträge und Völkerrechte achtete — ohne allen Rechtstitel, wider alles Völkerrecht, wider Vertrag und Nachbarfreundschaft, warum fiel er in Schlesien ein? — Sein ganzes politisches Leben, seine ganze Ruhmsgeschichte von glücklichen Kriegen, glücklichen Negozien, glücklichen Intriguen, jedes Blatt seiner Lebensgeschichte, der Sinn seiner Briefe und Schriften, der Glaube seines Herzens, sein Anfang und

Ende, ſein perſönliches und Herrſcherwalten wimmelt von Widerſprüchen gegen die Rechts- und politiſchen Theorien, welche er für ſein Betragen gegen Oeſterreich zum Vorwande nahm. Friedrich II., von Eiferſucht gegen Joſeph II. beſeelt, habgierig bis zu einem krankhaften Länderhunger, fand in dieſen beiden Leidenſchaften, die das Grundweſen ſeines Charakters ausmachen, den einzigen Beweggrund zur Feindſchaft gegen Oeſterreich. Dieſe ehrwürdige Macht, dieſes ſchöne Land, dieſes opulente Volk, das ſo gerne gibt, ſo beſcheiden verlangt — waren ihm das, was eine fette Heerde dem Appetite eines Löwen ſeyn mag. Unaufhörlich waren ſeine Blicke auf dieſe Speiſe gerichtet, unaufhörlich umſchlich er die Hürde des öſterreichiſchen Staatslebens, um den unbewachten Moment zu erſpähen und das Preisgegebene zu überfallen. Wer fände ſich nicht zu dieſem Gleichniß verſucht, wenn er den großen Friedrich gleichſam ſpielend an den Grenzen Oeſterreichs ſieht, wie er eine Macht von 40,000 Mann verſammelt, um ſie manövriren zu laſſen, und dann eine ſorgloſe kaum von zwei Regimentern bewachte Provinz überfällt? Wer vermöchte mit öſterreichiſchem Sinn wohlwollend die Unternehmungen eines Mannes zu betrachten, deſſen ganzes Wirken gegen Oeſterreich, Haß, Feindſchaft, Gewaltthat, Hinterliſt und Treubruch iſt? Friedrich II. — dafür erkannte ihn Joſeph II. ſchon — war der eigentliche Todfeind Oeſterreichs, deſſen Verfolgung eine Reihe verderblicher Ereigniſſe nach ſich zog, die noch nicht geſchloſſen ſeyn dürfte. Er hat Oeſterreichs Macht in ihrer Entwicklung gebrochen, er hat ſein Anſehen in Teutſchland und Europa geſtürzt, ſein Blut getrunken, ſeine Civiliſation gehindert, ſein geiſtiges, ſein Gemüthsleben geſtört. Noch hat die Geſchichte nicht ſein ganzes Verfolgungsſyſtem enthüllt, aber das, was davon bekannt iſt, reicht ſchon hin jene Beſchuldigungen

zu rechtfertigen. Es ist bekannt, daß er sich nicht nur der Waffen des Kriegs, der Politik und Intrigue gegen Oesterreich bedient, sondern es auch nicht verschmäht hat, durch Emmissäre und bezahlte Schriftsteller das österreichische Volk mit seinem wohlmeinendsten Regenten zu entzweien, daß er in Ungarn, in den Niederlanden und den übrigen Provinzen die Flammen des Aufruhrs theils genährt, theils entzunden hat, und weltkundig sind noch heute die verwerflichen Produkte gewonnener Sophisten, die sich der teutschen Geschichtschreibung bemächtigt haben. Ihre Lügen und Entstellungen, bald Oesterreichs, bald Rußlands Ehre befleckend, haben ihren Weg in alle Weltgegenden und in die in- und ausländischen Bücher gefunden, und während sie den Ruhm Friedrich's II. vermehrten, über Oesterreich Schmach häuften, und — kaum glaublich scheint es — in diesem Staate selbst die öffentliche Meinung verdorben, und das Vertrauen in die eigene Kraft und den eigenen Werth erschüttert [1]).

Friedrich II. hat seinem Nachfolger ein System hinterlassen, das diesen zwang, in vieler Hinsicht die Politik seines Vorgängers zu beobachten. Es ist hier nicht passend, die Frage zu erörtern, ob durch das System Friedrichs II. Preußens Macht wirklich auf eine solide, dauerhafte Grundlage erhoben worden ist, ob die Nachfolger ihres Stifters nicht, wie schon geschehen, bei jedem neuen Sturm noch öfter

---

[1]) Das Ausland wird dieß schwer begreifen, und doch ist es wahr und leicht erklärlich, weil Oesterreich in dem teutschen Drittheil seiner Bewohner und der eigenthümlichen Verfassung seiner Civilisation, seiner Geistespolizei und Verwaltung noch keinen so großen Ueberfluß an guten Schriftstellern hatte, wie Preußen. Die Ursachen näher anzuführen wäre hier zu weitläufig.

ſchmerzlich werden fühlen müſſen, wie mühſam und todesängſtlich die Behauptung einer Macht ſey, welche ſich ſtets auf ihre Waffen, ſtets auf künſtliche Mittel der Erhaltung angewieſen ſieht, doch mag hier immer erwähnt werden, wie ſehr zweifelhaft es ſey, daß jene Staatsgrundlagen, welche Friedrich hinterließ, ein ſchicklicher Spielraum für das Walten anderer Geiſter und Charaktere geweſen ſeyen. Auch ſahen wir ſeine Nachfolger im Laufe der Zeiten oft von ſeinem Syſteme abweichen, doch faßte es Friedrich Wilhelm bei denſelben Verhältniſſen auf, wo es ſein Vorgänger in Ausübung gebracht. Joſeph zeigte ſich bei deſſen Thronbeſteigung geneigt zu gutem Einvernehmen, und ließ die Gelegenheit der holländiſchen Händel zum Angriff Preußens unbenüzt. Auch ſchien Friedrich Wilhelm gegen Oeſterreich nicht feindſelig geſinnt, und ſoll der Berathung ſeines Miniſters, die Eintracht Preußens mit dieſer Macht zu zerreißen, die beſtimmteſte Weigerung, lebhaften Tadel und die Worte entgegengeſezt haben: »Ich will, daß die Welt einſt von mir ſage, Wilhelm war ein ehrlicher Mann.« Doch geriethen beide Mächte bald in neue Kolliſionen, ein Mal bei der Koadjutorwahl in Mainz, da Preußen die Wahl von dem würdigen Dahlberg ab auf einen preußiſchen Prinzen lenken zu wollen beſchuldigt ward, und der Einſetzung des unmündigen Grafen von LippeBükeburg durch Verdienſt Joſephs II., das gänzlich beſtritten und von Preußen ſich beigemeſſen wurde; dann ſtärker und anhaltender bei den niederländiſchen Unruhen, die Preußen förderte, und dem türkiſchen Krieg, da Preußen am Bunde mit England hing und jeden Augenblick bereit ſchien, in Böhmen und Mähren einzubrechen. Der Kaiſer ließ daher dieſe Länder nie völlig von Truppen entblößt und ſezte die dortigen Regimenter auf den Kriegsfuß.

Türkei.

Gegen dieſe Macht zeigte Joſeph bei den ſich öffnenden großartigen Ausſichten eine verhältnißmäßige große Mäßigung und Wünſche, die ihrer Exiſtenz nicht gefährlich waren. Dieß geht ſchon aus den Darſtellungen des Krieges hervor und wird beſtätigt durch viele Aeußerungen.

Als der Monarch dem franzöſiſchen Botſchafter beim Cercle über die zwiſchen ſeinem und dem großbrittaniſchen Hofe geſchloſſene Entwaffnungs-Convention Glück wünſchte, ſezte er hinzu: »Ich würde mit den Türken gern eine ähnliche Convention unterzeichnen, wenn die Kaiſerin damit einverſtanden wäre, die ich zuvor befriedigt wünſchte; und was mich betrifft, würde ich mich mit der Pforte ſchon leichter verſtehen.«

Bei Eröffnung des Krieges ſagte er: »dieſer Krieg ſoll nicht lange dauern, denn ich ſuche nicht große Länder zu erobern, ſondern wünſche mich nur mit den Rivalen des Glückes meiner Unterthanen auf gleichen Fuß zu ſetzen und lezteren jene Vortheile zu verſicheren, die ich ihnen unter meiner Regierung noch gerne gewährt wiſſen möchte.«

Das Unglück der Pforte war nur ihre ſchlimme Lage und notoriſche Ohnmacht. Sie exiſtirte nur, weil keine Macht der andern die Beute vergönnte. Sie gewann nichts durch fremden Schutz, weil dieſer nur eigennützig gegeben wurde. Angewieſen auf das traurige Loos ewig ein Zankapfel der europäiſchen Mächte zu ſeyn, verſank ihre Selbſtſtändigkeit immer mehr.

Polen.

Dieſes theilte das Schickſal der Pforte. Der freigebliebene Theil ſtand unter dem Geſandten Katharinas. Preußen, welches daſſelbe Rußland mißgönnte, wirkte weniger

für deſſen Freiheit und Unabhängigkeit, als gegen Katharinas herrſchgierige Abſichten. Nur Joſeph zeigte aufrichtige und wohlwollende Geſinnungen gegen daſſelbe, obgleich er dafür verkannt und mit Undank belohnt ward. Er weigerte nie eine rechtmäßige Forderung der Republik und ſagte auf ſeiner Reiſe nach Rußland in Corſum zu dem beſorgten König von Polen: »Ich weiß, daß man mir die Abſichten zuſchreibt mich zu vergrößern: aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich, ſo lange ich lebe, nicht einen Baum von Polen anrühren werde. Ich ſage dieß Ihnen und Sie können es jedermann ſagen, daß es Ihnen der Kaiſer zu Corſum geſagt habe.«

Teutſchland.

Gegen dieſes verhielt ſich Joſeph nach vielen bitteren Erfahrungen von teutſcher Zwietracht, Mangel an Gemeingeiſt, Eiferſucht und Neid, leidend in Bezug auf das, was ſeine Fürſten betraf, aber ſtets theilnehmend im Bezug auf die teutſchen Völker und die großen Gemeinintereſſen der Civiliſation und des geiſtigen Lebens. Was die größeren Händel mit den teutſchen Fürſten und die Verwahrungsverſuche der kaiſerlichen Autorität betraf, ſo waren ſie nicht bedeutender als das im Jahre 1787 an die ſchwäbiſchen Reichsſtädte geſtellte Begehren, ihre Bevollmächtigten aus eigenen Mitteln zur Reichsverſammlung zu beſchicken, da bisher ſelbſt zum Nachtheil derſelben alle reichsſtädtiſche Stimmführung nur wenigen regensburgiſchen Magiſtratsgliedern überlaſſen worden. Die kaiſerliche Autorität war durch Friedrichs VI. Unternehmungen untergraben und würde von derſelben Hand ihren Todesſtoß erhalten haben, wäre ſie nicht erlahmt und abgeſtorben. Man hat nachher viel von teutſcher Nationalität und geiſtiger Einheit geſprochen, man

hat selbst Friedrich als einen Schutzgeist derselben betrachtet, wegen seiner trüglichen Unternehmungen des Fürstenbundes, aber wenige haben in Friedrich den Zerstörer der teutschen Einheit erkannt, und doch war er es, der über Teutschland das Urtheil: ewige Zerfallenheit! ausgesprochen. In seinen Zeiten und durch sein Wirken ward das Haus Oesterreich zu einer Politik genöthigt, in welcher die Trennung seiner Erbländer von Teutschland ausgesprochen war. Das politische Zerwürfniß, welches die preußische Politik gegen Joseph und das teutsche Reich verschuldete, ward die Quelle des moralischen, in welchen wir uns heute unläugbar befinden. — Am Ende der Regierung Josephs kam die Wahl eines römischen Königs in Anregung. Rußland und der Papst begünstigten den Erzherzog Franz, dem auch Joseph geneigt war.

Italien.

Je mehr sich in dem österreichischen Staatenbunde der teutsche Charakter verwischte, je mehr bildete sich die Herrschaft des regierenden Hauses in ihren bisher als heterogen betrachteten Provinzen aus. Im Jahre 1785 wurden alle österreichischen Besitzungen in Italien in einen Staat, unter eine Regierung vereinigt und Lombardei genannt. In Italien nahm der österreichische Einfluß unter Joseph in einem Grade zu, der an Oberherrschaft durch Rapporte grenzte. Josephs Bruder, Leopold, beherrschte Toskana nach denselben Grundsätzen, wie Joseph die Erbstaaten. Von hier aus erstreckte sich auch der Einfluß Oesterreichs auf den Kirchenstaat und durch Josephs Schwester, Karolina, Gemahlin Königs Ferdinand IV., auf Neapel, wo durchgreifende Veränderungen in der Staatsverwaltung eingeführt wurden. Die Republiken Genua, Ragusa und Dalmatien

gingen zu Grunde. Venedig war ſtolz auf ſeine Selbſtſtändigkeit, aber ſeine ausgebildete Ariſtokratie, welche auf Koſten ihrer Füße, der Volkskräfte, ſich mäſtete, mußte bald zuſammenbrechen, denn die lezteren konnten den Koloß nicht mehr ertragen. Es legte Joſeph mehrere Hinderniſſe in den Weg und wollte im Türkenkrieg ſtreng neutral verbleiben, allein die Geſtattung des freien Durchzugs für die Mannſchaft des Hauptmann Bukaſſevich zogen dieſer Republik Feindſeligkeiten von Seiten des Baſſa von Scutari zu. Vereint mit den Montenegrinern überfiel er mehrere Ortſchaften im venetianiſchen Dalmatien, ließ ſie in Brand ſtecken, viele Einwohner niedermetzeln, und bedrohte Cattaro, den Landungsplatz der öſterreichiſchen Truppen. Die Republik beſchloß daher Ende 1788 in einer außerordentlichen Rathsverſammlung Gewalt mit Gewalt abzutreiben, aber zugleich der Pforte Botſchaft zu ſenden, welche vermelde, daß die Vertheidigungsanſtalten der Republik nicht feindſelig gegen ſie ſelbſt gemeint ſeyn ſollen.

Weniger wichtig waren die Beziehungen zu den übrigen Staaten Europas. Schweden war inſofern bedeutend, da es durch ſeine Kriegsunternehmung gegen Rußland, den türkiſchen Krieg nicht wenig hinderte. Dänemark ließ ſich von England einſchüchtern. Die ſtets in Zwiſt und Uneinigkeit zerfallene Republik Helvetien blieb unangefochten und unthätig. Die Landſchaft Valtelin im Graubündten in eigenthümlicher Verfaſſung und Iſolirtheit gelegen, fing jedoch in Mailand zu unterhandeln an, um ſich unter öſterreichiſchen Schutz zu begeben. Dieß war inſofern wichtig, als dadurch eine Kommunikation zwiſchen Tyrol und der Lombardei hergeſtellt werden konnte mit Umgehung des venetianiſchen

Gebietes. Mit den barbariſchen Staaten kam man in mehrfache Handelsverhältniſſe. In Alexandrien wurde ein öſterreichiſches Konſulat geſtiftet und der Ritter Agoſtini dahin geſendet. Mit der Pforte wurde jedoch vergeblich über die Sicherheit der öſterreichiſchen Flagge vor afrikaniſchen Korſaren unterhandelt. Merkwürdig war es in dieſer Hinſicht, daß im Februar 1783 unvermuthet Mahomed Ben Abdul Malik, ein Abgeſandter des Kaiſers von Fez und Marocco erſchien, (der erſt ſeit Karl V. Zeiten), welcher Joſeph zur Thronbeſteigung Glück wünſchte und zu einem Handelsvertrage einlud, der zwar Oeſterreich wenig Vortheile verſprach, aber doch zur Sicherheit der öſterreiſchiſchen Flagge vor den Saletaniſchen Seeräubern den 17ten April abgeſchloſſen wurde.

Viertes Buch.

Resultat der Regierung

Josephs des Zweiten.

Resultate.

Erstes Kapitel.

Wachsthum der Bevölkerung. — Statistische Uebersichten.

Mag immer die Verläumdung Josephs großartiges Wirken als ein fruchtloses darstellen; immer werden die enormen Resultate desselben der Nachwelt den unumstößlichen Beweis liefern, daß nie die zehnjährige Thätigkeit eines Regenten so reiche Früchte getragen. Mag immer seine Politik als eine verfehlte gelten, mag man immerhin behaupten, die Existenz seiner Reformen sey durch die Gefährdung jener des Staates selbst gefährdet worden — der Staat war doch unzerrissen bei seinem Ableben, die Niederlande gingen erst später durch Ereignisse verloren, welche in keinem Zusammenhang mit Josephs Beginnen standen, Ungarn war unverloren, die Integrität des Staates vollkommen. War somit auf der einen Seite nichts geopfert, so war der Gewinn auf der anderen um so rühmlicher, und wenn auch später eingetretene Umstände ihn geschmälert haben, wenn auch sein Nachfolger Leopold aus Staatsklugheit mehrere Anstalten seines größeren beneideten Bruders vernichten zu müssen glaubte, so bleibt doch immer der Erfolg, welchen

Josephs Wirken sich erschuf, selbst noch in seiner jetzigen Gestalt ruhm- und bewunderungswürdig. Eine einfache Darstellung der einzelnen materiellen Resultate und eine Würdigung der moralischen, führen mit Gewißheit jeden unbefangenen Geist zu dieser Erkenntniß.

Als eines der wesentlichsten Merkmale des allgemeinen Fortschreitens eines Staates, gilt allgemein, dem Staatskundigen Wachsthum der Bevölkerung. Im österreichischen Staate mag dieses Merkmal um so wichtiger, da seine weitesten Provinzen nur spärlich bevölkert und durch feudal- und andere mittelalterliche Einrichtungen in ihrem Prolifikationsvermögen an vielen Orten selbst bis zum Rückgang gehindert waren. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, welche moralisch und physisch auf die vermehrte Erzeugung wirkte, die vermehrte bürgerliche Ordnung, die Beförderung des Wohlstandes, des Handels und der Industrie durch viele neue Fabriken — alles dieß wirkte so gewaltig belebend auf den Bevölkerungsstand, daß dieser sich bloß in fünf Jahren, von 1780 bis 1786 (nach de Luca) [1]) von 20,533,000 auf 25 Millionen, also um ein Viertheil steigerte. In Galizien vermehrte sich die Bevölkerung in einem Jahre, von 1783—1784 um 100,000 Seelen, ungerechnet der Zahl der Kolonisten, welche allein 10,000 Seelen betrug. In allen Provinzen gestaltete sich das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen äußerst günstig in Vergleich mit den früheren Proportionen. Man zählte im Jahre 1787

	Geburten.	Todesfälle.	Trauungen.
In Niederöster.	42,023	27,520	10,516
» Böhmen	127,748	81,026	26,517
» Mähren	63,754	40,858	12,640
» K. K. Schlesien	10,679	6,194	2,269.

[1]) Oesterr. Staatskunde.

Weniger genau konnte in Ungarn die Volkszahlvermehrung ermittelt werden, doch war sie ebenfalls sehr im Steigen begriffen. Die ganze Summe der Bevölkerung wurde durch die neu eingeführte Conscription bekannt, denn früher hatte man nur oberflächliche Wahrscheinlichkeitsangaben. Diese waren in hohem Grade unzuverlässig, und wie sich später erwies, von der Wahrheit ungemein abweichend. Noch im Jahre 1782 wurde die Anzahl der Einwohner in Ungarn nebst dem Temesvärer Banat nur auf 3,170,000 geschätzt. Wenn die später gewonnenen statistischen Ausweise daher kein Resultat noch zeigen, weil es den älteren Daten an Gewißheit fehlt, so zeigen sie auf der anderen Seite durch die amtlich erhobenen Mißverhältnisse wie sehr dieses Land eine radikale Reform bedurfte. Nach der in den Jahren 1783 bis 1785 vorgenommenen Volkszählung betrug die Gesammtzahl der Einwohner dieses ungeheuren Landes, welches für mehr als 30 Millionen Menschen Raum hat, nicht mehr als 7,417,415 Menschen; darunter waren:

Christen:		
Personen unter 18 Jahren, zusammen		3,625,617
Davon waren männl. Geschlechts	1,894,309	
» » weibl. »	1,831,308	
Personen über 12 Jahre, verheirathet und unverheirathet, mit Ausnahme des Wittwenstandes		3,212,039
Nämlich: männlichen Geschlechts	1,620,234	
weiblichen »	1,581,805	
Personen vom geistlichen Stande		19,103
Davon männlichen Geschlechts	14,240	
» weiblichen »	4,863	
Adelige Personen beiderlei Geschlechts		34,790
		6,891,549

	6,891,549
Beamte und Honoratioren	17,213
Abwesende	175,804
Juden:	
4375 Familien, zusammen	25,377
Summa der ganzen Bevölkerung	7,109,943

Hiervon waren Bürger und Handwerker 442,411, wovon 304,106 in den Städten und 137,305 auf dem Lande lebten. Die Zahl der wirklich vom Landbau lebenden Hausväter, Bauer und Halbbauern, belief sich nur auf 892,134, die Zahl der Feuerstätten in allen drei Königreichen auf 1,403,120, und die der Landgüter auf 4210.

Man sieht aus dieser Zusammenstellung das auffallende Mißverhältniß zwischen Konsumirenden und Produzirenden, zwischen Adel und Volk, zwischen Bauern und der Gesammtbevölkerung und den Handwerkern.

Am günstigsten sprechen die Zahlen in Galizien für das neue System, zu dessen namhaftesten Wohlthaten die Menge der Einwanderer gehörte. Es waren hier im Jahre 1788 geboren worden 110,534 Christen und 6391 Juden; gestorben waren 86,048 Christen und 5828 Juden. Man berechnete die ganze Volksmenge dieses Königreiches auf 3,290,434, worunter 199,735 Juden begriffen sind. Man zählte 103 Städte, 201 Marktflecken, 5716 Dörfer und 1937 Domänen.

Viele Familien kamen aus den kronpolnischen Provinzen herüber nach Galizien, weil ihnen das Joch der dortigen Sklaverei unerträglich war. Es kam deßhalb sogar häufig zu Streitigkeiten mit den Nachbarländern, weil Josephs humane Gesetze jedem Einwanderer wie den Einheimischen persönliche Freiheit und Schutz gegen seine alten Zwingherrn gewährte.

Da die neuen Landeseinrichtungen in Galizien Viele[illegible] zurückschreckten, so kamen bald auch viele gebildete Deutsche dahin, um dem Uebelstande des steigenden Mangels an tauglichen Individuen zur Besorgung der Aemter abzuhelfen. Ehedem mußten in Galizien die Leute dazu förmlich gepreßt werden. Wer immer einen deutschen Rock trug, und dadurch anzeigte, daß er schreiben könne, wurde gewaltsam aufgegriffen und angestellt.

Auch nach Ungarn wanderten viele Teutsche, insbesonders aus Schwaben; man berechnete ihre Anzahl in den ersten Jahren auf 38,000 Seelen. Bloß in dem Jahre 1784 waren im Temeswärer Banate 12,000 Familien eingeführt, für welche gleich bei ihrem Eintritt in die Erbstaaten von dem Fürsten väterlich gesorgt wurde. Sie erhielten Reisegeld, Häuser, Grundstücke, Vieh, Brod und Frucht zur Aussaat und zehn steuerfreie Jahre bewilligt. Selbst aus dem türkischen Gebiete wanderten viele Personen in das Bánat ein. Es betrug ihre Anzahl 13,859 [1]), zur Hälfte männlichen Geschlechts, welche außer vielem baaren Gelde 894 Stück Pferde, eine gleiche Anzahl Ochsen, 723 Kühe, 710 Ziegen und 3669 Schafe mit sich brachten. Sie machten sich ansässig im illirischen Regimentsbezirk, in der Torontaler und Temeswärer Gespannschaft. Noch ungleich beträchtlicher war die Anzahl der Einwanderer, die nach Slavonien, Kroatien und nach Siebenbürgen kamen und dort Kriegsdienste nahmen oder sich ansiedelten. Daß dieser Zuwachs einer thätigen Bevölkerung auf den Wohlstand und selbst die Einkünfte des Landes bedeutenden Einfluß hatte, bedarf keines Beweises.

Unter allen österreichischen Provinzen fühlte Böhmen die meisten wohlthätigen Folgen des neuen Systems. Dieses

---

[1]) Pesther Zeitung. 1789. 12. März.

von Natur so reiche Land, mit allen Schätzen reichlich versehen, welche die Erde besitzt, übernahm Joseph als eine durch Leibeigenschaft, Druck, Unthätigkeit und schlechte Verwaltung ausgesogene, verarmte Provinz, in der in jedem Fehljahr Hungersnoth ausbrach und ununterbrochen unter den Einwohnern das größte Elend herrschte. Durch Josephs weise Maßregeln wurde diese entnervte Provinz eine der ergiebigsten, und ihre Bevölkerung nahm in den zehn Jahren um eine halbe Million zu. Sie betrug im Ganzen nicht mehr als das Vierfache dieser Summe, 285,246, aber sie war nun wohlhabend und glücklicher.

Nach des Freiherrn v. Schmidburg Statistik hatte Böhmen und Steyermark, im Anfang des Jahres 1789, gerade eben so viele Einwohner, als alle zu Schweden gehörige Länder; nämlich Böhmen zählte 2,300,000, und Steyermark 800,000, also Schweden 3,100,000. Böhmen trug seinem Regenten 16 Millionen Gulden, Schweden aber seinem Reiche nur die Hälfte dieser Summe ein. Steyermark und Krain zusammengenommen, gaben dem Landesfürsten so viel Einkünfte, als das große nordische Reich dem seinigen gibt. Der blühende Zustand des Landes veranlaßte viele reiche Familien hier einzuwandern. So kamen hieher aus Irland die reichen Familien der Browne, Taafe, Kavanagh, Wallis, aus den Niederlanden, Bucquoi und Desfours, aus Teutschland Fugger und Schönborn, aus Oesterreich Hardegg und Weißenwolf, aus Schlesien Frankenberg und Wrbna, aus Ungarn Zrini und Palffy. Viele unter ihnen wirkten eifrig für den Wohlstand und die Kultur ihres neuen Vaterlandes [1]). In drei Jahren von 1785—1788 vermehrte sich die Anzahl der Arbeitsstühle in diesem Lande von 37,438 auf 51,935,

[1]) Schneller, 2r Bd., S. 236.

die der Fabrikarbeiter von 86,829 auf 121,799, die der Flachs- und Wollspinner von 279,869 auf 313,842. Im Jahre 1789 wurden in diesem Lande allein 79 neue Schulen errichtet, und 198 neue Lehrer angestellt, und die Anzahl der die Landschulen besuchenden Kinder war um 16,000 in einem Jahre angewachsen.

Bei so großen Fortschritten der einzelnen Provinzen ist der Fortschritt der Gesammtheit um so weniger genau zu berechnen, da es sehr schwierig ist, auch nur oberflächliche Vergleichszahlen aus den früheren Zeiten beizubringen, wo weder eine genaue Volkszählung, noch eine zuverlässige Kontrolle der Einkünfte möglich war, da wenig Ordnung in der Staatswirthschaft und gar keine Publicität derselben herrschte. Indessen gewährten am Schluß der Regierung Josephs die statistischen Lesebücher folgende merkwürdige Hauptresultate:

Die Volksmenge der gesammten K. K. Staaten betrug im Monate November 1787 nach den neuesten Conscriptionsresultaten 25 Millionen, 1790 daher gewiß wenigstens 27. (Die gesammte Geistlichkeit aller Religionsgesellschaften, worunter etwa 8500 nichtkatholische Geistliche begriffen sind, ward auf 75,000 Köpfe angegeben, das Militär aber auf 300,000 Mann gerechnet; diesem nach kommen auf jedes Menschentausend 15 Personen, von welchen drei für die Seele, 12 aber für den Körper zu wachen hatten.) Die Kosten der österreichischen Kriegsmacht in Friedenszeiten wurden auf 21,900,000 Gulden angeschlagen, und nahmen folglich beinahe den vierten Theil der Einkünfte weg, welche 100 Millionen Gulden ausmachten. Die Summe des seit dem Regierungsantritt Marien Theresiens ausgeprägten Geldes wurde zu 235 Millionen berechnet.

Die Revenüen des Kaiſers, welche die Kontribution, Bergwerke, Salinen und andere Regalien einbrachten, betrugen im Jahre 1787 100,400,000 Gulden, und zwar die Einkünfte aus Ungarn, Kroatien und Slavonien 16 Millionen, aus Niederöſterreich und Wien 16 Millionen, aus Böhmen 14,500,000 Gulden, aus den Niederlanden 7,500,000 Gulden, aus Mähren ſechs Millionen, aus Steyermark ſechs Millionen, aus der Lombardey ſechs Millionen, aus Oberöſterreich 5,500,000 Gulden, aus Gallizien vier Millionen, aus Siebenbürgen und der Buckowina vier Millionen, aus Tyrol und Vorarlberg 3,600,000 Gulden, aus Inneröſterreich 270,000 Gulden, aus Krain, Friaul und Triest 2,500,000 Gulden, aus Kärnten 2,500,000 Gulden, aus Schleſien 600,000 Gulden.

Hiermit ſind zu vergleichen die Angaben vom Jahre 1755, in welchem die ſämmtlichen Staatseinkünfte nicht mehr als 40,027,856 Gulden betrugen, und zwar lieferte dazu Ungarn 2,947,772, Siebenbürgen 721,832, Banat 355,036, Slavonien 190,832, Militärgrenze 30,000, Tyrol 100,000, Vorderöſterreich 120,000, Görz und Gradiska 51,000, Böhmen 5,270,488, Mähren 1,856,490, Schleſien 245,298, Niederöſterreich 2,018,960, Oberöſterreich 906,228, Steiermark 1,182,545, Kärnten 637,695, Krain 363,171 Gulden [1]).

Landeskultur. — Handel. — Induſtrie. — Schifffahrt.

Handel, Induſtrie und Schifffahrt gewannen durch Joſephs weiſe Anſtalten einen neuen Aufſchwung, deſſen ſie niemand in den öſterreichiſchen Staaten vor ihm fähig gehalten haben dürfte. Alle Zweige der Landesinduſtrie wurden blühender, und durch das Syſtem der Koloniſation wurden viele Strecken unbebauten Landes in Ungarn und Galizien

[1]) Lettres de finances in Nikolais Reiſebeſchreibung.

kultivirt. Die Erleichterungen, welche dem Landmann gewährt wurden, die beſſere Steuervertheilung wirkten auf den Boden befruchtend, aber die leztere inſoferne nachtheilig, weil ſie die Vermehrung der Kultur belaſtete, ſtatt zu ermuntern. Es war dieß ein weſentlicher Nachtheil des phyſiokratiſchen Syſtems, welche der neuen Steuerregulirung zum Grund gelegt wurde. In Galizien mußten indeſſen noch 1787 gegen 250,000 Scheffel Frucht eingeführt werden.

Der Landhandel gewann ungemein durch die vermehrte Einheit des Staatenbundes, welche den Kreislauf erleichterte. Das neue Prohibitivſyſtem, für die damaligen Verhältniſſe paſſend, zeigte ſich höchſt erſprießlich. Der innere Reichthum Oeſterreichs, bloß durch Indolenz der Einwohner und die Sucht der Vornehmen nach ausländiſchen Erzeugniſſen leblos, erheiſchte ein Verbot der Ausländer-Waaren, verbunden mit Aufmunterung der inländiſchen Nationalthätigkeit. Für den weſentlichen Nutzen der neuen Anſtalten ſprachen unzählige Beiſpiele, doch ſey nur einem von tauſenden hier Raum vergönnt. Die kleine unkultivirte Landſchaft Banat lieferte nach einem durch viele Jahre gemachten Durchſchnitte jährlich 350,000 Centner Wolle, wovon man 150,000 Centner feine, und 200,000 Centner von der ordinären annehmen kann. Der Unterthan hatte bisher den Käufern die erſtere für 15 Gulden, und leztere für ſieben Gulden überlaſſen. Einnahme beſtand alſo für die feine in 2,250,000 und für die ſchlechtere in 1,500,000 jährlich, zuſammen in 3,750,000 Gulden. So verhielt ſich die Sache vor dem Verbote der Ausländer-Waaren. Allein ein Jahr ſpäter war der Preis der feinen Schaafwolle ſchon auf 26 Gulden und die geringere auf 13 Gulden geſtiegen. Die Summe mußte daher für jene vier Millionen, für dieſe aber 2,666,666 Gulden, folglich zuſammen

6,666,666 Gulden betragen, so daß der Unterschied zwischen der dießjährigen und vorjährigen Einnahme in ungefähr drei Millionen bestand. Um so viel hatten demnach die jährlichen Einkünfte im Banate nur an dem Preise der Schaafwolle durch das Verbot der Ausländer-Waaren und das neue System gewonnen.

Der in Ungarn niederliegende Handel gewann durch die neuen politischen und commerzialen Einrichtungen neues Leben. Nach sicheren Angaben wurden im Jahre 1786 aus Ungarn ausgeführt für 17,600,000 Gulden inländische Erzeugnisse, und eingeführt für 12,100,000 Gulden; daß also das Land rein gewonnen hat: 5,500,000 Gulden. Vom 11. Jenner bis letzten Dezember 1787 wurde ausgeführt für 17,800,000 Gulden, und eingeführt für 13,808,000 Gulden; so daß auch in diesem Jahr die Ausfuhr um vier Millionen stärker war als die Einfuhr. Ueberdieß kamen nach Ungarn für die im verflossenen Jahre ausgetriebenen Ochsen an Geld 3,479,000 Gulden, für Kühe und Kälber 70,000, für Schweine 1,500,000, und für rohe Schaafwolle 2,450,000 Gulden, und verarbeitete Wolle wurde eingeführt für 1,100,000 Gulden; Kupfer, rohes und bearbeitetes, wurde ausgeführt für 2,390,000 Gulden; Feldfrüchte für 2,820,000, und Wein für 930,000 Gulden.

Der Handel gewann ferner durch mehrere großartige Anstalten zu seinen Gunsten. Die von dem Kaiser privilegirte Commerzialleihbank von Bargum u. Comp. zeigte den wohlthätigsten Einfluß auf die Handelsbetriebsamkeit, und hatte schon in den ersten Monaten ihrer Existenz eine Million Kasse. Die Zinsen waren von denselben auf vier Prozent bestimmt, und in den Provinzialhauptstädten waren Filialen errichtet.

Ueber den Handel mit dem Auslande stellt Schweighofer folgende Betrachtungen, welche von der Wirksamkeit der josephinischen Anstalten Zeugniß geben.

Oesterreich gewann nicht unbedeutende Summen in seinem Handel mit dem deutschen Reiche. Ungarn, Oesterreich, die Lombardei und selbst Flandern bezogen jährlich wenigstens eine Million für gelieferte Waaren, welches ein guter Zuwachs für die Erblande war, und den Geldumlauf wohlthätig förderte. Hieraus erhellt, daß der teutsche Handel den östereichischen Staaten äußerst günstig war, und wie derselbe noch immer weiter ausgedehnt und lukrativer werden konnte. Von ganz besonderm Einfluß auf Teutschlands Handel war das Verbot fremder Waaren. Einzelne Folgen davon sprangen 1785 auffallend in die Augen, wenn sie auch in der Gesammtmasse sich nicht übersehen ließen. Da viele Waaren gar nicht mehr in die Erblande kamen, so ward daraus die Handelsbilanz noch um ein Bedeutendes vergrößert, und Oesterreich gewann dadurch offenbar mehr, weil seine Waaren dagegen nach wie vor ins teutsche Reich ausgeführt wurden. Wie jeder andere, so hat auch der Handel mit Teutschland seine politischen Folgen. Durch das Uebergewicht über dasselbe gewinnt Oesterreich auch an Staatskräften, allein in Folge eines Kriegs wanderten die erworbenen Summen dann oftmals wieder in das teutsche Reich. Es war nur eine Stimme darüber, ja selbst unter den Kaufleuten hie und da, daß Teutschland 1785 weniger Geld besaß; wenn nun gleich deren Angaben nicht zuverlässig waren, so möchte doch ihre Behauptung nicht ganz grundlos seyn. Teutschland war seit einem Jahrhundert bedeutend reicher geworden; erwägt man dagegen seine Lage nach dem siebenjährigen Kriege, und zieht man eine Parallele zwischen seinem neueren und damaligen Geldumlauf, so war dieser sehr geschmolzen, denn es wurden zu jener Epoche von allen kriegerischen Mächten mehr als hundert Millionen in Umlauf gesezt. Den Fall angenommen, daß Teutschland ohne die Erblande ungefähr

gegen 300,000,000 Gulden an baarem Gelde beſaß, ſo kurſirten doch ſicher nicht mehr denn 80 — 90,000,000.

Frankreich hatte, weit früher als Oeſterreich den Einfluß des Handels auf die Größe des Staats einſehend, nichts unterlaſſen, denſelben zu heben. Mit großem Aufwand unterſtützte es die Fabriken, belebte alle Zweige der Induſtrie, förderte Künſte und Wiſſenſchaften, zog Fremde in ſein Land, baute Häfen und legte, wo es ſich thun ließ, Kanäle an. Die Folge davon war, daß es den ausgedehnteſten Handel mit allen übrigen europäiſchen Staaten in ſeine Hände brachte und unermeſſene Hülfsquellen ſich eröffnete. Es überſchwemmte alle Hauptſtädte mit ſeinen Pracht- und Modewaaren und ſeine Handelsſchiffe flaggten auf allen Meeren.

In welchem Kontraſt ſtand dagegen Oeſterreich, welches oft mit Frankreich um die Oberherrſchaft geſtritten. Zwar reich an rohen Produkten wußten deſſen Einwohner ſie nicht zu ihrem Bedarf zu verarbeiten. Seine Ströme, Häfen, Rheden führte höchſtens rohe Produkte aus, um ausländiſche Waaren dagegen einzuführen. Sein Gold und Silber, die Ausbeute ſeiner reichen Bergwerke, floßen alles Umlaufes entbehrend, in fremde Börſe, während die eigenen Provinzen daran Mangel litten, und der Staat befand ſich in einem kraftloſen Zuſtand, etwas Großes durchzuführen. — Allein in den Jahren 1770 — 1784 befanden ſich die inländiſchen Fabriken im Flor, viele waren im Fortſchreiten begriffen und andere dem Ziele ziemlich nahe. Vieles, was ehedem aus Frankreich bezogen worden war, lieferten ſie nun ſelbſt. Statt Waaren aus Lyon oder Paris mußten einheimiſche dem ungeübteren Auge dafür gelten. Der Seehandel nahm zu, und während Frankreich aus den Erblanden Waaren bezogen, führten dieſe wenig, jene mehr ein. Frankreichs Gewinn und Oeſterreichs Verluſt belief ſich auf eine Million; da

erſchien mit einem Mal Joſephs II. neue Mauthverfügung und Oeſterreichs Handel mit Frankreich war vom Knaben, wie durch ein Wunder, zum Manne gereift.

Der Seehandel der öſterreiſchen Erblande erhielt ſchon 1784 auf allen Meeren einen Aufmerkſamkeit erregenden Schwung. Er hielt ſchon dem Landhandel das Gleichgewicht, und ſein Verkehr überſtieg bereits in der Mitte des Februars 1784 die Summe von fünfzig Millionen Gulden, wodurch er den Erbſtaaten einen Ueberſchuß von 3,500,000 Gulden in der Handlungsbilanz verſchaffte. Man zählte bei 2000 Nationalfahrzeuge auf der See und auf Strömen. Die Bauart der öſterreichiſchen Seeſchiffe verbeſſerte ſich von Tag zu Tage; ſie wurden zum Theil bewaffnet. Es gab kaiſerl. königl. Handelsſchiffe, welche auf vier und zwanzig, auch welche auf dreißig, und andere, die auf ſechzig Kanonen eingerichtet waren. So konnte im Fall eines Krieges eine Handelsflotte ſogleich in eine Kriegesflotte verwandelt da ſtehen. Oeſterreichs Handlungsverbindungen waren ſchon vielbedeutend und der Staat auch im Begriff, mit den Türken, Holland und Nordamerika noch wichtigere zu ſchließen. An der öſtlichen Küſte von Afrika und an den Bengaliſchen Meerbuſen waren öſterreichiſche Faktoreien angelegt, eben ſo an der Malabariſchen und Perſiſchen Küſte. Aus Sachſen, Schleſien, Polen, Rußland, und ſogar Dänemark gingen die Waaren nach der Donau, noch mehr aber nach Trieſt, und auch über Botzen nach Italien, von wo aus nicht weniger Waaren nach Norden gingen.

Eine Begünſtigung des Handelsverkehrs der Oeſterr. Niederlande mit Auswärtigen war auch das ſogenannte Schloßrecht (Droit de Chateau), welches in einem Gulden beſtand, den jedes fremde Schiff, welches vor dem Schloſſe

von Gent vorüber fuhr, erlegen mußte, gänzlich aufgehoben, und dieſe Verfügung öffentlich bekannt gemacht[1]).

Der ſo wichtige Handel Oeſterreichs nach der Levante erſt ſeit Karl VI. beſtehend, gewann eine große Ausdehnung, und umfaßte ſchon 1785 alle Geſtade des mittelländiſchen Meeres. Die öſtlichen und weſtlichen Küſten Italiens, ſo wie die vielen Länder des Archipels von Kandia, Paläſtina, Aegypten, die Barbaresken ꝛc., wurden von den k. k. Seefahrern beſchifft, und obgleich die ſüdlichen Häfen Frankreichs und Spaniens dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat mehr weſtlich gelegen ſind und folglich nicht zum Handel in der Levante gezählt werden konnten, ſo wurden ſie doch zu dem des mittelländiſches Meeres gezählt und von ihnen beſucht.

Einer der wichtigſten Zweige war jedoch der Handel mit Italien. Er erſtreckte ſich ganz beſonders auf die Häfen von Venedig, Ancona, Neapel, Meſſina, Aragonien, Livorno und Genua, von wo aus die öſterreichiſchen Waaren dann tiefer ins Land ſpedirt wurden. Der Verkehr mit den Türken, Griechen und Raguſanern, welche häufig einſt perſönlich nach Trieſt kamen, war unbedeutend; es fuhren aber ſelbſt die öſterreichiſchen Schiffe nach Smyrna, Konſtantinopel, Aleppo ꝛc. Noch ein der Aufzählung würdiger und wichtiger Zweig war der Handel mit Aegypten, wovon ſich die bedeutendſten Niederlagen zu Alexandrien und Kahiro befanden.

Die Ausfuhr der Bergwerksprodukte betrug an 2,000,000, für Tabak gegen 500,000, für Potaſche 270,000, für Glaswaaren 400,000 und für Leinwad 1,900,000 fl. Was die des Getreides betraf, ſo war ſie nicht minder bedeutend und belief ſich im J. 1785 faſt auf eine Million; es wurde

[1]) Lebensgeſchichte Joſ. II.

besonders aus dem Banat sehr viel nach den ungarischen Seehäfen verführt. Allein auch die der übrigen Produkten verdient Beachtung; in einzelnen Artikeln betrug sie manchmal Hunderttausende und im Ganzen belief sie sich auf mehrere Millionen.

Von besonderem Einfluß war die neue Mauthverfügung, nach welcher bereits im Jahre 1784 bedeutende Herabsetzungen und Verminderungen gegen die bisherige Waareneinfuhr stattfanden, denn viele Bestellungen wurden beim Erscheinen der neuen Zollordnung nicht effektuirt. Sie betrug an Baumwolle alljährlich gegen 5000 Ctr., an Kaffee für 550,000 fl. und an Zucker für 360,000 fl., anderer Zweige nicht zu gedenken.

Bedeutend war der Vortheil, daß die österreichischen Fahrzeuge an den Barbareskenküsten ungefährdet vorüberschiffen konnten. Mehrere auswärtige Handelshäuser verlegten aus diesem Grunde ihre Etablissements nach Triest, um diese andern Nationen unzugängliche Vortheile zu benützen. Die besondere Gunst, welcher sich die inländischen Kaufleute zu erfreuen hatten, war die Folge eines im Jahr 1783 mit der hohen Pforte abgeschlossenen Vertrags, und schon im nächsten Jahre zahlte sie 19,000 Dukaten für zwei Schiffe, welche die Algierer gekapert hatten. — Der Seehandel der Oesterreicher nach der Nordsee und dem baltischen Meere gewann bedeutend an Ausdehnung. Er begriff einen Theil des mitternächtigen Meeres, die Küsten Großbrittaniens, der Niederlande, Dänemarks, Norwegens und des Kattegats. Auf der einen Seite der Ostsee erblickt man Meklenburg, Pommern, Preußen und Kurland, auf der andern Schonen, Schweden, Lappland und die dem Handel so besonders günstigen Gestade von russisch Finnland.

Aus dem Umstande, daß die holländischen Flotten nicht mehr in der Ost- und Nordsee erschienen und auch die französische Flagge diese Gewässer wegen der Uebermacht der Engländer mied, der Norden aber den Reichthum des Südens nicht entbehren wollte und dieser Jenen bedurfte, erwuchs den österreich. Niederlanden ein eben so ausgedehnter als vortheilhafter Zwischenhandel. Diese günstigen Umstände hatte man den weisen Berechnungen und Verfügungen des Kaisers zu danken. Der Hafen von Ostende wurde in Folge einer kaiserlichen Verordnung vom 11. Juni 1781 zu einem wirklichen Freihafen erklärt, und eben so in diesem Jahre der früher bei den Brabantischen und Flamischen Schiffen wegen Auf- und Abladung ihrer Waaren an der Grenze stattgefundene Zwang gänzlich aufgehoben. Durch den Beitritt des Monarchen zur bewaffneten Neutralität, die ihren Eindruck bei Frankreich nicht verfehlte, erfreuten sich die k. k. Schiffe einer sehr bedeutenden Erleichterung, indem sie das gewöhnliche Hafengeld nicht mehr zu entrichten brauchten, und der Handel der Niederländer mit den Franzosen hob sich bedeutend, nachdem er lange gegen die den Holländern eingeräumte Freiheit sehr darnieder gelegen. Die Regierung verwendete sich auch für Beibehaltung und Vergrößerung des Zwischenhandels in französischen Weinen, welche nach Teutschland, Holland und den Norden gehen, indem Brüssel die Hauptniederlage davon ist, und jene von da aus beinahe eben so billig und unverfälscht, wie aus der ersten Hand beigezogen werden können.

Ein ansehnlicher Theil des holländischen Handels ward nach Ostende verlegt; aber auch in andern Städten Flanderns ließen sich viele Ausländer nieder, und Faktorien oder Kommandite wurden durch die ersten Kaufleute aus den größten Handelsplätzen Europas daselbst errichtet. Ostende erblickte

mehr Schiffe in seinem Hafen als vor dem Kriege Amsterdam.

Die beste Uebersicht der Zunahme des Handels ergibt sich aus folgendem Verzeichnisse der von Jahr zu Jahr eingelaufenen Schiffe: 1772 — 383; 1780 — 1560; 1781 — 2053 und 1782 — 2636 Fahrzeuge. Dagegen sind 1783 von Ostende 2440 Schiffe ausgelaufen, unter denen sich allein 281 in demselben Jahr aus Holland eingelaufene Fahrzeuge befanden. Im Jahr 1783 und 84 sind an 30 österreichisch niederländische Schiffe den Sund passirt; welches auf die Stärke des nordischen Verkehrs schließen läßt. So fing man auch in Ostende an, sein Augenmerk auf die große Fischerei zu richten. Wilhelm Bolz sandte zuerst im Jahre 1781 mehrere Wallfischfahrer ab. Dieser Handelszweig vermehrte sich im Jahre 1784 merklich. Die Regierung schenkte aber nicht bloß der großen Fischerei, sondern auch dem Fischfang an den Küsten ihre Aufmerksamkeit und beförderte beide kräftig. Unter den wichtigsten Zweigen des niederländischen Handels sowohl nach Norden als Süden stund stets die Leinwand oben an, allein er war bisher zum Nachtheil derselben durch die Hände der Holländer gegangen, die folglich auch den größten Gewinn zogen. Daß der österreichische Handel mit dem niederländisch österreichischen vereint wurde, war von beinahe unberechenbarem Nutzen. Der Seehandel auf dem schwarzen Meere, ein neuer Handelsweg, nahm 1782 seinen Anfang und wurde auf verschiedene Weise, wenn auch nicht immer unter gleich günstigen Auspicien fortgesezt.

Willeshofen war der erste österreichische Unterthan, welcher eine Fahrt nach Cherson und Konstantinopel veranstaltete und am 11. Juli 1782 segelte auch das erste Schiff von Wien auf der Donau nach dem schwarzen Meere ab.

Mit dieſem Verſuch hatte es folgende Bewandtniß. Vom Hof bedeutend unterſtüzt, der an die 25,000 fl. Waaren aus ſeinen Fabriken, namentlich Wollenzeug, Porcellain und Spiegeln, den Unternehmern hatte verabfolgen laſſen, ſandte das in Wien und Konſtantinopel etablirte Handelshaus Willeshofen und Komp. ein Schiff mit 1000 Centner Laſt nach dem ſchwarzen Meere ab. Ein weiteres Schiff wurde auch noch in Ungarn mit ungariſchen Weinen und andern Produkten des Landes, die auf der Donau und Sau herabkamen, geladen, und ſezte ſeinen Weg mit dem andern auf Rechnung der Geſellſchaft fort. Glücklich und ohne die geringſten Widerwärtigkeiten trafen die Fahrzeuge am 7. Aug. am Ausfluſſe der Donau ein. Hier wurden die Waaren auf ein ruſſiſches Schiff, die »heilige Katharina,« unter dem Kapitän Noel Maſſe überladen und dieſes ſezte ſeine Fahrt nach Cherſon am 15. Aug. bei günſtigem Wind und Wetter fort, wo es am 18. eintraf, und die liebreichſte und freundſchaftlichſte Aufnahme fand. Der Abſatz fiel ganz nach dem Wunſche der Kompagnie aus. Im Frühjahr 1783 fand ein zweites Unternehmen ſtatt. Die Kompagnie erfreute ſich des allerhöchſten Schutzes, und der Kaiſer gewährte ihr viele Begünſtigungen hinſichtlich der Zölle; beſſere und dauerhafter konſtruirte Schiffe wurden ausgewählt und das In- und Ausland zur Theilnahme aufgefordert. Das Unternehmen des Baron von Taufferer war nicht minder wichtig; — er ſpekulirte in andern Artikeln. Es wurde das Schiff, die »wahre Eintracht«, ein vortrefflicher Segler von ihm ausgerüſtet, hauptſächlich mit Holz, aber auch noch mit andern Fabrikaten und Landesprodukten befrachtet. Dieſes war eigentlich das erſte Schiff, welches unter k. k. Flagge im ſchwarzen Meer erſchien, und noch hatte bisher kein ähnliches die Donau in Handelsangelegenheiten getragen.

Der Seehandel nach Oſtindien. Oeſterreich durch den Flor ſeines Handels auf der nord- und mittelländiſchen See ermuthigt, entwarf ohne Aufſehen einen neuen Handlungsplan, der von dem kühnen Geiſt ſeines Unternehmers zeugte, und von ganz Europa bewundert wurde. Seine von Trieſt und Livorno ausgelaufenen Schiffe ſezten ihren Lauf in die entfernteſten Gegenden, und an den Küſten von Malabar, Koromandel wehten bisher noch ungekannte Flaggen; der Abſatz war glücklich, und die Rückfracht beſtand aus allen möglichen Schätzen Oſtindiens. Ehe nur noch Jemand an das Auslaufen der Schiffe Joſeph, Maria Thereſia, Kaunitz und Kolowrat gedacht, waren ſie zurückgekehrt, und Europa zollte dieſem Verſuch ſeinen Beifall, und bewunderte den Unternehmungsgeiſt des thätigen Herrſchers. Im Jahr 1783 zählte Oeſterreich folgende 12 Oſtindienfahrer, als: Joſeph und Thereſia, den großen und kleinen Kaunitz, Kolowrat, Baron Binder, Belgiojoſo, Maximilian, die Stadt Wien, den Ungar, den Kroaten und Grafen Neni. Von ihnen verunglückten in demſelben Jahre der Belgiojoſo, der Maximilian und der kleine Kaunitz in Steecu, alle noch dazu reich beladen. Dieſe Unglücksfälle, ſtatt den Muth der Nation zu ſchwächen, feuerten vielmehr zu größeren Unternehmungen an und vermehrten die Actionäre der Seehandlung um ein bedeutendes. Sowohl öſterreichiſche als niederländiſche Particuliers veranſtalteten die Ausrüſtungen der Oſtindienfahrer, die größtentheils von Livorno ſtatt fanden. Im Jahr 1784 lagen allein fünf dergleichen große öſterreichiſche zu Oſtende vor Anker, die ſämmtlich Eigenthum der Trieſter Compagnie waren, und ihre Ladungen daſelbſt an Mann zu bringen ſuchten. Nach dem Kaiſer waren Graf Proli und Herr Bolz die Erſten, welche ſich mit Ausrüſtung nach Oſtindien

bestimmter Fahrzeuge befaßten. Bolz errichtete einen Unternehmungsfond, in Actien, an welchem auch Unbemitteltere Theil nehmen konnten, und Graf Proli trat mit einigen niederländischen Häusern in Verbindung. Im Jahr 1783 betrug die zu einer Expedition nach Ostindien und China bestimmte Actiensumme 400,000 Gulden. Die Ausfuhr auf eigenen Schiffen nach Ostindien belief sich in wenigen Jahren auf acht, und die Einfuhr auf 14 Millionen. Die Ladung der fünf Fahrzeuge, welche 1784 aus Ostindien in Ostende einliefen, bestand zum großen Theil aus Thee. Nur ein ganz unvorhergesehener und unberechenbarer Fall hatte Nachtheil auf diese sonst glückliche Speculation. England hatte nämlich den Preis dieses Artikels bedeutend herabgesezt, und die Umtriebe der eifersüchtigen Holländer trugen das Ihrige ebenfalls dazu bei. Hart war dieser Schlag für die ostindische Compagnie, welche sich einen Jahrestermin zur Befriedigung der Creditoren zu erbitten genöthigt sah. Graf Fries in Wien nebst einigen Anderen sah sich bei der Hauptsumme, welche sich auf drei Millionen belief, mit 120,000 fl. betheiligt.

Der Seehandel der Oesterreicher nach Amerika gewann neue Ausdehnung. Wenige Jahre nach dem Ausbruch des Kriegs nahm er einen solchen Aufschwung, daß er die glückliche Antwerpener Epoche wieder zu bringen schien, und große Aufmerksamkeit erregte. Nach Boston, ja selbst nach Kuraſſao segelten österreichische Schiffe in den besten Geschäften. Amerika verbot zu jener Epoche die Einführung englischer Waaren, welches vortheilhaft auf den österreichischen Handel wirkte. Ein industriöser Patriot führte den lang besprochenen Versuch mit einer Sendung italienischer Weinsorten nach Amerika aus.

Der Seehandel der Oesterreicher nach den Staaten von Marokko und Fez war ganz neu entstanden. — Pflanzgärten und Factorien wurden, wie schon erwähnt worden, in Ostindien angelegt. Im Lande Delagoa, an der östlichen Küste von Afrika, fand die erste Niederlassung der Oesterreicher in Ostindien Statt. Was den Vortheil derselben betrifft, so ließ sich derselbe noch nicht mit Gewißheit bestimmen; der momentane bestand in einer eigenen und dazu sichern Rhede für die k. k. Ostindienfahrer, beträchtlicher Landstriche, wovon einer im Reich Kanara und der andere auf der Insel Ballapatnam, beide an der großen malabarischen Küste gelegen, trat der Sieger Indiens, der bekannte Hyder Ali, an Joseph ab. Umstände verhinderten die österreichischen Ostindienfahrer daselbst einen Pflanzort anzulegen, und es wurden an beiden Orten deshalb nun Factorien errichtet. Die Ausfuhr der sämmtlichen österreichischen Schiffe betrug im Jahr 1785 31,500,000 fl. und die Einfuhr 27,500,000 fl.

Die Industrie gewann unter Joseph II. durch unmittelbare Aufmunterung, durch allgemeinere Volksbildung, Verminderung der Handwerksinnungen und Zunftmonopole, durch das Prohibitivsystem und die Freigebung des Handels an Jedermann, endlich durch die Vernichtung der vielen hinderlichen Privatedicte. In allen Theilen der Monarchie entstanden neue Fabriken von Erzeugnissen, welche sonst eingeführt werden mußten. Zu Schömberg in Mähren gründete Großhändler Klapperoth unter mehrfacher Begünstigung eine Manchesterfabrik, in Böhmen vermehrte sich der Flor der Manufakturen und entstand eine neue Zuckerfabrik zu Königssaal, welche hundert Menschen beschäftigte und jährlich 10,000 Centner Zucker liefern konnte. Die neue Zuckerfabrik in Klosterneuburg bei Wien, von einem Flamänder errichtet, lieferte bereits im November 1787 an die Wiener

Kaufleute 700 Centner Zucker, das ist mehr als ein Drittheil der Konsumtion in dieser Stadt. Die inländischen Tuchfabriken erzeugten Waaren, die den besten des Auslandes an die Seite gestellt werden konnten. Die Spinnerei gewann eine solche Ausdehnung, daß man im Bunzlauer Kreise allein 26,209 Leinwandspinner und 3581 Weber zählte. In Oesterreich allein befanden sich bei 36,000 Webestühle, welche nach Böhmen den stärksten Verkehr in andere Staaten trieben. In Gallizien und Lodomerien, dem österreichischen Antheil an Polen, hob sich diese Betriebsamkeit sehr empor, da ihr die Regierung mit großem Aufwand allen möglichen Vorschub leistete. In Böhmen überstieg die Summe von der Leinwand, welche jährlich verfertigt wurde, drei Millionen Gulden an Werth, von diesen wurden für zwei Millionen Gulden gewöhnlich ausgeführt, und für eine Million verblieb davon in den Erblanden. Die Leinwand, welche ausgeführt wurde, ging aus Böhmen nach England und nach Triest, wovon sie hernach zur See nach Italien, Spanien, Portugal, dann nach Afrika und beiden Indien verführt wurde. Man rechnete, daß die Leinwandmanufakturen in Böhmen bei 300,000 Menschen beschäftigten, und daß aus dem Königreich Böhmen allein jährlich für 400,000 fl. Loth und Webergarn theils nach Holland, theils nach Sachsen verführt wurden. Die bekannteste Tuchfabrik war die Kevenhüller'sche bei Brünn. Noch im Monat Oktober von 1784 erhielt sie Bestellung auf zwei Millionen Gulden Tücher nach Konstantinopel. Die Wollenzeugmanufakturen in den Erblanden beschäftigten 25,000 Menschen.

Zweites Kapitel.

Volkserziehung. — Unterrichtswesen.

Das größte Verdienst Josephs II. zeigte sich besonders in der verhältnißmäßigen hohen Bildungsstufe, auf welche er alle Nationen des Staatenbundes erhob. Rohheit und Barbarei in Sprache und Sitte wurden polirt, der Aberglaube, welcher die furchtbarste Gewalt auf die Gemüther ausgeübt, entkräftet, die Unwissenheit belehrt, die Geistesfinsterniß der Zeiten Karls VI. aufgehellt. Was im Allgemeinen geschah wird am besten aus dem Einzelnen ersichtlich. Die neue Volkserziehung umfaßte alle Völkerstämme, und machte die rohsten und versunkensten dem Staate nützlich. Unter lezteren waren es besonders die Juden, welche er aus dem Schlamme einer Verworfenheit und Jämmerlichkeit hervorzog, wovon man sich jezt kaum einen Begriff machen kann. Joseph verkannte keinen Augenblick, daß die Laster, die Niederträchtigkeit, das Elend und der Schmutz dieser Nation nur die Folge der grausamsten Unterdrückung seyen, daß die trefflichen Naturanlagen und insbesondere ihre Betriebsamkeit für einen Staat sehr nützlich verwendet werden könnten, dessen Bewohner zum Theil die Arbeit und den bürgerlichen Fleiß für eine Schande hielten, wie die Ungarn, theils ungelehrig, unlustig und faul, bloß im Verzehren elend lebten, wie viele slavische Einwohner in Polen, Böhmen, in Kroatien und Slavonien. Er gab ihnen daher vermehrte Religionsfreiheit, er ließ sie unterrichten, gewährte ihnen freie Betriebsamkeit, bürgerliche Rechte, und dieß geschah zu einer Zeit, da diese Nation noch allenthalben unterdrückt war, und alle Aufforderungen der Schriftsteller in Teutschland zu ihrer Erhebung erfolglos blieben. Bald sah man die Folgen

des Systems der Duldung. Viele jüdische Professionisten wanderten aus dem Auslande ein, ihre Jugend besuchte die Normalschulen, worin sie allen für brauchbare Bürger nöthigen Unterricht schöpften. Wie wichtig die Schulbildung der Juden auch für die ganze Monarchie werden mußte, läßt sich bei Kenntniß ihrer großen Anzahl ermessen. Es befanden sich zur Zeit nach oberflächlichen Angaben 223,000 Juden in den Erblanden, wovon in Niederösterreich 570, Friaul 400, Tyrol und Vorderösterreich 1530, Böhmen 36,000, Mähren 24,000, Schlesien 8000, Mantua 2660, Buckowina 5500, Galizien und Lodomerien 157,000 [1]). Diese Angaben bleiben jedoch weit hinter der Wahrheit zurück. Eine so große Anzahl Menschen glaubte Joseph auch für den Kriegsdienst verwenden zu können, weßhalb sie der gewöhnlichen Conscription unterwarf. Zwar sträubten sie sich Anfangs sehr gegen diese Neuerung, und behaupteten, die Kriegsdienste seyen dem Talmude und der Feier des Sabaths zuwider, allein da sie nicht bloß zu Fuhrwesens- und Stückknechten genommen wurden, wie ehedem, so verschwanden bald alle ihre Bedenklichkeiten, und Viele traten freiwillig in das Heer. Schon 1783 befanden sich 2500 Juden bei demselben, wovon die meisten bloß von Böhmen und Polen gestellt worden waren. In diesem Jahre war ihr Schicksal noch kläglich, da sie nur zu den gemeinsten Armeedienste gebraucht wurden, allein 1789 wurde ihnen auch der Eintritt in die Linienregimenter gestattet, und seitdem finden sich fast bei jedem

---

[1]) So wird die Summe der Juden vom Grafen Mirabeau in seiner Schrift: Sur Moses Mendelsohn, sur la Reforme politique des Juifs etc. freilich noch sehr unvollkommen bestimmt, und der französische Schriftsteller gesteht seine Angabe aus der statistischen Uebersicht des Herrn Kriegsraths Neudel genommen zu haben.

österreichiſchen Regimente Juden. In demſelben Jahre erhielten ſie auch die jura Civitatis, welche ſie zum Ankauf von Häuſern und Herrſchaften, zum Landsadel, ja ſogar zur Repräſentation, nicht minder zu allen bürgerlichen Gewerben, Staats- und Militärämtern fähig machten.

Eine andere ihnen ähnliche, nur noch mehr verachtete Volksklaſſe, die Zigeuner, wurden aus einer Rotte Vagabunden und Diebe zu nützlichen Einwohnern herangebildet. Man ſah im Jahre 1784 in dem reformirten Collegium Enyed in Siebenbürgen einen Zigeuner, der die Theologie mit dem beſten Fortgang ſtudirte, und mit ausgezeichneten Fähigkeiten die ſtrengſte Moralität verband, obgleich er vielleicht unter Dieben aufgewachſen war. Dennoch war es keine leichte Sache, dieſe Menſchengattung, welche ſich die Rechte freier Künſtler anmaßten, ſelbſt wenn ſie von der Straße lebten, zum Beſuch der Schulen und zur bürgerlichen Ordnung zu gewöhnen. Man mußte die Kinder mit Stricken in die Schule bringen, und ihren Müttern, die ſich verzweifelt wehrten, mit Gewalt entreißen. Als die ſtrengen Geſetze bekannt wurden, welche die Civiliſirung dieſes Stammes zum Zweck hatten, und das vagirende Leben demſelben unterſagte, verkaufte ein Zigeuner in Siebenbürgen ſein Pferd auf dem Markt zu Dewa um ſechs Gulden, wovon er mehrere Legate machte, und ſteckte dann ſeinen Kopf in's Feuer, um die Freiheit ſeines Volkes nicht zu überleben.

Die Strenge, mit welcher Joſeph das Volk zum Schulbeſuche anhalten ließ, war beſonders nothwendig in Galizien, in Böhmen, Mähren und in den ungariſchen Ländern. Die Wirkungen der neuen Anſtalten zeigten ſich in ihrem vollen Glanz erſt unter der Regierung Franz II., während welcher die Monarchie einen Standpunkt der Bildung zeigte, der ſich zu dem unter Marie Thereſe

verhält, wie die Kultur Frankreichs zu der des osmanischen Reiches. In Galizien, wo man ehedem die Leute, welche des Schreibens kundig waren, pressen mußte, fand sich eine so große Anzahl von geschickten Leuten, daß die vorhandenen Aemter nicht zu ihrer Aufnahme hinreichten. Selbst in den teutschen Erblanden waren die Bemühungen Josephs nicht überflüssig. Noch 1785 bemerkte der Referent über das Schulwesen, daß von 17,000 Kindern in der Hauptstadt nur 7000 die Schulen besuchten, was den Kaiser veranlaßte, sogleich die Schulen zu vermehren auf Kosten der Religions-Kasse.

Auch das höhere Unterrichtswesen blieb bei der Sorgfalt für den gemeinen Unterricht nicht zurück, obgleich der Kaiser mit Recht das erstere dem lezteren unterordnete. Nützliche Bürger, brauchbare Staatsdiener zu bilden, war bei dem damaligen Zustand der Monarchie immer die Hauptsache: daher sehen wir auch allen seinen Anstalten in diesem Gebiete an, daß sie diesen Zweck hatten. So die Begründung eines neuen Lehrstuhls für die Staatsrechnungs-Wissenschaft auf der hohen Schule zu Wien, durch welche eine längst gefühlte Lücke ausgefüllt wurde. An großartigen Entwürfen zu höheren wissenschaftlichen Anstalten fehlte es nicht, und der Kaiser war selbst, obgleich kein Freund der Gelehrten, der erste, der die Idee zur Errichtung einer Akademie der Wissenschaften auffaßte, allein als er dem Präsidenten der Studienhofkommission in Wien, Freiherrn van Swieten, sie mittheilte, sprach ihm dieser aus der eigenen Seele: »Eure Majestät dürfen nicht eher an eine Akademie denken, als bis die Organisation einer guten Normalschule und einer guten Sprachlehre vollendet seyn wird.« Diese Antwort entsprach so sehr der eigenen Ansicht des

Kaiſers, daß die Realiſirung dieſes Planes wirklich unterblieb [1]).

Indeſſen geſchah doch viel zur Aufmunterung der höheren Wiſſenſchaftlichkeit, welche in allen Theilen der Erbſtaaten, mehr noch durch die neue Denkfreiheit als durch unmittelbare Begünſtigung befördert wurde. In der Literatur zeigte ſich plötzlich ein Leben, deſſen das Ausland Oeſterreich nie fähig gehalten. Außer pedantiſchen Chroniſten, lateiniſchen Dichtern und Komentatoren hatte Oeſterreich in früheren Zeiten wenig ausgezeichnete Gelehrte und Schriftſteller aufzuweiſen. Die Geſchichte und ihre Hülfswiſſenſchaften, beſonders alle pragmatiſche Behandlung, waren höchſt vernachläßigt. Erſt unter Joſeph zeigte ſich in allen Fächern der Wiſſenſchaft große Thätigkeit. Julius Schneller hat die Haupterſcheinungen kürzlich [2]) in Folgendem zuſammengedrängt: Für Naturgeſchichte reiſeten auf öffentliche Koſten über das Weltmeer: Heydinger und Mörter mit dem Maler Moll und dem Hofgärtner Boos. Born's Vorſchläge für mineralogiſche Sammlungen im kaiſerl. königl. Kabinet wurden mit großen Koſten ausgeführt. Der Niederländer Jacquin bearbeitete nach weiten Reiſen in andere Welttheile die Pflanzenkunde und Scheidekunſt in Wien. Daſelbſt ſezte der Hofrath Schmidt ſeine Geſchichte der Teutſchen fort. Gruber, Michaeler, Jahn, Jeniſch ſtellten ſchwierige Forſchungen über Sprache und Denkmale des Alterthums an. Der jüngere Swieten und Birkenſtock lebten im claſſiſchen Rom und Hellas. Dannenmaier wirkte als Schriftſteller der Kirchengeſchichte und durch hinreißenden Vortrag. Der ſanftmüthige Pehem

[1]) S. öſterr. Archiv 1832. Nr. 2.

[2]) Ausführlichere Würdigung findet man in dem Supplementbande meiner Lebens- und Regierungsgeſchichte, welcher der Preſſe übergeben wird.

und der ungeſtüme Eybel trugen mit Wahrhaftigkeit die noch immer ſchweren Lehren vom wahren Rechte der Kirche vor. Der feurige Redner Jellentz, der geiſtreiche Petzek, der gründliche Mertens, alle drei als Rechtsſchriftſteller geſchäzt, gingen, ſo wie der jüngere Ringger, von Wien nach Freiburg als Profeſſoren. Hofrath Keas erläuterte das einheimiſche Recht, und Hofrath Sonnenfels verbeſſerte den öſterreichiſchen Geſchäftsſtyl; jener gab den neuen Geſetzbüchern den Geiſt, dieſer die Form. Boer und Barth reiſeten auf kaiſerliche Koſten in's Ausland, jener um über Geburtshülfe, dieſer um über Augenkrankheiten von den Hauptplätzen Unterricht in Handgriff zu empfangen. Stoll und Stoerk ſammelten ihre vielen Erfahrungen in ärztlichen Werken, und Quarin ſchrieb die unſchätzbaren Obſervationen. Eine mediziniſch-chirurgiſche Akademie für die Feldärzte ließ der Kaiſer auf ſeine eigene Koſten in einer Vorſtadt Wiens begründen, und mit meiſterhaften Wachsabbildungen aller Theile des Menſchenkörpers ausſtatten. Wolſtein fing an in der Thierarzneikunde die wichtigſte der Lehren von den Seuchen für ewige Zeiten zu behandeln. Mederer bekam als Wundarzt wegen ſeiner Unterſuchungen den Namen von Wuthwehr. Die mediziniſche Facultät griff tief in's Leben ein; ſie machte die neuen Stiftungen des allgemeinen Krankenhauſes, des Gebärhauſes, des Irrenhauſes, der Anſtalt für Unheilbare zu Sehenswürdigkeiten für die erfahrenſten Fremden, und zu Muſterbildern für alle Theile des öſterreichiſchen Staatenbundes.«

Kunſt.

Die Künſte erhoben ſich aus ihrer Niedrigkeit zu einem Fluge der den geiſtigen Anſtrengungen der Monarchie vollkommen entſprach. Berühmte Namen glänzten auf in dem

Dunkel dieſer Sphäre, und erleuchteten den ganzen Horizont der bildenden und redenden Künſte. Zwar waren die Meiſter, welche plötzlich aufſtanden, nicht alle Eingeborne, aber ſie fanden hier einen Sammelplatz, wo ſie Ruhm und Gewinn einerndteten. Als Maler ſtand Fuger durch Korektheit an der Spitze, ihm folgten Maurer mit dem idealen Farbenglanz, der ihm zunächſt am meiſten beliebt war, mit ihnen wetteiferten Lampi, Hikel; als Kupferſtecher verdiente Schmutzler europäiſchen Ruhm, Kohl und Molitor waren talentvolle, aber nicht ebenbürtige Nebenbuhler. Pichler zeichnete ſich in der Schwarzkunſt aus. Außer ihnen lebten in Wien Beyer aus Gotha, Cerachi aus Rom, Porträtmaler Donat, Bildhauer Fiſcher, Hagenauer, die Architektur wurde durch viele öffentliche Bauten unterſtüzt; Hohenberg war in derſelben Meiſter.

In der Tonkunſt machte Oeſterreich mit ſeinem großen Reichthum an Naturanlagen dazu die größten Fortſchritte. Um dieß zu beſtätigen, bedarf es ebenfalls nur der Angabe von Namen. Joſeph Haydn aus Salzburg, Mozart, Gluck, haben durch ihre wundervollen Leiſtungen ihren Ruhm über die ganze civiliſirte Welt verbreitet. Außer ihnen haben ſich verdient gemacht: Panhall, Leopold Hoffmann, Gaſtmann, welche für Verbeſſerung des geſunkenen Geſchmacks ſorgten.

Die ſzeniſche Kunſt erreichte durch das treffliche Nationaltheater in Wien eine ſeltene Vollkommenheit, indem dieſe Anſtalt die beſten Mimen Teutſchlands an ſich zog. Die Namen Müller, Brockmann, Schröder, Katharina Jaquet, Anna Adamberger, Roſalie Nouſeul, haben noch jezt in ganz Teutſchland einen guten Klang, Lang, Stephani, Weidmann, Mad. Sacco, ſind den Wienern noch in gutem Andenken geblieben. Das berühmte

Kasperle-Theater darf hier selbst als eine höchst originelle volksthümliche Anstalt nicht vergessen werden.

Die Dichtkunst zählte viele reichbegabte Meister und Jünger. Sie vereinigten die Sprache von den ungestalteten und abgeschmackten Verrenkungen, mit welchen Gottsched den Triumph der teutschen Sprache vorbereiten wollte, und versuchten sich mit Glück in vielen altklassischen und neuen Formen. Alxingers Doolin von Mainz und Bliombezis, Haschkas Oden, Blumauers, des österreichischen Voltaires und Sternes, satyrische Dichtungen, Travestien, athmeten ganz den Geist seines Zeitalters und seines Volksstammes. Ratschky erwarb sich Achtung im Genre des Launigen, Born erregte Aufsehen durch seine sarkastische Naturgeschichte der Mönche. Wochenblätter und unzählige Flugschriften besprachen alle erdenklichen Gegenstände der Politik, Wissenschaft des öffentlichen Lebens. Dabei darf jedoch nicht verhehlt werden, daß in dieser Zeit der größte Mißbrauch von der Presse gemacht wurde, den die Geschichte der österreichischen Literatur aufzuweisen hat. Vom 1sten April bis Ende September 1782 erschienen in Wien allein 1172 Schriften, eine für die damaligen Zeiten unerhörte Anzahl, welche größtentheils erbärmliche Produkte literarischen Diletantisms in sich begriff.

Oeffentliche Humanitätsanstalten. — Gestalt des Landes.

Die Armenversorgung und Krankenpflege gedieh unter Josephs menschenfreundlicher Sorgfalt. Die Findelhäuser entrissen, trotz der entsetzlichen Sterblichkeit in diesen Anstalten, dennoch viele Menschenleben dem Verderben und viele Gemüther dem Verbrechen. Die großartige Anstalt des Universalhospitals, welches Kranken-, Gebär- und Tollhaus umfaßte, zog in seiner Vollendung und

musterhaften Einrichtung die Bewunderung aller Fremden und Einheimischen auf sich. Da Joseph darin alle zweckmäßigen Einrichtungen, die er im In- und Auslande kennen gelernt hatte, mitbrachte, so konnte man behaupten, daß diese Anstalt, welche die Vorzüge aller Hospitäler in Frankreich und Teutschland und anderen Ländern vereinigte, ohne an ihren Gebrechen zu leiden, die einzige ihrer Art in Europa sey. Nach dem Muster dieser großen Anstalt wurden auch in den Provinzen kleinere errichtet. Das Armenversorgungssystem zeigte überall erfreuliche Resultate. Das Wiener Armeninstitut allein, nahm vom 1sten September 1783 — December 1789 1,163,254 fl. ein.

Die öffentliche Bequemlichkeit wurde gefördert durch Erbauung von Landstraßen. In einem einzigen Jahre betrug die Summe der zum Straßenbau verwendeten Gelder in Galizien allein 892,532 fl., und wurden von denselben 167 Meilen im Stande erhalten, 58 Meilen neue Straßen angelegt, und 667 Brücken hergestellt. Die ganze Gestalt des Landes war durch zweckmäßige Verordnungen ganz verändert. Die Sorgfalt des Kaisers erstreckte sich auf die kleinsten Dörfer des Landes eben so, wie auf die Hauptstädte. Alle Häuser mußten dauerhafter und besser gebaut werden, und Jeder mußte sich, der ein Haus bauen wollte, vorerst bei dem Kreisamte melden, um die nöthigen Instruktionen einzuholen. So sah man bald dort schöne Ortschaften entstehen, wo ehedem nur elende Hütten aus Koth und Reisig das Land verunstalteten, und die sämmtlichen Provinzen erhielten eine schönere Gestalt. Es war noch das mindest Auffallende, was in Wien am Schluß der Regierung Josephs sich an schönen Veränderungen darstellte, und doch war dieß erstaunlich. Stadt und Vorstädte hatten ein anderes Ansehen gewonnen, aus alten, verfallenen Höfen waren

prächtige Häuser entstanden, die herrlichsten Paläste zeigten sich an der Stelle aufgehobener Klöster. Seit 1772 waren wenigstens 20,000 neue Wohnungen entstanden. Unzählige neue Einrichtungen zur Aufrechthaltung der Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit vermehrten die allgemeine Behaglichkeit. Alle Provinzial-Hauptstädte erfreuten sich großer Verschönerungen und zeigen noch heute viele öffentliche Bauten aus Josephs Zeiten, welche Alles neben sich verdunkeln.

Drittes Kapitel.

Hauptresultat.

Aber so großartig diese materiellen Resultate seyn mögen, so sehr sie in die Augen fallen und die herzlosen Spötter und Tadler widerlegen, so werden sie doch noch bei Weitem übertroffen von moralischen Resultaten und den späteren Früchten der zehnjährigen Aussaat von Grundsätzen und Gesetzen. Wer die Anhänglichkeit der österreichischen Völker an ihr Regentenhaus kennt, dem wird es kein Räthsel und keine Unwahrscheinlichkeit seyn, daß die Regierung Josephs in allen Erbstaaten eine Reformation des Volksgeistes bewirkt habe, wovon vielleicht in der Weltgeschichte kein so friedsames Beispiel ist. Niemand kann sich verhehlen, daß die österreichischen Völker noch unter Maria Theresia, größtentheils, um mehr als ein Jahrhundert hinter dem civilisirten Europa zurückgeblieben waren, und wir haben im Verlauf dieser geschichtlichen Darstellung oft Gelegenheit gehabt, Beweise für diese Behauptung aus der Gesetzgebung und dem Volksleben beizubringen. Den großen Schritt aus der Denkweise des sechszehnten Jahrhundert und den des achtzehnten, haben die Oesterreicher erst

unter Joſeph gemacht. Die furchtbare Raſchheit der Bewegung mußte nothwendig der Generation Schwindel verurſachen und den Staat in ſeinem Innerſten erſchüttern, aber ſie haben ſie Beide glücklich überſtanden und ſtehen nun ſtolz auf dem Niveau ihrer Zeit.

Im Einzelnen betrachtet, waren ſelbſt die moraliſchen Wirkungen des joſephiniſchen Syſtems höchſt auffallend. Oeſterreich, ſonſt ein Schauplatz der grauſamſten Intoleranz, in ſeinen Gebirgen überall traurige Erinnerung an Blutthaten, das Fanatismus bietend, noch unter Maria Thereſia höchſt feindſelig geſtimmt gegen Ketzer und Juden, zeigte jezt eine Religionseintracht, welche weit über die Begriffsausdehnung des Wortes Toleranz, das Joſeph ausgeſprochen, erhaben war, und ſelbſt in proteſtantiſchen Ländern ohne Beiſpiel war. Oeſterreich, das Land der Keuſchheitskommiſſionen und blutiger Sittengerichte, welche Verwirrungen des Fleiſches mit der Todesſtrafe in vielen Fällen belegte, huldigte nun einer humanen philoſophiſchen Moral, deren geläuterte Lehren nur bei einer hoch geſteigerten Kapazität Eingang finden. Oeſterreich, deſſen geiſtige Kräfte ſo darnieder lagen, daß es ſonſt weder Gelehrte, noch Künſtler, weder taugliche Staatsbeamte noch Feldherren aufzuweiſen hatte, entwickelte plötzlich eine geiſtige Regſamkeit, welche ſich immer vermehrte und conſolidirte in ihren Richtungen. Oeſterreich, das Land der Blutgerichte, einer grauſamen, ſchrecklichen Juſtiz, übte nun milde vorbeugende Gerechtigkeit, und wenn auch die abgeſchaffte Todesſtrafe gegen das wilde Volk der Walachen wieder in Anwendung gebracht werden mußte, ſo ſah man doch nirgends mehr eine Spur von der Unmenſchlichkeit der ehemaligen Strafen. Und wie fehlerhaft auch der Gedanke der Aſſimilirung aller Staaten des Bundes ſeyn mochte, ſo ward doch durch denſelben ein Geiſt der Eintracht

über alle Provinzen verbreitet, und eine große Gleichartigkeit der allgemeinen Gesittung und selbst der Gebräuche bewirkt. In einigen Gegenden Ungarns verschwand die unzweckmäßige Nationaltracht völlig, und ward mit der teutschen vertauscht. Die teutsche Sprache ward in allen Provinzen allgemeiner und alle Geschäfte der Regierung dadurch ungemein vereinfacht, die Ordnung organischer. Die Aufklärung fand allenthalben eifrige Beförderer, ward gepredigt durch Priester, ihre Grundsätze zur Anwendung gebracht von Staatsbeamten und Richtern, von Befehlshabern und von vielen Familienhäuptern.

Freilich hatte die Aufklärung der josephinischen Zeit auch ihre Schattenseite. Jedermann wollte ein Philosoph seyn dem Namen und der That nach, und die Schriften der Encyklopädisten, welche in ungeheurer Anzahl sich schnell über die ganze gebildete Bevölkerung verbreitete, galten der eifrigen Zweifelsucht des Zeitalters als Evangelien. Wie immer die Menschheit in den Stadien der Entwickelung, so war sie auch hier sehr bereitwillig für die alten Irrthümer neue einzutauschen, und das was die besten Geister ihrem Jahrhundert als zweifelhafte Resultate der Forschung, oder als flüchtige Eingebungen ihres Genies ihrem Jahrhundert zur Prüfung boten, ward häufig mit eben der steifen Beschränktheit geglaubt und angenommen, womit man ehedem die abergläubischen Ideen in sich festgehalten. Einmal aus ihrer Starrheit hinausgestoßen in die geistige Bewegtheit des Zeitalters, kannten die Gemüther fast kein Ziel in der Hast ihres Ideenflugs, und zerstießen sich jämmerlich an den Grenzen der materiellen Welt. Aus Voltaire's launigen Romanen und philosophischen Aphorismen wurden neue Glaubensartikel geschöpft, und was der leichtfertige Philosoph lachend an scharfen Reizmitteln dem stumpfen Sensorium seiner Zeitgenossen bot,

erregte bei den Erregbaren, gleich einer übermäßigen Dosis von dem griechischen Heilmittel des Blödsinns, gewaltige Konvulsionen. Es wurde förmliche Abgötterei getrieben mit den Werken eines Bayle, Diderot, Helvetius, Rousseau, und wer sie nicht lesen konnte von den wohlhabenderen Philantropen, hielt sie doch wohl gebunden in seinem Bücherschranke. Alle Poesie, all der wundersame Reiz des nationalen Gemüthslebens drohte völlig zu verschwinden, und an seine Stelle ein roher Materialismus zu treten, der unter seinen plumpen Füßen alle zarten Pflanzen der uraltväterlichen religiösen und moralischen Empfindsamkeit ertödtete. Die sittsame Kindlichkeit des teutschen Mittelalters, welche hier längst Wurzel gefaßt hatte, und unter Maria Theresia wieder recht aufzublühen schien; kurz, die Lichtseite des alten Zeitgeistes schien auf immer zu verlöschen oder zu erbleichen vor dem grellen Glanz einer feurigen Jahrhundertsonne, die den Erdball in Brand stecken sollte. Wir werden bald sehen, in wiefern diese schlimme Wirkung nachhaltend und den Klagen entsprechend gewesen ist, welche in damaliger und in der Folgezeit die aufrichtigen und heuchlerischen Freunde einer kopfhängerischen Pietät und viele wahre Gottesdiener angestimmt haben.

Aber in dem verhängnißvollen Jahrzehend waren diese Erscheinungen wahrhaft erschreckende Meteore. Die ganze echt christliche Welt gerieth in Bewegung als die schlimmen Kinder des neuen Geistes laut marktschreiend, oder höhnend auf den Gassen erschienen. Die Gläubigen stellten Gebete an zur Abwehr des Unheils das über die Gemüther hereinbrach, und die Schwachen, welche von den neuen Ideen benebelt worden, stürzten sich mit rohem Jubel auf die ihnen preisgegebenen Ueberreste einer untergehenden Welt. Allgemein ging die Sage, der Kaiser werde das Christenthum abschaffen,

und die »Aufgeklärten« glaubten dieſes Mährchen mit großer Freudigkeit. Weil der Kaiſer Duldung gebot, wollten alle, welchen die Religion läſtig war, ſich derſelben entledigen.

Die Deiſten nahmen die Philoſophie in Anſpruch, um gleich den Mukern der neuern Zeit die Lehre von der Gemeinſchaft der Weiber auf eine höchſt ärgerliche Weiſe in praktiſche Ausübung zu bringen. Man hat Joſeph ſehr darüber getadelt, daß er dieſe »Philoſophen« durch ſeine Härte in ihrem Glauben ſtörte, aber wenige wußten von den erbaulichen Exempeln, welche dieſe bei ihren Verſammlungen der Welt gaben, und daß in dieſer Sekte, wie in ſo manchen anderen Wahrzeichen, ſich nicht geläuterte Denkungsart, ſondern bloß ein laſterhafter Trieb nach ſeines Nächſten Ochs und Eſel, Habe und Weib verkündete. Die neue Denkfreiheit erregte natürlich alle jene Leidenſchaften, welche ſich durch die alte Regel beengt ſahen, und vermehrte die Anzahl derjenigen, die ſo recht nach ihren eigenen Vorſchriften zu leben dachten. Kaum hatte man die Konfeſſionen emanzipirt, ſo wollten auch ſchon alle Laſter emanzipirt ſeyn. Jedes derſelben hatte ſeine Theorie der Rechtfertigung, und verlangte Toleranz. In Wahrheit zeigte ſich in Joſephs Zeiten die Unmöglichkeit abſoluter Toleranz, aber die bedingte war ein gutes Auskunftsmittel in den Bedrängniſſen der Zeit.

Der Gottesdienſt gerieth in Verfall; Kirche und Beichtſtuhl wurden weniger beſucht, der Prieſterſtand fing an ein Gegenſtand der Verachtung zu werden. Cölibat und Kirchenkultus wollte den jungen Studirenden nicht mehr zuſagen, und ſomit verminderte ſich die Anzahl der Seelſorger, und der Mangel daran ward täglich fühlbarer. In Büchern und Traktätchen waren die Pfaffen die Zielſcheibe des Spottes und Witzes der Philoſophen, die Moralität litt ſichtlich,

Wucher und Betrug konnten nur durch Josephs weise Gesetzgebung unterdrückt werden, die alte Einfalt der Sitten machte einem zügellosen Cynismus Platz, der besonders in den höheren Ständen um sich griff. Die Pietät des Volks wurde zusehends geschwächt. Die Aristokratie verlor viel von ihrem Ansehen, das Geld trat seine Regierung an.

Der Nationalgeist erlahmte an einzelnen Gliedern durch den modernen Kosmopolitismus, kräftige Originalität gerieth in Verfall durch die Assimilirung und Systematisirung, und die Erkenntniß, daß das Vaterland hinter dem Auslande zurückgeblieben sey, führte zur Geringschätzung des Einheimischen, zur Ueberschätzung des Ausländischen. Selbst die besten Geister blieben von diesen Uebeln nicht ganz frei, und Schriftsteller und Gelehrte wendeten ihre Aufmerksamkeit mehr dem französischen und teutschen Auslande zu, als der geistigen Erhebung des Vaterlandes.

Welches Land, das je Fortschritte machte, blieb während derselben von solchen Uebeln frei? Sie bildeten die Schattenseite der Regierung Josephs, aber ihre Lichtseite war vorherrschend. Was das Jahrzehend, was die Nationalität, die Religion, die Sittlichkeit in demselben verlor, ward der Menschheit mit zehnfachen Zinsen wieder eingebracht. Die neuen Uebel waren auffallend, aber die alten verderblicheren verschwanden unvermerkt. Neu waren dagegen die durch des Kaisers menschenfreundliches Beispiel veranlaßten Nachahmungswerke der Humanität. Neu war der an die Stelle indifferenter Trägheit getretene thatkräftige Gemeingeist, welcher Handel und Industrie, Ackerbau und Landwirthschaft, Wissenschaft und Kunst empor brachte, neu der verbesserte Geist der Staatsbeamten und des Heeres, der Fleiß der Nation, die Eintracht der Völker, die Einheit ihres Zwecks und alle die Vorzüge, welche wir bereits geschildert haben.

Neu geboren und potenzirt war die ganze innere Kraft der Monarchie, die unerschütterliche Festigkeit des Organismus der Staatsmaschine, neu der Reichthum an unversiegbaren Quellen des Wohlstandes. Jene Uebel waren nur vorübergehende Symptome einer heilsamen Krisis, sie waren die Wehen, womit die Zeit eine Nation wieder gebar. Die Irreligiosität ward aus dem öffentlichen Wesen verdrängt, die Unmoralität wurde durch gesetzliche Ordnung und das Walten des philanthropischen Tugendenthusiasmus gefesselt, der Priesterstand gewann neuerdings Ansehen, der patriotische Indifferentismus wich einer allgemeinen Thätigkeit, die Alle fortriß, die philosophischen Narrheiten und extravaganten Meinungen verblichen in ihrer kalten Einsamkeit, entfernt von den natürlichen Sympathien, welche jede neue Lehre zu treffen wissen muß. Die geläuterte Religiosität, welche der Kaiser offenbarte, die Tugend, welche er übte, wirkten mit heilsamer Gewalt als ein erhabenes Beispiel auf des Volkes Empfindungen und Gedanken, und wenn diese weder dadurch noch durch später eintretende Religionsstrenge im Walten der österreichischen Fürsten nicht zu vollkommener Klarheit gelangen konnten, so war dieß nur eine Folge der schwachen Mitleidenschaft an den großen Wehen des Jahrhunderts, in welchen wir noch heute befangen sind. Daß jener Kampf der Ideen, welcher bald offen und lärmvoll, bald verborgen unter den Gewässern des stillen Gewohnheitslebens noch heute allenthalben fortgeführt wird, unter Joseph und durch ihn nicht ausgefochten worden, ist nicht mehr und nicht minder zu beklagen, als die Last der Zweifel, des Skeptizismus des Weltlebens, unter welchem noch heute die Menschheit seufzt. Menschenkraft ist in dieser allgemeinen hundertjährigen Noth zur Hülfe nicht hinreichend.

Das Hauptresultat der Regierung Josephs war die ungeheure Nachwirkung derselben. Die Herrschaft seines

geſchichtlichen Beiſpiels, die hoch geſteigerte Reproduktionskraft des Staates, welche ſich in zwanzig folgenden Jahren gewaltig bewährt hat. Die Lobredner jenes patriarchaliſchen Hirtenſyſtems, welches einen der größten, männerreichſten Staaten der Erde zu einer kindlichen, wiederkäuenden Exiſtenz anweiſen, inmitten von ſchwerdtumgürteten, mächtigen Nachbaren, müſſen verſtummen auf die Frage: welches wäre das Schickſal Oeſterreichs geweſen, wäre es in der Verfaſſung, wie es Maria Thereſia beſaß, in den Sturm der Weltereigniſſe am Ende des Jahrhunderts gerathen? Das zweijährige konſervative Wirken Leopolds hat die Kräfte des Staates, welche Joſeph hinterlaſſen, um nichts vermehren können. Franz II. aber ging mit dem Mittel und Kraftreichthum, zu deſſen ewiger Wiederzeugung Joſeph den Staat tüchtig gemacht, in einen Streit, der Unſägliches, Unberechenbares verſchlang. Ob wohl die 40 Millionen Staatseinkünfte, die unſtreitbare, ſchlecht organiſirte Armee, die Schwerfälligkeit der Staatsmaſchine, die fromme Hirtenſtimmung der Völker, welche die Zeiten Maria Thereſias charakteriſirt, ob wohl dieſe Mittel, dieſe Staatsverfaſſung, dieſer Volksgeiſt, welche den Anprall von 40,000 Preußen nicht haben abwehren können, ob dieß Alles hingereicht haben würde, gegen die aufgebotene Geſammtkraft des franzöſiſchen Volks der Jahre 1792—1809 und ſeinen Geiſt, gegen die Hunderttauſende, welche auf allen Seiten in den Waffen ſtanden, gegen die Rachegeiſter, welche aus dem allenthalben ſich öffnenden Boden heraufſtiegen, mit einem Wort, ob wohl die öſterreichiſchen Staaten vom Jahre 1750 — 1760 den erwähnten Revolutionszeitraum überlebt, die heutigen Zeiten in ihrer Integrität erreicht haben würden? Wenn nicht, welche ungeheure Nachwirkung waren alſo die unerhörten, ganz Europa in Staunen ſetzenden Kraftanſtrengungen der öſterreichiſchen Monarchie

unter Franz bis zum Jahre des Weltfriedens 1813? Welche riesenhafte Grundlagen waren es, auf welchen der Staat die Lasten dieser Unglückszeiten getragen, und wie ein Fels im sturmbewegten Meere, an welchem so manches Schifflein kühner Abentheurer scheitern mußte?

Aber nicht nur in der Kraft Oesterreichs, sondern auch in seiner Wohlfahrt zeigte sich die mächtige Nachwirkung. Jeder Schritt in Oesterreich stößt auf Schöpfungen der Humanität, welche aus Josephs Zeiten geblieben sind und auch die künftige Nachwelt erreichen werden. Die Gesetzgebung, obgleich Leopold daran gemeistert, obgleich Franz sie besser ausgeführt, ist ganz josephinischen Geistes. Die Todesstrafe ward wieder eingeführt, die schweren Strafen verändert und gemildert, aber der Geist der Gesetze ist geblieben wie er war. Der Ruhm, das beste Gesetzbuch in Europa zu besitzen, ward Oesterreich durch Joseph theilhaftig. Die milde und musterhafte Justiz, welche noch heute dort in Kraft steht, die strenge Gesetzlichkeit der ganzen Staats- und Gerichtsverwaltung, alles dieß ist das Werk Josephs. Franz II. hat weise zu erhalten gewußt, was Joseph hinterlassen, er hat die wild-chaotische Schöpfung einer genialen Kraft gesichtet, geordnet, Fremdartiges beseitigt, wenig Wesentliches vernichtet von den großen Anstalten seines Oheims. Er hat die Preßfreiheit eingeschränkt in einer revolutionären Zeit, wo sie Gefahren vermehrt, die Angst und Verwirrung gesteigert worden wäre. Er hat ein anderes politisches System gewählt, weil die Zeitumstände es erheischten. Er hat die innere Politik wieder geordnet und in Kraft gesezt, die Nationalitäten versöhnt, die Besteuerung nach anderen Grundsätzen geregelt, aber die wesentlichsten Anstalten seines Vorgängers, Handel, Industrie, religiöse Duldsamkeit, Landwirthschaft und Oekonomie haben

ſich auf den vorhandenen Grundlagen entwickelt, die ganze Größe Oeſterreichs ſteht auf dieſem Piedeſtal. Mächtig waltet der Geiſt Joſephs im ganzen Staate. Joſephiniſche Bildung, joſephiniſche Grundſätze durchdringen das ganze Volk, und die größten Staatsmänner dieſer Zeit, mit einigen Ausnahmen, haben die Erziehung des großen Jahrzehends genoſſen. Alles, was Oeſterreich iſt und noch werden kann, iſt es durch Joſeph geworden, wird es durch ſeinen unſterblichen Geiſt werden.

Urtheile der Geſchichte.

Kein Regent der neueren Zeit hat die Aufmerkſamkeit der Geſchichtſchreiber in ſo hohem Grade auf ſich gezogen, aber keiner wurde häufiger verkannt, falſcher beurtheilt und ungerechter getadelt. Es war weniger die Kenntniß der Wirkſamkeit Joſephs, welche Vielen mangelte, als die Kenntniß der öſterreichiſchen Staaten und Völker, ihrer Geſittung und Bedürfniſſe, der Landes- und Staatsverhältniſſe und vor Allem unpartheiiſche Darſtellungen ſeiner Zeiten. Wenige verleitete eine ſchlechte Geſinnung zu ungerechten Urtheilen, wie den Engländer Coxe und den Teutſchen Hormayr, der ſich unter Allen durch hämiſche Ironie und abſichtliche Entſtellung an Joſephs Andenken am Meiſten verſündigt, die Meiſten waren nicht hinlänglich unterrichtet, aber Alle ſtimmen darin nothgedrungen überein, Weſentliches zum Ruhme dieſes ſeltenen Regenten zu ſagen. Die Zuſammenſtellung der wichtigſten Urtheile, zum Theil von geachteten, zum Theil von berüchtigten Autoren, deren Geſinnungen verrufen, deren ſtrafbare Selbſtverleugnung bekannt iſt, wird, wenn ſich der unbefangene Verſtand zur Prüfung derſelben erhebt, zur hiſtoriſchen Gerechtigkeit führen. In Hinweiſung auf das Reſultat, welches ſich aus der Würdigung dieſer verſchiedenen Stimmen klaren Geiſtern und reinen Herzen ergibt, enthalten wir uns ſelbſt — treu dem Vorſatz unpartheiiſcher Geſchichtſchreibung durch Zuſammenfaſſen ſprechender Thatſachen — jedwedem eigenen Endurtheil.

Coxe.

Wir haben Joſeph geſchildert, wie er ſich zeigte, als er zum Throne gelangt, jezt müſſen wir noch ſein Aeußeres beſchreiben und die Grundſätze angeben, nach welchen er handelte, ſo wie die, während ſeiner Regierung entwickelte Eigenſchaften.

Joſeph II. war mittlerer Größe, aber gut gewachſen. Er konnte die größten Strapazen ausſteh'n und war in allen Leibesübungen behend und gewandt; er hatte ſtark ausgeſprochene Züge, eine Adlernaſe, eine hohe Stirne, lebhaften, durchdringenden Blick und eine ſehr ausdrucksvolle Geſichtsbildung. Gleichwie Rudolph von Habsburg, ſein erlauchter Urahn, ſah er ſehr nachdenklich aus, aber im Umgange war er lebhaft und ſein Lächeln war höchſt anmuthig. Sein Benehmen war leicht, vielleicht etwas zu vertraulich, ſein Geſpräch einnehmend; gegen ſeine Dienerſchaft war er mild und gütig und belohnte ſie großmüthig. Er war haushälteriſch und mäßig, ſeine Lebensweiſe faſt immer ſich gleich bleibend. Obwohl er Frauenumgang leidenſchaftlich liebte, verlezte er doch die Sittlichkeit nicht durch öffentlich gezeigte Anhänglichkeit an eine Beiſchläferin und er rühmte ſich (?), daß er nie einem auch noch ſo reizenden oder verdienten Weibe Einfluß auf ſeine Entſcheidungen, oder Einmiſchung in Staatsangelegenheiten geſtattete. Aber dieſe Miſchung von Größe und Liebenswürdigkeit in Joſeph hatte zum Gegengewicht eine unruhige Gemüthsart und ſeine ungeordnete Liebe zu Neuerungen; Fehler, welche die Kaiſerin Königin, ſeine Mutter, bereits in ſeiner früheſten Jugend kaum zügeln konnte, und die ſein unbeugſames Gemüth und den herriſchen Geiſt, den er von ſeiner hohen Geburt und einer zu eingezogenen

Erziehung hatte [1]) nur auffallender machten. Noch mehr, er hatte eine angebor'ne Zweigängigkeit und lachte der feierlichſten Verbindlichkeiten, wodurch er die Liebe ſeiner Unterthanen und das Vertrauen ſeiner Bundesfreunde verſcherzte.

Ein Fürſt, der wahrhaft Staatsmann iſt, denkt ſich ehe er handelt ſtets mit dem Geiſt und den Neigungen ſeines Volks und nüzt ſelbſt Vorurtheile und Aberglauben für das allgemeine Beſte. Dieſe ſo einfache Regel mißkannte Joſeph leider zum Unglück für ſeine Völker und ſich. Er hat Anſtalten, welche ſich in der Zeit feſt gegründet hatten, umzuwerfen, Meinungen, welche Jahrhunderte geweiht hatten, auszurotten geſtrebt. In einem Augenblicke wollte er thun, was nur das Werk vieler Jahre ſeyn kann. Nie unterſchied er das ſcheinbar Richtige oder Annehmliche in der Theorie von dem Ausführbaren. Er wollte die Rechte der Völker und der Einzelnen nach abgezogenen Grundſäzen einrichten. »Sein Kopf,« um mit Friedrich II. zu reden, dem er ungeſchickt nachahmte, »war eine Niederlage, worin Staatsberichte, Entwürfe, Beſchlüſſe verworren untereinander aufgeſpeichert lagen. Er machte ſeine Geſetze bekannt, ohne

[1]) Maria Thereſia ſagte eines Tages zu einem berühmten Künſtler: „Ich lehre meinen Sohn die Kunſt, Lieben, damit er milder werde, denn er iſt ſtörriſch.“ Eben ſo beſorgt war ſie über Joſephs natürliche Unruhe und Neuerungswuth. „Mein Sohn,“ ſagte ſie zu einer Hofdame, „wünſcht, ich ſoll Wien's Feſtungswerke ſchleifen laſſen. Ich bin eine alte Frau; aber das vergeſſe ich nicht, daß, wenn die Hauptſtadt, als Johann Sobieski ſie befreite, nicht eine Sperre hätte aushalten können, die ottomaniſchen Horden die Erblande vernichtet und ſelbſt Teutſchland durchſtrichen hätten. Zweimal habe ich erlebt, daß Wien das lezte Bollwerk meiner Lande war. Wenn ich todt bin, mag Joſeph thun, was er will; ſo lange ich aber lebe, wird Wien nicht geſchleift.“

die Hindernisse ihrer Vollstreckung aus dem Wege geräumt zu haben und änderte sie so hastig als er sie gemacht. Daher die unendliche Menge von Befehlen und Verordnungen, die er gab oder auch wiedergab und die meistentheils so übel verstanden oder zweideutig waren, daß sie nie vollzogen wurden. Einem Eilboten mit einem Befehl folgte fast immer ein Eilbote mit einer Einschränkung und jedes neue Gesetz ward durch nochmalige Beschlüsse verändert oder beschränkt. Joseph vereinte in sich zwei Aeußerste, Hartnäckigkeit und Unentschlossenheit. Verwegen im Entwerfen von Planen, konnte er sie nie kräftig durchführen. Eingebildet auf seine Gaben, voll Verachtung gegen Andere, erklärte er oft, es könne nichts geschehen, wo er nicht dabei sey und er untersuchte die geringfügigsten Dinge mit einer so kleinlichen Sorglichkeit, daß er wichtigeren Gegenständen unmöglich die gehörige Aufmerksamkeit widmen konnte.

Oberflächliche Beobachter haben Josephs Handlungen bloß dem heißen Wunsche, das Glück seiner Unterthanen zu machen, zugeschrieben. Wahr ist es, seine Briefe, seine Befehle und sein Umgang trugen wohl das Gepräge einer nachgemachten Menschenliebe; aber alles beweist, daß er Herrschsucht und Ehrgeiz unter dem Schleier des Wohlwollens und der Philosophie barg.

Bei einer solchen Gemüthsart und solchen Grundsätzen ist es gar nicht befremdlich, daß Josephs Regierung stets unruhig war, daß all' seine Neuerungsentwürfe, wie vortheilhaft sie auch hier und dort im Einzelnen hätten seyn mögen, einen Widerstand erregten, der sogar das Daseyn der österreichischen Monarchie bedrohte. In der That legte er selbst ein Zeugniß gegen die Folgewidrigkeit und Unausführbarkeit seiner Plane ab, als er gegen das Ende seines Lebens sagte: »Ich wünsche, man schriebe auf mein Grab:

Hier ruht ein Fürſt, deſſen Abſichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle ſeine Entwürfe ſcheitern zu ſehen.«

Hormayr.

Binnen kurzer zehn Jahre vermochte wohl noch kein Fürſt ſo viel zu thun als Joſeph! — Noch wird ſein Name faſt mit größerer Innigkeit, als der ſeiner unſterblichen Mutter ausgeſprochen; viele Inſchriften an Häuſern des Wehrſtandes und der Wohlthätigkeit kündigen ſeinen Namen; der Platz, der denſelben trägt, wird jedes Mal freudig genannt und mit williger Ehrfurcht blickt der Wiener täglich auf das Erzbild, das die Rechte noch immer waltend und ſegnend ausſtreckt über die geliebte Stadt! (Man höre weiter!)

Thereſia erkannte wohl auch die Rückſeite jenes dünkelhaften Jubels über das gänzliche Schwinden aller Ueberreſte eines barbariſchen Mittelalters. — Keinem wahrhaften Bedürfniſſe der Zeit oder ihrer Völker fremd, keiner auch noch ſo auffallenden Idee feind, dachte ſie, daß wie in der Ewigkeit, Jahrhunderte kaum ein Tag ſind, ſo auch das für die Intereſſen des Einzelnen erforderliche Zeitmaß, nicht das Zeitmaß ihrer Familie ſeyn könne, die nicht ſtirbt, nämlich des Staates, dieſes aus ſo verſchiedenartigen Beſtandtheilen, durch die verſchiedenartigſten Zufälle zuſammengekommenen Oeſterreichs, deſſen Maximen eben darum, vor andern, einen ſucceſſiven und hiſtoriſchen Charakter an ſich tragen müſſen, deſſen Beherrſchung eben darum eine, der größten und edelſten Geiſter würdige Aufgabe iſt und (als das wahre Abbild der Thätigkeit und Gravitation in der Natur) nichts weniger verträgt, als verwegene Neuerung oder doctrinäres Experimentiren auf eigenes Wagniß und Gefahr! (welch' ein Gewäſch) — Denn die Gefahr iſt nicht bloß ſeine, ſondern in ihm, dem eigentlichen Schwerpunkt

des europäiſchen Gemeinweſens, erſchüttert ſie Alle. Auch iſt kaum ein anderer Staatsverband zarter und inniger, weil die Wurzel und Würze eines jeden, das hausväterliche Verhältniß, das Familiengefühl nirgend ſo durch und durch geführt iſt, als gerade in dieſem höchſt fremdartigen Verein, weil die Exiſtenz und der Flor der Dynaſtie und Monarchie nirgends unzertrennlicher, nirgends ſtrenger durcheinander bedingt ſind.

Seit Ludwigs XIV. entſchiedenem Uebergewicht, ſeit der langen Schmach des teutſchen Namens, war an eine teutſche Nationalität in Oeſterreich nicht zu denken, die ſlaviſche und magyariſche trugen noch die Wunden, ſie trugen die Vorwürfe, ſie trugen die unausbleiblichen Hinderniſſe langer Religions- und Bürgerkriege. Darum herrſchten Frankreichs Sprache, Sitte und Geſchmack, hiermit auch die Grundſätze ſeiner Literatoren, jener feindliche Gegenſatz zwiſchen vermeintlicher Philoſophie und zwiſchen aller (nicht nur geoffenbarten, ſondern auch jeder natürlichen) Religion; jene allgemein beklatſchte Apotheoſe der ſinnlichſten Selbſtſucht, als des einzig wahren Prinzips und Sieges über das Vorurtheil, durch Helvetius und Diderot; die gefährliche Einſeitigkeit Voltaire's, der durch Hohn widerlegte, durch Witz überzeugte, den Freunden des Alten ſich durch eine Mittelſtraße gehaltener Form, den Freunden der Neuerung, durch die verwegenſten Angriffe des Höchſten, und Erhöhung des Niedrigſten und mit derſelben Zunge, Tugend und Laſter empfahl, und Rouſſeau, deſſen Beredtſamkeit den heiligen Ernſt der Alten in die Sprache der Doppelzüngigkeit übertragen zu haben ſchien, der die Edleren gewann, die Voltaire übrig ließ, und Herz und Einbildungskraft mit ſich fortrieß, die Encyclopädiſten, die für Alles ein ſchnelles Hausmittel wußten, dadurch die ernſten

Mühen des Lebens und jedes gründliche Studium als vergeudete Kraft und schwerfälligen Pedantism verrufend, die Physiokraten, die Alles auf Grund und Boden legten, nun alle Arbeit, so auch alles Eigenthum zertheilen und die dem Acker gehörigen persönlichen oder Natural-Dienste, durchaus in Geld verwandelt wissen wollten, ihn dadurch zuletzt so kostbar machten, daß die Erzeugungskosten nebst den Kapitalszinsen die ganze Ernte verzehrten. Wenige Jahre indeß und es zeigten sich die, seither in geometrischer Progression fortgeschrittenen Folgen — Verschlingung der Geldkräfte, die dem Handel gehörten, durch die allzukostspielige Landwirthschaft, Losreissung vom Boden, der die ihm gewidmete Mühe immer weniger lohnte und ausschließende Geldbegierde, allmählige Vertreibung des Adels und der Corporation vom Grundbesitz durch die Geldklasse, ein beständiger falscher Reiz, sich in höhere Stände und Wirkungskreise hinaufzudrängen, Zertheilung alles großen Grundeigenthums und zuletzt ein, gegen alle häusliche und Unterthans-Tugend abstumpfender Papierhandel, der gar oft auf das öffentliche Urtheil speculirte und noch über den Trümmern des besiegten, unter dem Fremdlingsjoch schmachtenden Vaterlandes, mit der vollen Brieftasche frohlocken mochte, wie die Diebe bei'm Erdbeben von Lissabon.

Keiner dieser Mißgriffe und Irrthümer blieb Wien in jener Zeit fremd. Das Meiste war Influenza der Zeit; Einiges hatte seinen Grund in Josephs Erziehung, Manches in zwei Fehlern, von denen der theure (!) Fürst nicht freizusprechen ist, in der Uebereilung und noch weit mehr — in der Verachtung der öffentlichen Meinung.

In der Jugend ferne gehalten von den Geschäften des Krieges wie des Friedens und noch als Mitregent in vielfachen

Zwang, in verhaßte Widersprüche verwickelt, als Alleinherrscher bereits 40 Jahre alt, wähnte Joseph in Vollstreckung seiner großen Plane nicht genug eilen zu können und wollte ernten, beinahe gleichzeitig mit der Aussaat. — Seine Zeit siechte an mancher verderblichen Grundthorheit. Die eine war eine vollständige Geringschätzung aller moralischen Triebfedern, ein eiskalter Indifferentism; dagegen ein ängstliches Raffiniren der Mechanik und Technik der militärischen und finanziellen Staatskräfte, bis zur äussersten Spannung, ein Köhlerglaube an die Allmacht der Ziffern und Massen, ein immerwährendes Trachten, wenn auch nicht gerade auf Vergrößerung auf Unkosten Anderer, doch nach Abrundung und Absonderung nach Außen, nach durchgehender (nicht etwa bloß Einheit, sondern) Gleichförmigkeit von Innen.

Diese Ansichten und Entwürfe, predigte auch der, um Wiens Verschönerung, Polizei, um die öffentliche Sicherheit und unzähligen veredelnden Lebensgenuß hoch verdiente, durch uneigennützigen, furchtlosen Eifer ehrwürdige (!) Sonnenfels. — Auch er (durchaus Nachahmer der Franzosen und in seinen »politischen Wissenschaften«, vielleicht ohne einen einzigen originellen Gedanken) und seine Schule sahen und kannten nur ein von gestern datirendes, geschichtlich entwurzeltes, nach aufgelösten Körperschaften und aufgelockerten, altgegliederten Verbindungen, in Individuen zerhacktes »Oesterreich aus dem Stegreife.« —

Daß der gegen Sitte und Religion posaunte Indifferentism sich nicht auch gegen die Dynastie wendete, lag vorzüglich in des Regenten persönlicher Kraft und Liebenswürdigkeit und in der treuen und warmen, mehr zum Handeln, als zum Schreiben und Berechnen sich hinneigenden Gemüthsart der österreichischen Völker. —

Die Verachtung der Geſchichte rächte ſich nicht nur in der allerwärts verminderten Ehrfurcht und Innigkeit, ſondern auch durch die Verjährung jeder, von den zahlreichen politiſchen oder religiöſen Gegnern des Kaiſerhauſes auf die Bahn gebrachten Beſchuldigung, gegen die ſelbſt urkundliche Wahrheit keinen Glauben mehr fand!! So ſtreng rächte ſich die Vernachläßigung der öffentlichen Meinung, daß, während Alles Friedrichs Umgriffen entgegen kam, Joſephs Diöceſanregulirung und die politiſch völlig unbedeutende Handhabung aller Rechte gegen die Inſaſſen Burgau's, alle Ideen gegen ihn in Bewegung ſezte, daß Alles gegen die, dem Zeitgeiſte doch ſo ſehr ſchmeichelnden Maßregeln der Kirchenſachen ſchrie, ja ſogar gegen ſeine Panisbriefe, und die Gemüther dergeſtalt allarmirte, daß während ſeinen Gegnern Alles erlaubt ſchien, was er gewollt, noch unausgeſprochen, Alles wider ſich in Harniſch fand, daß alle ſeine politiſchen Schritte durchaus nicht glückten, die Oeffnung der Schelde, der Austauſch Baierns, daß in dem unpolitiſchen Angriffskrieg auf die Pforte (1788) das herrlichſte Heer nutzlos geopfert, ja ſogar der Ruhm der Waffen — gegen die Türken!! — kompromittirt wurde und jene noch von Haugwitzens Zeiten her (1748 — 1765) vorwaltende Allgemeinheit des Staatskredits und Blüthe des Geldweſens allmählig (???) verfiel. — Während des Türkenkrieges waren die Niederlande durch offenen Aufruhr verloren, ganz Ungarn in Gährung, alle Provinzen ſchwierig und das Mißvergnügen allgemein.

Es konnte nicht fehlen, daß unter dieſen und ähnlichen Einwendungen, eine ſeltſame Härte und Geiſtesdürre hervorkeimte, die am hellſten hervortritt, wenn man mit eben dieſer Epoche, die lezten 20 Jahre der Regierung Thereſiens oder die, im Drang eines beiſpielloſen Krieges verfloſſenen

zwei erſten Jahrzehende der Regierung Franz I. vergleicht! — Viele phantaſieloſe Scribler waren unermüdet befliſſen, ſie zu ſteigern. Mit der ſeligſten Selbſtzufriedenheit ſtrebten ſie jedes Wunder, jede Sage zu vernichten, ließen den Propheten Jonas im Wirthshauſ' zum Wallfiſch einkehren, hätten den Geiſt im Hamlet gar zu gerne für naſſe, windbewegte Wäſche ausgegeben, die den unaufgeklärten Prinzen getäuſcht und an der Krone teutſcher Dichtung, am Fauſt, wäre ihnen nichts ſo ſehr aufgefallen, als daß ein ſo kluger Mann, wie Göthe, wieder vom Teufel ſprechen möge, da es nun doch Gottlob, klar bewieſen ſey, daß es keinen Teufel gebe! — Welchen Sinn ſollte derlei Volk, in ſeiner bettelſtolzen Hoffahrt (!) für die alte nationale Kunſt haben? Die beſten waren Eklektiker in der Kunſt, Optimiſten in Staatsrecht und Politik. — Die Nationalität war überall als eine unreife und engherzige Beſchränktheit ausgetrieben, und da auf dieſem Wege für die Kunſt kein Fortſchritt zu machen war, mußte man noch dem Himmel danken, in den akademiſchen Akten und Modellen, in der ewigen Nachahmung der Antike, im alleinſeligmachenden Nackten, im glänzenden Froſt der Mengſiſchen Vorbilder, wenigſtens den Maßſtab und die Form gerettet zu wiſſen! — Die Preßfreiheit war gegeben und oft genug zu ehrenrührigen und aufhetzenden Pasquillen mißbraucht. —

Als bei St. Stephan die große Glocke erſcholl, ging ein Eiſesſchauder durch alle Gemüther und gar Manche mögen durch dieſen dumpfen Todeston zum erſten Mal erfahren haben, ſie trügen ein Herz im Buſen. Aller Verblendung und aller Leidenſchaften Obſieger, der Tod, trat in ſeiner vollen Verſöhners-Allmacht auf. — Niemand dachte mehr daran, in welchem Zuſtande Thereſia, nach ſo vielen

und ſchweren Kriegen und in welchem, einem goldenen Alter des Friedens, Joſeph ſeine Reiche verlaſſen! Niemand dachte mehr ſeiner einzelnen Klagen, Niemand der allgemeinen Gefahr. — Joſephs bis zum lezten Athemzug unermüdbare Thätigkeit, ſein, dem lezten Musketier vorleuchtendes Beiſpiel in den Peſtſümpfen Semlin's, ſeine großartigen Anſtalten für Erziehung und Bildung, für die Wohlthätigkeit und für den Kriegsſtand, ſeine Liebe zur Jugend und zum lange vergeſſenen Volk, ſeine Schönheit und ſein edler Stolz, das ſchwebte auf allen Zungen, und die ihm am Meiſten entgegengearbeitet und Alles aufgeboten, die Zurücknahme ſeiner wichtigſten Reformen, das Gedächtniß ihrer Unausführbarkeit und Ungeſetzlichkeit, nicht etwa erſt durch ſeine Nachfolger, ſondern noch von ſeinen eigenen bleichen Lippen zu erhalten, vergoßen wider Willen heiße Thränen ob ſolcher Hoheit tiefem Fall. — Die Haltungsloſigkeit des philantropiſchen Cosmopolitism, der Sieg der Nationalität wären durch dieſen Ausgang entſchieden. — In voller Mannskraft, im 49. Jahre, von peinlichem Siechthum langſam verzehrt, ein beſtändiges Wollen und nicht mehr Können, alle ſeine Lande mißtrauiſch bewegt, eines in offener Empörung losgeriſſen; ein anderes, das wichtigſte, unter fremdem und feindſeligem Einfluß, in den lezten Stunden der wildbrauſende Jubel über die abgenöthigte Rückgabe der ungariſchen Krone, ſogar der Bruder und Nachfolger ferne von den geheimſten Wünſchen und lezten Seufzern, der Bund mit Frankreich durch die, ſeit ſieben Monden hell ausgebrochene Revolution aus ſeinen Angeln geriſſen, das Familienband mit Rußland durch den Tod der anmuthreichen Eliſabeth verblüht! — und dennoch keine Klage über alle die unaufhörlichen Streiche eines feindſeligen Geſchickes, ſondern altrömiſche Selbſtver-

läugnung und ächt christliche Ergebung! — Diese Sinnesart aber hat das Getrennte wieder vereinigt. — Theresia und Joseph bleiben des Oesterreichers heilige Sterne, theure Idole und Ideale der Kraft und der Milde, der Liebe und der Gerechtigkeit.

Es erhielt aber Oesterreich und zwar aus den Händen des mütterlichen Wien, ein noch theureres Zeichen der Sühnung und Gunst. — Der, welchen Joseph seiner Saat zum Wächter erkohren, ging aus dieser Schule der Leiden, der Mißgriffe und der eingreifendsten Erfahrungen hervor zum Hydernkampfe mit der argen Zeit, und als ehrte das Schicksal Josephs Vermächtniß, und als wollte es selbst keinen andern Kämpfer, es verfloßen von des edeln Kaisers Hintritt kaum zwei Jahre und Franz wird ans Steuer des Staates berufen, inmitten der verderbensschwangern Wetternacht, aus der Oesterreich unter ihm, herrlicher und mächtiger als jemals hervorgegangen ist.

Rotteck.

Angefeuert durch Friedrichs und Katharinas Thatenglanz, betrat auch Kaiser Joseph II. den Weg des Ruhmes, minder groß zwar als beide, jedoch edler. Seine Regierung macht Epoche in der Geschichte Oesterreichs, ist höchst wichtig für Teutschland und Europa, und eines der merkwürdigsten Zeichen der neuen Zeit.

Maria Theresia — durch Geist und Kraft einer Stelle unter den berühmtesten Herrscherinnen werth, an Privattugenden aber als einziges Muster hervorglänzend, hatte den unter Karls VI. schläfriger Verwaltung tief herabgekommenen österreichischen Staat durch weise Reformen vielfach gestärkt und erhoben. Die Beschränktheit

ihrer Miniſter und Beamten, mehr noch die Argliſt der Privelegirten, vor Allen der Geiſtlichkeit, welcher die fromme Monarchin geneigtes Gehör lieh, ſezten jedoch ihrem Wirken eine engere Gränze; und gab Sie Selbſt, befangen in mancherlei angeerbtem Vorurtheil, und durch Herzensgüte vielfacher Täuſchung preis, war nicht geeignet zu tiefgehender, durchgreifender Umgeſtaltung. Ihr Erſtgeborner, Joſeph, nächſt K. Maximilian II. der edelſte der öſterreichiſchen Prinzen, nicht nur lebenskräftig, ruhmbegierig und talentvoll, ſondern auch zugewendet den Intereſſen der Menſchheit und den Ideen einer vorangeſchrittenen Zeit, nahm ihr Werk auf und ſezte es fort, in höherem Styl und mit männlicher Entſchloſſenheit. Allerdings that er es auch mit Uebertreibung und in ſeinem Feuereifer nicht nur der phyſiſchen, ſondern ſelbſt der rechtlichen Hinderniſſe zu wenig achtend. Doch nicht von daher kam die Fehlſchlagung ſeiner ſchönen Entwürfe. Das Unrecht, zumal gegen das gemeine Volk, würde man ihm verziehen haben. Aber er ergriff die Vorurtheile der Menge, noch mehr, er griff das Intereſſe der privilegirten Stände an; und er wurde verdammt und unterdrückt durch die Leidenſchaft und Macht dieſer furchtbaren Gegner alles Guten. Vergebens ruft man uns heute unabläßig ins Ohr: »Revolutionen, d. h. Verbeſſerungen des geſellſchaftlichen Zuſtandes durch den Volkswillen bewirkt, ſeyen heillos; dagegen Reformen, durch die legitime Autorität der Herrſcher bewirkt, ehrwürdig und heilbringend.« Auch der legitimſte Herrſcher, ſobald er reformiren, d. h. den ungerechten Beſitzſtand nach Grundſätzen des ewigen Rechtes und der Humanität verbeſſern will, wird gehaßt und geächtet. Nichts ſoll heilig ſeyn, als der Priveligirten hiſtoriſches Recht.

Politz.

Mit Josephs II. Regierungsantritte verbreitete sich über die österreichische Monarchie ein neuer, kräftiger Geist. Schon lange hatte der vielseitig gebildete Kaiser, der auf seinen Reisen die Verfassungs- und Verwaltungsformen der europäischen Reiche und die Bedingungen der Fortschritte der Völker in der physischen und geistigen Kultur, als Grundlage ihres Nationalwohlstandes, näher kennen lernte, große Verbesserungsplane für das Innere seiner Monarchie aufgefaßt, die er nun, bereits zu einem Alter von 40 Jahren gelangt, vielleicht nur in zu kurzer Zeit verwirklichen wollte. Unverkennbar war Friedrich II. in vielen Beziehungen das Vorbild, das er als Regent sich vorhielt(?), denn die meisten politischen Grundsätze Friedrichs, besonders für die Verbesserungen im Innern, hatten sich durch eine mehr als vierzigjährige Regierung bewährt; allein eben so unverkennbar war auch Joseph II. ein Zögling seines Zeitalters, der dessen veränderten Geist wohl begriff, und unterstüzt von dem Fürsten Kaunitz, der dem Sohne blieb, was er seit mehreren Jahrzehnten der Mutter gewesen war, die einzelnen Theile seiner Monarchie zu einem verjüngten Besitze erheben wollte. Während andere Fürsten hinter dem Geist ihrer Zeit zurückblieben, hatte Joseph den Fehler, demselben zu weit vorauszueilen, besonders in einer Monarchie, deren einzelne Theile noch so wenig unter sich verbunden waren, und wo die Geistlichkeit ein so bedeutendes Gewicht behauptete. Doch war Joseph mehr teutscher Fürst, als Friedrich, der zu sehr an französischen Mustern hing (!!!). Wenn Josephs Wille entschieden gut, und sein Geist von großen Ansichten erfüllt war; so fehlte er doch nicht selten in der Wahl der Mittel und Personen bei der Ausführung seiner durchgreifenden Zwecke; so ging er nicht

ſelten zu raſch von einem Plane zu dem andern über, und hob durch ſchnell einander folgende Verordnungen die vorhergehenden wieder auf; ſo fand er auch in dem Widerſtande, welchen die katholiſche Geiſtlichkeit und mehrere privilegirte Stände ſeinen Veränderungen entgegenſtellen, mannichfaltige Hinderniſſe, die — beſonders wegen der großen gleichzeitigen Umbildung der äußern politiſchen Verhältniſſe in Europa während ſeiner lezten Regierungsjahre — bei ſeinem frühzeitigen Tode noch nicht beſiegt waren, bevor ſein edler und raſtlos thätiger Geiſt die vielen unzufriedenen Staatsbürger ſeiner Reiche, und ſelbſt zum Theile die öffentliche Meinung des Auslandes, mit dem Wohlthätigen ſeiner Entwürfe völlig ausſöhnen konnte. Er hielt ſich nur für den erſten Beamten des Staates; er war raſtlos thätig und beſaß vielſeitige, wenn gleich nicht gründliche und zuſammenhängende Kenntniſſe, weil ſeine frühere Erziehung, geleitet von dem ungariſchen Fürſten Batthyani, zu ſehr auf Gedächtnißwerke beſchränkt und nicht zweckmäßig geleitet und geordnet war. Der Geſchäftsgang ward unter ihm beſchleunigt, aber nicht ſelten auch übereilt. Bei Mißtrauen gegen die Menſchen waren ſeine Günſtlinge gewöhnlich keine ausgezeichneten Perſonen, und die Veränderlichkeit in ſeinen Anſichten und Entwürfen raubte ſeiner Regierung oft den Charakter der Einheit und Feſtigkeit, ohne welchen nichts Großes gedeihen kann.

Schneller.

Glaube, Hoffnung, Liebe — dieſe drei inhaltſchweren Worte ſagte der ſterbende Joſeph II. ſeinem vorbetenden Beichtvater nach, das erſte mit Nachdruck, das zweite mit Hingebung, das dritte mit Inbrunſt. Kränkungen aller Art zerriſſen das Herz des Menſchenfreundes; die Blindheit der Mühen, der Undank der Vielen, die Bosheit Einiger

entpreßten dem brechenden Auge einige Thränen; er unterschrieb mit gebrochenem Herzen den Widerruf mancher ihm theuren Neuerungen. Er bemerkte, wie die höchsten seiner Diener auch zu den Größten seiner Gegner gehörten. Er bemerkte, wie man viele seiner Befehle als kleinlicht, beleidigend, voreilig, unbrauchbar, ungerecht zu verschreien sich bemühte. Er sah wie das Heer an seinen Feldherrngaben verzweifelte. Er grämte sich über die Nichtanwesenheit seines Bruders und Thronfolgers, dessen Sinn und Herz ebenfalls von ihm entfernt schien. Er erfuhr, wie die Gattin seines Neffen, Franz, welchen er zum unmittelbaren Nachfolger zu haben wünschte, durch zu frühe Geburt dahin starb und rief: O Gott! Dein Wille geschehe. Das Kaumgeborene der Frühverblichenen drückte er in die kraftlosen Arme mit dem Ausrufe: Liebes Kind! du Ebenbild deiner liebenswürdigen, tugendhaften Mutter. Ihr Tod zerstörte einen seiner Lieblingsgedanken, da ihre Schwester dem russischen Kronprinzen Paul vermählt war. Er nahm Abschied von den Staatsmännern und Feldherren, denen er seine Völker und Heere anempfahl. Er schrieb einen rührenden Brief an die fünf hohen Frauen, deren Umgang ihn so sehr erheiterte. — Mit der Aussicht auf den Doppelkrieg gegen die Pforte und Preußen, mit dem Hinblicke auf Gährung und Aufstand schloßen sich die kummermüden Augen Josephs II. Das Bewußtseyn verließ ihn nicht vor dem lezten Augenblicke. Das Antlitz des Verblichenen zeigte die Miene eines Entschlummerten ..... Er war ein Jahrhundert zu früh geboren für seine Unterthanen, sagt der einheimische Jellenz. Er starb, verkannt von seinen, seiner unwerthen Völker, sagt der ausländische Remer.

Joseph II. sollte als Beherrscher des österreichischen Staatenbundes von den Einheimischen mit besonderer Kraft

gewürdigt werden, da die Ausländer Gründe genug haben, ihn in falſchem Lichte zu zeigen. Die Preußen ſehen in ihm einen furchtbaren Rückforderer Schleſien's. Die Franzoſen glaubten durch ſeine Schweſter den Gang ihrer Staatskunſt gehemmt. Die Teutſchen erinnern ſich an den Fürſtenbund. Die Batavier vergeſſen niemals den Scheldeſtreit. Die Engländer verzeihen ihm nicht die Zurückſetzung und die Wagrenverbote. Der Engländer Coxe wagt ſogar zu ſagen: »Oberflächige Beobachter haben Joſephs Handlungen bloß dem heißen Wunſche, das Glück ſeiner Unterthanen zu machen, zugeſchrieben. Wahr iſt es, ſeine Briefe, ſeine Befehle und ſein Umgang trugen wohl das Gepräge einer nachgemachten Menſchenliebe; aber Alles beweiſet, daß er Herrſchſucht und Ehrgeiz unter dem Schleier des Wohlwollens und der Weltweisheit verbarg.« Aber voll hohen Selbſtgefühls konnte der Kaiſer in der ernſten und wahrhaften Todesſtunde ſagen: »Ich wünſchte, man ſchriebe auf mein Grab: Hier ruht ein Fürſt, deſſen Abſichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle ſeine Entwürfe ſcheitern zu ſehen.« Aber Joſephs II. Wirkſamkeit iſt unvergänglich in ewigen Zeiten. Sein Geſetz der Kirchenduldung beſteht, und die Gleichheit vor den Staatsgeſetzen hat begonnen; alles Uebrige wird folgen. Was in den nächſten Jahrzehnten Oeſterreich für Stärke und Weisheit leiſtete, ruht auf den Grundlagen, welche er legte. Die kommenden Menſchenalter müſſen ſeine Entwürfe und Grundſätze wieder auffaſſen und endlich durchführen, damit der öſterreichiſche Staat ſeine volle Entwicklung der Volkskraft offenbare. Sogar diejenigen, welche in unſerer Zeit wegen Rückwirkung ſeine Anſtalten zu untergraben oder zu beſeitigen ſuchten, ſezten als Aufſchrift auf ſein ehernes Denkmal: Joſeph II., welcher dem öffentlichen Wohle lebte, nicht lang, aber ganz.

Josepho Secundo, qui Saluti Publicae vixit, non diu, sed totus.

Bei'm Tode Josephs II. zeigte sich in vielen teutschen Landen allgemein und unverholen innige Theilnahme, Wehmuth, Trauer, während viele Bewohner des österreichischen Staates sogar eine unanständige Freude äußerten. Fremde Unterthanen bekümmerten sich um den österreichischen Beherrscher, während seine eigenen Landschaften, besonders Niederland, Ungarn, Tyrol, gegen ihn nur Erbitterung zeigten. Coxe's Tadel wegen seiner verstellten Menschenliebe, Schlözer's Vorwurf wegen der Despotie im Ständewesen, Spittler's Meinung über die Eroberungssucht im Türkenkriege, die harten Urtheile über das Soldatische, Mechanische, Abstrackte seiner Anstalten haben wir widerlegt. Man tadelte ihn, daß er ein strengeres Cordon-System zwischen den eigenen Landen begründete, obwohl er sie zu verschmelzen entschlossen war; allein es bestand schon vor ihm, und nur durch die Genauigkeit in der Ausführung desselben konnte er die Nothwendigkeit seiner Aufhebung fühlbar machen. Man tadelte ihn als einen Mann, welcher fremdes Verdienst nicht ohne Neid ansah; eben in seinem eigenen Lieblingsfache erkannte er bei'm Hofkriegsrathe das Verdienst durch Anstellung zweier Standbilder mit den Inschriften, wovon die eine Lascy als den Freund und Lehrer des Herrschers, die andere Loudon als das Muster der Feldherrngröße und des Bürgersinns bezeichnete. Da wir mit der herzinnigsten Ehrerbietung das Edle seiner Gesinnung und das Zweckmäßige seiner Entwürfe aussprachen, so dürfen wir auch die Fehler dieses Fürsten nicht verschweigen. Eine gewisse Hast, welche wohl auch in Jähzorn ausbrach; ein gewisses Mißtrauen, welches später zu einer Art Menschenverachtung führte; eine

gewiſſe Rückſichtloſigkeit auf die eigenen Wünſche der Völker, welche er zu beglücken dachte; eine gewiſſe Nichtachtung ſeiner Geſundheit, welche Millionen für die Millionen galt; eine gewiſſe Nichtkenntniß der Einleitungen, welche allmählig und leiſe das Neue an die Stelle des Alten ſetzen; eine gewiſſe Unkunde deſſen, wodurch das ſtrenge Herrſchen zum ſanften Leiten wird. — Dieß ſind etwa die Fehler dieſes hochherzigen und ſcharfſichtigen Kaiſers. Man kann ihn tadeln, daß er den Bücher-Nachdruck geſtattete, welcher nicht nur Schriftſteller und Verleger um einen Theil ihres Lohnes bringt, ſondern auch durch Hinwegnahme dieſes Lohnes macht, daß große Arbeiten nicht unternommen und große Anſtrengungen ſelten lange fortgeſezt werden. Joſeph II. führte den Nachdruck aus Grundſatz für alle Werke ein, welche außer dem öſterreichiſchen Staatengebiete erſchienen; auch Teutſchland wurde völlig als Ausland behandelt, nicht anders als Frankreich oder Britannien. Er wollte ſeinen Staat durch den Nachdruck der Miſſale und Breviere von Italien unabhängig machen, und durch den Nachdruck der teutſchen Claſſiker die Ausfuhr des Geldes verhindern. Da das ſchon lang gebildete Ausland bereits Meiſterwerke bot, welche das kaum beginnende Oeſterreich nicht erreichen konnte, ſo verlegten ſich die einheimiſchen Buchhändler auf die leichte Sache des Diebſtahls; ſie bereicherten ſich wie Trattner. Nachgedruckte Werke, bereits durch öffentliche Meinung und Kritik erprobt, verbürgten durch anerkannten Werth ſtarken Abſatz und großen Gewinn. Neuverfaßte Werke einheimiſcher Schriftſteller mußten ihre Trefflichkeit erſt beweiſen, blieben ein Wagſtück, mußten ſich allmählig Bahn brechen, und verſprachen langſameren Abſatz und geringeren Gewinn. Darum gaben Wien, Prag, Peſth, Lemberg, Grätz, Mailand ſogar unter Joſeph II. noch nichts, was mit dem einzigen

Leipzig, noch weniger mit London oder Paris oder Amsterdam ſich vergleichen ließ.

Joſeph II. wurde und wird von vielen Schriftſtellern hart und ungerecht beurtheilt, weil er bei tauſend und tauſend Anſtalten für Gelehrſamkeit — die Gelehrten ſelbſt wenig liebte und wenig achtete. Seyen wir offen genug, um auch von den Gelehrten freimüthig die Fehler aufzudecken, welche wir bei andern Ständen laut in der Geſchichte ausſprechen. Viele Schriftſteller heucheln und ſchmeicheln und kriechen um einen Gnadenblick, um einen Amtstitel, um eine Beſoldungszulage, um ein Ehrenbändchen in den Vorzimmern der Großen. Viele vereinen mit dieſer niederträchtigen Geſinnung, wovon die Vorreden und Dedicationen tauſend Beweiſe liefern, einen ganz ſeltſamen Dünkel und abgeſchmackten Hochmuth. Viele verkaufen Wort und Schrift um Geld und Geldeswerth an den Meiſtbietenden, beſonders in politiſchen und religiöſen Angelegenheiten. Viele tragen ihre abgeſtorbene Bücherkenntniß mit ängſtlicher Schulmeiſterei oder Pedanterie ins friſche Weltleben. Viele prunken mit der Sophiſtik der Theologie, mit der Rabuliſterei der Jurisprudenz, mit der Charlatanerie der Medizin, mit den Hirngeſpinſten der Metaphyſik, als wie mit den unſchätzbaren Gütern der Menſchheit. Viele beweiſen im eigenen Hauſe, wie wenig ihre Grundſätze von Veredlung des Menſchen auf ſie ſelbſt als Gatten und Vater gewirkt. Proben von allem dieſem ſah Joſeph II. auf Reiſen und in der Heimath ſo viele, daß er ſich ſchnell entſchied. Solche liederliche und verworfene Scribenten ſind es, welche er verachtete, welche aber auch jezt noch in Wien als Chamäleons paradiren, in gewiſſen Zirkeln ihn verläſtern, und die unerſchütterlichen Vertheidiger ſeiner Entwürfe als Lichtzieher aus der joſephiniſchen Beleuchtungsperiode und Laternenputzer der joſephiniſchen Aufklärerei lächerlich machen wollen. Wer

aber die Salons, Miſſionen und das Convertitenweſen im jetzigen Europa kennt, wird es leicht erklären, warum in unſern Tagen feindſeliger Reaction, wo man jede Reform vernichtet, um angeblich jede Revolution zu zerſtören, der Verein der ausgezeichnetſten Gelehrten des öſterreichiſchen Staatenbundes, einem Verworfenen und Schamloſen unter ſeinen Mitgliedern geſtattete, den hochverdienten Kaiſer mitten in ſeiner ehemaligen Hauptſtadt und umringt von ſeinen Wohlthaten, ſo albern und doch ſo boshaft zu ſchmähen: »Wie ſeltſam, daß das durch äußeren Frieden und innere Wohlfahrt wahrhaft goldene Alter der joſephiniſchen Periode, der Mittagsglanz der vielgeprieſenen Aufklärung, der rückſichtloſen Zertrümmerung aller althergebrachten Vorurtheile, durch die ihr eigenthümliche Vergötterung der Sciences exactes, der Ziffern und Maſſen, durch ihre gemeine Deutlichkeit und impotente Nüchternheit, durch den iconoclaſtiſchen Vandalism, mit dem ſie die geſammte Vergangenheit bekriegte, zu gerechter Rache, in der Königin der Künſte, in der Dichtkunſt, und in der erſten aller poſitiven Wiſſenſchaften, in der Geſchichte, verhältnißmäßig eben ſolchen Stillſtand gebracht hat, wie die Reformations-Periode.« (Wieneriſche Jahrbücher der Literatur Band I., Seite 51, Jahrgang 1818.)

Sonnenfels.

Er hat der Feder und Preſſe die Freiheit gegeben, ohne die kleinſinnige Beſorglichkeit zu hören, daß man ſie gegen ihn ſelbſt mißbrauchen möge. Das Gute thun und ſich tadeln laſſen, das iſt die eig'ne, die rechte Tugend großer Regenten. Aber, was hätte ein bürgerliebender Fürſt von dieſer Freiheit zu fürchten? er hält, gegründete Erinnerungen zu Nutz zu bringen, nicht unter ſeiner Würde; und ungegründete — wird er durch das

Glück, ſo ſeine Vorſorge über Nationen verbreiten ſoll, am nachdrücklichſten widerlegen.

Diejenigen, denen daran lag, die Fackel der Vernunft zu entfernen, durch welche die Schlupfhöhle ihrer Unwiſſenheit und Trugkünſte erhellet werden könnte; die, welche des übertragenen Anſehens zu Durchſetzung ihrer Seitenabſichten, zu Emporhebung ihrer Verwandtſchaft, oder der elenden Geſchöpfe, die ihre Gunſt erkriechen konnten, mißbrauchen wollten; die, denen es wichtig war, daß die Klagen gegen Willkür und Eigenmacht, außer dem traurigen Aufenthalte der Unterdrückten, der Zurückgeſezten nicht erſchallen konnten — die hatte die zärtliche Beſorgniß gütiger Regenten für Religion und Sitten, für bürgerliche Ordnung und Folgſamkeit, beängſtiget, und unter dem Vorwande einer genaueren Wachſamkeit, die Wege zur Aufklärung vertreten, die Hand des freimüthigen Schriftſtellers gefeſſelt, die Denkungsart unterjocht. Joſeph hat dieſes Joch gebrochen; Er räumt ſeinem freien Volke das freie Recht der Vorſtellung ein. Und nun, das iſt der Ehrenruf des Fürſten an euch, Schriftſteller der Nation! Wenn irgend untergeordnete Deſpoten das Verdienſt, ſo ſie verdunkeln würde, hintanzuſetzen, wenn ſie die Fähigkeit, die ſie demüthigen würde, auszuſchließen wagen ſollten; — ſollte der Eigenſinn unverdaute Vorſchläge, unüberdachte Anſtalten gegen Vernunft und Gründe in Schutz nehmen; ſollte irdiſcher Hochmuth ſich der Ausführung nützlicher Entwürfe, weil ſie nicht von ihm kommen, widerſetzen; die Freiheit der Preſſe ſezt euch in das Recht ein, ſie öffentlich vor dem Throne, vor dem Vaterlande, vor der Welt, über all das Ueble, deſſen Urheber ſie wären, über all das Gute ſo ſie gehindert hätten, zur Rechenſchaft zu fordern; ſie ſtellet jeden Mann von Talente gleichſam

zum Hüter des gemeinschaftlichen Wohls; sie ruft ihn auf seine Stimme laut gegen Vorurtheile und Mißbräuche zu erheben, die öffentliche Verwaltung vor Irrthümern zu warnen, selbst gegen begangene Fehler zu erinnern und durch Mittheilung seiner Einsichten, an seinem Pulte der Rathgeber seines Fürsten, manchmal der Heiland seiner Mitbürger, des Staates zu werden.

Er hat den Bischöfen seiner Reiche die volle Thätigkeit ihrer Würde wieder gegeben, diejenigen Rechte wieder verschafft, deren übersehene Veräußerung in Besorgung ihres anvertrauten Amtes ihnen so vielfältige Hindernisse gelegt hat. In der Hierarchie herrscht künftig dieselbe Unterordnung; keine Ausnahme von der Gerichtsbarkeit des Bischofs: der Diöcesan wendet sich, auch um Befreiungsgesuche, die einst dem Reichthume gleichsam ausschließend vorbehalten waren, an den, der nach der Ordnung Gottes und der Natur der Verfassung die ihm beschiedene Behörde ist.

Dieß Unternehmen gegen ein in der Finsterniß verschlossener Zeiten angemaßtes Ansehen des Vatikans und die Gefälle der Datarie, würde einst das Reich mit dem Priesterthum entzweit, Staaten bluten gemacht, ganz Europa über und umgestürzt haben. Aber Rom, heute weniger als damals herrschbegierig und über die Rechte der Krone mehr aufgeklärt, gibt dem Verlangen eines Fürsten geschmeidig nach, der es eingesehen hat, wie sehr die Nationalkirche darunter leide, wenn die Verwaltung derselben zum Theile von ferne geschehen, wenn die Entscheidung einzelner Fälle, immer von einigen hundert Meilen her erwartet werden mußte.

Eine gleiche Lenksamkeit läßt der päpstliche Hof blicken, als die Abhängigkeit unserer Ordensleute von ausländischen

Obrigkeiten aufgehoben, und durch dieſen Anfang die wichtige Verbeſſerung angekündigt wird, welche der einſtimmige Wunſch des Staatsmannes und Religionseiferers bei einer Klaſſe des Clerus herbeiruft, die der Strom der Zeit und des allgemeinen Verderbniſſes ſo ferne von der Vortrefflichkeit ihres urſprünglichen Rufs abgeführet hat. Pius iſt überzeugt, daß der Schutzherr der Kirche nicht Willens iſt ihren Rechten Eintrag zu thun: die Billigkeit Joſephs beruhigt ihn; aber die Entſchloſſenheit deſſelben hält ihn in Ehrfurcht.

Er hat die Gewiſſen von dem Zwange befreit, worunter ſie durch die Geſetze gehalten worden, die vielleicht wohlmeinende Frömmigkeit eingegeben hatte, aber die in der Handhabung hart und ohne Zweifel der liebevollen Religion ſelbſt widerſtrebend waren, der ſie zur Schutzwehr dienen ſollten.

Unſer Fürſt kennt und beobachtet die Grenzen ſeiner Gewalt, die über unſere Handlungen, nicht über unſere Meinungen richtet, die zur Beſtimmung unſerer Wohlfahrt in dieſem Leben an ihn übertragen iſt, nicht des Schickſals, das jenſeits des Grabes unſer wartet. Das Gaukelſpiel der Andacht und der Phariſäermienen, die oft ein Schleichweg zu Ehren, zu Aemter, zu Gnadengehalten waren, ſind nun ihres Anſehens entkleidet. Er verlangt in ſeinem Staate, in öffentlichen Bedienungen, in der Innigkeit ſeines Zutrauens keine Heuchler; er verlangt gute Bürger; und er hält ſich überzeugt, daß man ein ſolcher ſeyn könne, auch wenn man in Glaubensſätzen anderen Sinnes iſt, als die Kirchenverſammlung zu Trient, auch wenn man den Gottesdienſt in ſeiner Mutterſprache hält. Durch Aufhebung der ſogenannten Religions-Patente, durch Aufhebung der vielmal

bedrückende, wenigstens immer erniedrigenden Ausschließungen fremder Religionsgenossen, hat er dem Staate tausend Talente brauchbar gemacht, die vorhin für denselben verloren waren: so hat er unzählbaren Menschen ein Vaterland, dem Vaterlande Bürger gegeben; so hat er mit einmal aus zweideutigen Insassen sich getreue Unterthanen versichert, die der Unterschied der Meinungen nun nicht weiter trennt, da sie durch das Band gemeinschaftlicher Rechte und Vortheile unter sich vereinbart sind.

Dieses Duldungsgesetz ist durch den allgemeinen Zuruf der denkenden Menschheit gefeiert worden: der Staat wird die Wohlthätigkeit derselben je mehr und mehr in einer unabsehbaren Reihe daraus keimender Vortheile empfinden; aber es ist für die Fortschreitung der Aufklärung keiner der unwichtigsten, daß dadurch schon jezt, den Worten Freidenkerei, Unglauben, Ketzerei ihre uneingeschränkte, willkührliche Bedeutung benommen worden. Es war eine Zeit, da Sokraten es sich nicht anmerken lassen durften, daß sie zwischen Minerven und der Eule zu der Göttin Füßen zu unterscheiden wußten; oder sie wurden von Aniten und Meliten als Gotteslängner verschrieen: und diese öffentlichen Beschuldigungen, und die weniger selten und um so gefährlichere geheime Anklage darüber, waren für die Ruhe und das Glück der Familien nicht stets ohne Folgen. Künftig kann der Mann von Wissenschaft von dieser Seite ruhig seyn: er erfülle die Pflichten des Bürgers, die Pflichten seines Amtes mit Rechtschaffenheit, mit Eifer! und es ist ihm erlaubt, die kleine zufälligen Frömmigkeitsübungen von dem Wesentlichen der Religion zu sondern; es ist ihm erlaubt, die Fabellehre mit der bewährten Offenbarung nicht zu vermengen;

es ist ihm erlaubt, zwischen der goldenen Legende und der Schrift zu unterscheiden; und für die Wunder die Moses aufgezeichnet hat, mehr als für die Erzählungen des Ribadeneira und Bolandus Ehrerbietung und Glaube zu zeigen; es ist erlaubt unangefochten sich in Kenntnissen auszuzeichnen, und von dem Werkmeister der Natur und der Weisheit seiner Gesetze erhabenere Begriffe zu haben, als Bruder Makarius und der Pöbel.

Er hat dem nutzbarsten Theile des Volkes, dessen blühender Zustand von weisen Fürsten immer als der Ruhm ihrer Gesetzgebung angesehen, von Jedermann als die Stärke der Staaten anerkennet worden; der Klasse der Unterthanen, die aller übrigen Klassen Pflegemutter und Nährerin ist, die ursprünglichen Rechte der Menschheit, die streitig gemachten Rechte der bürgerlichen Mitgenossenschaft zuerkannt. Von dem merkwürdigen Zeitpunkte dieser Entschließung an, werde der Namen Knechtschaft unter uns nicht weiter ausgesprochen! alle Unterthanen Josephs sind Bürger.

Der Despotismus unterdrückender Fürsten über Völker ist ein Greuel: aber der greulichste der unerträglichste Despotismus ist der, welchen Bürger über ihre Mitbürger ausüben. Das war die Leibeigenschaft — dieser Schandfleck der Verfassung, worin sie geduldet wird, die Schande der sich so nennenden Rechtswissenschaft, welche den Menschen zur Sache herabklügelte, die Schande der Vernunft, welche zur Vertheidigung ihrer Rechtmäßigkeit Scheingründe ersann. Nie hat die wehrlose Schwachheit der Stärke ein Recht über sich zu einem andern Endzwecke als zu ihrem Schutze, zu ihrem Besten anvertrauen wollen, anvertrauen können; und nun ist ein Zutrauen schändlicher gemißbraucht worden, als da man

das Schutzrecht in Herrenrecht verwandelte, und Geschöpfe, die aus der Hand der Natur, auf gleichen Wegen, mit gleichen Kräften des Körpers, mit gleichen Fähigkeiten des Geistes ausgerüstet, kommen, zum Eigenthume ihrer Mitgeschöpfe abwürdigte. Wie, um aller Vernunft willen, hätten Menschen, auch zum Schutze ihres Lebens, dasjenige jemals veräußern wollen, das des Lebens größten, einzigen Werth ausmacht? wie konnten einige tausend gesunde, arbeitsame, rüstige Menschen jemals das Eigenthum, eines von schwachen Aeltern geborener, durch Müßiggang und Wollüste entnervten, unbeholfenen Schwächlings werden? oder eines geinselten Mönchen, dessen Abgeordneter den arbeitsamen Hausvater heute mit Ungestüm vor der Thüre zur Frohne herauspocht, vor der noch gestern irgend seiner Ordensgenossen einer, demüthig um Nahrungsmittel gebettelt hatte? Aber indessen die Philosophie ein so widersinniges, empörendes Parodox mit der entschiedenen Uebermacht der siegenden Wahrheit bekämpfet; indessen Akademien Preise für den ausführbarsten Vorschlag bestimmen: wie der seufzenden Menschheit dieses Joch abgenommen werden könne? thut es Joseph — So löset die erhabene Menschenliebe eines Gesetzgebers, und sein Muth, sich durch die Besorgnisse, so der Eigennutz erhebt, nicht irre machen zu lassen, mit einem Worte die verwickelsten Aufgaben der Akademien.

Wenn ein entschlossener Mann dem Sturme und Ungewitter Trotz bietet, und sein Leben mehrmalen den tobenden Wellen der See aussetzet, um einigen Gestrandeten das Ihrige zu retten, und wenn dann der König diesen edelmüthigen Mann le brave homme nennt und seine bürgerliche Heldenthat mit 50 Livres (20 fl.) belohnen läßt; so fallen

alle Höflinge zu Versailles vor Bewundern in Verzückung, so hallet ganz Frankreich von diesem Ehrenworte und der ermunternden Freigebigkeit wieder. — Bei uns wären diesem brave homme durch die bestehenden Gesetze für jeden, den er mit geringerer Gefahr aus der Donau gezogen hätte, 25 fl. zugesichert.

Wenn Hr. Le Noir endlich darauf verfällt, die Hitze und den Staub des Pflasters von Paris durch Aufspritzen vor jedem Hause zu mäßigen; wie wird die Weisheit dieses Magistrats in allen Gesellschaftskreisen der Hauptstadt, in allen Journalen des Reichs nicht erhoben, und anderen Staaten zum Beispiel aufgestellt! Sie — sehen diese kleine Polizeianstalt bei uns von jeher in Ausübung.

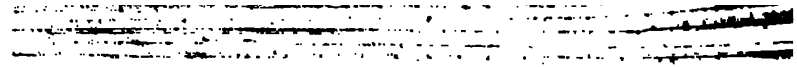
Wird der Rechtshandel des Müllners Arnold gegen seine Junker wegen eines abgeleiteten Bachs auf's Neue durchgesehen, und diese oder jene dabei untergelaufene Unförmlichkeit mit einer eilfertigen Härte berichtigt, die mit dem gelassenen Schritte der Gerechtigkeit kaum verträglich scheint, und daher in der Folge wieder gemildert werden muß; so kommen alle gelehrte und politischen Zeitungsschreiber außer Athem, das Glück der Unterthanen zu prüfen, die unter einer solchen Rechtsverwaltung leben. Um wie unendlich größer ist unser Glück, wo durch die Vorsorge der Gesetze der Fall zu einer solchen Berichtigung sogar unmöglich gemacht, und den Unterthanen durch einen vom Staate aufgestellten Vertreter gegen ihre Herren, und fügte es sich so, gegen den Regenten selbst, vorgesehen ist!

Erläßt der König in Frankreich auf seine Domänen einige hundert Familien des Landvolkes die Leibeigenschaft; so

wird le siecle de Louis XVI. eine Preißaufgabe für alle Dichter, die aus der Seine, Loire, Garronne und der Rhone trinken. Menſchenliebe auf dem Throne iſt ohne Zweifel des Wettſtreits der Muſen würdiger, als der Eroberer auf ſeinem Triumphwagen; aber Joſeph hat durch ein Geſetz Nationen freigelaſſen!«

In dieſem enthuſiaſtiſchen Lobe eines Zeitgenoſſen liegt nichts Befremdliches für das Gefühl der heutigen Zeit. Dieſer Umſtand iſt vielleicht ehrender für das Andenken des Kaiſers, als ſener Enthuſiasmus eines redlichen Mannes ſelbſt.

Beilagen.



I.

Note des General-Gouverneurs der österreichischen Niederlande, betreffend den Aufenthalt der geflüchteten und im holländischen Gebiete sich aufhaltenden Brabanter.

Das General-Gouvernement hat mit wahrer Zufriedenheit die gedachten Verfügungen gesehen. Es schmeichelt sich, daß in Folge der Grundsätze, die Ihre Hochmögenden bei diesen Verfügungen geleitet haben, Sie nicht nur keine Zusammenrottirungen auf ihrem Gebiete verstatten, sondern auch mit dem Bewegungsgrunde einer in gewöhnlichen Zeiten natürlichen Toleranz das nicht bedenken werden, was im Grunde eine Auswanderung aus diesem Lande seyn würde, die Kunstgriffe der Verbrecher, die sich auf das Gebiet Ihro Hochmögenden geflüchtet haben, bewirkten.

Das General-Gouvernement hat auch das Vertrauen, das J. H., um jenen, unstreitig sehr strafbaren geheimen Vornehmungen abzuhelfen, nicht erwarten werden, daß man Ihnen — was in der That mehr als schwer seyn würde — Beweise von dem vorlege, was in Ihrem eigenen Gebiete geschieht, sondern daß Sie, von der Freundschaft gegen Se. Kais. Maj. von den Gesinnungen geleitet, deren Versicherungen das von dem Herrn Baron von Hox übergebene Memoir enthält, um so geneigter seyn werden, aus eigener Bewegung dafür zu sorgen, da es für die Ruhe der Republik selbst wichtig ist, den Schleier aufzuheben, der unter

dem Scheine von Formalitäten, die zur gerichtlichen Beweisführung gefordert werden, geheime Bemühungen verdeckt, die für die Ruhe der reſpektiven Staaten gefährlich ſind, und J. H. die Abſicht und Folgen des Aufenthaltes der ſtrafbaren, ſo bekannten Urheber der Inſurrection der Niederlande an der äußerſten Grenze ihres Gebiets ſich eben ſo wenig verbergen können, als die Beſuche, die ſie daſelbſt häufig bekommen und die unzähligen Verbindungen, die ſie unterhalten.

In dieſer Lage der Sachen erwartet das General-Gouvernement mit Zuverſicht von der Freundſchaft und Aufrichtigkeit J. H., daß Sie bei allen Maßregeln, wovon das Memoire des Herrn Baron von Hor redet, Vorſchritte thun, um dem Gouvernement ſelbſt in Demjenigen zuvor zu kommen, was es in Betreff irgend einiger Mittel zu wünſchen haben könnte, die anzuwenden ſind, um zu verhindern, daß Ihr Gebiet nicht zu einer Freiſtadt von Complotts und zu einem neuen Treibhauſe einer Inſurrection diene, die eben ſo ſehr die innere Ruhe der Republik als die der Kaiſerlichen Niederlande intereſſirt.

Se. kaiſerliche Majeſtät würde übrigens die Geſinnungen, J. H. zu beleidigen glauben, wenn Sie die Beſchaffenheit der Maßregeln näher beſtimmen wollten, die Sie Sich von Ihrer Freundſchaft verſprechen können.

Das General-Gouvernement hält ſich überzeugt, daß es dadurch einen Bewegungsgrund mehr finden werde, dem Wunſche gemäß, den der bevollmächtigte Miniſter ſchon im Haag zu erkennen gegeben hat, die Maßregeln zu beſchleunigen, um auf feſten Grundlagen die Bande der guten Nachbarſchaft und des gegenſeitigen Zutrauens beider Staaten zu errichten.

Brüſſel, den 21. Februar 1791.

II.

Memoire der Generalstaaten auf vorhergehende Note, übergeben durch ihren Gesandten zu Brüssel, dem Baron von Hoz, unterm 6. März 1791.

Da das General-Gouvernement der österreichischen Niederlande sich mündlich bei dem Minister Ihre Hochmögenden in Brüssel über gewisse Verbindungen hatte beschweren lassen, die die Chefs der Insurgenten, wie man glaubte, auf dem Gebiete der Republik noch unterhielten, und über die Protection, welche ihnen die vornehmsten Landesbedienten dieses Quartiers gäben, so war Ihro Hochmögenden nichts angelegentlicher, als erwähntem Minister aufzutragen, dem General-Gouvernement von den Maßregeln Nachricht zu geben, die sie getroffen hätten, um zu verhindern, daß nichts dergleichen weder mittel- noch unmittelbar auf Ihrem Gebiete statt haben könne. Die Generalstaaten wußten zugleich so wenig von dem wirklichen Vorgange dieser Sachen, stellten sich selbst bei den Maßregeln, die Sie für gut gefunden hatten zu nehmen, so wenig die Möglichkeit derselben vor, daß Sie Ihrem erwähnten Minister überdem den Auftrag gaben, sich an das General-Gouvernement zu wenden, um zu erfahren, welche Anzeigen und Beweise es von diesen Sachen hätte, mit der Versicherung, daß, wenn sich Leute in dem Gebiete des Staats befänden, die entweder an und für sich selbst, oder durch ihre Verbindungen mit andern, erwähnten Gouvernements Argwohn geben könnten, J. H. sie in der Nähe bewachen lassen würden, um allen nachdrücklich vorzubeugen, was mittel- oder unmittelbar zur Veranlassung neuer Unruhen abzwecken könnte.

Da dieſe Verſicherungen mit aller der Treue und Aufrichtigkeit ertheilt wurden, die die Schritte jeder ſouveränen Macht begleiten müſſen, ſo waren J. H. zu der Erwartung berechtigt, daß das General-Gouvernement damit zufrieden ſeyn würde. Bei mehr als einer Gelegenheit hatte es wirkliche Beweiſe von der Gefälligkeit erhalten, womit J. H. — auf die Erwerbung der Freundſchaft und des Zutrauens Se. Kaiſ. Maj. ſtets eifrſüchtig — den Wünſchen deſſelben gewillfahrt hatte.

Die Maßregeln, die J. H. zur Ausführung ihrer Befehle haben treffen laſſen, ſind der Conſtitution der Republik gemäß, und obgleich Sie Keinem Rechenſchaft davon ſchuldig ſind, ſo haben ſie ſelbige doch dem General-Gouvernement mittheilen wollen, um eben dadurch denſelben zu zeigen, wie feſt entſchloſſen Sie wären, dieſe Maßregeln ſtrenge zu handhaben.

Den Generalſtaaten war es daher eben ſo auffallend als ſchmerzlich, in der Note, die das General-Gouvernement als Antwort auf jene vertraute Mittheilung, dem Herrn von Hox letzlich hat übergeben laſſen, von neuem eine Empfehlung der Bewegungsgründe und Mittel zu finden, welche, nach all' den Beweiſen, die J. H. von der Theilnahme gegeben haben, die Sie immer an der Ruhe der Niederlanden genommen, wenigſtens für überflüſſig gehalten werden können.

J. H. haben nie geſucht, mit dem vorgebenden Grunde der Toleranz, die in gewöhnlichen Zeiten natürlich iſt, die Kunſtgriffe der Strafbaren zu bedecken, die ſich auf ihr Gebiet geflüchtet haben, und Sie ſind ebenfalls noch wenig geneigt, Sich ähnlicher Vorwände zu bedienen.

Indeſſen müſſen Sie bei dieſer Gelegenheit dem General-Gouvernement bemerklich machen, wie ſchwer es in außerordentlichen Zeitpunkten ſey, jede Machination der

Art gänzlich zu verhindern. Die Vorgänge von 1787, am Ende der Unruhen, die die Republik zerrütteten, geben ein Beiſpiel davon. Nicht allein hatten damals ähnliche Auswanderungen von hier nach den Oeſterreichiſchen Niederlanden ſtatt, ſondern man ſah ſelbſt Perſonen, die dieſe Auswanderungen begünſtigten, in eben dieſen Niederlanden öffentliche Bedienungen verwalten und ſogar ungeſtraft daſelbſt den Titel von Deputirten J. H. der Generalſtaaten der vereinigten Niederlande, reſidirend zu Brüſſel, annehmen; — hinterliſtige Unternehmungen, die die Freundſchaft und die Pflichten der guten Nachbarſchaft, die die Republik unſtreitig berechtigt war, von Seiten des General-Gouvernements zu erwarten, gewiß nicht würden gelitten haben, wenn es damals möglich geweſen wäre, ſie zu verhindern, die aber jetzt, wie J. H. Sich verſichert halten, ſehr wirkſam auf Ihrem Gebiete durch die Maßregeln ſollen unterdrückt werden, die Sie genommen haben.

J. H. haben auch nie (wie es das General-Gouvernement angeben zu wollen ſcheint) gerichtliche Beweiſe von dem verlangt, was auf Ihrem Gebiete vorginge, ehe dem Uebel abgeholfen werden könne. Allein Sie haben mit Mißvergnügen geſehen, daß das General-Gouvernement über Sachen, die ganz ohne Grund ſind, Beſchwerden und Vorſtellungen ſo oft erneuert hat, die nur dazu dienen konnten, Mißtrauen bei Sr. Kaiſ. Maj. gegen dieſen Staat zu erwecken. Da man nicht zufrieden ſchien, als J. H. aufrichtig erklärten, daß Sie von den Thatſachen, wovon die Rede ſey, nichts mißten, oder daß man ſie nach den genaueſten Unterſuchungeu ungegründet befunden habe, ſo mußte man wohl das General-Gouvernement erſuchen, die Beweiſe beſonders anzugeben, die ihm bekannt ſeyn möchten, um

darnach eben dieſe Unterſuchungen zu erneuern und doch iſt auf jene Beſchwerden noch nicht ein einziger Beweis gefolgt.

Nach dieſer Darſtellung ſchmeicheln ſich J. H., daß das General-Gouvernement ſich in Zukunft auf die Geſinnungen der Freundſchaft der Republik, ſo wie auf die Verſicherungen derſelben verlaſſen werde, deren Aufrichtigkeit nie eine europäiſche Macht in Zweifel gezogen hat.

Ueberdieß werden J. H. alle Gelegenheiten, die ſich darbieten, ergreifen, um Sr. Kaiſ. Maj. mit aller möglichen Willfährigkeit zu zeigen, wie geneigt Sie gegen ſelbige ſeyn werden, alle Pflichten einer guten Nachbarſchaft und des vollkommenſten guten Vernehmens zu erfüllen, wobei Sie Ihrer Seits, das größte Vertrauen auf die gleichfalls nachdrücklichen und beſtimmten Verſicherungen ſetzen, die Ihnen der Herr Graf von Mercy, bei ſeinem Aufenthalte im Haag von Sr. Kaiſ. Maj. und von der Neigung dieſes Monarchen gegeben hat, J. H. Beweiſe Seiner Freundſchaft durch die Ausgleichung der Gegenſtände zu ertheilen, deren Erfüllung Sie wünſchen, um auf einer feſten und dauerhaften Grundlage die Harmonie und das Vertrauen zwiſchen beiden Staaten errichtet zu ſehen.

III.

Antwort des General-Gouvernements auf vorſtehendes Memoire.

Das General-Gouvernement der Niederlande glaubt, das Memoire nicht unbeantwortet laſſen zu können, das der Herr Baron von Hox unter'm 6ten dieſes dem bevollmächtigten Miniſter übergeben hat.

Nie iſt es dem General-Gouvernement in den Sinn gekommen, J. H. die Maßregeln zu empfehlen, die ſie für angemeſſen halten könnten, um dem Kaiſer Ihre Achtung und

Freundschaft, auch in Rücksicht des Aufenthalts und der Bewegungen zu erkennen zu geben, die die Anführer bei den vorigen Unruhen auf dem Gebiete der Republick unternehmen. Das General-Gouvernement hat nur können ersuchen, sein Zutrauen ausdrücken und die Thatsachen anzeigen, die ihm bekannt sind, ohne die Beweise davon vorbringen zu können. Diese Thatsachen sind indessen notorisch. Es ist sehr bekannt, daß die drei Brüder van der Noot, der Priester van Eupen, der Graf Berlo, der Baron Romrodeal und seine Familie, der Advocat van der Koor, der Abt von Tongerloo, der Exjesuit Teller, die berüchtigte Pinean, ihre Tochter, und mehrere andere brabantische und fremde Aufruhrstifter sich zwischen Berg op Zoom, Breda, Rosenthal, Verhorst und an anderen Orten der Republik aufhalten; daß sie daselbst einen Briefwechsel mit verschiedenen Städten der Niederlande unterhalten, viel zwischen einander hin und her schicken; Bemühungen, bei denen man keine gute Absichten denken kann, und die die Hoffnung und Entwürfe der Uebelgesinnten erhalten, deren Anzahl noch sehr groß in diesen Provinzen ist, die jüngst die Unruhen zerrütteten.

Da das General-Gouvernement der Niederlande sich nicht verbunden hält, irgend Jemand von seinen innern Verfügungen Rechenschaft zu geben, so ist es auch eben so weit entfernt, dieß von andern Mächten zu verlangen, und da es nicht die Absicht gehabt hat, der Empfindlichkeit Ihro Hochmög. in seiner lezten Note zu nahe zu treten, so kann es seine Verwunderung über die widrige Sensation nicht verbergen, die diese Note scheint veranlaßt zu haben. Was den Herren Generalstaaten überflüssig scheinen kann, ist es nicht in den Augen des General-Gouvernements, das an der Sache, wovon die Rede ist, einen weit andern Antheil nimmt

angelegen wäre bei der Republik zu reclamiren, da sie sich nur über Verbindlichkeiten von Seiten Sr. Maj. gegen Ihre eigenen Unterthanen erstreckt, deren Wohl Sie natürlich weit mehr als irgend eine fremde Macht interessiren muß, so können Se. kais. Maj. doch nicht ohne einiges Mißvergnügen sehen, daß die Ratification J. H. noch nicht übergeben worden.

Wenn das General-Gouvernement mit zögernder Erwartung entgegen sieht, daß diese Angelegenheit gänzlich beendigt worden, so ist es deswegen, damit weiter kein Hinderniß gegen den aufrichtigen Wunsch sey, der das General-Gouvernement beseelt, auf einer festen und dauerhaften Grundlage eine vollkommene Eintracht und ein aufrichtiges Vertrauen zwischen den beiden Staaten errichten zu sehen.

Gegeben zu Brüssel, den 12ten März 1791.

Ende.

Inhalt.

I. Reaction der Kirche. 1781 — 1790.

Seite

Erstes Kapitel. Widerstand der höheren Geistlichkeit 1
Zweites Kapitel. Widersetzlichkeit der ungarischen Bischöfe. — Der Kurfürst von Trier Vorstellungen 14
Drittes Kapitel. Unzufriedenheit des römischen Hofes. — Vorbereitungen zur Reise nach Wien 20
Viertes Kapitel. Reise des Papstes nach Wien. — Empfang des Kaisers. — Feierlichkeiten. — Besuch bei Kaunitz . . . 27
Fünftes Kapitel. Folgen des Besuches. — Neue Streitigkeiten . 47
Sechstes Kapitel. Reise des Kaisers nach Rom 54
Siebentes Kapitel. Neue Mißhelligkeiten. — Der Nuntienstreit 62

II. Reaction der Völker des Staatenbundes.

Einleitung.

Angriff der Reaction. — Nothwendigkeit derselben 85
Erstes Kapitel. 1781. Aberglaube des Volkes. — Unruhen in Tyrol wegen des Abbrechens der Altäre. — Fortdauern der Bilderkrämerei. — Widerstand der niedern Geistlichkeit . 89
Zweites Kapitel. Intoleranz der Geistlichkeit und des Volks. — Intoleranz der Protestanten. — Beschwerde der akatholischen Gemeinden im Fürstenthum Teschen 99
Drittes Kapitel. Fortsetzung. — Falsche Wirkungen der Reformen. — Dessen 111
Viertes Kapitel. Widerstand der Beamten. — Widersetzlichkeiten in Tyrol und Ungarn 117
Fünftes Kapitel. Schlechte Stimmung des Volks. — Falsche Wirkungen der Reformen. — Schlechter Geist des Heeres. — Unruhen 127
Sechstes Kapitel. Fortsetzung. — Josephs Reformen im Widerstreit gegen das praktische Leben. — Unzufriedenheit der Nation mit dem neuen Gesetz und dessen Vollstreckung . . . 141
Siebentes Kapitel. Fortsetzung 153
Achtes Kapitel. Empörung der Niederlande. — Verfassung der österreichischen Niederlande 162
Neuntes Kapitel. Empörung der Niederlande. — Erste Zeichen der Unzufriedenheit. — Aufruhr in Löwen. — Vondadari wird fortgewiesen. — Gesinnungen der Bischöfe von Mecheln und Namur 174
Zehntes Kapitel. Empörung der Niederlande. — Politischer Charakter der niederländischen Unruhen. — Beschaffenheit der Regierung. — Auftritt in Brüssel 187
Eilftes Kapitel. Fortsetzung der Empörung. — Des Kaisers Erklärung. — Die niederländischen Deputirten in Wien . 202
Zwölftes Kapitel. Neue Intriguen der Geistlichkeit . . . 215
Dreizehntes Kapitel. Trautmannsdorf und d'Alton . . 226

Seite

Vierzehntes Kapitel. Empörung der Niederlande. 1788—89. Vorfälle in Löwen 234
Fünfzehntes Kapitel. Empörung der Niederlande. 1788 bis 1789. (Fortsetzung.) 247
Sechszehntes Kapitel. Empörung der Niederlande. (Forts.) 262
Siebzehntes Kapitel. Empörung der Niederlande. (Forts.) . . 275
Achtzehntes Kapitel. Sieg der Reaction 289

Geschichte der Politik Josephs des Zweiten oder österreichische Staatsgeschichte von 1780—1790.

Einleitung.

Erstes Kapitel. Zweck der Politik. — Innere Politik Josephs II. — Die Politik Oesterreichs in den Zeiten Josephs noch nicht gegeben 301
Zweites Kapitel. Gebote der äußeren Politik, von Joseph mißachtet. — Großer Entwurf 307

I. Die teutschen Händel.

Erstes Kapitel. Verfassung des teutschen Reichs. — Reichspolitik 318
Zweites Kapitel. Vorwände des Fürstenbundes 331
Drittes Kapitel. Projekt des Austausches von Baiern gegen die Niederlande 337
Viertes Kapitel. Der Fürstenbund und die Staatsschriften über denselben 357

II. Der Streit mit Holland.

Erstes Kapitel. Der Barrierevertrag 368
Zweites Kapitel. Aufhebung der Barriere 378
Drittes Kapitel. Weitere Forderungen an die Republik . 382
Viertes Kapitel. Fortsetzung des Scheldestreits 396

III. Der Krieg gegen die Pforte.

Erstes Kapitel. Verhältniß und Bund mit Rußland . . . 407
Zweites Kapitel. Reise des Kaisers nach Cherson 419
Segurs Nachrichten über die Zusammenkunft Joseph II. mit Katharina II. zu Cherson 421
Drittes Kapitel. Neue Mißhelligkeiten mit der Pforte . . 434
Viertes Kapitel. Ausbruch des Krieges 444
Fünftes Kapitel. Eröffnung des Feldzugs. — Einnahme von Schabacz. — Der Kaiser bei'm Heere 453
Sechstes Kapitel. Loudon bei'm Heere. — Einnahme von Dubicza und Novi. — Schluß des Feldzugs 465
Siebentes Kapitel. Vukassevich in Montenegro 477
Achtes Kapitel. Der Feldzug 1789. — Joseph's militärische Anordnungen 487
Ueberblick der politischen Verhältnisse 505

Resultate.

Erstes Kapitel. Wachsthum der Bevölkerung. — Statistische Uebersichten 531
Zweites Kapitel. Volkserziehung. — Unterrichtswesen . . 553
Drittes Kapitel. Hauptresultat 562
Urtheile der Geschichte 572
Beilagen 601

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06379 0169